This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

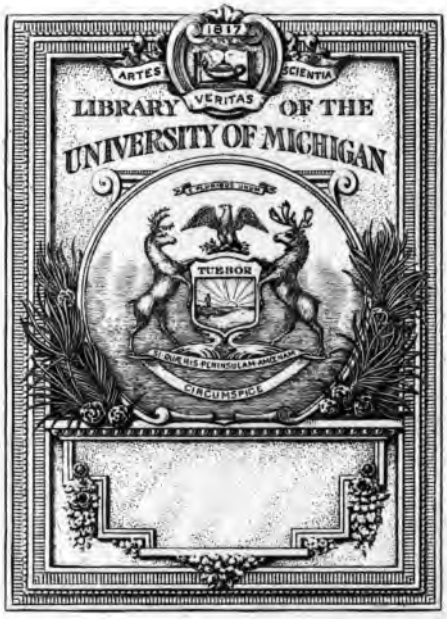
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 996,299


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

838
H47
1856

Heinrich Heine's

Sämmtliche Werke.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF TORONTO

Fünfter Band:

Vermischte Schriften.

(Erste Abtheilung.)

Philadelphia:
Verlag von John Weik,
No. 195 Chesnutstraße.
1856.

838
H47
v.5

H. Heine's

Sämmtliche Werke.

Fünfter Band:

Vermischte Schriften.

Erste Abtheilung.

Notiz.

—

Im fünften und ſechsten Bande geben wir ſämmtliche politiſche, hiſtoriſche, biographiſche ꝛc. Arbeiten Heinrich Heine's ſo vollſtändig, ſie in den zerſtreuten und vermiſchten Schriften des Verfaſſers a konnten.

Philadelphia, im Juli 1855.

Der Verlege

Einleitende Bemerkung.

Herr Lumley, Direktor des Theaters Ihrer Majestät der Königin zu London, forderte mich auf, für seine Bühne ein Ballet zu schreiben, und diesem Wunsche willfahrend dichtete ich das nachfolgende Poem. Ich nannte es: Doktor Faust, ein Tanzpoem. Doch dieses Tanzpoem ist nicht zur Aufführung gekommen, theils weil in der Saison, für welche dasselbe angekündigt war, der beispiellose Succes der sogenannten schwedischen Nachtigall jede andere Exhibition im Theater der Königin überflüssig machte, theils auch weil der Balletmeister aus Esprit de Corps de Ballet, hemmend und säumend, alle möglichen Böswilligkeiten ausübte. Dieser Balletmeister hielt es nämlich für eine gefährliche Neuerung, daß einmal ein Dichter das Libretto eines Balletes gedichtet hatte, während doch solche Produkte bisher immer nur von Tanzaffen seiner Art, in Collaborazion mit irgend einer dürftigen Literatenseele, geliefert worden. Armer Faust! armer Hexenmeister! so mußtest du auf die Ehre verzichten, vor der großen Victoria von England deine Schwarzkünste zu produziren! Wird es dir in deiner Heimath besser gehn? Sollte gegen mein Erwarten irgend eine deutsche Bühne ihren guten Geschmack dadurch bekunden, daß sie mein Opus zur Aufführung brächte, so bitte ich die hochlöbliche Direktion bei dieser Gelegenheit auch nicht zu versäumen, das dem Autor gebührende Honorar, durch Vermittlung der Buchhandlung von Hoffmann und Campe zu Hamburg, mir oder meinen Rechtsnachfolgern zukommen zu lassen. Ich halte es nicht für überflüssig zu bemerken, daß ich, um das Eigenthumsrecht meines Ballets in Frankreich zu sichern, bereits eine französische Uebersetzung drucken ließ und die gesetzlich vorgeschriebene Anzahl Exemplare an gehörigem Orte deponirt habe.

Als ich das Vergnügen hatte dem Herrn Lumley mein Balletmanuskript einzuhändigen und wir, bei einer duftigen Tasse Thee, uns über den Geist der Faustsage und meine Behandlung derselben unterhielten, ersuchte mich der geistreiche Impressario das Wesentliche unseres Gespräches aufzuzeichnen, damit er späterhin das Libretto damit bereichern könne, welches er am Abend der Aufführung seinem Publikum zu übergeben gedachte. Auch solchem

freundlichen Begehr nachkommend, ſchrieb ich den Brief an Lumley, d
abgekürzt am Ende dieſes Büchleins mittheile, da vielleicht auch dem der
Leſer dieſe flüchtigen Blätter einiges Intereſſe gewähren dürften.

Wie über den hiſtoriſchen Fauſt habe ich in dem Briefe an Lumle
über den mythiſchen Fauſt nur dürftige Andeutungen gegeben. Ich
nicht umhin, in Bezug auf die Entſtehung und Entwickelung dieſes F
der Sage, der Fauſtfabel, hier das Reſultat meiner Forſchungen mit w
Worten zu reſumiren.

Es iſt nicht eigentlich die Legende vom Theophilus, Seneſchall des B
von Adama in Sicilien, ſondern eine alte angloſächſiſche, dramatiſch
handlung derſelben, welche als die Grundlage der Fauſtfabel zu betracht
In dem noch vorhandenen plattdeutſchen Gedichte vom Theophilus ſin
ſächſiſche oder angloſächſiſche Archäismen, gleichſam Wortverſteineru
foſſile Redensarten enthalten, welche darauf hinweiſen, daß dieſes G
nur eine Nachbildung eines älteren Originals iſt, das im Laufe der Zei
loren gegangen. Kurz nach der Invaſion Englands durch die franzö
Normannen muß jenes angloſächſiſche Gedicht noch exiſtirt haben,
augenſcheinlich ward daſſelbe von einem franzöſiſchen Poeten, dem Tr
bour Rüteboeuf faſt wörtlich nachgeahmt und als ein Mystère in Fra
auf's Theater gebracht. Für diejenigen, denen die Sammlung von J
merque, worin auch dieſes Mystère abgedruckt, nicht zugänglich iſt, be
ich, daß der gelehrte Mangin vor etwa ſieben Jahren im Journal des sa
über das erwähnte Mystère hinlänglich Auskunft giebt. Dieſes Myſt
vom Troubadour Rüteboeuf benutzte nun der engliſche Dichter Marlon
er ſeinen Fauſt ſchrieb, indem er die analoge Sage vom deutſchen Za
Fauſt nach dem älteren Fauſtbuche, wovon es bereits eine engliſche 1
ſetzung gab, in die dramatiſche Form kleidete, die ihm das franzöſiſche a
England bekannte Myſterium bot. Das Myſterium des Theophilus
das ältere Volksbuch vom Fauſt ſind alſo die beiden Faktoren, aus welch
Marlow'ſche Drama hervorgegangen. Der Held deſſelben iſt nicht me
ruchloſer Rebell gegen den Himmel, der verführt von einem Zaubere
um irdiſche Güter zu gewinnen, ſeine Seele dem Teufel verſchreibt, abe
lich durch die Gnade der Mutter Gottes, die den Pakt aus der Hölle z
holt, gerettet wird, gleich dem Theophilus: ſondern der Held des Stü
hier ſelbſt ein Zauberer, in ihm, wie im Nekromanten des Fauſtbuchs,
miren ſich die Sagen von allen früheren Schwarzkünſtlern, deren Kün
vor den höchſten Herrſchaften produzirt, und zwar geſchieht ſolches au
teſtantiſchem Boden, den die rettende Mutter Gottes nicht betreten darf,
halb auch der Teufel den Zauberer holt ohne Gnade und Barmherzi
Die Puppenſpiel-Theater, die zur Shakespear'ſchen Zeit in London flo

und ſich eines jeden Stückes, das auf den großen Bühnen Glück machte, gleich bemächtigten, haben gewiß auch nach dem Marlow'ſchen Vorbilde einen Fauſt zu geben gewußt, indem ſie das Originaldrama mehr oder minder ernſthaft parodirten, oder ihren Lokalbedürfniſſen gemäß zuſtutzten, oder auch, wie oft geſchah, von dem Verfaſſer ſelbſt für den Standpunkt ihres Publikums umarbeiten ließen. Es iſt nun jener Puppenſpiel-Fauſt, der von England herüber nach dem Feſtland kam, durch die Niederlande reiſend auch die Marktbuden unſerer Heimath beſuchte, und in derb deutſcher Maulart überſetzt und mit deutſchen Hanswurſtiaden verballhornt, die unteren Schichten des deutſchen Volkes ergötzte. Wie verſchieden auch die Verſionen, die ſich im Laufe der Zeit, beſonders durch das Improviſiren, gebildet, ſo blieb doch das Weſentliche unverändert, und einem ſolchen Puppenſpiele, das Wolfgang Goethe in einem Winkeltheater zu Straßburg aufführen ſah, hat unſer großer Dichter die Form und den Stoff ſeines Meiſterwerks entlehnt. In der erſten Fragment-Ausgabe des Goethe'ſchen Fauſtes iſt dieſes am ſichtbarſten; dieſe entbehrt noch die der Sakontala entnommene Einleitung und einen dem Hiob nachgebildeten Prolog, ſie weicht noch nicht ab von der ſchlichten Puppenſpielform und es iſt kein weſentliches Motiv darin enthalten, welches auf eine Kenntniß der älteren Originalbücher von Spieß und Widman ſchließen läßt.

Das iſt die Geneſis der Fauſtfabel, von dem Theophilus-Gedichte bis auf Goethe, der ſie zu ihrer jetzigen Popularität erhoben hat. — Abraham zeugte den Iſaak, Iſaak zeugte den Jakob, Jakob aber zeugte den Juda, in deſſen Händen das Scepter ewig bleiben wird. In der Literatur wie im Leben hat jeder Sohn einen Vater, den er aber freilich nicht immer kennt, oder den er gar verläugnen möchte.

Geſchrieben zu Paris, den 1. Oktober 1851.

Der Doktor Faust.

Ein Tanzpoem,

nebst

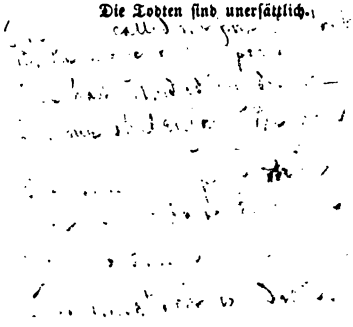
kuriosen Berichten über Teufel, Hexen

und

Dichtkunst.

Du haſt mich beſchworen aus dem Grab
Durch deinen Zauberwillen,
Belebteſt mich mit Wolluſtgluth —
Jetzt kannſt du die Gluth nicht ſtillen.

Preß deinen Mund an meinen Mund,
Der Menſchen Odem iſt göttlich!
Ich trinke deine Seele aus,
Die Todten ſind unerſättlich.



Der Doktor Faust.

Ein Tanzpoem.

Erster Akt.

birzimmer, groß, gewölbt, in gothiſchem Styl. Spärliche Beleuchtung.
ı Wänden Bücherſchränke, aſtrologiſche und alchymiſtiſche Geräthſchaf-
ɜelt- uud Himmelskugel, Planetenbilder, Retorten und ſeltſame Glä-
ıatomiſche Präparate (Skelette von Menſchen und Thieren) und ſon-
equiſiten der Nekromanzie.
chlägt Mitternacht. Neben einem mit aufgeſtapelten Büchern und phy-
en Inſtrumenten bedeckten Tiſche, in einem hohen Lehnſtuhl, ſitzt nach-
der Doktor Faust. Seine Kleidung iſt die altdeutſche Gelehrtentracht
ɜehnten Jahrhunderts. Er erhebt ſich endlich und ſchwankt mit unſi-
Schritten einem Bücherſchranke zu, wo ein großer Foliant mit einer
ngeſchloſſen; er öffnet das Schloß und ſchleppt das entfeſſelte Buch (den
ınten Höllenzwang) nach ſeinem Tiſche. In ſeiner Haltung und ſei-
ınzen Weſen beurkundet ſich eine Miſchung von Unbeholfenheit und
von linkiſcher Magiſterhaftigkeit und trotzigem Doktorſtolz. Nachdem
ge Lichter angezündet und mit einem Schwerte verſchiedene magiſche
auf dem Boden gezeichnet, öffnet er das große Buch, und in ſeinen Ge-
offenbaren ſich die geheimen Schauer der Beſchwörung. Das Gemach
kelt ſich; es blitzt und donnert; aus dem Boden, der ſich praſſelnd öffnet,
npor ein flammend rother Tiger. Fauſt zeigt ſich bei dieſem Anblick
ı Mindeſten erſchreckt, er tritt der feurigen Beſtie mit Verhöhnung ent-
und ſcheint ihr zu befehlen ſogleich zu entweichen. Sie verſinkt auch
in die Erde. Fauſt beginnt aufs neue ſeine Beſchwörunge.., wieder
ab donnert es entſetzlich und aus dem ſich öffnenden Boden ſchießt em-
ɛ ungeheure Schlange, die in den bedrohlichſten Windungen ſich rin-
Feuer und Flammen ziſcht. Auch ihr begegnet der Doktor mit Verach-
r zuckt die Achſel, er lacht, er ſpottet darüber, daß der Höllengeiſt nicht
r weit gefährlichern Geſtalt zu erſcheinen vermochte, und auch die
ge kriecht in die Erde zurück. Fauſt erhebt ſogleich mit geſteigertem

Eifer ſeine Beſchwörungen, aber diesmal ſchwindet plötzlich die Dur
das Zimmer erhellt ſich mit unzähligen Lichtern, ſtatt des Donnerwet
tönt die lieblichſte Tanzmuſik, und aus dem geöffneten Boden, wie aus
Blumenkorb, ſteigt hervor eine Ballettänzerin, gekleidet im gewöhnlichen
und Trikot-Koſtüme und umhergaukelnd in den banalſten Pirouetten.

Fauſt iſt anfänglich darob befremdet, daß der beſchworene Teufel M
pheles keine unheilvollere Geſtalt annehmen konnte als die einer Ballettä
doch zuletzt gefällt ihm dieſe lächelnd anmuthige Erſcheinung und er m
ein gravitätiſches Kompliment. Mephiſtopheles oder vielmehr Mephiſ
wie wir nunmehr die in die Weiblichkeit übergegangene Teufelei zu
haben, erwiedert parodirend das Kompliment des Doktors und umtän
in der bekannten koketten Weiſe. Sie hält einen Zauberſtab in der Ha
Alles, was ſie im Zimmer damit berührt, wird aufs Ergötzlichſte um
delt, doch dergeſtalt, daß die urſprüngliche Formation der Gegenſtänd
ganz vertilgt wird, z. B. die dunkeln Planetenbilder erleuchten ſich bun
von innen, aus den Pokalen mit Mißgeburten blicken die ſchönſten Vög
vor, die Eulen tragen Girandolen im Schnabel, prachtvoll ſprießen
Wänden hervor die koſtbarſten güldenen Geräthe, venetianiſche Spiegel,
Basreliefs, Kunſtwerke, alles chaotiſch geſpenſtiſch und dennoch glänzend
eine ungeheuerliche Arabeske. Die Schöne ſcheint mit Fauſt ein F
ſchaftsbündniß zu ſchließen, doch das Pergament, das ſie ihm vorhält, die
bare Verſchreibung, will er noch nicht unterzeichnen. Er verlangt von
übrigen hölliſchen Mächte zu ſehen, und dieſe, die Fürſten der Finſtern
ten alsbald aus dem Boden hervor. Es ſind Ungethüme mit Thier
fabelhafte Miſchlinge des Skurrilen und Furchtbaren, die meiſten mit
auf den Köpfen und Sceptern in den Tatzen. Fauſt wird denſelben
Mephiſtophela vorgeſtellt, eine Präſentazion, wobei die ſtrengſte Hofetike
waltet. Ceremoniös einherwackelnd, beginnen die unterweltlichen Ma
ihren plumpen Reigen, doch indem Mephiſtophela ſie mit dem Zauberſt
rührt, fallen die häßlichen Hüllen plötzlich von ihnen, und ſie verwand
ebenfalls in lauter zierliche Ballettänzerinnen, die in Gaze und Trikot u
Blumenguirlanden dahinflattern. Fauſt ergötzt ſich an dieſer Metamo
doch ſcheint er unter allen jenen hübſchen Teufelinnen keine zu finden,
nen Geſchmack gänzlich befriedige; dieſes bemerkend, ſchwingt Mephiſ
wieder ihren Stab, und in einem ſchon vorher an die Wand hingeza
Spiegel erſcheint das Bildniß eines wunderſchönen Weibes in Hoftrac
mit einer Herzogkrone auf dem Haupte. Sobald Fauſt ſie erblickt, iſt
hingeriſſen von Bewunderung und Entzücken, und er naht dem holden
niß mit allen Zeichen der Sehnſucht und Zärtlichkeit. Doch das W
Spiegel, welches ſich jetzt wie lebend bewegt, wehrt ihn von ſich ab mi

müthigſtem Naſerümpfen; er kniet flehend vor ihr nieder und ſie wiederholt nur noch beleidigender ihre Geſten der Verachtung.

Der arme Doktor wendet ſich hierauf mit bittenden Blicken an Mephiſtophela, doch dieſe erwiedert ſie mit ſchalkhaftem Achſelzucken und ſie bewegt ihren Zauberſtab. Aus dem Boden taucht ſogleich bis zur Hüfte ein häßlicher Affe hervor, der aber auf ein Zeichen der Mephiſtophela, die ärgerlich den Kopf ſchüttelt, ſchleunigſt wieder hinabſinkt in den Boden, woraus im nächſten Augenblicke ein ſchöner, ſchlanker Ballettänzer hervorſpringt, welcher die banalſten Pas exekutirt. Der Tänzer naht ſich dem Spiegelbilde, und indem er demſelben mit der fadeſten Süffiſance ſeine buhleriſchen Huldigungen darbringt, lächelt ihm das ſchöne Weib aufs holdſeligſte entgegen, ſie ſtreckt die Arme nach ihm aus mit ſchmachtender Sehnſucht und erſchöpft ſich in den zärtlichſten Demonſtrationen. Bei dieſem Anblick geräth Fauſt in raſende Verzweiflung, doch Mephiſtophela erbarmt ſich ſeiner und mit ihrem Zauberſtab berührt ſie den glücklichen Tänzer, der auf der Stelle in die Erde zurückſinkt, nachdem er ſich zuvor in einen Affen verwandelt und ſeine abgeſtreifte Tänzerkleidung auf dem Boden zurückgelaſſen hat. Jetzt reicht Mephiſtophela wieder das Pergamentblatt dem Fauſt dar, und dieſer, ohne langes Beſinnen, öffnet ſich eine Ader am Arme, und mit ſeinem Blute unterzeichnet er den Kontrakt, wodurch er, für zeitliche irdiſche Genüſſe, ſeiner himmliſchen Seligkeit entſagt. Er wirft die ernſte ehrſame Doktortracht von ſich und zieht den ſündig bunten Flitterſtaat an, den der verſchwundene Tänzer am Boden zurückgelaſſen; bei dieſer Umkleidung, die ſehr ungeſchickt von Statten geht, hilft ihm das leichtfertige Corps-de-Ballet der Hölle.

Mephiſtophela giebt dem Fauſt jetzt Tanzunterricht, und zeigt ihm alle Kunſtſtücke und Handgriffe, oder vielmehr Fußgriffe des Metiers. Die Unbeholfenheit und Steifheit des Gelehrten, der die zierlich leichten Pas nachahmen will, bilden die ergötzlichſten Effekte und Kontraſte. Die teufliſchen Tänzerinnen wollen auch hier nachhelfen, jede ſucht auf eigne Weiſe die Lehre durch Beiſpiel zu erklären, eine wirft den armen Doktor in die Arme der andern, die mit ihm herumwirbelt; er wird hin und her gezerrt, doch durch die Macht der Liebe und des Zauberſtabs, der die unfolgſamen Glieder allmählig gelenkig ſchlägt, erreicht der Lehrling der Choregraphie zuletzt die höchſte Fertigkeit: er tanzt ein brillantes Pas-de-deux mit Mephiſtophela, und zur Freude ſeiner Kunſtgenoſſinnen fliegt er auch mit ihnen umher in den wunderlichſten Figuren. Nachdem er es zu dieſer Virtuoſität gebracht, wagt er es als Tänzer auch vor dem ſchönen Frauenbilde des Zauberſpiegels zu erſcheinen, und dieſes beantwortet ſeine tanzende Leidenſchaft mit den Geberden der glühendſten Gegenliebe. Fauſt tanzt mit immer ſich ſteigernder Seelentrunkenheit; Me-

phiſtophela aber reißt ihn fort von dem Spiegelbilde, das durch die Berührung des Zauberſtabes wieder verſchwindet, und fortgeſetzt wird der höhere Tanzunterricht der altclaſſiſchen Schule.

Zweiter Akt.

Großer Platz vor einem Schloſſe, welches zur rechten Seite ſichtbar. Auf der Rampe, umgeben von ihrem Hofgeſinde, Rittern und Damen, ſitzen in hohen Thronſeſſeln der Herzog und die Herzogin, erſterer ein ſteifältlicher Herr, letztere, ein junges, üppiges Weib, ganz das Konterfei des Frauenbilds, welches der Zauberſpiegel des erſten Akts dargeſtellt hat. Bemerklich iſt, daß ſie am linken Fuße einen güldenen Schuh trägt.

Die Scene iſt prachtvoll geſchmückt zu einem Hoffeſte. Es wird ein Schäferſpiel aufgeführt, im älteſten Roccocogeſchmacke: graziöſe Fadheit und galante Unſchuld. Dieſe ſüßlich gezierte Arkadien-Tänzelei wird plötzlich unterbrochen und verſcheucht durch die Ankunft des Fauſt und der Mephiſtophela, die in ihrem Tanzkoſtüm und mit ihrem Gefolge von dämoniſchen Ballettänzerinnen, unter jauchzenden Fanfaren, ihren Siegeseinzug halten. Fauſt und Mephiſtophela machen ihre ſpringenden Reverenzen vor dem Fürſtenpaar, doch erſterer und die Herzogin, indem ſie ſich näher betrachten, ſind betroffen wie von freudigſter Erinnerung: ſie erkennen ſich und wechſeln zärtliche Blicke. Der Herzog ſcheint mit beſonders gnädigem Wohlwollen die Huldigung Mephiſtophela's entgegen zu nehmen. In einem ungeſtümen Pas-de-deux, welches letztere jetzt mit Fauſt tanzt, haben beide fürnehmlich das Fürſtenpaar im Auge, und während die teufliſchen Tänzerinnen ſie ablöſen, koſ't Mephiſtophela mit dem Herzog und Fauſt mit der Herzogin; die überſchwängliche Paſſion der beiden Letztern wird gleichſam parodirt, indem Mephiſtophela den eckigen und ſteifleinenen Graziöſitäten des Herzogs eine ironiſche Zimperlichkeit entgegenſetzt.

Der Herzog wendet ſich endlich gegen Fauſt und verlangt, als eine Probe ſeiner Schwarzkunſt, den verſtorbenen König David zu ſehen, wie er vor der Bundeslade tanzte. Auf ſolches allerhöchſte Verlangen nimmt Fauſt den Zauberſtab aus den Händen Mephiſtophela's, ſchwingt ihn in beſchwörender Weiſe, und aus der Erde, welche ſich öffnet, tritt die begehrte Gruppe hervor: Auf einem Wagen, der von Leviten gezogen wird, ſteht die Bundeslade, vor ihr tanzt König David, poſſenhaft vergnügt und abenteuerlich geputzt gleich einem Kartenkönig, und hinter der heiligen Lade, mit Spießen in den Händen, hüpfen ſchaukelnd einher die königlichen Leibgarden, gekleidet wie polniſche Juden in lang herabſchlotternd ſchwarzſeidenen Kaftans und mit hohen Pelz-

mützen auf den spitzbärtigen Wackelköpfen. Nachdem diese Karrikaturen ihren Umzug gehalten, verschwinden sie wieder in den Boden unter rauschenden Beifallsbezeugungen.

Aufs Neue springen Faust und Mephistophela hervor zu einem glänzenden Pas-de-deux, wo der Eine wieder die Herzogin und die Andre wieder den Herzog mit verliebten Geberden anlockt, so daß das erlauchte Fürstenpaar endlich nicht mehr widersteht und seinen Sitz verlassend, sich den Tänzen jener beiden anschließt. Dramatische Quadrille, wo Faust die Herzogin noch inniger zu bestricken sucht. Er hat ein Teufelsmaal an ihrem Halse bemerkt, und indem er dadurch entdeckt, daß sie eine Zauberin sei, giebt er ihr ein Rendezvous für den nächsten Hexen-Sabbath. Sie ist erschrocken und will läugnen, doch Faust zeigt hin auf ihren güldenen Schuh, welcher das Wahrzeichen ist, woran man die Domina, die fürnehmste Satansbraut, erkennt. Verschämt gestattet sie das Rendez-vous. Parodistisch geberden sich wieder gleichzeitig der Herzog und Mephistophela, und die dämonischen Tänzerinnen setzen den Tanz fort, nachdem die vier Hauptpersonen sich in Zwiegesprächen zurückgezogen.

Auf ein erneutes Begehr des Herzogs ihm eine Probe seiner Zauberkunst zu geben, ergreift Faust den magischen Stab, und berührt damit die ebendahin wirbelnden Tänzerinnen. Diese verwandeln sich im Nu wieder in Ungethüme, wie wir sie im ersten Akte gesehen, und aus den graziösesten Ringelreihen in die täppischste und barockste Ronde überplumpsend, versinken sie zuletzt unter sprühenden Flammen in dem sich öffnenden Boden. — Rauschend enthusiastischer Beifall, und Faust und Mephistophela verbeugen sich dankbar vor den hohen Herrschaften und einem verehrungswürdigen Publiko.

Aber nach jedem Zauberstück steigert sich die tolle Lust; die vier Hauptpersonen stürzen rücksichtslos wieder auf den Tanzplatz, und in der Quadrille, die sich erneuet, geberdet sich die Leidenschaft immer dreister: Faust kniet nieder vor der Herzogin, die in nicht minder kompromittirenden Pantomimen ihre Gegenliebe kund giebt: vor der schäkernd hingerissenen Mephistophela kniet, wie ein lüsterner Faun, der alte Herzog; — doch indem er sich zufällig umwendet und seine Gattin nebst Faust in den erwähnten Posituren erblickt, springt er wüthend empor, zieht sein Schwert und will den frechen Schwarzkünstler erstechen. Dieser ergreift rasch seinen Zauberstab, berührt damit den Herzog und auf dem Haupte desselben schießt ein ungeheures Hirschgeweih empor, an dessen Enden ihn die Herzogin zurückhält. Allgemeine Bestürzung der Höflinge, die ihre Schwerter ergreifen und auf Faust und Mephistophela eindringen. Faust aber bewegt wieder seinen Stab, und im Hintergrunde der Scene erklingen plötzlich kriegerische Trompetenstöße, und man erblickt in Reih und Glied eine ganze Schaar von Kopf bis zu Füßen gehar-

nischter Ritter. Indem die Höflinge sich gegen diese zu ihrer Vertheidigung umwenden, fliegen Faust und Mephistophela durch die Luft davon, auf zwei schwarzen Rossen, die aus dem Boden hervorgekommen. Im selben Augenblick zerrinnt, wie eine Phantasmagorie, auch die bewaffnete Ritterschaar.

Dritter Akt.

Nächtlicher Schauplatz des Hexen-Sabbaths: Eine breite Bergkoppe; zu beiden Seiten Bäume, an deren Zweigen seltsame Lampen hängen, welche die Scene erleuchten; in der Mitte ein steinernes Postament, wie ein Altar, und darauf steht ein großer schwarzer Bock mit einem schwarzen Menschenantlitz und einer brennenden Kerze zwischen den Hörnern. Im Hintergrunde Gebirgshöhen, die einander überragend, gleichsam ein Amphitheater bilden, auf dessen kolossalen Stufen als Zuschauer die Notabilitäten der Unterwelt sitzen, nemlich jene Höllenfürsten, die wir in den vorigen Akten gesehen und die hier noch riesenhafter erscheinen. Auf den erwähnten Bäumen hocken Musikanten mit Vogelgesichtern und wunderlichen Saiten- und Blasinstrumenten. Die Scene ist bereits ziemlich belebt von tanzenden Gruppen, deren Trachten an die verschiedensten Länder und Zeitalter erinnern, so daß die ganze Versammlung einem Maskenball gleicht, um so mehr, da wirklich viele darunter verlarvt und vermummt sind. Wie barock, bizarr und abenteuerlich auch manche dieser Gestalten, so dürfen sie dennoch den Schönheitssinn nicht verletzen, und der häßliche Eindruck des Fratzenwesens wird gemildert oder verwischt durch mährchenhafte Pracht und positives Grauen. Vor dem Bocksaltar tritt ab und zu ein Paar, ein Mann und ein Weib, jeder mit einer schwarzen Fackel in der Hand, sie verbeugen sich vor der Rückseite des Bocks, knieen davor nieder und leisten das Homagium des Kusses. Unterdessen kommen neue Gäste durch die Luft geritten, auf Besenstielen, Mistgabeln, Kochlöffeln, auch auf Wölfen und Katzen. Diese Ankömmlinge finden hier die Buhlen, die bereits ihrer harrten. Nach freudigster Willkomm-Begrüßung mischen sie sich unter die tanzenden Gruppen. Auch Ihre Durchlaucht die Herzogin kommt auf einer ungeheuren Fledermaus herangeflogen; sie ist so entblößt als möglich gekleidet und trägt am rechten Fuß den güldenen Schuh. Sie scheint Jemanden mit Ungeduld zu suchen. Endlich erblickt sie den Ersehnten, nämlich Faust, welcher mit Mephistophela auf schwarzen Rossen zum Feste heranfliegt; er trägt ein glänzendes Rittergewand und seine Gefährtin schmückt das züchtig enganliegende Amazonenkleid eines deutschen Edelfräuleins. Faust und die Herzogin stürzen einander in die Arme und ihre überschwellende Inbrunst offenbart sich in den verzücktesten Tänzen. Me-

phiſtophela hat unterdeſſen ebenfalls einen erwarteten Geſpons gefunden, einen dürren Junker in ſchwarzer, ſpaniſcher Manteltracht und mit einer blutrothen Hahnenfeder auf dem Barett; doch während Fauſt und die Herzogin die ganze Stufenleiter einer wahren Leidenſchaft, einer wilden Liebe, durchtanzen, iſt der Zweitanz der Mephiſtophela und ihres Partners, als Gegenſatz, nur der buhleriſche Ausdruck der Galanterie, der zärtlichen Lüge, der ſich ſelbſt perſifflirenden Lüſternheit. Alle vier ergreifen endlich ſchwarze Fackeln, bringen in der obenerwähnten Weiſe dem Bocke ihre Huldigung, und ſchließen ſich zuletzt der Ronde an, womit die ganze vermiſchte Geſellſchaft den Altar umwirbelt. Das Eigenthümliche dieſer Ronde beſteht darin, daß die Tänzer einander den Rücken zudrehen, und nicht das Geſicht, welches nach Außen gewendet bleibt.

Fauſt und die Herzogin, welche dem Ringelreihen entſchlüpfen, erreichen die Höhe ihres Liebetaumels und verlieren ſich hinter den Bäumen zur rechten Seite der Scene. Die Ronde iſt beendet und neue Gäſte treten vor den Altar und begehen dort die Adorazion des Bocks; es ſind gekrönte Häupter darunter, ſogar Großwürdenträger der Kirche in ihren geiſtlichen Ornaten.

Im Vordergrunde zeigen ſich mittlerweile viele Mönche und Nonnen, und an ihren extravaganten Polkaſprüngen erquicken ſich die dämoniſchen Zuſchauer auf den Bergſpitzen und ſie applaudiren mit lang hervorgeſtreckten Tatzen. Fauſt und die Herzogin kommen wieder zum Vorſchein, doch ſein Antliß iſt verſtört, und verdroſſen wendet er ſich ab von dem Weibe, das ihn mit den wollüſtigſten Kareſſen verfolgt. Er giebt ihr ſeinen Ueberdruß und Widerwillen in unzweideutiger Weiſe zu erkennen. Vergebens ſtürzt flehentlich die Herzogin vor ihm nieder; er ſtößt ſie mit Abſcheu zurück. In dieſem Augenblicke erſcheinen drei Mohren in goldnen Wappenröcken, worauf lauter ſchwarze Böcke geſtickt ſind; ſie bringen der Herzogin den Befehl ſich unverzüglich zu ihrem Herrn und Meiſter Satanas zu begeben, und die Zögernde wird mit Gewalt fortgeſchleppt. Man ſieht im Hintergrunde wie der Bock von ſeinem Poſtamente herabſteigt und, nach einigen ſonderbaren Complimentirungen, mit der Herzogin ein Menuet tanzt. Langſam gemeſſene ceremoniöſe Pas. Auf dem Antlitz des Bockes liegt der Trübſinn eines gefallenen Engels und der tiefe Ennui eines blaſirten Fürſten; in allen Zügen der Herzogin verräth ſich die troſtloſeſte Verzweiflung. Nach Beendigung des Tanzes ſteigt der Bock wieder auf ſein Poſtament; die Damen, welche dieſem Schauſpiel zugeſehen, nahen ſich der Herzogin mit Knix und Huldigung und ziehen dieſelbe mit ſich fort. Fauſt iſt im Vordergrunde ſtehen geblieben, und während er jenem Menuet zugeſchaut, erſcheint wieder an ſeiner Seite Mephiſtophela. Mit Widerwillen und Ekel zeigt Fauſt auf die Herzogin und ſcheint in Betreff derſelben etwas Entſetzliches zu erzählen; er bezeugt überhaupt ſeinen Ekel ob all dem Fratzentreiben, das er vor ſich ſehe, ob all dem

gothischen Kunst, der nur eine plump schnöde Verhöhnung der kirchlichen Askese, ihm aber eben so unerquicklich sei wie letztere. Er empfindet eine unendliche Sehnsucht nach dem Menschenen, nach griechischer Harmonie, nach den unabgenutzt edlen Gestalten der Homerischen Frühlingswelt! Mephistopheles verspricht ihm, und mit ihrem Zauberstab den Boden berührend, läßt sie aus Tiefe der Lakedämonischen Ferne von Sparta daraus hervorsteigen und sogleich [illegible]. Das ist es, was das gelesene, noch antikem Ideal dürstende Herz des Faustus begehrt; er giebt seine volle Bezeugung zu erkennen, und durch einen Blick des Mephistopheles erscheinen wieder die magischen Kreise, worauf beide treten. In demselben Momente erscheint die Lamia schon auf der Szene; sie bemerkt die Nähe des Geliebten, geräth in ein unaussprechliches Entzücken und fällt ohnmächtig zu Boden. In diesem Zustande [illegible] in den mannigfachsten Gestalten aufgehoben und mit Scherz und Lachen, wie im Triumphe, umhergetragen. Wieder Hexen-Ronde, die plötzlich verschwindet, weil von dem goldenen Klange eines Glockchens und einem [illegible] Schrei, der eine erwachte Puppe der Kindermusik ist. Alles drängt sich zum Bilde, wo der schwarze Hund in Flammen aufgeht und prasselnd verbrennt. Nachdem der Vorhang schon gefallen, hört man noch die grausenhaft [illegible] Lamia.

Vierter Akt.

Eine [illegible] Gegend. Im Hintergrund Meer, [illegible] glänzend, ist links [illegible] von schroff nach [illegible] ab von dem Amphitheater des Himmels, dessen [illegible] Bogen [illegible] Landschaft überwölbt. Pegasien und Architektura [illegible] so prachtvoll [illegible] wie sie der Dichter der Odyssee einst geträumt. Phäaken, Tanzsaal, in dessen Hallen weiße Bildwerke ruhen; große Marmorvasen mit [illegible] Pflanzen, die Bäume von Blumenguirlanden umwunden; [illegible] Wasserfälle; am rechten Ende der Scene ein Tempel der Venus Aphrodite, [illegible] Statue aus den Felsengängen hervorschimmert; und das alles belebt von blühenden Menschen, die Jünglinge in weißen Festgewanden, die Jungfrauen in leichtgeschürzter Nymphentracht, ihre Häupter geschmückt mit Kränzen von Myrthen und Reben in einzelnen Gruppen sich erlustigend, theils auch in ceremoniellen Reigen vor dem Tempel der Göttin mit dem Frauenchorus [illegible]. Alles athmet hier griechische Heiterkeit, ambrosischen Götterfrieden, klassische Ruhe. Nichts erinnert an ein neblichtes Jenseits, an mystische Wollust und Augenlust, an überirdische Extase eines Geistes, der sich von der Körperlichkeit emancipirt: hier ist alles reale [illegible] Heiligkeit der schönsperlichen Weltmuth, ohne ab-

nende leere Sehnſucht. Die Königin dieſer Inſel iſt Helena von Sparta, die ſchönſte Frau der Poeſie, und ſie tanzt an der Spitze ihrer Hofmägde vor dem Venus-Tempel: Tanz und Poſituren, im Einklang mit der Umgebung, gemeſſen, keuſch und feierlich.

In dieſe Welt brechen plötzlich herein Fauſt und Mephiſtophela, auf ihren ſchwarzen Roſſen durch die Lüfte herabfliegend. Sie ſind wie befreit von einem düſtern Alpdruck, von einer ſchnöden Krankheit, von einem triſten Wahnſinn, und erquicken ſich beide an dieſem Anblick des Urſchönen und des wahrhaft Edlen. Die Königin und ihr Gefolge tanzen ihnen gaſtlich entgegen, bieten ihnen Speiſe und Trank in koſtbar ciſelirten Geräthen, und laden ſie ein bei ihnen zu wohnen auf der ſtillen Inſel des Glücks. Fauſt und ſeine Gefährtin antworten durch freudige Tänze, und Alle, einen Feſtzug bildend, begeben ſich zuletzt nach dem Tempel der Venus, wo der Doktor und Mephiſtophela ihre mittelalterlich romantiſche Kleidung gegen einfach herrliche griechiſche Gewänder vertauſchen; in ſolcher Umwandlung wieder mit der Helena auf die Vorderſcene tretend, tragiren ſie irgend einen mythologiſchen Dreitanz.

Fauſt und Helena laſſen ſich endlich nieder auf einen Thron, zur rechten Seite der Scene, während Mephiſtophela, einen Thyrſus und eine Handtrommel ergreifend, als Bacchantin in den ausgelaſſenſten Poſituren einherſpringt. Die Jungfrauen der Helena erfaßt das Beiſpiel dieſer Luſt, ſie reißen die Roſen und Myrthen von ihren Häuptern, winden Weinlaub in die entfeſſelten Locken, und mit flatternden Haaren und geſchwungenen Thyrſen taumeln ſie ebenfalls dahin als Bacchanten. Die Jünglinge bewaffnen ſich alsbald mit Schild und Speer, vertreiben die göttlich raſenden Mädchen, und tanzen in Scheinkämpfen eine jener kriegeriſchen Pantomimen, welche von den alten Autoren ſo wohlgefällig beſchrieben ſind.

In dieſer heroiſchen Paſtorale mag auch eine antique Humoreske eingeſchaltet werden, nämlich eine Schaar Amoretten, die auf Schwänen herangeritten kommen, und mit Spießen und Bogen ebenfalls einen Kampftanz beginnen. Dieſes artige Spiel wird aber plötzlich geſtört: die erſchreckten Liebesbübchen werfen ſich raſch auf ihre Reitſchwäne und flattern von dannen bei der Ankunft der Herzogin, die auf einer ungeheuren Fledermaus durch die Luft herbeigeflogen kommt, und wie eine Furie vor den Thron tritt, wo Fauſt und Helena ruhig ſitzen. Sie ſcheint jenem die wahnſinnigſten Vorwürfe zu machen und dieſe zu bedrohen. Mephiſtophela, die den ganzen Auftritt mit Schadenfreude betrachtet, beginnt wieder ihren Bacchantentanz, dem die Jungfrauen der Helena ſich ebenfalls wieder tanzend beigeſellen, ſo daß dieſe Freuden-Chöre mit dem Zorn der Herzogin gleichſam verhöhnend contraſtiren. Letztere kann ſich zuletzt vor Wuth nicht mehr laſſen, ſie ſchwingt den Zauberſtab, den ſie in der Hand hält, und ſcheint dieſe Bewegung mit den entſetzlichſten

Beschwörungssprüchen zu begleiten. Alsbald verfinstert sich der Himmel, Blitz und Donnerschlag, das Meer tobt hoch thurmwärts empor, und auf der ganzen Insel geschieht an Gegenständen und Personen die schauderhafteste Umwandlung. Alles ist wie getroffen von Wetter und Tod: die Bäume stehen laublos und verdorrt; der Tempel ist zu einer Ruine zusammengesunken; die Bildsäulen liegen gebrochen am Boden; die Nymphe Helena sitzt als eine fast zum Gerippe entfleischte Leiche in einem weiten Saale zur Seite des Faust; die langgehenden Frauenzimmer sind ebenfalls nur noch knöcherne Hexenfüsse, gehüllt in weiße Tücher, die über den Kopf hängend nur bis auf die dürren Lenden reichen, wo man die Tatzen darstellt; und in dieser Gestalt setzen sie ihr hölzernes Lustspektakel und Rondeau fort, als wäre gar nichts passirt, und sie schienen die ganze Umwandlung durchaus nicht bemerkt zu haben. Faust ist aber bei diesem Ereigniß wo all sein Muth zusammensinkt durch die Nähe einer übersinnlichen Potenz, auch heftig gegen dieselbe erbost: er springt von seinem Thron herab, mit gezogenem Schwerte, und haut es in die Brust der Hexe.

Mephistopheles hat die beiden Landsknechte wieder herbeigeführt, sie treiben den Faust zusammen an sich schnell aufzuschwingen und reiter mit ihm davon durch die Luft. Das Meer brandet unterdessen immer höher, es überschwemmt allmählig Acrophon und Monumente, und die ganzende Tatzen scheinen nicht genug zu werden, um bei diesen Landesuntergängen ganze bis zum letzten Augenblick zu retten, die Wellen ihre Köpfe erreichen und die ganze Insel gänzlich im Wasser versinkt. Ueber das sturmgepeitschte Meer, hoch oben in der Luft, hört man Gelächter und Mephistopheles auf ihren schwarzen Gäulen reiten sehen.

Fünfter Akt.

Ein grüner freier Platz vor einer Kathedrale, deren gothisches Portal im Hintergrunde sichtbar. Zu beiden Seiten prächtig schattirende Lindenbäume; unter denselben links Philemon gebeugt und schmachtender Baucis, gekleidet in der altdeutschen Tracht der gebeugten Jahrhunderte. Unweit sieht man auch mit Kienspähen beleuchtete Schafen, die nach einem auf einen hohen Pfahl gepflanzten Vogel schießen. Ueberall Grünspahn, Schalmeien, Musikanten, Pappenstiel, ausgelassene und gedankenlose und redliche Bursche. In der Mitte der Szene ein Altar, wo die Vornehmeren sitzen. —

Der Vogel ist herabgeschossen und der Schütze hält als Siegesfeier seinen Triumphzug. Eine feine Dienerschaft trägt auf dem Haupte eine enorme Krone, woran eine Menge Glöckchen, Bänder und Ruthen befestigt mit großen Schilden von Goldblech; und schwenken mit Glöckchen und Gerassel i

herstolzirend. Vor ihm marschiren Trommler und Pfeifer, auch der Fahnenträger, ein kurzbeinigter Knirps, der mit einer ungeheuern Fahne die drolligsten Schwenkungen verrichtet; die ganze Schützengilde folgt gravitätisch hinterher. Vor dem dicken Bürgermeister und seiner nicht minder korpulenten Gattin, die nebst ihrem Töchterlein unter den Linden sitzen, wird die Fahne geschwenkt und neigen sich respektvoll die Vorüberziehenden. Jene erwiedern die Salutazion, und ihr Töchterlein, ein blondlockiges Jungfrauenbild aus der niederländischen Schule, kredenzt dem Schützenkönig den Ehrenbecher.

Trompetenstöße ertönen und auf einem hohen mit Laubwerk geschmückten Karren, der von zwei schwarzen Gäulen gezogen wird, erscheint der hochgelahrte Doktor Faust in scharlachrothem und goldbetreßtem Quacksalberkostüme; dem Wagen voran, die Pferde lenkend, schreitet Mephistophela, ebenfalls in grell marktschreierischem Aufputz, reich bebändert und befiedert und in der Hand eine große Trompete, worauf sie zuweilen Fanfaren bläst, während sie eine das Volk heranlockende Reklame tanzt. Die Menge drängt sich alsbald um den Wagen, wo der fahrende Wunderdoktor allerlei Tränklein und Mixturen gegen baare Bezahlung austheilt. Einige Personen bringen ihm in großen Flaschen ihren Urin zur Besichtigung. Andern reißt er die Zähne aus. Er thut sichtbare Mirakelkuren an verkrüppelten Kranken, die ihn geheilt verlassen und vor Freude tanzen. Er steigt endlich herab vom Wagen, der davon fährt, und vertheilt unter die Menge seine Phiolen, aus welchen man nur einige Tropfen zu genießen braucht, um von jedem Leibesübel geheilt und von der unbändigsten Tanzlust ergriffen zu werden. Der Schützenkönig, welcher den Inhalt einer Phiole verschluckt, empfindet dessen Zaubermacht, er ergreift Mephistophela und hopst mit ihr ein Pas-de-deux. Auch auf den bejahrten Bürgermeister und seine Gattin übt der Trank seine beinbewegende Wirkung, und beide humpeln den alten Großvatertanz.

Während aber das sämmtliche Publikum im tollsten Wirbel sich umher dreht, hat Faust sich der Bürgermeisterstochter genaht, und bezaubert von ihrer reinen Natürlichkeit, Zucht und Schöne, erklärt er ihr seine Liebe, und mit wehmüthigen, fast schüchternen Geberden nach der Kirche deutend, wirbt er um ihre Hand. Auch bei den Aeltern, die sich keuchend wieder auf ihre Bank niederlassen, wiederholt er seine Werbung; jene sind mit dem Antrag zufrieden, und auch die naive Schöne giebt endlich ihre verschämte Zustimmung. Letztere und Faust werden jetzt mit Blumensträußen geschmückt und tanzen als Braut und Bräutigam ihre sittsam bürgerlichen Hymeneen. Der Doktor hat endlich im bescheiden süßen Stillleben das Hausglück gefunden, welches die Seele befriedigt. Vergessen sind die Zweifel und die schwärmerischen Schmerzgenüsse des Hochmuthsgeistes, und er strahlt vor innerer Beseligung, wie der vergoldete Hahn eines Kirchthurms.

Es bildet sich der Brautzug mit hochzeitlichem Gepränge, und derselbe ist schon auf dem Wege zur Kirche, als Mephistophela plötzlich mit hohnlachenden Geberden vor den Bräutigam tritt und ihn seinen idyllischen Gefühlen entreißt; sie scheint ihm zu befehlen ihr unverzüglich von hinnen zu folgen. Faust widersetzt sich mit hervorbrechendem Zorn, und die Zuschauer sind bestürzt über diese Scene. Doch noch größerer Schrecken erfaßt sie, als plötzlich, auf Mephistophela's Beschwörung, ein nächtliches Dunkel und das schrecklichste Gewitter hereinbricht. Sie fliehen angstvoll und flüchten sich in die nahe Kirche, wo eine Glocke zu lauten und eine Orgel zu rauschen beginnen, ein frommes Gedröhne, welches mit dem blitzenden und donnernden Höllenspektakel auf der Scene contrastirt. Auch Faust hat sich wie die andern in den Schooß der Kirche flüchten wollen, aber eine große schwarze Hand, die aus dem Boden hervorgriff, hat ihn zurückgehalten, während Mephistophela, mit boshaft triumphirender Miene aus ihrem Mieder das Pergamentblatt hervorzieht, das der Doktor einst mit seinem Blute unterzeichnet hat; sie zeigt ihm, daß die Zeit des Kontraktes verflossen sei und Leib und Seele jetzt der Hölle gehöre. Vergebens macht Faust allerlei Einwendungen, vergebens legt er sich zuletzt aufs Jammern und Bitten — das Teufelsweib umtänzelt ihn mit allen Grimassen der Verhöhnung. Es öffnet sich der Boden und es treten hervor die greuelhaften Höllenfürsten, die gekrönten und scepterträgenden Ungethüme. In jubelnder Ronde verspotten sie ebenfalls den armen Doktor, den Mephistophela, die endlich sich in eine gräßliche Schlange verwandelt hat, mit wilder Umschlingung erdrosselt. Die ganze Gruppe versinkt unter Flammengeprassel in die Erde, während das Glockengeläute und die Orgelklänge, die vom Dome her ertönen, zu frommen, christlichen Gebeten auffordern.

Erläuterungen.

TO

LUMLEY, ESQ.,

Director of the Theatre of Her Majesty the Queen.

Dear Sir!

Eine leicht begreifliche Zagniß überfiel mich, als ich bedachte, daß ich zu meinem Ballete einen Stoff gewählt, den bereits unſer großer Wolfgang Goethe, und gar in ſeinem größten Meiſterwerke, behandelt hat. Wäre es aber ſchon gefährlich genug bei gleichen Mitteln der Darſtellung mit einem ſolchen Dichter zu wetteifern, wie viel halsbrechender müßte das Unternehmen ſein, wenn man mit ungleichen Waffen in die Schranken treten wollte! In der That, Wolfgang Goethe hatte, um ſeine Gedanken auszuſprechen, das ganze Arſenal der redenden Künſte zu ſeiner Verfügung, er gebot über alle Truhen des deutſchen Sprachſchatzes, der ſo reich iſt an ausgeprägten Denkworten des Tiefſinns und uralten Naturlauten der Gemüthswelt, Zauberſprüche, die im Leben längſt verhallt, gleichſam als Echo in den Reimen des Goethe'ſchen Gedichtes wiederklingen und des Leſers Phantaſie ſo wunderbar aufregen! Wie kümmerlich dagegen ſind die Mittel, womit ich Aermſter ausgerüſtet bin, um das, was ich denke und fühle, zur äußern Erſcheinung zu bringen! Ich wirke nur durch ein magres Libretto, worin ich in aller Kürze andeute, wie Tänzer und Tänzerinnen ſich gehaben und geberden ſollen und wie ich mir dabei die Muſik und die Dekorazionen ungefähr denke. Und dennoch hab' ich es gewagt einen Doktor Fauſtus zu dichten in der Form eines Ballets, rivaliſirend mit dem großen Wolfgang Goethe, der mir ſogar die Jugendfriſche des Stoffes vorweggenommen, und zur Bearbeitung deſſelben ſein langes blühendes Götterleben anwenden konnte, — während mir, dem bekümmerten Kranken, von Ihnen, verehrter Freund, nur ein Termin von vier Wochen geſtellt ward, binnen welchen ich Ihnen mein Werk liefern mußte.

Die Grenzen meiner Darſtellungsmittel konnte ich leider nicht überſchreiten, aber innerhalb derſelben habe ich geleiſtet, was ein braver Mann zu leiſten

phiſtophela aber reißt ihn fort von dem Spiegelbilde, das durch die Berührung des Zauberſtabes wieder verſchwindet, und fortgeſetzt wird der höhere Tanzunterricht der altclaſſiſchen Schule.

Zweiter Akt.

Großer Platz vor einem Schloſſe, welches zur rechten Seite ſichtbar. Auf der Rampe, umgeben von ihrem Hofgeſinde, Rittern und Damen, ſitzen in hohen Thronſeſſeln der Herzog und die Herzogin, erſterer ein ſteifältlicher Herr, letztere, ein junges, üppiges Weib, ganz das Konterfei des Frauenbilds, welches der Zauberſpiegel des erſten Akts dargeſtellt hat. Bemerklich iſt, daß ſie am linken Fuße einen güldenen Schuh trägt.

Die Scene iſt prachtvoll geſchmückt zu einem Hoffeſte. Es wird ein Schäferſpiel aufgeführt, im älteſten Roccocogeſchmacke: graziöſe Fadheit und galante Unſchuld. Dieſe ſüßlich gezierte Arkadien-Tänzelei wird plötzlich unterbrochen und verſcheucht durch die Ankunft des Fauſt und der Mephiſtophela, die in ihrem Tanzkoſtüm und mit ihrem Gefolge von dämoniſchen Ballettänzerinnen, unter jauchzenden Fanfaren, ihren Siegeseinzug halten. Fauſt und Mephiſtophela machen ihre ſpringenden Reverenzen vor dem Fürſtenpaar, doch erſterer und die Herzogin, indem ſie ſich näher betrachten, ſind betroffen wie von freudigſter Erinnerung: ſie erkennen ſich und wechſeln zärtliche Blicke. Der Herzog ſcheint mit beſonders gnädigem Wohlwollen die Huldigung Mephiſtophela's entgegen zu nehmen. In einem ungeſtümen Pas-de-deur, welches letztere jetzt mit Fauſt tanzt, haben beide fürnehmlich das Fürſtenpaar im Auge, und während die teufliſchen Tänzerinnen ſie ablöſen, kos't Mephiſtophela mit dem Herzog und Fauſt mit der Herzogin; die überſchwängliche Paſſion der beiden Letztern wird gleichſam parodirt, indem Mephiſtophela den eckigen und ſteifleinenen Graziöſitäten des Herzogs eine ironiſche Zimperlichkeit entgegenſetzt.

Der Herzog wendet ſich endlich gegen Fauſt und verlangt, als eine Probe ſeiner Schwarzkunſt, den verſtorbenen König David zu ſehen, wie er vor der Bundeslade tanzte. Auf ſolches allerhöchſte Verlangen nimmt Fauſt den Zauberſtab aus den Händen Mephiſtophela's, ſchwingt ihn in beſchwörender Weiſe, und aus der Erde, welche ſich öffnet, tritt die begehrte Gruppe hervor: Auf einem Wagen, der von Leviten gezogen wird, ſteht die Bundeslade, vor ihr tanzt König David, poſſenhaft vergnügt und abenteuerlich geputzt gleich einem Kartenkönig, und hinter der heiligen Lade, mit Spießen in den Händen, hüpfen ſchaukelnd einher die königlichen Leibgarden, gekleidet wie polniſche Juden in lang herabſchlotternd ſchwarzſeidenen Kaftans und mit hohen Pelz-

mützen auf den spitzbärtigen Wackelköpfen. Nachdem diese Karrikaturen ihren Umzug gehalten, verschwinden sie wieder in den Boden unter rauschenden Beifallsbezeugungen.

Aufs Neue springen Faust und Mephistophela hervor zu einem glänzenden Pas-de-deux, wo der Eine wieder die Herzogin und die Andre wieder den Herzog mit verliebten Geberden anlockt, so daß das erlauchte Fürstenpaar endlich nicht mehr widersteht und seinen Sitz verlassend, sich den Tänzen jener beiden anschließt. Dramatische Quadrille, wo Faust die Herzogin noch inniger zu bestricken sucht. Er hat ein Teufelsmaal an ihrem Halse bemerkt, und indem er dadurch entdeckt, daß sie eine Zauberin sei, giebt er ihr ein Rendezvous für den nächsten Hexen-Sabbath. Sie ist erschrocken und will läugnen, doch Faust zeigt hin auf ihren güldenen Schuh, welcher das Wahrzeichen ist, woran man die Domina, die fürnehmste Satansbraut, erkennt. Verschämt gestattet sie das Rendez-vous. Parodistisch geberden sich wieder gleichzeitig der Herzog und Mephistophela, und die dämonischen Tänzerinnen setzen den Tanz fort, nachdem die vier Hauptpersonen sich in Zwiegesprächen zurückgezogen.

Auf ein erneutes Begehr des Herzogs ihm eine Probe seiner Zauberkunst zu geben, ergreift Faust den magischen Stab, und berührt damit die ebendahin wirbelnden Tänzerinnen. Diese verwandeln sich im Nu wieder in Ungethüme, wie wir sie im ersten Akte gesehen, und aus den graziösesten Ringelreihen in die täppischste und barockste Ronde überplumpsend, versinken sie zuletzt unter sprühenden Flammen in dem sich öffnenden Boden. — Rauschend enthusiastischer Beifall, und Faust und Mephistophela verbeugen sich dankbar vor den hohen Herrschaften und einem verehrungswürdigen Publiko.

Aber nach jedem Zauberstück steigert sich die tolle Lust; die vier Hauptpersonen stürzen rücksichtslos wieder auf den Tanzplatz, und in der Quadrille, die sich erneuet, geberdet sich die Leidenschaft immer dreister: Faust kniet nieder vor der Herzogin, die in nicht minder kompromittirenden Pantomimen ihre Gegenliebe kund giebt: vor der schäkernd hingerissenen Mephistophela kniet, wie ein lüsterner Faun, der alte Herzog; — doch indem er sich zufällig umwendet und seine Gattin nebst Faust in den erwähnten Posituren erblickt, springt er wüthend empor, zieht sein Schwert und will den frechen Schwarzkünstler erstechen. Dieser ergreift rasch seinen Zauberstab, berührt damit den Herzog und auf dem Haupte desselben schießt ein ungeheures Hirschgeweih empor, an dessen Enden ihn die Herzogin zurückhält. Allgemeine Bestürzung der Höflinge, die ihre Schwerter ergreifen und auf Faust und Mephistophela eindringen. Faust aber bewegt wieder seinen Stab, und im Hintergrunde der Scene erklingen plötzlich kriegerische Trompetenstöße, und man erblickt in Reih und Glied eine ganze Schaar von Kopf bis zu Füßen gehar-

phiſtophela aber reißt ihn fort von dem Spiegelbilde, das durch die Berührung des Zauberſtabes wieder verſchwindet, und fortgeſetzt wird der höhere Tanzunterricht der altclaſſiſchen Schule.

Zweiter Akt.

Großer Platz vor einem Schloſſe, welches zur rechten Seite ſichtbar. Auf der Rampe, umgeben von ihrem Hofgeſinde, Rittern und Damen, ſitzen in hohen Thronſeſſeln der Herzog und die Herzogin, erſterer ein ſteifkältlicher Herr, letztere, ein junges, üppiges Weib, ganz das Konterfei des Frauenbilds, welches der Zauberſpiegel des erſten Akts dargeſtellt hat. Bemerklich iſt, daß ſie am linken Fuße einen güldenen Schuh trägt.

Die Scene iſt prachtvoll geſchmückt zu einem Hoffeſte. Es wird ein Schäferſpiel aufgeführt, im älteſten Roccocogeſchmacke: graziöſe Fadheit und galante Unſchuld. Dieſe ſüßlich gezierte Arkadien-Tänzelei wird plötzlich unterbrochen und verſcheucht durch die Ankunft des Fauſt und der Mephiſtophela, die in ihrem Tanzkoſtüm und mit ihrem Gefolge von dämoniſchen Ballettänzerinnen, unter jauchzenden Fanfaren, ihren Siegeseinzug halten. Fauſt und Mephiſtophela machen ihre ſpringenden Reverenzen vor dem Fürſtenpaar, doch erſterer und die Herzogin, indem ſie ſich näher betrachten, ſind betroffen wie von freudigſter Erinnerung: ſie erkennen ſich und wechſeln zärtliche Blicke. Der Herzog ſcheint mit beſonders gnädigem Wohlwollen die Huldigung Mephiſtophela's entgegen zu nehmen. In einem ungeſtümen Pas-de-deur, welches letztere jetzt mit Fauſt tanzt, haben beide fürnehmlich das Fürſtenpaar im Auge, und während die teufliſchen Tänzerinnen ſie ablöſen, koſ't Mephiſtophela mit dem Herzog und Fauſt mit der Herzogin; die überſchwängliche Paſſion der beiden Letztern wird gleichſam parodirt, indem Mephiſtophela den eckigen und ſteifleinenen Graziöſitäten des Herzogs eine ironiſche Zimperlichkeit entgegenſetzt.

Der Herzog wendet ſich endlich gegen Fauſt und verlangt, als eine Probe ſeiner Schwarzkunſt, den verſtorbenen König David zu ſehen, wie er vor der Bundeslade tanzte. Auf ſolches allerhöchſte Verlangen nimmt Fauſt den Zauberſtab aus den Händen Mephiſtophela's, ſchwingt ihn in beſchwörender Weiſe, und aus der Erde, welche ſich öffnet, tritt die begehrte Gruppe hervor: Auf einem Wagen, der von Leviten gezogen wird, ſteht die Bundeslade, vor ihr tanzt König David, poſſenhaft vergnügt und abenteuerlich geputzt gleich einem Kartenkönig, und hinter der heiligen Lade, mit Spießen in den Händen, hüpfen ſchaukelnd einher die königlichen Leibgarden, gekleidet wie polniſche Juden in lang herabſchlotternd ſchwarzſeidenen Kaftans und mit hohen Pelz-

mützen auf den spitzbärtigen Wackelköpfen. Nachdem diese Karrikaturen ihren Umzug gehalten, verschwinden sie wieder in den Boden unter rauschenden Beifallsbezeugungen.

Aufs Neue springen Faust und Mephistophela hervor zu einem glänzenden Pas-de-deux, wo der Eine wieder die Herzogin und die Andre wieder den Herzog mit verliebten Geberden anlockt, so daß das erlauchte Fürstenpaar endlich nicht mehr widersteht und seinen Sitz verlassend, sich den Tänzen jener beiden anschließt. Dramatische Quadrille, wo Faust die Herzogin noch inniger zu bestricken sucht. Er hat ein Teufelsmaal an ihrem Halse bemerkt, und indem er dadurch entdeckt, daß sie eine Zauberin sei, giebt er ihr ein Rendezvous für den nächsten Heren-Sabbath. Sie ist erschrocken und will läugnen, doch Faust zeigt hin auf ihren güldenen Schuh, welcher das Wahrzeichen ist, woran man die Domina, die fürnehmste Satansbraut, erkennt. Verschämt gestattet sie das Rendez-vous. Parodistisch geberden sich wieder gleichzeitig der Herzog und Mephistophela, und die dämonischen Tänzerinnen setzen den Tanz fort, nachdem die vier Hauptpersonen sich in Zwiegesprächen zurückgezogen.

Auf ein erneutes Begehr des Herzogs ihm eine Probe seiner Zauberkunst zu geben, ergreift Faust den magischen Stab, und berührt damit die ebendahin wirbelnden Tänzerinnen. Diese verwandeln sich im Nu wieder in Ungethüme, wie wir sie im ersten Akte gesehen, und aus den graziösesten Ringelreihen in die täppischste und barockste Ronde überplumpsend, versinken sie zuletzt unter sprühenden Flammen in dem sich öffnenden Boden. — Rauschend enthusiastischer Beifall, und Faust und Mephistophela verbeugen sich dankbar vor den hohen Herrschaften und einem verehrungswürdigen Publiko.

Aber nach jedem Zauberstück steigert sich die tolle Lust; die vier Hauptpersonen stürzen rücksichtslos wieder auf den Tanzplatz, und in der Quadrille, die sich erneuet, geberdet sich die Leidenschaft immer dreister: Faust kniet nieder vor der Herzogin, die in nicht minder kompromittirenden Pantomimen ihre Gegenliebe kund giebt: vor der schäkernd hingerissenen Mephistophela kniet, wie ein lüsterner Faun, der alte Herzog; — doch indem er sich zufällig umwendet und seine Gattin nebst Faust in den erwähnten Posituren erblickt, springt er wüthend empor, zieht sein Schwert und will den frechen Schwarzkünstler erstechen. Dieser ergreift rasch seinen Zauberstab, berührt damit den Herzog und auf dem Haupte desselben schießt ein ungeheures Hirschgeweih empor, an dessen Enden ihn die Herzogin zurückhält. Allgemeine Bestürzung der Höflinge, die ihre Schwerter ergreifen und auf Faust und Mephistophela eindringen. Faust aber bewegt wieder seinen Stab, und im Hintergrunde der Scene erklingen plötzlich kriegerische Trompetenstöße, und man erblickt in Reih und Glied eine ganze Schaar von Kopf bis zu Füßen gehar-

niſchter Ritter. Indem die Höflinge ſich gegen dieſe zu ihrer Vertheidigung umwenden, fliegen Fauſt und Mephiſtophela durch die Luft davon, auf zwei ſchwarzen Roſſen, die aus dem Boden hervorgekommen. Im ſelben Augenblick zerrinnt, wie eine Phantasmagorie, auch die bewaffnete Ritterſchaar.

Dritter Akt.

Nächtlicher Schauplatz des Hexen-Sabbaths: Eine breite Bergkoppe; zu beiden Seiten Bäume, an deren Zweigen ſeltſame Lampen hängen, welche die Scene erleuchten; in der Mitte ein ſteinernes Poſtament, wie ein Altar, und darauf ſteht ein großer ſchwarzer Bock mit einem ſchwarzen Menſchenantlitz und einer brennenden Kerze zwiſchen den Hörnern. Im Hintergrunde Gebirgshöhen, die einander überragend, gleichſam ein Amphitheater bilden, auf deſſen koloſſalen Stufen als Zuſchauer die Notabilitäten der Unterwelt ſitzen, nemlich jene Höllenfürſten, die wir in den vorigen Akten geſehen und die hier noch rieſenhafter erſcheinen. Auf den erwähnten Bäumen hocken Muſikanten mit Vogelgeſichtern und wunderlichen Saiten- und Blasinſtrumenten. Die Scene iſt bereits ziemlich belebt von tanzenden Gruppen, deren Trachten an die verſchiedenſten Länder und Zeitalter erinnern, ſo daß die ganze Verſammlung einem Maskenball gleicht, um ſo mehr, da wirklich viele darunter verlarvt und vermummt ſind. Wie barock, bizarr und abenteuerlich auch manche dieſer Geſtalten, ſo dürfen ſie dennoch den Schönheitsſinn nicht verletzen, und der häßliche Eindruck des Fratzenweſens wird gemildert oder verwiſcht durch mährchenhafte Pracht und poſitives Grauen. Vor dem Bocksaltar tritt ab und zu ein Paar, ein Mann und ein Weib, jeder mit einer ſchwarzen Fackel in der Hand, ſie verbeugen ſich vor der Rückſeite des Bocks, knieen davor nieder und leiſten das Homagium des Kuſſes. Unterdeſſen kommen neue Gäſte durch die Luft geritten, auf Beſenſtielen, Miſtgabeln, Kochlöffeln, auch auf Wölfen und Katzen. Dieſe Ankömmlinge finden hier die Buhlen, die bereits ihrer harrten. Nach freudigſter Willkomm-Begrüßung miſchen ſie ſich unter die tanzenden Gruppen. Auch Ihre Durchlaucht die Herzogin kommt auf einer ungeheuren Fledermaus herangeflogen; ſie iſt ſo entblößt als möglich gekleidet und trägt am rechten Fuß den güldenen Schuh. Sie ſcheint Jemanden mit Ungeduld zu ſuchen. Endlich erblickt ſie den Erſehnten, nämlich Fauſt, welcher mit Mephiſtophela auf ſchwarzen Roſſen zum Feſte heranfliegt; er trägt ein glänzendes Rittergewand und ſeine Gefährtin ſchmückt das züchtig enganliegende Amazonenkleid eines deutſchen Edelfräuleins. Fauſt und die Herzogin ſtürzen einander in die Arme und ihre überſchwellende Inbrunſt offenbart ſich in den verzückteſten Tänzen. Me-

phiſtophela hat unterdeſſen ebenfalls einen erwarteten Geſpons gefunden, einen dürren Junker in ſchwarzer, ſpaniſcher Manteltracht und mit einer blutrothen Hahnenfeder auf dem Barett; doch während Fauſt und die Herzogin die ganze Stufenleiter einer wahren Leidenſchaft, einer wilden Liebe, durchtanzen, iſt der Zweitanz der Mephiſtophela und ihres Partners, als Gegenſatz, nur der buhleriſche Ausdruck der Galanterie, der zärtlichen Lüge, der ſich ſelbſt perſifli-renden Lüſternheit. Alle vier ergreifen endlich ſchwarze Fackeln, bringen in der obenerwähnten Weiſe dem Bocke ihre Huldigung, und ſchließen ſich zuletzt der Ronde an, womit die ganze vermiſchte Geſellſchaft den Altar umwirbelt. Das Eigenthümliche dieſer Ronde beſteht darin, daß die Tänzer einander den Rücken zudrehen, und nicht das Geſicht, welches nach Außen gewendet bleibt.

Fauſt und die Herzogin, welche dem Ringelreihen entſchlüpfen, erreichen die Höhe ihres Liebetaumels und verlieren ſich hinter den Bäumen zur rechten Seite der Scene. Die Ronde iſt beendet und neue Gäſte treten vor den Altar und begehen dort die Adorazion des Bocks; es ſind gekrönte Häupter darunter, ſogar Großwürdenträger der Kirche in ihren geiſtlichen Ornaten.

Im Vordergrunde zeigen ſich mittlerweile viele Mönche und Nonnen, und an ihren extravaganten Polkaſprüngen erquicken ſich die dämoniſchen Zu-ſchauer auf den Bergſpitzen und ſie applaudiren mit lang hervorgeſtreckten Tatzen. Fauſt und die Herzogin kommen wieder zum Vorſchein, doch ſein Antliß iſt verſtört, und verdroſſen wendet er ſich ab von dem Weibe, das ihn mit den wollüſtigſten Kareſſen verfolgt. Er giebt ihr ſeinen Ueberdruß und Widerwillen in unzweideutiger Weiſe zu erkennen. Vergebens ſtürzt flehent-lich die Herzogin vor ihm nieder; er ſtößt ſie mit Abſcheu zurück. In dieſem Augenblicke erſcheinen drei Mohren in goldnen Wappenröcken, worauf lauter ſchwarze Böcke geſtickt ſind; ſie bringen der Herzogin den Befehl ſich unver-züglich zu ihrem Herrn und Meiſter Satanas zu begeben, und die Zögernde wird mit Gewalt fortgeſchleppt. Man ſieht im Hintergrunde wie der Bock von ſeinem Poſtamente herabſteigt und, nach einigen ſonderbaren Compli-mentirungen, mit der Herzogin ein Menuet tanzt. Langſam gemeſſene cere-moniöſe Pas. Auf dem Antlitz des Bockes liegt der Trübſinn eines gefalle-nen Engels und der tiefe Ennui eines blaſirten Fürſten; in allen Zügen der Herzogin verräth ſich die troſtloſeſte Verzweiflung. Nach Beendigung des Tanzes ſteigt der Bock wieder auf ſein Poſtament; die Damen, welche dieſem Schauſpiel zugeſehen, nahen ſich der Herzogin mit Knix und Huldigung und ziehen dieſelbe mit ſich fort. Fauſt iſt im Vordergrunde ſtehen geblieben, und während er jenem Menuet zugeſchaut, erſcheint wieder an ſeiner Seite Me-phiſtophela. Mit Widerwillen und Ekel zeigt Fauſt auf die Herzogin und ſcheint in Betreff derſelben etwas Entſetzliches zu erzählen; er bezeugt über-haupt ſeinen Ekel ob all dem Fratzentreiben, das er vor ſich ſehe, ob all dem

gothiſchen Wuſte, der nur eine plump ſchnöde Verhöhnung der kirchlichen Aſketik, ihm aber eben ſo unerquicklich ſei wie letztere. Er empfindet eine unendliche Sehnſucht nach dem Reinſchönen, nach griechiſcher Harmonie, nach den uneigennützig edlen Geſtalten der Homeriſchen Frühlingswelt! Mephiſtophela verſteht ihn, und mit ihrem Zauberſtab den Boden berührend, läßt ſie das Bild der berühmten Helena von Sparta daraus hervorſteigen und ſogleich wieder verſchwinden. Das iſt es, was das gelehrte, nach antikem Ideal dürſtende Herz des Doktors begehrte; er giebt ſeine volle Begeiſterung zu erkennen, und durch einen Wink der Mephiſtophela erſcheinen wieder die magiſchen Roſſe, worauf beide davon fliegen. In demſelben Momente erſcheint die Herzogin wieder auf der Scene; ſie bemerkt die Flucht des Geliebten, geräth in die unſinnigſte Verzweiflung und fällt ohnmächtig zu Boden. In dieſem Zuſtande wird ſie von einigen wüſten Geſtalten aufgehoben und mit Scherz und Poſſen, wie im Triumphe, umhergetragen. Wieder Hexen-Ronde, die plötzlich unterbrochen wird von dem gellenden Klang eines Glöckchens und einem Orgel-Choral, der eine verruchte Parodie der Kirchenmuſik iſt. Alles drängt ſich zum Altar, wo der ſchwarze Bock in Flammen aufgeht und praſſelnd verbrennt. Nachdem der Vorhang ſchon gefallen, hört man noch die grauſenhaft burlesken Freveltöne der Satansmeſſe.

Vierter Akt.

Eine Inſel im Archipel. Ein Stück Meer, ſmaragdfarbig glänzend, iſt links ſichtbar und ſcheidet ſich lieblich ab von dem Turkoiſenblau des Himmels, deſſen ſonniges Tageslicht eine ideale Landſchaft überſtrahlt: Vegetazion und Architekturen ſind hier ſo griechiſch ſchön wie ſie der Dichter der Odyſſee einſt geträumt. Pinien, Lorbeerbüſche, in deren Schatten weiße Bilderwerke ruhen; große Marmorvaſen mit fabelhaften Pflanzen; die Bäume von Blumenguirlanden umwunden; kriſtallene Waſſerfälle; zur rechten Seite der Scene ein Tempel der Venus Aphrodite, deren Statue aus den Säulengängen hervorſchimmert; und das alles belebt von blühenden Menſchen, die Jünglinge in weißen Feſtgewanden, die Jungfrauen in leichtgeſchürzter Nymphentracht, ihre Häupter geſchmückt mit Roſen oder Myrthen, und theils in einzelnen Gruppen ſich erluſtigend, theils auch in ceremoniöſen Reigen vor dem Tempel der Göttin mit dem Freudendienſte derſelben beſchäftigt. Alles athmet hier griechiſche Heiterkeit, ambroſiſchen Götterfrieden, claſſiſche Ruhe. Nichts erinnert an ein neblichtes Jenſeits, an myſtiſche Wolluſt- und Angſtſchauer, an überirdiſche Extaſe eines Geiſtes, der ſich von der Körperlichkeit emanzipirt: hier iſt alles reale plaſtiſche Seligkeit ohne retroſpektive Wehmuth, ohne ah-

nende leere Sehnſucht. Die Königin dieſer Inſel iſt Helena von Sparta, die ſchönſte Frau der Poeſie, und ſie tanzt an der Spitze ihrer Hofmägde vor dem Venus-Tempel: Tanz und Poſituren, im Einklang mit der Umgebung, gemeſſen, keuſch und feierlich.

In dieſe Welt brechen plötzlich herein Fauſt und Mephiſtophela, auf ihren ſchwarzen Roſſen durch die Lüfte herabfliegend. Sie ſind wie befreit von einem düſtern Alpdruck, von einer ſchnöden Krankheit, von einem triſten Wahnſinn, und erquicken ſich beide an dieſem Anblick des Urſchönen und des wahrhaft Edlen. Die Königin und ihr Gefolge tanzen ihnen gaſtlich entgegen, bieten ihnen Speiſe und Trank in koſtbar ciſelirten Geräthen, und laden ſie ein bei ihnen zu wohnen auf der ſtillen Inſel des Glücks. Fauſt und ſeine Gefährtin antworten durch freudige Tänze, und Alle, einen Feſtzug bildend, begeben ſich zuletzt nach dem Tempel der Venus, wo der Doktor und Mephiſtophela ihre mittelalterlich romantiſche Kleidung gegen einfach herrliche griechiſche Gewänder vertauſchen; in ſolcher Umwandlung wieder mit der Helena auf die Vorderſcene tretend, tragiren ſie irgend einen mythologiſchen Dreitanz.

Fauſt und Helena laſſen ſich endlich nieder auf einen Thron, zur rechten Seite der Scene, während Mephiſtophela, einen Thyrſus und eine Handtrommel ergreifend, als Bacchantin in den ausgelaſſenſten Poſituren einherſpringt. Die Jungfrauen der Helena erfaßt das Beiſpiel dieſer Luſt, ſie reißen die Roſen und Myrthen von ihren Häuptern, winden Weinlaub in die entfeſſelten Locken, und mit flatternden Haaren und geſchwungenen Thyrſen taumeln ſie ebenfalls dahin als Bacchanten. Die Jünglinge bewaffnen ſich alsbald mit Schild und Speer, vertreiben die göttlich raſenden Mädchen, und tanzen in Scheinkämpfen eine jener kriegeriſchen Pantomimen, welche von den alten Autoren ſo wohlgefällig beſchrieben ſind.

In dieſer heroiſchen Paſtorale mag auch eine antique Humoreske eingeſchaltet werden, nämlich eine Schaar Amoretten, die auf Schwänen herangeritten kommen, und mit Spießen und Bogen ebenfalls einen Kampftanz beginnen. Dieſes artige Spiel wird aber plötzlich geſtört: die erſchreckten Liebesbübchen werfen ſich raſch auf ihre Reitſchwäne und flattern von dannen bei der Ankunft der Herzogin, die auf einer ungeheuren Fledermaus durch die Luft herbeigeflogen kommt, und wie eine Furie vor den Thron tritt, wo Fauſt und Helena ruhig ſitzen. Sie ſcheint jenem die wahnſinnigſten Vorwürfe zu machen und dieſe zu bedrohen. Mephiſtophela, die den ganzen Auftritt mit Schadenfreude betrachtet, beginnt wieder ihren Bacchantentanz, dem die Jungfrauen der Helena ſich ebenfalls wieder tanzend beigeſellen, ſo daß dieſe Freuden-Chöre mit dem Zorn der Herzogin gleichſam verhöhnend contraſtiren. Letztere kann ſich zuletzt vor Wuth nicht mehr laſſen, ſie ſchwingt den Zauberſtab, den ſie in der Hand hält, und ſcheint dieſe Bewegung mit den entſetzlichſten

Beschwörungssprüchen zu begleiten. Alsbald verfinstert sich der Himmel Blitz und Donnerschlag, das Meer fluthet stürmisch empor, und auf der ganzen Insel geschieht an Gegenständen und Personen die schauderhafteste Umwandlung. Alles ist wie getroffen von Wetter und Tod: die Bäume stehen laublos und verdorrt; der Tempel ist zu einer Ruine zusammengesunken; die Bildsäulen liegen gebrochen am Boden; die Königin Helena sitzt als eine fast zum Gerippe entfleischte Leiche in einem weißen Laken zur Seite des Faust; die tanzenden Frauenzimmer sind ebenfalls nur noch knöcherne Gespenster, gehüllt in weiße Tücher, die über den Kopf hängend nur bis auf die dürren Lenden reichen, wie man die Lamien darstellt, und in dieser Gestalt setzen sie ihre heitern Tanzposituren und Ronden fort, als wäre gar nichts passirt, und sie scheinen die ganze Umwandlung durchaus nicht bemerkt zu haben. Faust ist aber bei diesem Begebniß, wo all sein Glück zertrümmert ward durch die Rache einer eifersüchtigen Hexe, aufs höchste gegen dieselbe erbost; er springt vom Thron herab, mit gezogenem Schwerte, und bohrt es in die Brust der Herzogin.

Mephistophela hat die beiden Zaubertrappen wieder herbeigeführt, sie treibt den Faust angstvoll an, sich schnell aufzuschwingen und reitet mit ihm davon durch die Luft. Das Meer brandet unterdessen immer höher, es überschwemmt allmählig Menschen und Monumente, nur die tanzenden Lamien scheinen nichts davon zu merken, und bei heitern Tambourinklängen tanzen sie bis zum letzten Augenblick, wo die Wellen ihre Köpfe erreichen und die ganze Insel gleichsam im Wasser versinkt. Ueber das sturmgepeitschte Meer, hoch oben in der Luft, sieht man Faust und Mephistophela auf ihren schwarzen Gäulen dahin jagen.

Fünfter Akt.

Ein großer freier Platz vor einer Kathedrale, deren gothisches Portal im Hintergrunde sichtbar. Zu beiden Seiten zierlich geschnittene Lindenbäume; unter denselben links sitzen zechende und schmausende Bürgersleute, gekleidet in der niederländischen Tracht des sechzehnten Jahrhunderts. Unfern sieht man auch mit Armbrüsten bewaffnete Schützen, die nach einem auf einen hohen Pfahl gepflanzten Vogel schießen. Ueberall Kirmeßjubel: Schaubuden, Musikanten, Puppenspiel, umherspringende Pickelhäringe und fröhliche Gruppen. In der Mitte der Scene ein Rasenplatz, wo die Honoratioren tanzen. —

Der Vogel ist herabgeschossen und der Sieger hält als Schützenkönig seinen Triumphzug. Eine feiste Bierbrauerfigur, auf dem Haupte eine enorme Krone, woran eine Menge Glöckchen, Bauch und Rücken behängt mit großen Schilden von Goldblech; und solchermaßen mit Geklingel und Gerassel ein-

herstolzirend. Vor ihm marschiren Trommler und Pfeifer, auch der Fahnenträger, ein kurzbeinigter Knirps, der mit einer ungeheuern Fahne die drolligsten Schwenkungen verrichtet; die ganze Schützengilde folgt gravitätisch hinterher. Vor dem dicken Bürgermeister und seiner nicht minder korpulenten Gattin, die nebst ihrem Töchterlein unter den Linden sitzen, wird die Fahne geschwenkt und neigen sich respektvoll die Vorüberziehenden. Jene erwiedern die Salutazion, und ihr Töchterlein, ein blondlockiges Jungfrauenbild aus der niederländischen Schule, kredenzt dem Schützenkönig den Ehrenbecher.

Trompetenstöße ertönen und auf einem hohen mit Laubwerk geschmückten Karren, der von zwei schwarzen Gäulen gezogen wird, erscheint der hochgelahrte Doktor Faust in scharlachrothem und goldbetreßtem Quacksalberkostüme; dem Wagen voran, die Pferde lenkend, schreitet Mephistophela, ebenfalls in grell marktschreierischem Aufputz, reich bebändert und befiedert und in der Hand eine große Trompete, worauf sie zuweilen Fanfaren bläst, während sie eine das Volk heranlockende Reklame tanzt. Die Menge drängt sich alsbald um den Wagen, wo der fahrende Wunderdoktor allerlei Tränklein und Mixturen gegen baare Bezahlung austheilt. Einige Personen bringen ihm in großen Flaschen ihren Urin zur Besichtigung. Andern reißt er die Zähne aus. Er thut sichtbare Mirakelkuren an verkrüppelten Kranken, die ihn geheilt verlassen und vor Freude tanzen. Er steigt endlich herab vom Wagen, der davon fährt, und vertheilt unter die Menge seine Phiolen, aus welchen man nur einige Tropfen zu genießen braucht, um von jedem Leibesübel geheilt und von der unbändigsten Tanzlust ergriffen zu werden. Der Schützenkönig, welcher den Inhalt einer Phiole verschluckt, empfindet dessen Zaubermacht, er ergreift Mephistophela und hopst mit ihr ein Pas-de-deux. Auch auf den bejahrten Bürgermeister und seine Gattin übt der Trank seine beinbewegende Wirkung, und beide humpeln den alten Großvatertanz.

Während aber das sämmtliche Publikum im tollsten Wirbel sich umher dreht, hat Faust sich der Bürgermeisterstochter genaht, und bezaubert von ihrer reinen Natürlichkeit, Zucht und Schöne, erklärt er ihr seine Liebe, und mit wehmüthigen, fast schüchternen Geberden nach der Kirche deutend, wirbt er um ihre Hand. Auch bei den Aeltern, die sich keuchend wieder auf ihre Bank niederlassen, wiederholt er seine Werbung; jene sind mit dem Antrag zufrieden, und auch die naive Schöne giebt endlich ihre verschämte Zustimmung. Letztere und Faust werden jetzt mit Blumensträußen geschmückt und tanzen als Braut und Bräutigam ihre sittsam bürgerlichen Hymeneen. Der Doktor hat endlich im bescheiden süßen Stillleben das Hausglück gefunden, welches die Seele befriedigt. Vergessen sind die Zweifel und die schwärmerischen Schmerzgenüsse des Hochmuthsgeistes, und er strahlt vor innerer Beseligung, wie der vergoldete Hahn eines Kirchthurms.

Es bildet sich der Brautzug mit hochzeitlichem Gepränge, und derselbe i schon auf dem Wege zur Kirche, als Mephistophela plötzlich mit hohnlachen den Geberden vor den Bräutigam tritt und ihn seinen idyllischen Gefühlen entreißt; sie scheint ihm zu befehlen ihr unverzüglich von hinnen zu folgen. Faust widersetzt sich mit hervorbrechendem Zorn, und die Zuschauer sind bestürzt über diese Scene. Doch noch größerer Schrecken erfaßt sie, als plötzlich, auf Mephistophela's Beschwörung, ein nächtliches Dunkel und das schrecklichste Gewitter hereinbricht. Sie fliehen angstvoll und flüchten sich in die nahe Kirche, wo eine Glocke zu läuten und eine Orgel zu rauschen beginnen, ein frommes Gedröhne, welches mit dem blitzenden und donnernden Höllenspektakel auf der Scene contrastirt. Auch Faust hat sich wie die andern in den Schooß der Kirche flüchten wollen, aber eine große schwarze Hand, die aus dem Boden hervorgriff, hat ihn zurückgehalten, während Mephistophela, mit boshaft triumphirender Miene aus ihrem Mieder das Pergamentblatt hervorzieht, das der Doktor einst mit seinem Blute unterzeichnet hat; sie zeigt ihm, daß die Zeit des Kontraktes verflossen sei und Leib und Seele jetzt der Hölle gehöre. Vergebens macht Faust allerlei Einwendungen, vergebens legt er sich zuletzt aufs Jammern und Bitten — das Teufelsweib umtänzelt ihn mit allen Grimassen der Verhöhnung. Es öffnet sich der Boden und es treten hervor die greuelhaften Höllenfürsten, die gekrönten und scepterträgenden Ungethüme. In jubelnder Ronde verspotten sie ebenfalls den armen Doktor, den Mephistophela, die endlich sich in eine gräßliche Schlange verwandelt hat, mit wilder Umschlingung erdrosselt. Die ganze Gruppe versinkt unter Flammengeprassel in die Erde, während das Glockengeläute und die Orgelklänge, die vom Dome her ertönen, zu frommen, christlichen Gebeten auffordern.

Erläuterungen.

TO

LUMLEY, ESQ.,

Director of the Theatre of Her Majesty the Queen.

Dear Sir!

Eine leicht begreifliche Zagniß überfiel mich, als ich bedachte, daß ich zu meinem Ballete einen Stoff gewählt, den bereits unſer großer Wolfgang Goethe, und gar in ſeinem größten Meiſterwerke, behandelt hat. Wäre es aber ſchon gefährlich genug bei gleichen Mitteln der Darſtellung mit einem ſolchen Dichter zu wetteifern, wie viel halsbrechender müßte das Unternehmen ſein, wenn man mit ungleichen Waffen in die Schranken treten wollte! In der That, Wolfgang Goethe hatte, um ſeine Gedanken auszuſprechen, das ganze Arſenal der redenden Künſte zu ſeiner Verfügung, er gebot über alle Truhen des deutſchen Sprachſchatzes, der ſo reich iſt an ausgeprägten Denkworten des Tiefſinns und uralten Naturlauten der Gemüthswelt, Zauberſprüche, die im Leben längſt verhallt, gleichſam als Echo in den Reimen des Goethe'ſchen Gedichtes wiederklingen und des Leſers Phantaſie ſo wunderbar aufregen! Wie kümmerlich dagegen ſind die Mittel, womit ich Aermſter ausgerüſtet bin, um das, was ich denke und fühle, zur äußern Erſcheinung zu bringen! Ich wirke nur durch ein magres Libretto, worin ich in aller Kürze andeute, wie Tänzer und Tänzerinnen ſich gehaben und geberden ſollen und wie ich mir dabei die Muſik und die Dekorazionen ungefähr denke. Und dennoch hab' ich es gewagt einen Doktor Fauſtus zu dichten in der Form eines Ballets, rivaliſirend mit dem großen Wolfgang Goethe, der mir ſogar die Jugendfriſche des Stoffes vorweggenommen, und zur Bearbeitung deſſelben ſein langes blühendes Götterleben anwenden konnte, — während mir, dem bekümmerten Kranken, von Ihnen, verehrter Freund, nur ein Termin von vier Wochen geſtellt ward, binnen welchen ich Ihnen mein Werk liefern mußte.

Die Grenzen meiner Darſtellungsmittel konnte ich leider nicht überſchreiten, aber innerhalb derſelben habe ich geleiſtet, was ein braver Mann zu leiſten

vermag, und ich habe wenigſtens einem Verdienſte nachgeſtrebt, deſſen ſich Goethe keineswegs rühmen darf: in ſeinem Fauſtgedichte nämlich vermiſſen wir durchgängig das treue Feſthalten an der wirklichen Sage, die Ehrfurcht vor ihrem wahrhaftigen Geiſte, die Pietät für ihre innere Seele, eine Pietät, die der Skeptiker des achtzehnten Jahrhunderts (und ein ſolcher blieb Goethe bis an ſein ſeliges Ende) weder empfinden noch begreifen konnte! Er hat ſich in dieſer Beziehung einer Willkür ſchuldig gemacht, die auch äſthetiſch verdammenswerth war und die ſich zuletzt an dem Dichter ſelbſt gerächt hat. Ja, die Mängel ſeines Gedichts entſprangen aus dieſer Verſündigung, denn, indem er von der frommen Symmetrie abwich, womit die Sage im deutſchen Volksbewußtſein lebte, konnte er das Werk nach dem neu erſonnenen ungläubigen Bauriß nie ganz ausführen, es ward nie fertig, wenn man nicht etwa jenen lendenlahmen zweiten Theil des Fauſtes, welcher vierzig Jahre ſpäter erſchien, als die Vollendung des ganzen Poems betrachten will. In dieſem zweiten Theile befreit Goethe den Nekromanten aus den Krallen des Teufels, er ſchickt ihn nicht zur Hölle, ſondern läßt ihn triumphirend einziehen in's Himmelreich, unter dem Geleite tanzender Englein, katholiſcher Amoretten, und das ſchauerliche Teufelsbündniß, das unſern Vätern ſo viel haarſträubendes Entſetzen einflößte, endigt wie eine frivole Farçe, —ich hätte faſt geſagt wie ein Ballet.

Mein Ballet enthält das Weſentlichſte der alten Sage vom Doktor Fauſtus, und indem ich ihre Hauptmomente zu einem dramatiſchen Ganzen verknüpfte, hielt ich mich auch in den Details ganz gewiſſenhaft an den vorhandenen Tradizionen, wie ich ſie zunächſt vorfand in den Volksbüchern, die bei uns auf den Märkten verkauft werden, und in den Puppenſpielen, die ich in meiner Kindheit tragiren ſah.

Die Volksbücher, die ich hier erwähne, ſind keineswegs gleichlautend. Die meiſten ſind willkürlich zuſammengeſtoppelt aus zwei ältern großen Werken über Fauſt, die, nebſt den ſogenannten Höllenzwängen, als die Hauptquellen für die Sage zu betrachten ſind. Dieſe Bücher ſind in ſolcher Beziehung zu wichtig als daß ich Ihnen nicht genauere Auskunft darüber geben müßte. Das älteſte dieſer Bücher über Fauſt iſt 1587 zu Frankfurt erſchienen bei Johann Spies, der es nicht blos gedruckt, ſondern abgefaßt zu haben ſcheint, obgleich er in einer Zueignung an ſeine Gönner ſagt, daß er das Manuſcript von einem Freunde aus Speyer erhalten. Dieſes alte Frankfurter Fauſtbuch iſt weit poetiſcher, weit tiefſinniger und weit ſymboliſcher abgefaßt, als das andere Fauſtbuch, welches Georg Rudolph Widman geſchrieben und 1599 zu Hamburg herausgegeben. Letzteres jedoch gelangte zu größerer Verbreitung, vielleicht weil es mit homiletiſchen Betrachtungen durchwäſſert und mit gravitätiſchen Gelehrſamkeiten geſpickt iſt. Das beſſere Buch ward dadurch ver-

drängt und verſank ſchier in Vergeſſenheit. Beiden Büchern liegt die wohlgemeinteſte Verwarnung gegen Teufelsbündniſſe, ein frommer Zweck, zum Grunde. Die dritte Hauptquelle der Fauſtſage, die ſogenannten Höllenzwänge, ſind Geiſterbeſchwörungsbücher, die zum Theil in lateiniſcher, zum Theil in deutſcher Sprache abgefaßt und dem Doktor Fauſt ſelbſt zugeſchrieben ſind. Sie ſind ſehr wunderlich von einander abweichend und kurſiren auch unter verſchiedenen Titeln. Der famoſeſte der Höllenzwänge iſt „der Meergeiſt" genannt: ſeinen Namen flüſterte man nur mit Zittern, und das Manuſcript lag in den Kloſterbibliotheken mit einer eiſernen Kette angeſchloſſen. Dieſes Buch ward jedoch durch frevelhafte Indiskrezion im Jahre 1692 zu Amſterdam bei Holbek in dem Kohlſteg gedruckt.

Die Volksbücher, welche aus den angegebenen Quellen entſtanden ſind, benutzten auch mitunter ein eben ſo merkwürdiges Opus über Doktor Fauſt's zauberkundigen Famulus, der Chriſtoph Wagner geheißen und deſſen Abenteuer und Schwänke nicht ſelten ſeinem berühmten Lehrer zugeſchrieben werden. Der Verfaſſer, der ſein Werk 1594, angeblich nach einem ſpaniſchen Originale, herausgab, nennt ſich Tholeth Schotus. Wenn es wirklich aus dem Spaniſchen überſetzt, was ich aber bezweifle, ſo iſt hier eine Spur, woraus ſich die merkwürdige Uebereinſtimmung der Fauſtſage mit der Sage vom Don Juan ermitteln ließe.

Hat es in der Wirklichkeit jemals einen Fauſt gegeben? Wie manchen andern Wunderthäter, hat man auch den Fauſt für einen bloßen Mythos erklärt. Ja, es ging ihm gewiſſermaßen noch ſchlimmer: die Polen, die unglücklichen Polen, haben ihn als ihren Landsmann reklamirt, und ſie behaupten, er ſei noch heutigen Tages bei ihnen bekannt unter dem Namen Twardowski. Es iſt wahr, nach früheſten Nachrichten über Fauſt hat derſelbe auf der Univerſität zu Krakau die Zauberkunſt ſtudirt, wo ſie öffentlich gelehrt ward, als freie Wiſſenſchaft, was ſehr merkwürdig; es iſt auch wahr, daß die Polen damals große Hexenmeiſter geweſen, was ſie heut zu Tage nicht ſind: aber unſer Doktor Johannes Fauſtus iſt eine ſo grundehrliche, wahrheitliche, tiefſinnig naive, nach dem Weſen der Dinge lechzende, und ſelbſt in der Sinnlichkeit ſo gelehrte Natur, daß er nur eine Fabel oder ein Deutſcher ſein konnte. Es iſt aber an ſeiner Exiſtenz gar nicht zu zweifeln, die glaubwürdigſten Perſonen geben davon Kunde, z. B. Johannes Wierus, der das berühmte Buch über das Hexenweſen geſchrieben, dann Philipp Melanchthon, der Waffenbruder Luther's, ſo wie auch der Abt Tritheim, ein großer Gelehrter, welcher ebenfalls mit Geheimniſſen ſich abgab und daher, beiläufig geſagt, vielleicht aus Handwerksneid den Fauſt herabzuwürdigen und ihn als einen unwiſſenden Marktſchreier darzuſtellen ſuchte. Nach den eben erwähnten Zeugniſſen von Wierus und Me-

lanchthon war Faust gebürtig aus Kundlingen, einem kleinen Städtchen in Schwaben. Beiläufig muß ich hier bemerken, daß die oben erwähnten Hauptbücher über Faust von einander abweichen in der Angabe seines Geburtsorts. Nach der älteren Frankfurter Version ist er als eines Bauern Sohn zu Rod bei Weimar geboren. In der Hamburger Version von Widman heißt es hingegen: „Faustus ist gebürtig gewesen aus der Grafschaft Anhalt und haben seine Aeltern gewohnt in der Mark Soltwedel, die waren fromme Bauersleute."

In einer Denkschrift über den fürtrefflichen und ehrenvesten Bandwurmdoktor Calmonius, womit ich mich jetzt beschäftige, finde ich Gelegenheit bis zur Evidenz zu beweisen, daß der wahre historische Faust kein anderer ist, als jener Sabellicus, den der Abt Tritheim als einen Marktschreier und Erzschelm schilderte, welcher Gott und die Welt besefelt habe. Der Umstand, daß derselbe auf einer Visitenkarte, die er an Tritheim schickte, sich Faustus junior nannte, verleitete viele Schriftsteller zu der irrigen Annahme, als habe es einen älteren Zauberer dieses Namens gegeben. Das Beiwort „junior" soll aber hier nur bedeuten, daß der Faust einen Vater oder älteren Bruder besaß, der noch am Leben gewesen; was für uns von keiner Bedeutung ist. Ganz anders wäre z. B. wenn ich unserm heutigen Calmonius das Epithet „junior" beilegen wollte, indem ich dadurch auf einen ältern Calmonius hindeuten würde, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gelebt und ebenfalls ein großer Prahlhans und Lügner gewesen sein mochte; er rühmte sich z. B. der vertrauten Freundschaft Friedrich's des Großen, und erzählte oft, wie der König eines Morgens mit der ganzen Armee seinem Hause vorbeimarschirt sei, und vor seinem Fenster stille haltend, zu ihm hinaufgerufen habe: „Adies, Calmonius, ich gehe jetzt in den siebenjährigen Krieg und ich hoffe Ihn einst gesund wieder zu sehen!"

Viel verbreitet im Volke ist der Irrthum, unser Zauberer sei auch derselbe Faust, welcher die Buchdruckerkunst erfunden. Dieser Irrthum ist bedeutungsvoll und tiefsinnig. Das Volk identificirte die Personen, weil es ahnte, daß die Denkweise, die der Schwarzkünstler repräsentirt, in der Erfindung des Buchdruckers das furchtbarste Werkzeug der Verbreitung gefunden, und dadurch eine Solidarität zwischen beiden entstanden. Jene Denkweise ist aber das Denken selbst in seinem Gegensatze zum blinden Credo des Mittelalters, zum Glauben an alle Autoritäten des Himmels und der Erde, einem Glauben an Entschädigung dort oben für die Entsagungen hienieden, wie die Kirche ihn dem knieenden Köhler vorbetete. Faust fängt an zu denken, seine gottlose Vernunft empört sich gegen den heiligen Glauben seiner Väter, er will nicht länger im Dunkeln tappen und dürftig lungern, er verlangt nach Wissenschaft, nach weltlicher Macht, nach irdischer Lust, er will wissen, können und genie-

ßen, — und, um die ſymboliſche Sprache des Mittelalters zu reden, er fällt ab von Gott, verzichtet auf ſeine himmliſche Seligkeit und huldigt dem Satan und deſſen irdiſchen Herrlichkeiten. Dieſe Revolte und ihre Doktrin ward nun eben durch die Buchdruckerkunſt ſo zauberhaft gewaltig gefördert, daß ſie im Laufe der Zeit nicht blos hochgebildete Individuen, ſondern ſogar ganze Volksmaſſen ergriffen. Vielleicht hat die Legende von Johannes Fauſtus deshalb einen ſo geheimnißvollen Reiz für unſre Zeitgenoſſen, weil ſie hier ſo naiv faßlich den Kampf dargeſtellt ſehen, den ſie ſelber jetzt kämpfen, den modernen Kampf zwiſchen Religion und Wiſſenſchaft, zwiſchen Autorität und Vernunft, zwiſchen Glauben und Denken, zwiſchen demüthigem Entſagen und frecher Genußſucht — ein Todeskampf, wo uns am Ende vielleicht ebenfalls der Teufel holt wie den armen Doctor aus der Grafſchaft Anhalt oder Kundlingen in Schwaben.

Ja, unſer Schwarzkünſtler wird in der Sage nicht ſelten mit dem erſten Buchdrucker identifizirt. Dies geſchieht namentlich in den Puppenſpielen, wo wir den Fauſt immer in Mainz finden, während die Volksbücher Wittenberg als ſein Domizil bezeichnen. Es iſt tief bedeutſam, daß hier der Wohnort des Fauſtes, Wittenberg, auch zugleich die Geburtsſtätte und das Laboratorium des Proteſtantismus iſt.

Die Puppenſpiele, deren ich abermals erwähne, ſind nie im Druck erſchienen und erſt jüngſt hat einer meiner Freunde nach den handſchriftlichen Texten ein ſolches Opus herausgegeben. Dieſer Freund iſt Herr Karl Simrock, welcher mit mir auf der Univerſität zu Bonn die Schlegel'ſchen Collegien über deutſche Alterthumskunde und Metrik hörte, auch manchen guten Schoppen Rheinwein mit mir ausſtach und ſich ſolchermaßen in den Hülfswiſſenſchaften perfekzionirte, die ihm ſpäter zu ſtatten kamen bei der Herausgabe des alten Puppenſpiels. Mit Geiſt und Takt reſtaurirte er die verlorenen Stellen, wählte er die vorhandenen Varianten, und die Behandlung der komiſchen Perſon bezeugt, daß er auch über deutſche Hanswürſte, wahrſcheinlich ebenfalls im Collegium A. W. Schlegel's zu Bonn, die beſten Studien gemacht hat. Wie köſtlich iſt der Anfang des Stücks, wo Fauſt allein im Studirzimmer bei ſeinen Büchern ſitzt und folgenden Monolog hält:

So weit hab' ich's nun mit Gelehrſamkeit gebracht,
Daß ich aller Orten werd' ausgelacht.
Alle Bücher durchſtöbert von vorne bis hinten
Und kann doch den Stein der Weiſen nicht finden.
Jurisprudenz, Medizin, Alles umſunſt,
Kein Heil als in der nekromantiſchen Kunſt.

Was half mir das Studium der Theologie?
Meine durchwachten Nächte, wer bezahlt mir die?
Keinen heilen Rock hab' ich mehr am Leibe
Und weiß vor Schulden nicht wo ich bleibe.
Ich muß mich mit der Hölle verbünden
Die verborgenen Tiefen der Natur zu ergründen.
Aber um die Geiſter zu citiren,
Muß ich mich in der Magie informiren.

Die hierauf folgende Scene enthält hoch poetiſche und tief ergreifende Motive, die einer großen Tragödie würdig wären und auch wirklich größern dramatiſchen Dichtungen entlehnt ſind. Dieſe Dichtungen ſind zunächſt der Fauſt von Marlow, ein geniales Meiſterwerk, dem augenſcheinlich die Puppenſpiele nicht blos in Bezug auf den Inhalt, ſondern auch in Betreff der Form nachgeahmt ſind. Marlow's Fauſt mag auch andern engliſchen Dichtern ſeiner Zeit bei der Behandlung deſſelben Stoffes zum Vorbild gedient haben, und Stellen aus ſolchen Stücken ſind dann wieder in die Puppenſpiele übergegangen. Solche engliſche Fauſtkomödien ſind wahrſcheinlich ſpäter in's Deutſche überſetzt und von den ſogenannten engliſchen Komödianten geſpielt worden, die auch ſchon die beſten Shakeſpear'ſchen Werke auf deutſchen Brettern tragirten. Nur das Repertoire jener engliſchen Komödianten-Geſellſchaft iſt uns nothdürftig überliefert, die Stücke ſelbſt, die nie gedruckt wurden, ſind jedoch verſchollen und erhielten ſich vielleicht auf Winkeltheatern oder bei herumziehenden Truppen niedrigſten Ranges. So erinnere ich mich ſelbſt, daß ich zweimal von ſolchen Kunſtvagabonden das Leben des Fauſt's ſpielen ſah und zwar nicht in der Bearbeitung neuerer Dichter, ſondern wahrſcheinlich nach Fragmenten alter, längſt verſchollener Schauſpiele. Das erſte dieſer Stücke ſah ich vor fünfundzwanzig Jahren in einem Winkeltheater auf dem ſogenannten Hamburger Berge zwiſchen Hamburg und Altona. Ich erinnere mich, die citirten Teufel erſchienen alle tief vermummt in grauen Laken. Auf die Anrede Fauſt's: „Seid Ihr Männer oder Weiber?" antworteten ſie: „Wir haben kein Geſchlecht." Fauſt fragt ferner, wie ſie eigentlich ausſähen unter ihrer grauen Hülle? und ſie erwiedern: „Wir haben keine Geſtalt, die uns eigen wäre, wir entlehnen nach deinem Belieben jede Geſtalt, worin du uns zu erblicken wünſcheſt: wir werden immer ausſehen wie deine Gedanken." Nach abgeſchloſſenem Vertrag, worin ihm Kenntniß und Genuß aller Dinge verſprochen wird, erkundigt ſich Fauſt zunächſt nach der Beſchaffenheit des Himmels und der Hölle, und hierüber belehrt, bemerkt er: daß es im Himmel zu kühl und in der Hölle zu heiß ſein müſſe; am leidlichſten ſei das Clima wohl auf unſerer lieben Erde. Die köſtlichſten Frauen dieſer lieben Erde

gewinnt er durch den magiſchen Ring, der ihm die blühendſte Jugendgeſtalt, Schönheit und Anmuth, auch die brillanteſte Ritterkleidung verleiht. Nach vielen durchſchlemmten und verluderten Jahren hat er noch ein Liebesverhältniß mit der Signora Lukrezia, der berühmteſten Courtiſane von Venedig: er verläßt ſie aber verrätheriſch und ſchifft nach Athen, wo ſich die Tochter des Herzogs in ihn verliebt und ihn heirathen will. Die verzweifelnde Lukrezia ſucht Rath bei den Mächten der Unterwelt um ſich an dem Ungetreuen zu rächen, und der Teufel vertraut ihr, daß alle Herrlichkeit des Fauſt mit dem Ringe ſchwinde, den er am Zeigefinger trage. Signora Lukrezia reiſt nun in Pilgertracht nach Athen und gelangt dort an den Hof, als eben Fauſt, hochzeitlich geſchmückt, der ſchönen Herzogstochter die Hand reichen will um ſie zum Altar zu führen. Aber der vermummte Pilger, das rachſüchtige Weib, reißt dem Bräutigam haſtig den Ring vom Finger und plötzlich verwandeln ſich die jugendlichen Geſichtszüge des Fauſt in ein runzlichtes Greiſenantlitz mit zahnloſem Munde; ſtatt der goldnen Lockenfülle umflattert nur noch ſpärliches Silberhaar den armen Schädel; die funkelnde, purpurne Pracht fällt wie dürres Laub von dem gebückten, ſchlottrigen Leib, den jetzt nur noch ſchäbige Lumpen bedecken. Aber der entzauberte Zauberer merkt nicht, daß er ſich ſolcherweiſe verändert oder vielmehr, daß Körper und Kleider jetzt die wahre Zerſtörniß offenbaren, die ſie ſeit zwanzig Jahren erlitten, während hölliſches Blendwerk dieſelbe unter erlogener Herrlichkeit den Augen der Menſchen verbarg; er begreift nicht, warum das Hofgeſinde mit Ekel von ihm zurückweicht, warum die Prinzeſſin ausruft: ſchafft mir den alten Bettler aus den Augen! da hält ihm die vermummte Lukrezia ſchadenfroh einen Spiegel vor, er ſieht darin mit Beſchämung ſeine wirkliche Geſtalt und wird von der frechen Dienerſchaft zur Thür hinausgetreten, wie ein räudiger Hund. —

Das andre Fauſt-Drama, deſſen ich oben erwähnt, ſah ich zur Zeit eines Pferdemarktes in einem hannöverſchen Flecken. Auf freier Wieſe war ein kleines Theater aufgezimmert, und trotzdem daß am hellen Tage geſpielt ward, wirkte die Beſchwörungs-Scene hinlänglich ſchauervoll. Der Dämon, welcher erſchien, nannte ſich nicht Mephiſtopheles, ſondern Aſtaroth, ein Name, welcher urſprünglich vielleicht identiſch iſt mit dem Namen der Aſtarte, obgleich letztere in den Geheimſchriften der Magiker für die Gattin des Aſtaroths gehalten wird. Dieſe Aſtarte wird in jenen Schriften dargeſtellt mit zwei Hörnern auf dem Haupte, die einen Halbmond bilden, wie ſie denn wirklich einſt in Phönizien als eine Mondgöttin verehrt und deshalb von den Juden, gleich allen anderen Gottheiten ihrer Nachbaren, für einen Teufel gehalten ward. König Salomon, der Weiſe, hat ſie jedoch heimlich angebetet und Byron hat in ſeinem Fauſt, den er Manfred nannte, ſie gefeiert. In dem

Puppenſpiele, das Simrock herausgegeben, heißt das Buch, wodurch Fauſt verführt wird: Clavis Astarti de magica.

In dem Stücke, wovon ich reden wollte, bevorwortet Fauſt ſeine Beſchwörung mit der Klage, er ſei ſo arm, daß er immer zu Fuße laufen müſſe und nicht einmal von der Kuhmagd geküßt werde; er wolle ſich dem Teufel verſchreiben, um ein Pferd und eine ſchöne Prinzeſſin zu bekommen. Der beſchworene Teufel erſcheint zuerſt in der Geſtalt verſchiedener Thiere, eines Schweins, eines Ochſen, eines Affen, doch Fauſt weiſt ihn zurück mit dem Bedeuten: du mußt bösartiger ausſehen, um mir Schrecken einzuflößen. Der Teufel erſcheint alsdann wie ein Löwe, brüllend, quaerens quem devorat — auch jetzt iſt er dem kecken Nekromanten nicht furchtar genug, er muß ſich mit eingekniffenem Schweife in die Couliſſen zurückziehen und kehrt wieder als eine rieſige Schlange. Du biſt noch nicht entſetzlich und grauenhaft genug, ſagt Fauſt. Der Teufel muß nochmals beſchämt von dannen trollen, und jetzt ſehen wir ihn hervortreten in der Geſtalt eines Menſchen von ſchönſter Leibesbildung und gehüllt in einen rothen Mantel. Fauſt giebt ihm ſeine Verwunderung darüber zu erkennen, und der Rothmantel antwortet: es iſt nichts entſetzlicheres und grauenhafteres als der Menſch, in ihm grunzt und brüllt und meckert und ziſcht die Natur aller andern Thiere, er iſt ſo unflätig wie ein Schwein, ſo brutal wie ein Ochſe, ſo lächerlich wie ein Affe, ſo zornig wie ein Löwe, ſo giftig wie eine Schlange, er iſt ein Compoſitum der ganzen Animalität.

Die ſonderbare Uebereinſtimmung dieſer alten Komödiantentirade mit einer der Hauptlehren der neuern Naturphiloſophie, wie ſie beſonders Oken entwickelt, frappirte mich nicht wenig. Nachdem der Teufelsbund geſchloſſen, bringt Aſtaroth mehrere ſchöne Weiber in Vorſchlag, die er dem Fauſt anpreiſt, z. B. die Judith. Ich will keine Kopfabſchneiderin, antwortet jener. Willſt du die Cleopatra? fragt alsdann der Geiſt. Auch dieſe nicht, erwiedert Fauſt, ſie iſt zu verſchwenderiſch, zu koſtſpielig und hat ſogar den reichen Antonius ruiniren können; ſie ſäuft Perlen. So rekommandire ich dir die ſchöne Helena von Sparta, ſpricht lächelnd der Geiſt und ſetzt ironiſch hinzu: mit dieſer Perſon kannſt du Griechiſch ſprechen. Der gelehrte Doktor iſt entzückt über dieſe Propoſizion und fordert jetzt, daß der Geiſt ihm körperliche Schönheit und ein prächtiges Kleid verleihe, damit er erfolgreich mit dem Ritter Paris wetteifern könne; außerdem verlangt er ein Pferd, um gleich nach Troja zu reiten. Nach erlangter Zuſage geht er ab mit dem Geiſte, und beide kommen alsbald außerhalb der Theaterbude zum Vorſchein, und zwar auf zwei hohen Roſſen. Sie werfen ihre Mäntel von ſich, und Fauſt ſowohl als Aſtaroth ſehen wir jetzt im glänzendſten Flitterſtaate engliſcher Reiter die erſtaunlichſten Reitkunſtſtücke verrichten, angeſtaunt von den verſammelten

Roßkämmen, die mit hannöverisch rothen Gesichtern im Kreise umherstanden und vor Entzücken auf ihre gelbledernen Hosen schlugen, daß es klatschte, wie ich noch nie bei einer dramatischen Vorstellung klatschen hörte. Astaroth ritt aber wirklich allerliebst und war ein schlankes, hübsches Mädchen mit den größten, schwarzen Augen der Hölle. Auch Faust war ein schmucker Bursche in seinem brillanten Reiterkostüme und er ritt besser als alle anderen deutschen Doktoren, die ich jemals zu Pferde gesehen. Er jagte mit Astaroth um die Schaubühne herum, wo man jetzt die Stadt Troja und auf den Zinnen derselben die schöne Helena erblickte.

Unendlich bedeutungsvoll ist die Erscheinung der schönen Helena in der Sage vom Doktor Faust. Sie charakterisirt zunächst die Epoche, in welcher dieselbe entstanden und giebt uns wohl den geheimsten Aufschluß über die Sage selbst. Jenes ewig blühende Ideal von Anmuth und Schönheit, jene Helena von Griechenland, die eines Morgens zu Wittenberg als Frau Doktorin Faust ihre Aufwartung macht, ist eben Griechenland und das Helenenthum selbst, welches plötzlich im Herzen Deutschlands emportaucht, wie beschworen durch Zauberssprüche. Das magische Buch aber, welches die stärksten jener Zaubersprüche enthielt, hieß Homeros, und dieses war der wahre, große Höllenzwang, welcher den Faust und so viele seiner Zeitgenossen köderte und verführte. Faust, sowohl der historische als der sagenhafte, war einer jener Humanisten, welche das Griechenthum, griechische Wissenschaft und Kunst, in Deutschland mit Enthusiasmus verbreiteten. Der Sitz jener Propaganda war damals Rom, wo die vornehmsten Prälaten dem Cultus der alten Götter anhingen, und sogar der Papst, wie einst sein Reichsvorgänger Constantinus, das Amt eines Pontifex Maximus des Heidenthums mit der Würde eines Oberhauptes der christlichen Kirche cumulirte. Es war die sogenannte Zeit der Wiederauferstehung oder besser gesagt der Wiedergeburt der antiken Weltanschauung, wie sie auch ganz richtig mit dem Namen Renaissance bezeichnet wird. In Italien konnte sie leichter zur Blüthe und Herrschaft gelangen, als in Deutschland, wo ihr durch die gleichzeitige neue Bibelübersetzung auch die Wiedergeburt des judäischen Geistes, die wir die evangelische Renaissance nennen möchten, so bilderstürmend fanatisch entgegentrat. Sonderbar! die beiden großen Bücher der Menschheit, die sich vor einem Jahrtausend so feindlich befehdet und wie kampfmüde während dem ganzen Mittelalter vom Schauplatz zurückgezogen hatten, der Homer und die Bibel, treten zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts wieder öffentlich in die Schranken. Wenn ich oben aussprach, daß die Revolte der realistischen, sensualistischen Lebenslust gegen die [illegible] die eigentliche Idee der Faustsage ist: so will ich hier darauf hindeuten, wie jene sensualistische, realistische Lebenslust selbst im Gemüthe der Denker zunächst dadurch entstanden ist, daß dieselben

plötzlich mit den Denkmalen griechischer Kunst und Wissenschaft bekannt wur
den, daß sie den Homer lasen, so wie auch die Originalwerke von Plato un
Aristoteles. In diese beiden hat Faust, wie die Tradizion ausdrücklich erzähl
sich so sehr vertieft, daß er sich einst vermaß: gingen jene Werke verloren, s
würde er sie aus dem Gedächtnisse wieder herstellen können, wie weiland Esr
mit dem alten Testamente gethan. Wie tief Faust in den Homer einge
drungen, merken wir durch die Sage, daß er den Studenten, die bei ihm ei
Collegium über diesen Dichter hörten, die Helden des trojanischen Krieges i
Person vorzuzaubern wußte. In derselben Weise beschwor er ein andermal,
zur Unterhaltung seiner Gäste, eben die schöne Helena, die er später für sic
selber vom Teufel begehrte und bis zu seinem unseligen Ende besaß, wie da
ältere Faustbuch berichtet. Das Buch von Widman übergeht diese Geschich-
ten und der Verfasser äußert sich mit den Worten:

„Ich mag dem christlichen Leser nicht fürenthalten, daß ich an diesem Ort
etliche Historien von D. Johanne Fausto gefunden, welche ich aus hochbedenk-
lichen christlichen Ursachen nicht habe hierher setzen wollen, als, daß ihn de
Teufel noch fortan vom Ehestand abgehalten, und in sein höllisches, abscheu-
liches Hurennetz gejagt, ihm auch Helenam aus der Hölle zur Beischläferin
zugeordnet hat, die ihm auch für's erste ein erschreckliches Monstrum, un
darnach einen Sohn mit Namen Justum geboren."

Die zwei Stellen im älteren Faustbuch, welche sich auf die schöne Helen
beziehen, lauten wie folgt:

„Am weißen Sonntag kamen oftgemeldete Studenten unversehens wiede
in D. Fausti Behausung zum Nachtessen, brachten ihr Essen und Trank m
sich, welches angenehme Gäste waren. Als nun der Wein einging, wurd
am Tisch von schönen Weibsbildern geredet, da einer unter ihnen anfing, da
er kein Weibsbild lieber sehen wollte, als die schöne Helenam aus Graecia
derowegen die schöne Stadt Troja zu Grund gegangen wäre, sie müßte schö
gewesen sein, weil sie so oft geraubet worden, und wodurch solche Empörun
entstanden wäre. Weil ihr denn so begierig seid, die schöne Gestalt d
Königin Helenae, Menelai Hausfrau, oder Tochter Tyndari und Laeda
Castoris und Pollucis Schwester (welche die schönste in Graecia gewesen sei
soll) zu sehen, will ich euch dieselbe fürstellen, damit ihr persönlich ihren Gei
in Form und Gestalt, wie sie im Leben gewesen, sehen sollt, dergleichen i
auch Kaiser Carolo Quinto auf sein Begehren, mit Fürstellung Kaise
Alexandri Magni und seiner Gemahlin, willfahren habe. Darauf verb
D. Faustus, daß keiner nichts reden sollte, noch vom Tische aufstehen, oder s
zu empfahen sich anmaßen, und geht zur Stube hinaus. Als er wieder hinein
geht, folgte ihm die Königin Helena auf dem Fuße nach, so wunderschön, da
die Studenten nicht wußten, ob sie bei sich selbst wären oder nicht, so verwir

und inbrünstig waren sie. Diese Helena erschien in einem köstlichen schwarzen Purpurkleid, ihr Haar hatte sie herabhangen, das so schön und herrlich als Goldfarbe schien, auch so lang, daß es ihr bis in die Kniebiegen hinabging, mit schönen kohlschwarzen Augen, ein lieblich Angesicht, mit einem runden Köpflein, ihre Lefzen roth wie Kirschen, mit einem kleinen Mündlein, einen Hals wie ein weißer Schwan, rothe Bäcklein wie ein Röslein, ein überaus schön gleißend Angesicht, eine länglichte aufgerichtete gerade Person. In Summa, es war an ihr kein Untädlein zu finden, sie sahe sich allenthalben in der Stube um, mit gar frechem und bübischem Gesicht, daß die Studenten gegen sie in Liebe entzündet wurden, weil sie es aber für einen Geist achteten, verginge ihnen solche Brunst leichtlich, und ging also Helena mit D. Fausto wiederum zur Stube hinaus. Als die Studenten solches alles gesehen, baten sie D. Faustum, er solle ihnen so viel zu Gefallen thun, und sie morgen wiederum fürstellen, so wollten sie einen Maler mit sich bringen, der sollte sie abconterfeien, welches ihnen aber D. Faustus abschlug und sagte, daß er ihren Geist nicht alle Zeit erwecken könnte. Er wollte ihnen aber ein Conterfei davon zukommen lassen, welches sie, die Studenten, abreißen lassen möchten, was dann auch geschah, und welches die Maler hernach weit hin und wieder schickten, denn es war eine sehr herrliche Gestalt eines Weibsbildes. Wer aber solches Gemälde dem Fausto abgerissen, hat man nicht erfahren können. Die Studenten aber, als sie zu Bett gekommen, haben wegen der Gestalt und Form, so sie sichtbarlich gesehen, nicht schlafen können. Hieraus ist dann zu sehen, daß der Teufel oft die Menschen in Liebe entzündet und verblendet, daß man in's Hurenleben geräth, und hernach nicht leicht wieder herauszubringen ist."

Später heißt es in dem alten Buche:

„Damit nun der elende Faustus seines Fleisches Lüsten genugsam Raum gebe, fällt ihm um Mitternacht, als er erwachte, die Helena aus Graecia, die er vormals den Studenten am weißen Sonntag erweckt hat, in den Sinn, derhalben er Morgens seinen Geist anmahnt, er sollte ihm die Helenam darstellen, die seine Concubine sein möchte, was auch geschah, und diese Helena war ebenmäßiger Gestalt, wie er sie den Studenten erweckt hat, mit lieblichem und holdseligem Anblicken. Als nun D. Faustus solches sah, hat sie ihm sein Herz dermaßen gefangen, daß er mit ihr anfing zu buhlen, und sie für sein Schlafweib bei sich behielt, die er so lieb gewann, daß er schier keinen Augenblick von ihr sein konnte, wurde also im letzten Jahre schwangeres Leibs von ihm, gebar ihm einen Sohn, dessen sich Faustus heftig freute, und ihn Justum Faustum nannte. Dies Kind erzählet D. Fausto viel zukünftige Dinge, die in allen Ländern sollten geschehen. Als er aber hernach um sein Leben kam, verschwanden zugleich mit ihm Mutter und Kind."

Da die meiſten Volksbücher über Fauſt aus dem Widman'ſchen Werke en ſtanden, ſo geſchieht darin von der ſchönen Helena nur kärgliche Erwähnu und ihre Bedeutſamkeit konnte leicht überſehen werden. Auch Goethe überſ ſie anfänglich, wenn er überhaupt, als er den erſten Theil des Fauſt ſchrie jene Volksbücher kannte und nicht blos in den Puppenſpielen ſchöpfte. E vier Dezennien ſpäter, als er den zweiten Theil zum Fauſt dichtete, läßt darin auch die Helena auftreten, und in der That, er behandelte ſie con amor Es iſt das Beſte oder vielmehr das einzig Gute in beſagtem zweiten Theile, dieſer allegoriſchen und labyrinthiſchen Wildniß, wo jedoch plötzlich, auf erh benem Poſtamente, ein wunderbar vollendetes griechiſches Marmorbild ſich e hebt und uns mit den weißen Augen ſo heidengöttlich liebreizend anblickt, d uns faſt wehmüthig zu Sinne wird. Es iſt die koſtbarſte Statue welche j mals das Goethe'ſche Atelier verlaſſen und man ſollte kaum glauben, daß ei Greiſenhand ſie gemeißelt. Sie iſt aber auch viel mehr ein Werk des ruh beſonnenen Bildens, als eine Geburt der begeiſterten Phantaſie, welche letzt bei Goethe nie mit beſonderer Stärke hervorbrach, bei ihm ebenſo wenig w bei ſeinen Lehrmeiſtern und Wahlverwandten, ich möchte faſt ſagen bei ſ nen Landsleuten, den Griechen. Auch dieſe beſaßen mehr harmoniſchen Fo menſinn als überſchwellende Schöpfungsfülle, mehr geſtaltende Begabu als Einbildungskraft, ja, ich will die Ketzerei ausſprechen, mehr Kunſt a Poeſie.

Sie werden, theuerſter Freund, nach obigen Andeutungen leicht begreifi warum ich der ſchönen Helena einen ganzen Akt in meinem Ballete gewidm habe. Die Inſel, wohin ich ſie verſetzt, iſt übrigens nicht von meiner eigen Erfindung. Die Griechen hatten ſie ſchon längſt entdeckt, und nach der B hauptung der alten Autoren, beſonders des Pauſanias und des Plinius, l ſie im Pontus Eurinus, ungefähr bei der Mündung der Donau, und ſie füh den Namen Achillea, wegen des Tempels des Achilles, der ſich darauf befa Er ſelbſt, hieß es, der aus dem Grab erſtandene Pelide, wandle dort uml in Geſellſchaft der andern Berühmtheiten des Trojaniſchen Krieges, worun auch die ewig blühende Helena von Sparta. Heldenthum und Schönh müſſen zwar frühzeitig untergehen, zur Freude des Pöbels und der Mittelm ßigkeit, aber großmüthige Dichter entreißen ſie der Gruft und bringen ſie r tend nach irgend einer glückſeligen Inſel, wo weder Blumen noch Herz welken.

Ich habe über den zweiten Theil des Goethe'ſchen Fauſtes etwas mürri abgeurtheilt, aber ich kann wirklich nicht Worte finden um meine ganze B wunderung auszuſprechen über die Art und Weiſe, wie die ſchöne Helena d rin behandelt iſt. Hier blieb Goethe auch dem Geiſte der Sage getreu, w leider, wie ich ſchon bemerkt, ſo ſelten bei ihm der Fall, ein Tadel, den ich ni

oft genug wiederholen kann. In dieſer Beziehung hat ſich am meiſten der Teufel über Goethe zu beklagen. Sein Mephiſtopheles hat nicht die mindeſte innere Verwandtſchaft mit dem wahren „Mephoſtophiles," wie ihn die älteren Volksbücher nennen. Auch hier beſtärkt ſich meine Vermuthung, daß Goethe letztere nicht kannte, als er den erſten Theil des Fauſtes ſchrieb. Er hätte ſonſt in keiner ſo ſäuiſch ſpaßhaften, ſo cyniſch ſkurilen Maske den Mephiſtopheles erſcheinen laſſen. Dieſer iſt kein gewöhnlicher Höllenlump, er iſt ein „ſubtiler Geiſt," wie er ſich ſelbſt nennt, ſehr vornehm und nobel und hochgeſtellt in der unterweltlichen Hierarchie, im hölliſchen Gouvernemente, wo er einer jener Staatsmänner iſt, woraus man einen Reichskanzler machen kann. Ich verlieh ihm daher eine Geſtalt, die ſeiner Würde angemeſſen. Verwandelte ſich doch der Teufel immer am liebſten in ein ſchönes Frauenzimmer, und im älteren Fauſtbuche weiß auch Mephiſtopheles den armen Doktor in dieſer Geſtalt zu kirren, wenn den Aermſten manchmal fromme Skrupel überſchlichen. Das alte Fauſtbuch erzählt ganz naiv:

„Wenn der Fauſt allein war, und dem Wort Gottes nachdenken wollte, ſchmücket ſich der Teuffel in Geſtalt einer ſchönen Frauwen für ihn, hälſet ihn, und trieb mit ihm alle Unzucht, alſo daß er des Göttlichen Worts bald vergaß, und in Wind ſchlug, und in ſeinem böſen Fürhaben fortfuhr."

Indem ich den Teufel und ſeine Geſellen als Tänzerinnen erſcheinen laſſe, bin ich der Tradizion treuer geblieben als Sie vermuthen. Daß es zur Zeit des Doktor Fauſt ſchon Corps-de-ballets von Teufeln gegeben hat, iſt keine Fixion Ihres Freundes, ſondern es iſt eine Thatſache, die ich mit Stellen aus dem Leben des Chriſtoph Wagner, welcher Fauſt's Schüler war, beweiſen kann. In dem ſechzehnten Capitel dieſes alten Buches leſen wir, daß der arge Sünder ein Gaſtgelag in Wien gab, wo die Teufel in Frauenzimmergeſtalt, mit Saitenſpielen die ſchönſte und lieblichſte Muſik machten und andre Teufel „allerlei ſeltſame und unzüchtige Tänze tanzten." Auch in Affengeſtalt tanzten ſie bei dieſer Gelegenheit und da heißt es: „Bald kamen zwölf Affen, die machten einen Reigen, tanzten franzöſiſche Ballete, wie jetzt die Leute in Welſchland, Frankreich und Deutſchland zu thun pflegen, ſprungen und hüpften ſehr wohl, daß ſich männiglich verwunderte." Der Teufel Auerhahn, der dem Wagner als dienender Geiſt angehörte, zeigte ſich gewöhnlich in der Geſtalt eines Affen. Er debütirt ganz eigentlich als Tanzaffe. Als Wagner ihn beſchwur, ward er ein Affe, erzählt das alte Buch und da heißt es: „der ſprang auf und nieder, tanzte Gaillard und andere üppige Tänze, ſchlug bisweilen auf dem Hackebrett, pfiff auf der Querpfeife, blies auf der Trompete, als wären ihrer hundert."

Ich kann hier, liebſter Freund, der Verſuchung nicht widerſtehen Ihnen zu erklären, was der Biograph des Nekromanten unter dem Namen „Gaillard-

tanzen" verſteht. Ich finde nämlich in einem noch ältern Buche von J
Prätorius, welches 1668 zu Leipzig gedruckt iſt und Nachrichten übe
Blocksberg enthält, die merkwürdige Belehrung, daß oberwähnter Tan
Teufel erfunden worden; der ehrbare Autor ſagt dabei ausdrücklich:

„Von der neuen Gaillardiſchen Volta, einem welſchen Tanze, wo man
ander an ſchamigen Orten faſſet und wie ein getriebener Topf herumh
und wirbelt, und welcher durch die Zauberer aus Italien nach Frankre
gebracht worden, mag man auch wohl ſagen, daß zu dem, daß ſolcher W
tanz voller ſchändlicher unflätiger Geberden und unzüchtiger Bewegunge
er auch das Unglück auf ſich trage, daß unzählig viel Morde und Mißgeb
daraus entſtehen. Welches wahrlich bei einer wohlbeſtellten Polizei iſt n
zunehmen und auf's allerſchärfſte zu verbieten. Und dieweil die Stadt
fürnehmlich das Tanzen haſſet, ſo hat der Satan eine junge Tochter von
gelehret, alle die tanzend und ſpringend zu machen, die ſie mit einer elſ
Gerte oder Ruthe, welche der Teufel ihr gegeben gehabt, möchte berü
Auch hat ſie der Richter geſpottet, und geſagt, ſie werden ſie nicht mögen
bringen; hat deßhalb der Uebelthat nie keine Reue gehabt."

Sie ſehen aus dieſer Citazion, liebſter Freund, erſtens, was die Gail
iſt, und zweitens, daß der Teufel die Tanzkunſt aus dem Grunde fördert
den Frommen ein Aergerniß zu geben. Daß er gar die fromme Stadt G
das calviniſtiſche Jeruſalem, mit ſeiner Zaubergerte zum Tanzen zwang,
war der Gipfel ſeiner Frevelhaftigkeit! Denken Sie ſich alle dieſe fl
Genfer Heiligen, alle dieſe gottesfürchtigen Uhrmacher, alle dieſe Auserw
ten des Herren, alle dieſe tugendhaften Erzieherinnen, dieſe ſteifen, e
Prediger- und Schulmeiſterfiguren, welche auf einmal die Gaillarde zu t
beginnen! Die Geſchichte muß wahr ſein, denn ich erinnere mich ſie a
der Daemonomania des Bodinus geleſen zu haben, und ich hätte nich
Luſt, ſie zu einem Ballete zu bearbeiten, betitelt: das tanzende Genf!

Der Teufel iſt ein großer Tanzkünſtler, wie Sie ſehen, und es darf
lich niemanden wundern, wenn er in der Geſtalt einer Tänzerin ſich
verehrungswerthen Publico präſentirt. Eine minder natürliche, aber
tiefſinnige Metamorphoſe iſt es, daß ſich, im älteren Fauſtbuche, der M
ſtopheles in ein geflügeltes Roß verwandelt und auf ſeinem Rücken den
nach allen Ländern und Orten brachte, wohin deſſen Sinn oder Sinnli
begehrte. Der Geiſt hat hier nicht blos die Geſchwindigkeit des Gedan
ſondern auch die Macht der Poeſie; er iſt hier ganz eigentlich der Pegaſu
den Fauſt zu allen Herrlichkeiten und Genüſſen dieſer Erde hinträgt in
kürzeſten Friſt. Er bringt ihn im Nu nach Conſtantinopel und zwar
in den Harem des Großtürken, wo Fauſt unter den erſtaunten Odaliske
ihn für den Gott Mahomet hielten, ſich göttlich ergötzt. Auch trägt e

nach Rom und hier direkt in den Vatikan, wo Fauſt, unſichtbar allen Augen, dem Papſte ſeine beſten Gerichte und Getränke vor der Naſe wegſtibitzt und ſich ſelber zu Gemüthe führt; manchmal lacht er laut auf, ſo daß der Papſt, der ſich im Zimmer allein glaubte, innerlich erſchrak. Eine Animoſität gegen Papſtthum und katholiſche Kirche überhaupt tritt überall grell hervor in der Fauſtſage. In dieſer Beziehung iſt es auch charakteriſtiſch, daß Fauſt, nach den erſten Beſchwörungen, dem Mephiſtopheles ausdrücklich befiehlt, ihm hinführo, wenn er ihn rufe, in der Kutte eines Franziskaners zu erſcheinen. In dieſer Mönchstracht zeigen ihn uns die alten Volksbücher, (nicht die Puppenſpiele) zumal, wenn er mit Fauſt über Religionsthemata disputirt. Hier weht der Athem der Reformazionszeit.

Mephiſtopheles hat nicht blos keine wirkliche Geſtalt, ſondern er iſt auch unter keiner beſtimmten Geſtalt populär geworden, wie andere Helden der Volksbücher, z. B. wie Till Eulenſpiegel, dieſes perſonifizirte Gelächter in der derben Figur eines deutſchen Handwerksburſchen, oder gar wie der ewige Jude mit dem langen achtzehnhundertjährigen Barte, deſſen weiße Haare an der Spitze wie verjüngt wieder ſchwarz geworden. Mephiſtopheles hat auch in den Büchern der Magie keine determinirte Bildung wie andre Geiſter, wie z. B. Aziabel, der immer als ein kleines Kind erſcheint, oder wie der Teufel Marbuel, der ſich ausdrücklich in der Geſtalt eines zehnjährigen Knaben präſentirt.

Ich kann nicht umhin, hier die Bemerkung einfließen zu laſſen, daß ich es ganz dem Belieben Ihres Maſchiniſten überlaſſe, ob er den Fauſt nebſt ſeinen hölliſchen Geſellen auf zwei Pferden oder beide in einen großen Zaubermantel gehüllt, durch die Lüfte reiſen laſſen will. Der Zaubermantel iſt volksthümlicher.

Die Hexen, die zum Sabbath fahren, müſſen wir jedoch reiten laſſen, gleichviel auf welchem Haushaltungsgeräthe oder Unthier. Die deutſche Hexe bedient ſich gewöhnlich des Beſenſtiels, den ſie mit derſelben Zauberſalbe beſtreicht, womit ſie auch ihren eigenen nackten Leib vorher eingerieben hat. Kommt ihr hölliſcher Galan etwa in Perſon ſie abzuholen, ſo ſitzt er vorne und ſie hinter ihm bei der Luftfahrt. Die franzöſiſchen Hexen ſagen: "Emen-Hetan, Emen-Hetan!" während ſie ſich einſalben. „Oben hinaus und nirgends an!" iſt der Spruch der deutſchen Beſenreuterinnen, wenn ſie zum Schornſtein hinausfliegen. Sie wiſſen es ſo einzurichten, daß ſie ſich in den Lüften begegnen, und rottenweis zum Sabbath anlangen. Da die Hexen, ebenſo wie die Feen, das chriſtliche Glockengeläute aus tiefſtem Herzen haſſen, ſo pflegen ſie auch wohl auf ihrem Fluge, wenn ſie einem Kirchthurm vorbeikommen, die Glocke mitzunehmen und dann in irgend einen Sumpf hinabzu-

werfen, mit fürchterlichem Gelächter. Auch diese Anklage kommt vor in d
Hexenprozessen und das französische Sprüchwort sagt mit Recht, daß m
nur gleich die Flucht ergreifen solle, wenn man angeklagt sei, eine Glocke v
Kirchthurm Notre-Dame gestohlen zu haben.

Ueber den Schauplatz ihrer Versammlung, den die Hexen ihren Conve
auch ihren Reichstag, nennen herrschen im Volksglauben sehr abweichen
Ansichten. Doch nach übereinstimmenden Aussagen sehr vieler Hexen,
auf der Folter gewiß die Wahrheit bekannt, sowie auch nach den Autorität
eines Remigius, eines Godelmanus, eines Wierus, eines Bodinus, und
eines de Lancre, habe ich mich für eine mit Bäumen umpflanzte Bergko
entschieden, wie ich solches im dritten Akte meines Balletes vorgezeichnet.
Deutschland soll der Hexenconvent gewöhnlich auf dem Blocksberge, wel
den Mittelpunkt des Harzgebirges bildet, stattgefunden haben oder noch sta
finden. Aber es sind nicht blos deutsche Nationalhexen, welche sich dort v
sammeln, sondern auch viele ausländische, und nicht blos lebende, sond
auch längst verstorbene Sünderinnen, die im Grabe keine Ruhe haben
wie die Willis auch nach dem Tode von üppiger Tanzlust gepeinigt werd
Deshalb sehen wir beim Sabbath eine Mischung von Trachten aus a
Ländern und Zeitaltern. Vornehme Damen erscheinen meistens verla
um ganz ungeniert zu sein. Die Hexenmeister, die in großer Menge sich
einfinden, sind oft Leute, die im gewöhnlichen Leben den ehrbarsten, christl
sten Wandel erheucheln. Was die Teufel anbelangt, die als Liebhaber
Hexen fungiren, so sind sie von sehr verschiedenem Range, so daß eine
Köchin oder Kuhmagd sich mit einem sehr untergeordneten armen Teufel
gefallen muß, während vornehmere Patrizierfrauen und große Damen
[illegible] sich mit sehr gebildeten und feingeschwänzten Teufeln, mit
[illegible] der Hölle erlustigen können. Letztere tragen gewöh
[illegible] doch entweder von ganz schwarzer
[illegible] und auf ihrem Barette schwankt die unerläß
[illegible] So wohlgestaltet und schöngekleidet diese Cava
[illegible] so ist es doch auffallend, daß ihnen immer
[illegible] fehlt und sich bei näherer Betrachtung in ihrem ga
[illegible] welche Auge und Ohr beleidigt: sie
[illegible] zu mager oder etwas zu korpulent, ihr Gesicht ist entweder
[illegible] zu rath, die Nase zu kurz oder ein bischen zu lang, und dabei k
[illegible] wie Vogelkrallen, wo nicht gar ein Pferdefuß,
[illegible] Nach Schwefel riechen sie nicht, wie die Liebhaber der ar
Volksweiber, die sich, wie gesagt, mit allerlei ordinären Kobolden, mit O
heizern der Hölle, abgeben müssen. Aber gemein ist allen Teufeln eine fa
Infirmität, worüber die Hexen jeden Ranges in den gerichtlichen Verha

lungen Klage führten, nämlich die Eiskälte ihrer Umarmungen und Liebesergüsse.

Luzifer, von Gottes Ungnaden König der Finsterniß, präsidirt dem Hexenconvente in Gestalt eines schwarzen Bocks mit einem schwarzen Menschengesichte und einem Lichte zwischen den zwei Hörnern. Inmitten des Schauplatzes der Versammlung steht Seine Majestät auf einem hohen Postamente, oder einem steinernen Tische, und sieht sehr ernsthaft und melancholisch aus, wie einer, der sich schmählich ennüyirt. Ihm, dem Oberherrn, huldigen alle versammelten Hexen, Zauberer, Teufel und sonstige Vasallen, indem sie mit brennenden Kerzen in der Hand, paarweise vor ihm das Knie beugen und nachher andächtig sein Hintertheil küssen. Auch dieses Homagium scheint ihn wenig zu erheitern, er bleibt melancholisch und ernsthaft, während jubelnd die ganze vermischte Gesellschaft um ihn herum tanzt. Diese Ronde ist nun jener berühmte Hexentanz, dessen charakteristische Eigenthümlichkeit darin besteht, daß die Tänzer ihre Gesichter alle nach Außen kehren, so daß sie sich einander nur den Rücken zeigen und keiner des Andern Antlitz schaut. Dies ist gewiß eine Vorsichtsmaßregel und geschieht damit die Hexen, die später gerichtlich eingezogen werden möchten, bei der peinlichen Frage nicht so leicht die Gefährtinnen angeben können mit welchen sie den Sabbath begangen. Aus Furcht vor solcher Angeberei besuchen vornehme Damen den Ball mit verlarvtem Gesichte. Viele tanzen im bloßen Hemde, viele entäußern sich auch dieses Gewandes. Manche verschränken im Tanzen ihre Hände, einen Kreis mit den Armen bildend, oder sie strecken einen Arm weit aus; manche schwingen ihren Besenstiel und jauchzen: „Har! Har! Sabbath! Sabbath!“ Es ist ein böses Vorzeichen, wenn man während des Tanzes zur Erde fällt. Verliert die Hexe gar im Tanztumult einen Schuh, so bedeutet dieser Umstand, daß sie noch in demselben Jahre den Scheiterhaufen besteigen müsse.

Die Musikanten, welche zum Tanze aufspielen, sind entweder höllische Geister in fabelhafter Fratzenbildung oder vagabundirende Virtuosen, die von der Landstraße aufgegriffen worden. Am liebsten nimmt man dazu Fiedler oder Flötenspieler, welche blind sind, damit sie nicht vor Entsetzen im Musiziren gestört werden, wenn sie die Greuel der Sabbathfeier sähen. Zu diesen Greueln gehört namentlich die Aufnahme neuer Hexen in den schwarzen Bund, wo die Novize eingeweiht wird in die grausenhaftesten Mysterien. Sie wird gleichsam offiziell mit der Hölle vermählt, und der Teufel, ihr finsterer Gatte, giebt ihr bei dieser Gelegenheit auch einen neuen Namen, einen nom d'amour, und brennt ihr ein geheimes Merkmal ein, als ein Andenken seiner Zärtlichkeit. Besagtes Merkmal ist so verborgen, daß der Untersuchungsrichter bei den Hexenprozessen oft seine liebe Noth hatte, dasselbe aufzu-

finden und deshalb der Inquisitin von der Hand des Büttels alle Ha
Leibe abschneiden ließ.

Der Fürst der Hölle besitzt aber unter den Hexen der Versammlu
eine Auserwählte, welche den Titel Oberste Braut "Archi-sposa" fü
gleichsam seine Leibmätresse ist. Ihr Ballkostüm ist sehr einfach, m
einfach, denn es besteht aus einem einzigen goldnen Schuh, weshalb
die Domina mit dem güldenen Schuh genannt wird. Sie ist ein
großes, beinahe kolossales Weib, denn der Teufel ist nicht blos ein
schöner Formen, ein Artist, sondern auch ein Liebhaber von Fleisch
denkt, je mehr Fleisch, desto größer die Sünde. Ja, in seinem Rafft
der Frevelhaftigkeit sucht er die Sünde noch dadurch zu steigern, daß
eine unverheurathete Person, sondern immer eine Vermählte zu seiner
braut wählt, den Ehebruch cumulirend mit der einfachen Unzucht. A
gute Tänzerin muß sie sein, und bei einer außerordentlichen Sabbathf
man wohl den erlauchten Bock von seinem Postamente herabsteigen und
selbst, mit seiner nackten Schönen, einen sonderbaren Tanz aufführen, den
beschreiben will, „aus hochbedenklichen christlichen Ursachen," wie der all
man sagen würde. Nur so viel darf ich andeuten, daß es ein alter Re
tanz Sodomas ist, dessen Tradizionen, nachdem diese Stadt untergin
den Töchtern Loth's gerettet wurden und sich bis auf den heutigen
halten haben, wie ich denn selber jenen Tanz sehr oft tanzen sah zu
rue Saint-Honoré No. 359, neben der Kirche der heiligen Assomption
wägt man nun, daß es auf dem Tanzplatz der Hexen keine bewaffnete
giebt, die in der Uniform von Munizipalgardisten die bachantische
hemmen weiß, so läßt sich leicht errathen, welche Bocksprünge bei obe
tem Pas-de-deux zum Vorschein kommen mochten.

Nach manchen Aussagen pflegt auch der große Bock und seine Ob
dem Banquette zu präsidiren, welches nach dem Tanze gehalten wird.
Tafelgeschirr und die Speisen bei jenem Gastmahl sind von außerorde
Kostbarkeit und Köstlichkeit; doch wer etwas davon einsteckt, findet den
Tag, daß der goldne Becher nur ein irdenes Töpfchen und der schöne
nur ein Mistfladen war. Charakteristisch bei dem Mahle ist der g
Mangel an Salz. Die Lieder, welche die Gäste singen, sind eitel Gr
sterungen und sie plärren sie nach der Melodie frommer Cantiken. D
würdigsten Ceremonien der Religion werden dann durch schändliche
reißerei nachgeäfft. So wird z. B. unsere heilige Taufe verhöhnt,
man Kröten, Igel oder Ratten tauft, ganz nach dem Ritus der Kirch
während dieser scheußlichen Handlung geberden sich Pathe und Path
devote Christen und schneiden die scheinheiligsten Gesichter. Das Weih
womit sie jene Taufe verrichten, ist eine sehr frevelhafte Flüssigkeit, r

der Urin des Teufels. Auch das Zeichen des Kreuzes machen die Hexen, aber ganz verkehrt und mit der linken Hand; die von der romanischen Zunge sprechen dabei die Worte: "In nomine patrica aragueaco petrica, agora, agora, valentia, jouando goure gaits goustia" welches so viel heißt wie: „Im Namen des Patrike, des Petrike, von Aragonien, zu dieser Stunde, zu dieser Stunde, Valencia, all' unser Elend ist vorbei!" Zur Verhöhnung der göttlichen Lehre von der Liebe und Vergebung erhebt der höllische Bock zuletzt seine furchtbarste Donnerstimme und ruft: „Rächt Euch, rächt Euch, sonst müßt Ihr sterben!" Dieses sind die sacramentalen Worte, womit er den Hexenconvent aufhebt, und um den erhabensten Akt der Passion zu parodiren, will auch der Antichrist sich selbst zum Opfer bringen, aber nicht zum Heil, sondern zum Unheil der Menschheit: der Bock verbrennt sich endlich selbst, er lodert auf mit großem Flammengeprassel, und von seiner Asche sucht jede Hexe eine Handvoll zu erhaschen, um sie zu späteren Malefizien zu gebrauchen. Der Ball und der Schmaus sind alsdann zu Ende, der Hahn kräht, die Damen fangen an sehr zu frieren, und wie sie gekommen, so fahren sie von dannen, aber noch schneller, und manche Frau Hexe legt sich wieder zu Bette zu ihrem schnarchenden Gemahle, der es nicht bemerkt hatte, daß nur ein Scheit Holz, welches die Gestalt seiner Ehehälfte angenommen, in ihrer Abwesenheit an seiner Seite lag.

Auch ich will mich jetzt zu Bette begeben, denn ich habe, theurer Freund, bis tief in die Nacht hinein geschrieben, um die Notizen zusammenzustellen, die Sie aufgezeichnet zu sehen wünschten. Ich habe weniger dabei an einen Theaterdirektor gedacht, der mein Ballet auf die Bühne bringen soll, als vielmehr an den Gentleman von hoher Bildung, den alles interessirt, was Kunst und Gedanken ist. Ja, mein Freund, Sie verstehen den flüchtigsten Wink des Dichters, und jedes Wort von Ihnen ist wieder befruchtend für diesen. Es ist mir unbegreiflich, wie Sie, der erprobt praktische Geschäftsmann, doch zugleich mit jenem außerordentlichen Sinn für das Schöne begabt sein konnten, und noch mehr erstaune ich darüber, wie Sie unter allen Tribulazionen Ihrer Berufsthätigkeit sich so viel Liebe und Begeisterung für Poesie zu erhalten wußten!

Die Götter im Exil.

Schon in meinen früheſten Schriften beſprach ich die Idee, welcher die nachfolgenden Mittheilungen entſproſſen. Ich rede nämlich hier wieder von der Umwandlung in Dämonen, welche die griechiſch-römiſchen Gottheiten erlitten haben, als das Chriſtenthum zur Oberherrſchaft in der Welt gelangte. Der Volksglaube ſchrieb jenen Göttern jetzt eine zwar wirkliche, aber vermaledeite Exiſtenz zu, in dieſer Anſicht ganz übereinſtimmend mit der Lehre der Kirche. Letztere erklärte die alten Götter keineswegs, wie es die Philoſophen gethan, für Chimären, für Ausgeburten des Lugs und des Irrthums, ſondern ſie hielt ſie vielmehr für böſe Geiſter, welche durch den Sieg Chriſti vom Lichtgipfel ihrer Macht geſtürzt, jetzt auf Erden, im Dunkel alter Tempeltrümmer oder Zauberwälder, ihr Weſen trieben und die ſchwachen Chriſtenmenſchen, die ſich hierhin verirrt, durch ihre verführeriſchen Teufelskünſte, durch Wolluſt und Schönheit, beſonders durch Tänze und Geſang, zum Abfall verlockten. Alles was auf dieſes Thema Bezug hat, die Umgeſtaltung der alten Naturculte in Satansdienſt und des heidniſchen Prieſterthums in Hexerei, dieſe Verteufelung der Götter, habe ich ſowohl im zweiten wie im dritten Theile des „Salon" unumwunden beſprochen, und ich glaube mich jetzt um ſo mehr jeder weitern Beſprechung überheben zu können, da ſeitdem viele andre Schriftſteller, ſowohl der Spur meiner Andeutungen folgend, als auch angeregt durch die Winke, welche ich über die Wichtigkeit des Gegenſtandes ertheilt, jenes Thema viel weitläufiger, umfaſſender und gründlicher als ich behandelt haben. Wenn ſie bei dieſer Gelegenheit nicht den Namen des Autors erwähnt, der ſich das Verdienſt der Initiative erworben, ſo war dieſes gewiß eine Vergeßlichkeit von geringem Belange. Ich ſelbſt will einen ſolchen Anſpruch nicht ſehr hoch anſchlagen. In der That, es iſt wahr, das Thema, das ich aufs Tapet brachte, war keine Neuigkeit; aber es hat mit ſolchem Vulgariſiren alter Ideen immer dieſelbe Bewandtniß, wie mit dem Ei des Columbus. Jeder hat die Sache gewußt, aber keiner hat ſie geſagt. Ja, was ich ſagte, war keine Novität, und befand ſich längſt gedruckt in den ehrwürdigen Folianten und Quartanten der Compilatoren und Antiquare, in dieſen Katakomben der Gelehrſamkeit, wo zuweilen mit einer grauenhaften Symmetrie, die noch weit ſchrecklicher iſt als wüſte Willkür, die heterogenſten Gedankenknochen aufgeſchichtet — Auch geſtehe ich, daß ebenfalls moderne

Gelehrte das erwähnte Thema behandelt; aber sie haben es sozusagen eingeweicht in die hölzernen Mumienkasten ihrer confusen und abstracten Wissenschaftssprache, die das große Publikum nicht entziffern kann und für ägyptische Hieroglyphen halten dürfte. Aus solchen Grüften und Beinhäusern habe ich den Gedanken wieder zum wirklichen Leben heraufbeschworen, durch die Zaubermacht des allgemein verständlichen Wortes, durch die Schwarzkunst eines gesunden, klaren, volksthümlichen Stiles!

Doch ich kehre zurück zu meinem Thema, dessen Grundidee, wie oben angedeutet, hier nicht weiter erörtert werden soll. Nur mit wenigen Worten will ich den Leser darauf aufmerksam machen, wie die armen alten Götter, von welchen oben die Rede, zur Zeit des definitiven Sieges des Christenthums, also im dritten Jahrhundert, in Verlegenheiten geriethen, die mit älteren traurigen Zuständen ihres Götterlebens die größte Analogie boten. Sie befanden sich nämlich jetzt in dieselben betrübsamen Nothwendigkeiten versetzt, worin sie sich schon weiland befanden, in jener uralten Zeit, in jener revolutionairen Epoche, als die Titanen aus dem Gewahrsam des Orcus heraufbrachen und, den Pelion auf den Ossa thürmend, den Olymp erkletterten. Sie mußten damals schmählich flüchten, die armen Götter, und unter allerlei Vermummungen verbargen sie sich bei uns auf Erden. Die meisten begaben sich nach Aegypten, wo sie zu größerer Sicherheit Thiergestalt annahmen, wie männiglich bekannt. In derselben Weise mußten die armen Heidengötter wieder die Flucht ergreifen und unter allerlei Vermummungen in abgelegenen Verstecken ein Unterkommen suchen, als der wahre Herr der Welt sein Kreuzbanner auf die Himmelsburg pflanzte, und die ikonoklastischen Zeloten, die schwarze Bande der Mönche, alle Tempel brachen und die verjagten Götter mit Feuer und Fluch verfolgten. Viele dieser armen Emigranten, die ganz ohne Obdach und Ambrosia waren, mußten jetzt zu einem bürgerlichen Handwerke greifen, um wenigstens das liebe Brod zu erwerben. Unter solchen Umständen mußte mancher, dessen heilige Haine confiscirt waren, bei uns in Deutschland als Holzhacker taglöhnern und Bier trinken statt Nektar. Apollo scheint sich in dieser Noth dazu bequemt zu haben, bei Viehzüchtern Dienste zu nehmen, und wie er einst die Kühe des Admetos weidete, so lebte er jetzt als Hirt in Niederösterreich, wo er aber, verdächtig geworden durch sein schönes Singen, von einem gelehrten Mönch als ein alter zauberischer Heidengott erkannt, den geistlichen Gerichten überliefert wurde. Auf der Folter gestand er, daß er der Gott Apollo sei. Vor seiner Hinrichtung bat er auch, man möchte ihm nur noch einmal erlauben, auf der Zither zu spielen und ein Lied zu singen. Er spielte aber so herzrührend und sang so bezaubernd, und war dabei so schön von Angesicht und Leibesgestalt, daß alle Frauen weinten, ja viele durch solche Rührung später erkrankten. Nach einiger Zeit wollte man

ihn aus ſeiner Gruft wieder hervorziehen, um ihm einen Pfahl durch den Leib zu ſtoßen, in der Meinung, er müſſe ein Vampyr geweſen ſein, und die erkrankten Frauen würden durch ſolches probate Hausmittel geneſen; aber man fand das Grab leer.

Ueber die Schickſale des alten Kriegsgottes Mars, ſeit dem Siege der Chriſten, weiß ich nicht viel zu vermelden. Ich bin nicht abgeneigt zu glauben, daß er in der Feudalzeit das Fauſtrecht benutzt haben mag. Der lange Schimmelpennig, Neffe des Scharfrichters von Münſter, begegnet ihm zu Bologna, wo ſie eine Unterredung hatten, die ich an einem andern Orte mittheilen werde. Einige Zeit vorher diente er unter Frondsberg in der Eigenſchaft eines Landsknechtes, und war zugegen bei der Erſtürmung von Rom, wo ihm gewiß bitter zu Muthe war, als er ſeine alte Lieblingsſtadt und die Tempel, worin er ſelbſt verehrt worden, ſo wie auch die Tempel ſeiner Verwandten ſo ſchmählich verwüſten ſah.

Beſſer als dem Mars und dem Apollo war es, nach der großen Retirade, dem Gotte Bacchus ergangen, und die Legende erzählt Folgendes:

In Tyrol giebt es ſehr große Seen, die von Waldungen umgeben, deren himmelhohe Bäume ſich prachtvoll in der blauen Fluth abſpiegeln. Baum und Waſſer rauſchen ſo geheimnißvoll, daß einem wunderlich zu Sinne wird, wenn man dort einſam wandelt. An dem Ufer eines ſolchen Sees ſtand die Hütte eines jungen Fiſchers, der ſich mit dem Fiſchfang ernährte und auch wohl das Geſchäft eines Fährmanns beſorgte, wenn irgend ein Reiſender über den See geſetzt zu werden begehrte. Er hatte eine große Barke, die an alten Baumſtämmen angebunden unfern von ſeiner Wohnung lag. In dieſer letztern lebte er ganz allein. Einſt, zur Zeit der herbſtlichen Tagesgleiche, gegen Mitternacht, hörte er an ſein Fenſter klopfen, und als er vor die Thüre trat, ſah er drei Mönche, die ihre Köpfe in den Kutten tief vermummt hielten und ſehr eilig zu ſein ſchienen. Einer von ihnen bat ihn haſtig, ihnen ſeinen Kahn zu leihen, und verſprach, denſelben in wenigen Stunden an dieſelbe Stelle zurückzubringen. Die Mönche waren ihrer drei, und der Fiſcher, welcher unter ſolchen Umſtänden nicht lange zögern konnte, band den Kahn los, und während jene einſtiegen und über den See fortfuhren, ging er nach ſeiner Hütte zurück, und legte ſich aufs Ohr. Jung wie er war, ſchlief er bald ein, aber nach einigen Stunden ward er von den zurückkehrenden Mönchen aufgeweckt; als er zu ihnen hinaustrat, drückte ihm einer von ihnen ein Silberſtück als Fahrgeld in die Hand, und alle drei eilten raſch von dannen. Der Fiſcher ging, nach ſeinem Kahne zu ſchauen, den er feſt angebunden fand. Dann ſchüttelte er ſich, doch nicht wegen der Nachtluft. Es war ihm nämlich ſonderbar fröſtelnd durch die Glieder gefahren und es hatte ihm faſt das Herz er-

Fischer, als der Mönch, der ihm das Fährgeld gereicht, seine Hand berührte; die Finger des Mönches waren eiskalt. Diesen Umstand konnte der Fischer einige Tage lang gar nicht vergessen. Doch die Jugend schlägt sich endlich alles Unheimliche aus dem Sinn, und der Fischer dachte nicht mehr an jenes Ereigniß, als im folgenden Jahre, gleichfalls um die Zeit der Tagesgleiche, gegen Mitternacht, an das Fenster der Fischerhütte geklopft wurde und wieder mit großer Hast die drei vermummten Mönche erschienen, welche wieder den Kahn verlangten. Der Fischer überließ ihnen denselben diesmal mit weniger Besorgniß, und als sie nach einigen Stunden zurückkehrten, und ihm einer der Mönche eilig das Fahrgeld in die Hand drückte, fühlte er wieder mit Schaudern die eiskalten Finger. Dasselbe Ereigniß wiederholte sich jedes Jahr zu dieselbe Zeit in derselben Weise, und endlich, als der siebente Jahrestag herannahte, ergriff den Fischer eine große Begier, das Geheimniß, das sich unter jenen drei Kutten verbarg, um jeden Preis zu erfahren. Er legte eine Menge Netzwerke in den Kahn, daß dieselben ein Versteck bildeten, wo er hineinschlüpfen konnte, während die Mönche das Fahrzeug besteigen würden. Die erwarteten dunklen Kunden kamen wirklich um die bestimmte Zeit, und es gelang dem Fischer, sich unversehens unter die Netze zu verstecken und an der Ueberfahrt Theil zu nehmen. Zu seiner Verwunderung dauerte diese nur kurze Zeit, während er sonst mehr als eine Stunde brauchte, ehe er an's entgegengesetzte Ufer gelangen konnte, und noch größer war sein Erstaunen, als er hier, wo die Gegend ihm so gut bekannt war, jetzt einen weiten offnen Waldesplatz sah, den er früher noch nie erblickt, und der mit Bäumen umgeben war, die einer ihm ganz fremden Vegetation angehörten. Die Bäume waren behängt mit unzähligen Lampen, auch Vasen mit loderndem Waldharz standen auf hohen Postamenten, und dabei schien der Mond so hell, daß der Fischer die dort versammelte Menschenmenge so genau betrachten konnte, wie am hellen Tage. Es waren viele hundert Personen, junge Männer und junge Frauen, meistens bildschön, obgleich ihre Gesichter alle so weiß wie Marmor waren, und dieser Umstand, verbunden mit der Kleidung, die in weißen, sehr weit aufgeschürzten Tuniken mit Purpursaum bestand, gab ihnen das Aussehn von wandelnden Statuen. Die Frauen trugen auf den Häuptern Kränze von natürlichem oder auch aus Gold- und Silberdraht verfertigtem Weinlaub, und das Haar war zum Theil auf dem Scheitel in eine Krone geflochten, zum Theil auch ringelte dasselbe aus dieser Krone wildlockig hinab in den Nacken. Die jungen Männer trugen ebenfalls auf den Häuptern Kränze von Weinlaub. Männer und Weiber aber, in den Händen goldne Stäbe schwingend, die mit Weinlaub umrangt, kamen jubelnd herangeflogen, um die drei Ankömmlinge zu begrüßen. Einer derselben warf jetzt seine Kutte von sich, und zum Vorschein kam ein impertinenter Geselle von gewöhnlichem Mannesalter,

der ein widerwärtig lüsternes, ja unzüchtiges Gesicht hatte, mit spitzen Bocksohren begabt war, und eine lächerlich übertriebene Geschlechtlichkeit, eine höchst anstößige Hyperbel, zur Schau trug. Der andere Mönch warf ebenfalls seine Kutte von sich, und man sah einen nicht minder nackten Dickwanst, auf dessen kahlen Glatzkopf die muthwilligen Weiber einen Rosenkranz pflanzten. Beider Mönche Antlitz war schneeweiß, wie das der übrigen Versammlung. Schneeweiß war auch das Gesicht des dritten Mönchs, der schier lachend die Kapuze vom Haupte streifte. Als er den Gürtelstrick seiner Kutte losband, und das fromme schmutzige Gewand nebst Kreuz und Rosenkranz mit Ekel von sich warf, erblickte man in einer von Diamanten glänzenden Tunica eine wunderschöne Jünglingsgestalt vom edelsten Ebenmaß, nur daß die runden Hüften und die schmächtige Taille etwas Weibisches hatten. Auch die zärtlich gewölbten Lippen und die verschwimmend weichen Züge verliehen dem Jüngling ein etwas weibisches Aussehen; doch sein Gesicht trug gleichwohl einen gewissen kühnen, fast übermüthig heroischen Ausdruck. Die Weiber liebkosten ihn mit wilder Begeisterung, setzten ihm einen Epheukranz auf's Haupt, und warfen auf seine Schulter ein prachtvolles Leopardenfell. In demselben Augenblick kam, bespannt mit zwei Löwen, ein goldner zweirädriger Siegeswagen herangerollt, auf den sich der junge Mensch mit Herrscherwürde, aber doch heitern Blickes hinaufschwang. Er leitete an purpurnen Zügeln das wilde Gespann. An der rechten Seite seines Wagens schritt der eine seiner entkutteten Gefährten, dessen geile Geberden und oben erwähnte unanständige Uebertriebenheit das Publicum ergötzte, während sein Genosse, der kahlköpfige Dickwanst, den die lustigen Frauen auf einen Esel gehoben hatten, an der linken Seite des Wagen einherritt, in der Hand einen goldnen Pocal haltend, der ihm beständig mit Wein gefüllt wurde. Langsam bewegte sich der Wagen, und hinter ihm wirbelte die tanzende Ausgelassenheit der weinlaubgekrönten Männer und Weiber. Dem Wagen voran ging die Hofcapelle des Triumphators: der hübsche bausbäckige Junge mit der Doppelflöte im Maule; dann die hochgeschürzte Tamburinschlägerin, die mit den Knöcheln der umgekehrten Hand auf das klirrende Fell lostrommelte; dann die eben so holdselige Schöne mit dem Triangel; dann die Hornisten, bocksfüßige Gesellen mit schönen aber lasciven Gesichtern, welche auf wunderlich geschwungenen Thierhörnern oder Seemuscheln ihre Fanfaren bliesen; dann die Lautenspieler. —

Doch, lieber Leser, ich vergesse, daß du ein sehr gebildeter und wohlunterrichteter Leser bist, der schon lange gemerkt hat, daß hier von einem Bacchanale die Rede ist, von einem Feste des Dionysus. Du hast oft genug auf alten Basreliefen oder Kupferstichen archäologischer Werke die Triumphzüge gesehen, die jenen Gott verherrlichen, und wahrlich bei deinem classisch gebildeten Sinn würdest du nimmermehr erschrecken wenn dir einmal plötzlich in der mitter-

[illegible] Wunder der schöne Styl eines solchen [illegible] [illegible] verschiedenen Personale leiblich vor Au[illegible] [illegible] [illegible] [

Sowohl seines eigenen Seelenheils wegen, das er gefährdet glaubte, als auch um andere Christenmenschen vor Verderben zu bewahren, hielt sich der Fischer für verpflichtet, das unheimliche Begebniß dem geistlichen Gerichte anzuzeigen, und da der Superior eines nahegelegenen Franciscanerklosters als Vorsitzer eines solchen Gerichtes und ganz besonders als gelahrter Exorcist in großem Ansehen stand, beschloß er, sich unverzüglich zu ihm zu begeben. Die Frühsonne fand daher den Fischer schon auf dem Wege nach dem Kloster, und demüthigen Blickes stand er bald vor Seiner Hochwürden, dem Superior, der in seiner Bücherei, die Kapuze weit über's Gesicht gezogen, in einem Lehnsessel saß, und in dieser nachdenklichen Positur sitzen blieb, während ihm der Fischer die grausenhafte Historie erzählte. Als derselbe mit dieser Relation zu Ende war, erhob der Superior sein Haupt, und indem die Kapuze zurückfiel, sah der Fischer mit Bestürzung, daß Seine Hochwürden einer von den drei Mönchen war, die jährlich über den See fuhren, und er erkannte in ihm eben denjenigen, den er diese Nacht als heidnischen Dämon auf dem Siegeswagen mit dem Löwengespann gesehen: es war dasselbe marmorblasse Gesicht, dieselben regelmäßig schönen Züge, derselbe Mund mit den zärtlich gewölbten Lippen — Und um diese Lippen schwebte ein wohlwollendes Lächeln, und diesem Munde entquollen jetzt die sanftklingenden salbungsreichen Worte: Geliebter Sohn in Christo! wir glauben herzlich gern, daß Ihr diese Nacht in der Gesellschaft des Gottes Bacchus zugebracht habt, und Eure phantastische Spukgeschichte giebt dessen hinlänglich Kunde. Wir wollen bei Leibe nichts Unliebiges von diesem Gotte sagen, er ist gewiß manchmal ein Sorgenbrecher und erfreut des Menschen Herz, aber er ist sehr gefährlich für diejenigen, die nicht viel vertragen können, und zu diesen scheint Ihr zu gehören. Wir rathen Euch daher hinfüro nur mit Maß des goldenen Rebensaftes zu genießen, und mit den Hirngeburten der Trunkenheit die geistlichen Obrigkeiten nicht mehr zu behelligen, und auch von Eurer letzten Vision zu schweigen, ganz das Maul zu halten, widrigenfalls Euch der weltliche Arm des Büttels fünfundzwanzig Peitschenhiebe aufzählen soll. Jetzt aber, geliebter Sohn in Christo, geht in die Klosterküche, wo Euch der Bruder Kellermeister und der Bruder Küchenmeister einen Imbiß vorsetzen sollen.

Hiermit gab der geistliche Herr dem Fischer seinen Segen, und als sich dieser verblüfft nach der Küche trollte und den Frater Küchenmeister und den Frater Kellermeister erblickte, fiel er fast zu Boden vor Schrecken — denn diese Beiden waren die zwei nächtlichen Gefährten des Superiors, die zwei Mönche, die mit demselben über den See gefahren, und der Fischer erkannte den Dickwanst und die Glatze des Einen, ebenso wie die grinsend geilen Gesichtszüge nebst den Bocksohren des Andern. Doch hielt er reinen Mund, und erst in spätern Jahren erzählte er die Geschichte seinen Angehörigen.

Die Götter im Exil.

Schon in meinen früheſten Schriften beſprach ich die Idee, welcher die nachfolgenden Mittheilungen entſproſſen. Ich rede nämlich hier wieder von der Umwandlung in Dämonen, welche die griechiſch-römiſchen Gottheiten erlitten haben, als das Chriſtenthum zur Oberherrſchaft in der Welt gelangte. Der Volksglaube ſchrieb jenen Göttern jetzt eine zwar wirkliche, aber vermaledeite Exiſtenz zu, in dieſer Anſicht ganz übereinſtimmend mit der Lehre der Kirche. Letztere erklärte die alten Götter keineswegs, wie es die Philoſophen gethan, für Chimären, für Ausgeburten des Lugs und des Irrthums, ſondern ſie hielt ſie vielmehr für böſe Geiſter, welche durch den Sieg Chriſti vom Lichtgipfel ihrer Macht geſtürzt, jetzt auf Erden, im Dunkel alter Tempeltrümmer oder Zauberwälder, ihr Weſen trieben und die ſchwachen Chriſtenmenſchen, die ſich hierhin verirrt, durch ihre verführeriſchen Teufelskünſte, durch Wolluſt und Schönheit, beſonders durch Tänze und Geſang, zum Abfall verlockten. Alles was auf dieſes Thema Bezug hat, die Umgeſtaltung der alten Naturculte in Satansdienſt und des heidniſchen Prieſterthums in Hexerei, dieſe Verteufelung der Götter, habe ich ſowohl im zweiten wie im dritten Theile des „Salon“ unumwunden beſprochen, und ich glaube mich jetzt um ſo mehr jeder weitern Beſprechung überheben zu können, da ſeitdem viele andre Schriftſteller, ſowohl der Spur meiner Andeutungen folgend, als auch angeregt durch die Winke, welche ich über die Wichtigkeit des Gegenſtandes ertheilt, jenes Thema viel weitläufiger, umfaſſender und gründlicher als ich behandelt haben. Wenn ſie bei dieſer Gelegenheit nicht den Namen des Autors erwähnt, der ſich das Verdienſt der Initiative erworben, ſo war dieſes gewiß eine Vergeßlichkeit von geringem Belange. Ich ſelbſt will einen ſolchen Anſpruch nicht ſehr hoch anſchlagen. In der That, es iſt wahr, das Thema, das ich aufs Tapet brachte, war keine Neuigkeit; aber es hat mit ſolchem Bulgariſiren alter Ideen immer dieſelbe Bewandtniß, wie mit dem Ei des Columbus. Jeder hat die Sache gewußt, aber keiner hat ſie geſagt. Ja, was ich ſagte, war keine Novität, und befand ſich längſt gedruckt in den ehrwürdigen Folianten und Quartanten der Compilatoren und Antiquare, in dieſen Katakomben der Gelehrſamkeit, wo zuweilen mit einer grauenhaften Symmetrie, die noch weit ſchrecklicher iſt als wüſte Willkür, die heterogenſten Gedankenknochen aufgeſchichtet — Auch geſtehe ich, daß ebenfalls moderne

Gelehrte das erwähnte Thema behandelt; aber ſie haben es ſozuſagen eingeſargt in die hölzernen Mumienkaſten ihrer confuſen und abſtracten Wiſſenſchaftsſprache, die das große Publikum nicht entziffern kann und für ägyptiſche Hieroglyphen halten dürfte. Aus ſolchen Grüften und Beinhäuſern habe ich den Gedanken wieder zum wirklichen Leben heraufbeſchworen, durch die Zaubermacht des allgemein verſtändlichen Wortes, durch die Schwarzkunſt eines geſunden, klaren, volksthümlichen Stiles!

Doch ich kehre zurück zu meinem Thema, deſſen Grundidee, wie oben angedeutet, hier nicht weiter erörtert werden ſoll. Nur mit wenigen Worten will ich den Leſer darauf aufmerkſam machen, wie die armen alten Götter, von welchen oben die Rede, zur Zeit des definitiven Sieges des Chriſtenthums, alſo im dritten Jahrhundert, in Verlegenheiten geriethen, die mit älteren traurigen Zuſtänden ihres Götterlebens die größte Analogie boten. Sie befanden ſich nämlich jetzt in dieſelben betrübſamen Nothwendigkeiten verſetzt, worin ſie ſich ſchon weiland befanden, in jener uralten Zeit, in jener revolutionairen Epoche, als die Titanen aus dem Gewahrſam des Orcus heraufbrachen und, den Pelion auf den Oſſa thürmend, den Olymp erkletterten. Sie mußten damals ſchmählich flüchten, die armen Götter, und unter allerlei Vermummungen verbargen ſie ſich bei uns auf Erden. Die meiſten begaben ſich nach Aegypten, wo ſie zu größerer Sicherheit Thiergeſtalt annahmen, wie männiglich bekannt. In derſelben Weiſe mußten die armen Heidengötter wieder die Flucht ergreifen und unter allerlei Vermummungen in abgelegenen Verſtecken ein Unterkommen ſuchen, als der wahre Herr der Welt ſein Kreuzbanner auf die Himmelsburg pflanzte, und die ikonoklaſtiſchen Zeloten, die ſchwarze Bande der Mönche, alle Tempel brachen und die verjagten Götter mit Feuer und Fluch verfolgten. Viele dieſer armen Emigranten, die ganz ohne Obdach und Ambroſia waren, mußten jetzt zu einem bürgerlichen Handwerke greifen, um wenigſtens das liebe Brod zu erwerben. Unter ſolchen Umſtänden mußte mancher, deſſen heilige Haine confiscirt waren, bei uns in Deutſchland als Holzhacker taglöhnern und Bier trinken ſtatt Nektar. Apollo ſcheint ſich in dieſer Noth dazu bequemt zu haben, bei Viehzüchtern Dienſte zu nehmen, und wie er einſt die Kühe des Admetos weidete, ſo lebte er jetzt als Hirt in Niederöſterreich, wo er aber, verdächtig geworden durch ſein ſchönes Singen, von einem gelehrten Mönch als ein alter zauberiſcher Heidengott erkannt, den geiſtlichen Gerichten überliefert wurde. Auf der Folter geſtand er, daß er der Gott Apollo ſei. Vor ſeiner Hinrichtung bat er auch, man möchte ihm nur noch einmal erlauben, auf der Zither zu ſpielen und ein Lied zu ſingen. Er ſpielte aber ſo herzrührend und ſang ſo bezaubernd, und war dabei ſo ſchön von Angeſicht und Leibesgeſtalt, daß alle Frauen weinten, ja viele durch ſolche Rührung ſpäter erkrankten. Nach einiger Zeit wollte man

ihn aus ſeiner Gruft wieder hervorziehen, um ihm einen Pfahl durch den Leib zu ſtoßen, in der Meinung, er müſſe ein Vampyr geweſen ſein, und die erkrankten Frauen würden durch ſolches probate Hausmittel geneſen; aber man fand das Grab leer.

Ueber die Schickſale des alten Kriegsgottes Mars, ſeit dem Siege der Chriſten, weiß ich nicht viel zu vermelden. Ich bin nicht abgeneigt zu glauben, daß er in der Feudalzeit das Fauſtrecht benutzt haben mag. Der lange Schimmelpennig, Neffe des Scharfrichters von Münſter, begegnet ihm zu Bologna, wo ſie eine Unterredung hatten, die ich an einem andern Orte mittheilen werde. Einige Zeit vorher diente er unter Frondsberg in der Eigenſchaft eines Landsknechtes, und war zugegen bei der Erſtürmung von Rom, wo ihm gewiß bitter zu Muthe war, als er ſeine alte Lieblingsſtadt und die Tempel, worin er ſelbſt verehrt worden, ſo wie auch die Tempel ſeiner Verwandten ſo ſchmählich verwüſten ſah.

Beſſer als dem Mars und dem Apollo war es, nach der großen Retirade, dem Gotte Bacchus ergangen, und die Legende erzählt Folgendes:

In Tyrol giebt es ſehr große Seen, die von Waldungen umgeben, deren himmelhohe Bäume ſich prachtvoll in der blauen Fluth abſpiegeln. Baum und Waſſer rauſchen ſo geheimnißvoll, daß einem wunderlich zu Sinne wird, wenn man dort einſam wandelt. An dem Ufer eines ſolchen Sees ſtand die Hütte eines jungen Fiſchers, der ſich mit dem Fiſchfang ernährte und auch wohl das Geſchäft eines Fährmanns beſorgte, wenn irgend ein Reiſender über den See geſetzt zu werden begehrte. Er hatte eine große Barke, die an alten Baumſtämmen angebunden unfern von ſeiner Wohnung lag. In dieſer letztern lebte er ganz allein. Einſt, zur Zeit der herbſtlichen Tagesgleiche, gegen Mitternacht, hörte er an ſein Fenſter klopfen, und als er vor die Thüre trat, ſah er drei Mönche, die ihre Köpfe in den Kutten tief vermummt hielten und ſehr eilig zu ſein ſchienen. Einer von ihnen bat ihn haſtig, ihnen ſeinen Kahn zu leihen, und verſprach, denſelben in wenigen Stunden an dieſelbe Stelle zurückzubringen. Die Mönche waren ihrer drei, und der Fiſcher, welcher unter ſolchen Umſtänden nicht lange zögern konnte, band den Kahn los, und während jene einſtiegen und über den See fortfuhren, ging er nach ſeiner Hütte zurück, und legte ſich aufs Ohr. Jung wie er war, ſchlief er bald ein, aber nach einigen Stunden ward er von den zurückkehrenden Mönchen aufgeweckt; als er zu ihnen hinaustrat, drückte ihm einer von ihnen ein Silberſtück als Fahrgeld in die Hand, und alle drei eilten raſch von dannen. Der Fiſcher ging, nach ſeinem Kahne zu ſchauen, den er feſt angebunden fand. Dann ſchüttelte er ſich, doch nicht wegen der Nachtluft. Es war ihm nämlich ſonderbar fröſtelnd durch die Glieder gefahren und es hatte ihm faſt das Herz er-

kältet, als der Mönch, der ihm das Fährgeld gereicht, seine Hand berührte; die Finger des Mönches waren eiskalt. Diesen Umstand konnte der Fischer einige Tage lang gar nicht vergessen. Doch die Jugend schlägt sich endlich alles Unheimliche aus dem Sinn, und der Fischer dachte nicht mehr an jenes Ereigniß, als im folgenden Jahre, gleichfalls um die Zeit der Tagesgleiche, gegen Mitternacht, an das Fenster der Fischerhütte geklopft wurde und wieder mit großer Hast die drei vermummten Mönche erschienen, welche wieder den Kahn verlangten. Der Fischer überließ ihnen denselben diesmal mit weniger Besorgniß, und als sie nach einigen Stunden zurückkehrten, und ihm einer der Mönche eilig das Fahrgeld in die Hand drückte, fühlte er wieder mit Schaudern die eiskalten Finger. Dasselbe Ereigniß wiederholte sich jedes Jahr um dieselbe Zeit in derselben Weise, und endlich, als der siebente Jahrestag herannahte, ergriff den Fischer eine große Begier, das Geheimniß, das sich unter jenen drei Kutten verbarg, um jeden Preis zu erfahren. Er legte eine Menge Netzwerke in den Kahn, daß dieselben ein Versteck bildeten, wo er hineinschlüpfen konnte, während die Mönche das Fahrzeug besteigen würden. Die erwarteten dunklen Kunden kamen wirklich um die bestimmte Zeit, und es gelang dem Fischer, sich unversehens unter die Netze zu verstecken und an der Ueberfahrt Theil zu nehmen. Zu seiner Verwunderung dauerte diese nur kurze Zeit, während er sonst mehr als eine Stunde brauchte, ehe er an's entgegengesetzte Ufer gelangen konnte, und noch größer war sein Erstaunen, als er hier, wo die Gegend ihm so gut bekannt war, jetzt einen weiten offnen Waldesplatz sah, den er früher noch nie erblickt, und der mit Bäumen umgeben war, die einer ihm ganz fremden Vegetation angehörten. Die Bäume waren behängt mit unzähligen Lampen, auch Vasen mit loderndem Waldharz standen auf hohen Postamenten, und dabei schien der Mond so hell, daß der Fischer die dort versammelte Menschenmenge so genau betrachten konnte, wie am hellen Tage. Es waren viele hundert Personen, junge Männer und junge Frauen, meistens bildschön, obgleich ihre Gesichter alle so weiß wie Marmor waren, und dieser Umstand, verbunden mit der Kleidung, die in weißen, sehr weit aufgeschürzten Tuniken mit Purpursaum bestand, gab ihnen das Aussehn von wandelnden Statuen. Die Frauen trugen auf den Häuptern Kränze von natürlichem oder auch aus Gold- und Silberdraht verfertigtem Weinlaub, und das Haar war zum Theil auf dem Scheitel in eine Krone geflochten, zum Theil auch ringelte dasselbe aus dieser Krone wildlockig hinab in den Nacken. Die jungen Männer trugen ebenfalls auf den Häuptern Kränze von Weinlaub. Männer und Weiber aber, in den Händen goldne Stäbe schwingend, die mit Weinlaub umrangt, kamen jubelnd herangeflogen, um die drei Ankömmlinge zu begrüßen. Einer derselben warf jetzt seine Kutte von sich, und zum Vorschein kam ein impertinenter Geselle von gewöhnlichem Mannesalter,

der ein widerwärtig lüsternes, ja unzüchtiges Gesicht hatte, mit spitzen Bocksohren begabt war, und eine lächerlich übertriebene Geschlechtlichkeit, eine höchst anstößige Hyperbel, zur Schau trug. Der andere Mönch warf ebenfalls seine Kutte von sich, und man sah einen nicht minder nackten Dickwanst, auf dessen kahlen Glatzkopf die muthwilligen Weiber einen Rosenkranz pflanzten. Beider Mönche Antlitz war schneeweiß, wie das der übrigen Versammlung. Schneeweiß war auch das Gesicht des dritten Mönchs, der schier lachend die Kapuze vom Haupte streifte. Als er den Gürtelstrick seiner Kutte losband, und das fromme schmutzige Gewand nebst Kreuz und Rosenkranz mit Ekel von sich warf, erblickte man in einer von Diamanten glänzenden Tunica eine wunderschöne Jünglingsgestalt vom edelsten Ebenmaß, nur daß die runden Hüften und die schmächtige Taille etwas Weibisches hatten. Auch die zärtlich gewölbten Lippen und die verschwimmend weichen Züge verliehen dem Jüngling ein etwas weibisches Aussehen; doch sein Gesicht trug gleichwohl einen gewissen kühnen, fast übermüthig heroischen Ausdruck. Die Weiber liebkosten ihn mit wilder Begeisterung, setzten ihm einen Epheukranz auf's Haupt, und warfen auf seine Schulter ein prachtvolles Leopardenfell. In demselben Augenblick kam, bespannt mit zwei Löwen, ein goldner zweirädriger Siegeswagen herangerollt, auf den sich der junge Mensch mit Herrscherwürde, aber doch heitern Blickes hinaufschwang. Er leitete an purpurnen Zügeln das wilde Gespann. An der rechten Seite seines Wagens schritt der eine seiner entkutteten Gefährten, dessen geile Geberden und oben erwähnte unanständige Uebertriebenheit das Publicum ergötzte, während sein Genosse, der kahlköpfige Dickwanst, den die lustigen Frauen auf einen Esel gehoben hatten, an der linken Seite des Wagen einherritt, in der Hand einen goldnen Pocal haltend, der ihm beständig mit Wein gefüllt wurde. Langsam bewegte sich der Wagen, und hinter ihm wirbelte die tanzende Ausgelassenheit der weinlaubgekrönten Männer und Weiber. Dem Wagen voran ging die Hofcapelle des Triumphators: der hübsche bausbäckige Junge mit der Doppelflöte im Maule; dann die hochgeschürzte Tamburinschlägerin, die mit den Knöcheln der umgekehrten Hand auf das klirrende Fell lostrommelte; dann die eben so holdselige Schöne mit dem Triangel; dann die Hornisten, bocksfüßige Gesellen mit schönen aber lasciven Gesichtern, welche auf wunderlich geschwungenen Thierhörnern oder Seemuscheln ihre Fanfaren bliesen; dann die Lautenspieler. —

Doch, lieber Leser, ich vergesse, daß du ein sehr gebildeter und wohlunterrichteter Leser bist, der schon lange gemerkt hat, daß hier von einem Bacchanale die Rede ist, von einem Feste des Dionysus. Du hast oft genug auf alten Basreliefen oder Kupferstichen archäologischer Werke die Triumphzüge gesehen, die jenen Gott verherrlichen, und wahrlich bei deinem classisch gebildeten Sinn würdest du nimmermehr erschrecken wenn dir einmal plötzlich in der mitter-

nächtlichen Abgeschiedenheit eines Waldes der schöne Spuk eines solchen Bacchuszuges nebst dem dazu gehörigen betrunkenen Personale leiblich vor Augen träte — Höchstens würdest du einen leisen lüsternen Schauer, ein ästhetisches Grüseln empfinden beim Anblick dieser bleichen Versammlung, dieser anmuthigen Phantome, die den Sarkophagen ihrer Grabmäler oder den Verstecken ihrer Tempelruinen entstiegen sind, um den alten fröhlichen Gottesdienst noch einmal zu begehen, um noch einmal mit Spiel und Reigen die Siegesfahrt des göttlichen Befreiers, des Heilandes der Sinnenlust, zu feiern, um noch einmal den Freudentanz des Heidenthums, den Cancan der antiken Welt, zu tanzen, ganz ohne hypokritische Verhüllung, ganz ohne Dazwischenkunft der Sergents-de-ville einer spiritualistischen Moral, ganz mit dem ungebundenen Wahnsinn der alten Tage, jauchzend, tobend, jubelnd: Evoe Bacche! Aber ach! lieber Leser, der arme Fischer, von welchem wir berichten, war keineswegs wie du in der Mythologie bewandert, er hatte gar keine archäologischen Studien gemacht, und er war von Schrecken und Angst ergriffen bei dem Anblick jenes schönen Triumphators mit seinen zwei wunderlichen Acoluthen, als sie ihrer Mönchstracht entsprungen; er schauderte ob der unzüchtigen Geberden und Sprünge der Bacchanten, der Faunen, der Satyre, die ihm durch ihre Bocksfüße und Hörner ganz besonders diabolisch erschienen, und die gesammte Societät hielt er für einen Congreß von Gespenstern und Dämonen, welche durch ihre Maleficien allen Christenmenschen Verderben zu bereiten suche. Das Haar sträubte sich auf seinem Haupte, als er die halsbrechend unmögliche Positur einer Menade sah, die mit flatterndem Haar das Haupt zurückwarf und sich nur durch den Thyrsus im Gleichgewicht erhielt. Ihm selber, dem armen Schiffer, ward es wirr im Hirn, als er hier Coribanten erblickte, die mit den kurzen Schwertern ihrem eigenen Leibe Wunden beibrachten, tobsüchtig die Wollust suchend in dem Schmerze selbst. Die weichen, zärtlichen und doch zugleich grausamen Töne der Musik, die er vernahm, drangen in sein Gemüth wie Flammen, lodernd, verzehrend, grauenhaft. Aber als der arme Mensch jenes verrufene ägyptische Symbol erblickte, das in übertriebener Größe und bekränzt mit Blumen von einem schamlosen Weibe auf einer hohen Stange herumgetragen wurde: da verging ihm Hören und Sehen — und er stürzte nach seinem Kahne zurück und verkroch sich unter die Netze, zähneklappernd und zitternd, als hielte ihn Satan bereits an einem Fuße fest. Nicht lange darauf kamen die drei Mönche ebenfalls nach dem Kahne zurück und stießen ab. Als sie endlich am andern See-Ufer landeten und ausstiegen, wußte der Fischer so geschickt seinem Versteck zu entschlüpfen, daß die Mönche meinten, er habe hinter den Weiden ihrer geharrt, und indem ihm einer von ihnen wieder mit eiskalten Fingern den Fährlohn in die Hand drückte, eilten sie stracks von hinnen.

Sowohl seines eigenen Seelenheils wegen, das er gefährdet glaubte, als auch um andere Christenmenschen vor Verderben zu bewahren, hielt sich der Fischer für verpflichtet, das unheimliche Begebniß dem geistlichen Gerichte anzuzeigen, und da der Superior eines nahegelegenen Franciscanerklosters als Vorsitzer eines solchen Gerichtes und ganz besonders als gelahrter Exorcist in großem Ansehen stand, beschloß er, sich unverzüglich zu ihm zu begeben. Die Frühsonne fand daher den Fischer schon auf dem Wege nach dem Kloster, und demüthigen Blickes stand er bald vor Seiner Hochwürden, dem Superior, der in seiner Bücherei, die Kapuze weit über's Gesicht gezogen, in einem Lehnsessel saß, und in dieser nachdenklichen Positur sitzen blieb, während ihm der Fischer die grausenhafte Historie erzählte. Als derselbe mit dieser Relation zu Ende war, erhob der Superior sein Haupt, und indem die Kapuze zurückfiel, sah der Fischer mit Bestürzung, daß Seine Hochwürden einer von den drei Mönchen war, die jährlich über den See fuhren, und er erkannte in ihm eben denjenigen, den er diese Nacht als heidnischen Dämon auf dem Siegeswagen mit dem Löwengespann gesehen: es war dasselbe marmorblasse Gesicht, dieselben regelmäßig schönen Züge, derselbe Mund mit den zärtlich gewölbten Lippen — Und um diese Lippen schwebte ein wohlwollendes Lächeln, und diesem Munde entquollen jetzt die sanftklingenden salbungsreichen Worte: Geliebter Sohn in Christo! wir glauben herzlich gern, daß Ihr diese Nacht in der Gesellschaft des Gottes Bacchus zugebracht habt, und Eure phantastische Spukgeschichte giebt dessen hinlänglich Kunde. Wir wollen bei Leibe nichts Unliebiges von diesem Gotte sagen, er ist gewiß manchmal ein Sorgenbrecher und erfreut des Menschen Herz, aber er ist sehr gefährlich für diejenigen, die nicht viel vertragen können, und zu diesen scheint Ihr zu gehören. Wir rathen Euch daher hinfüro nur mit Maß des goldenen Rebensaftes zu genießen, und mit den Hirngeburten der Trunkenheit die geistlichen Obrigkeiten nicht mehr zu behelligen, und auch von Eurer letzten Vision zu schweigen, ganz das Maul zu halten, widrigenfalls Euch der weltliche Arm des Büttels fünfundzwanzig Peitschenhiebe aufzählen soll. Jetzt aber, geliebter Sohn in Christo, geht in die Klosterküche, wo Euch der Bruder Kellermeister und der Bruder Küchenmeister einen Imbiß vorsetzen sollen.

Hiermit gab der geistliche Herr dem Fischer seinen Segen, und als sich dieser verblüfft nach der Küche trollte und den Frater Küchenmeister und den Frater Kellermeister erblickte, fiel er fast zu Boden vor Schrecken — denn diese Beiden waren die zwei nächtlichen Gefährten des Superiors, die zwei Mönche, die mit demselben über den See gefahren, und der Fischer erkannte den Dickwanst und die Glatze des Einen, ebenso wie die grinsend geilen Gesichtszüge nebst den Bocksohren des Andern. Doch hielt er reinen Mund, und erst in spätern Jahren erzählte er die Geschichte seinen Angehörigen.

Alte Chroniken, welche ähnliche Sagen erzählen, verlegen den Schauplatz nach Speyer am Rhein.

An der ostfriesischen Küste herrscht eine analoge Tradition, worin die altheidnischen Vorstellungen von der Ueberfahrt der Todten nach dem Schattenreiche, welche allen jenen Sagen zu Grunde liegen, am deutlichsten hervortreten. Von einem Charon, der die Barke lenkt, ist zwar nirgend darin die Rede, wie denn überhaupt dieser alte Kauz sich nicht in der Volkssage, sondern nur im Puppenspiele erhalten hat; aber eine weit wichtigere mythologische Personnage erkennen wir in dem sogenannten Spediteur, der die Ueberfahrt der Todten besorgt, und der dem Fährmann, welcher des Charons Amt verrichtet und ein gewöhnlicher Fischer ist, das herkömmliche Fährgeld auszahlt. Trotz ihrer barocken Vermummung werden wir den wahren Namen jener Person bald errathen, und ich will daher die Tradition selbst so getreu als möglich hier mittheilen:

In Ostfriesland, an der Küste der Nordsee, giebt es Buchten, die gleichsam kleine Hafen bilden und Siehle heißen. An den äußersten Vorsprüngen derselben steht das einsame Haus irgend eines Fischers, der hier mit seiner Familie ruhig und genügsam lebt. Die Natur ist dort traurig, kein Vogel pfeift, außer den Seemöven, welche manchmal mit einem fatalen Gekreische aus den Sandnestern der Dünen hervorfliegen und Sturm verkünden. Das monotone Geplätscher der brandenden See paßt sehr gut zu den düstern Wolkenzügen. Auch die Menschen singen hier nicht, und an dieser melancholischen Küste hört man nie die Strophe eines Volksliedes. Die Menschen hier zu Lande sind ernst, ehrlich, mehr vernünftig als religiös, und stolz auf den kühnen Sinn und auf die Freiheit ihrer Altvordern. Solche Leute sind nicht phantastisch aufregbar, und grübeln nicht viel. Die Hauptsache für den Fischer, der auf seinem einsamen Siehl wohnt, ist der Fischfang, und dann und wann das Fährgeld der Reisenden, die nach einer der umliegenden Inseln der Nordsee übergesetzt sein wollen. Zu einer bestimmten Zeit des Jahres, heißt es, just um die Mittagsstunde, wo eben der Fischer mit seiner Familie, das Mittagsmahl verzehrend, zu Tische sitzt, tritt ein Reisender in die große Wohnstube, und bittet den Hausherrn, ihm einige Augenblicke zu vergönnen, um ein Geschäft mit ihm zu besprechen. Der Fischer, nachdem er den Gast vergeblich gebeten, vorher an der Mahlzeit Theil zu nehmen, erfüllt am Ende dessen Begehr, und Beide treten bei Seite an ein Erkertischchen. Ich will das Aussehen des Fremden nicht lange beschreiben in müßiger Novellistenweise; bei der Aufgabe, die ich mir gestellt, genügt ein genaues Signalement. Ich bemerke also Folgendes: Der Fremde ist ein schon befahrtes, aber doch wohlconservirtes Männchen, ein jugendlicher Greis, gehäbig aber nicht fett, die Wänglein roth wie Borstorfer Aepfel, die Aeuglein lustig nach allen Sei-

ten blinzelnd, und auf dem gepuderten Köpfchen ſitzt ein dreieckiges Hütlein. Unter einer hellgelben Houppelande mit unzähligen Krägelchen trägt der Mann die altmodiſche Kleidung, die wir auf Portraiten holländiſcher Kaufleute finden, und welche eine gewiſſe Wohlhabenheit verräth: ein ſeidenes papageigrünes Röckchen, blumengeſtickte Weſte, kurze ſchwarze Höschen, geſtreifte Strümpfe und Schnallenſchuhe; letztere ſind ſo blank, daß man nicht begreift, wie Jemand durch den Schlamm der Sielwege zu Fuße ſo unbeſchmutzt hergelangen konnte. Seine Stimme iſt aſthmatiſch, feindräthig und manchmal ins Greinende überſchlagend, doch der Vortrag und die Haltung des Männleins iſt gravitätiſch gemeſſen, wie es einem holländiſchen Kaufmann ziemt. Dieſe Gravität ſcheint jedoch mehr erkünſtelt als natürlich zu ſein, und ſie contraſtirt manchmal mit dem forſchſamen Hin- und Herlugen der Aeuglein, ſo wie auch mit der ſchlecht unterdrückten flatterhaften Beweglichkeit der Beine und Arme. Daß der Fremde ein holländiſcher Kaufmann iſt, bezeugt nicht blos ſeine Kleidung, ſondern auch die merkantiliſche Genauigkeit und Umſicht, mit der er das Geſchäft ſo vortheilhaft als möglich für ſeine Committenten abzuſchließen weiß. Er iſt nämlich, wie er ſagt, Spediteur und hat von einem ſeiner Handelsfreunde den Auftrag erhalten, eine beſtimmte Anzahl Seelen, ſo viel in einer gewöhnlichen Barke Raum fänden, von der oſtfrieſiſchen Küſte nach der weißen Inſel zu fördern; zu dieſem Behufe nun, fährt er fort, möchte er wiſſen, ob der Schiffer dieſe Nacht die erwähnte Ladung mit ſeiner Barke nach der erwähnten Inſel überſetzen wolle, und für dieſen Fall ſei er erbötig, ihm das Fährgeld gleich vorauszuzahlen, zuverſichtlich hoffend, daß er aus chriſtlicher Beſcheidenheit ſeine Forderung recht billig ſtellen werde. Der holländiſche Kaufmann (dieſes iſt eigentlich ein Pleonasmus, da jeder Holländer Kaufmann iſt) macht dieſen Antrag mit der größten Unbefangenheit, als handle es ſich von einer Ladung Käſe, und nicht von Seelen der Verſtorbenen. Der Fiſcher ſtutzt einigermaßen bei dem Wort Seelen, und es rieſelt ihm ein Bischen kalt über den Rücken, da er gleich merkt, daß von den Seelen der Verſtorbenen die Rede ſei, und daß er den geſpenſtiſchen Holländer vor ſich habe, der ſo manchen ſeiner Collegen die Ueberfahrt der verſtorbenen Seelen anvertraute und gut dafür bezahlte. Wie ich jedoch oben bemerkt, dieſe oſtfrieſiſchen Küſtenbewohner ſind muthig und geſund und nüchtern, und es fehlt ihnen jene Kränklichkeit der Einbildungskraft, welche uns für das Geſpenſtiſche und Ueberſinnliche empfänglich macht: unſres Fiſchers geheimes Grauen dauert daher nur einen Augenblick; ſeine unheimliche Empfindung unterdrückend, gewinnt er bald ſeine Faſſung, und mit dem Anſchein des größten Gleichmuths iſt er nur darauf bedacht, das Fährgeld ſo hoch als möglich zu ſteigern. Doch nach einigem Feilſchen und Dingen verſtändigen ſich beide Contrahenten über den Fahrlohn, ſie geben einander den Handſchlag zur

Bekräftigung der Uebereinkunft, und der Holländer, welcher einen ſchmutzigen ledernen Beutel hervorzieht, angefüllt mit lauter ganz kleinen Silberpfennigen, den kleinſten, die je in Holland geſchlagen worden, zahlt die ganze Summe des Fahrgelds in dieſer putzigen Münzſorte. Indem er dem Fiſcher noch die Inſtruction giebt, gegen Mitternacht, zur Zeit wo der Mond aus den Wolken hervortreten würde, ſich an einer beſtimmten Stelle der Küſte mit ſeiner Barke einzufinden, um die Ladung in Empfang zu nehmen, verabſchiedet er ſich bei der ganzen Familie, welche vergebens ihre Einladung zum Mitſpeiſen wiederholte, und die eben noch ſo gravitätiſche Figur trippelt mit leichtfüßigen Schritten von dannen.

Um die beſtimmte Zeit befindet ſich der Schiffer an dem beſtimmten Orte mit ſeiner Barke, die anfangs von den Wellen hin und her geſchaukelt wird; aber nachdem der Vollmond ſich gezeigt, bemerkt der Schiffer, daß ſein Fahrzeug ſich minder leicht bewegt und immer tiefer in die Fluth einſinkt, ſo daß am Ende das Waſſer nur noch eine Hand breit vom Rand entfernt bleibt. Dieſer Umſtand belehrt ihn, daß ſeine Paſſagiere, die Seelen, jetzt an Bord ſein müſſen, und er ſtößt ab mit ſeiner Ladung. Er mag noch ſo ſehr ſeine Augen anſtrengen, doch bemerkt er im Kahne nichts als einige Nebelſtreifen, die ſich hin und her bewegen, aber keine beſtimmte Geſtalt annehmen und in einander verquirlen. Er mag auch noch ſo ſehr horchen, ſo hört er doch nichts als ein unſäglich leiſes Zirpen und Kniſtern. Nur dann und wann ſchießt ſchrillend eine Möve über ſein Haupt, oder es taucht neben ihm aus der Fluth ein Fiſch hervor, der ihn blöde anglotzt. Es gähnt die Nacht, und froſtiger weht die Seeluft. Ueberall nur Waſſer, Mondſchein und Stille; und ſchweigſam, wie ſeine Umgebung, iſt der Schiffer, der endlich an der weißen Inſel anlangt und mit ſeinem Kahne ſtillhält. Auf dem Strande ſieht er niemand, aber er hört eine ſchrille, aſthmatiſch keuchende und greinende Stimme, worin er die des Holländers erkennt; derſelbe ſcheint ein Verzeichniß von lauter Eigennamen abzuleſen, in einer gewiſſen verificirenden, monotonen Weiſe; unter dieſen Namen ſind dem Fiſcher manche bekannt und gehören Perſonen, die in demſelben Jahr verſtorben. Während dem Ableſen dieſes Namensverzeichniſſes wird der Kahn immer leichter, und lag er eben noch ſo ſchwer im Sande des Ufers, ſo hebt er ſich jetzt plötzlich leicht empor, ſobald die Ableſung zu Ende iſt; und der Schiffer, welcher daran merkt, daß ſeine Ladung richtig in Empfang genommen iſt, fährt wieder ruhig zurück zu Weib und Kind, nach ſeinem lieben Hauſe am Siehl.

So geht es jedesmal mit dem Ueberſchiffen der Seelen nach der weißen Inſel. Als einen beſondern Umſtand bemerkte einſt der Schiffer, daß der unſichtbare Controleur im Ableſen des Namenverzeichniſſes plötzlich inne hielt und ausrief: „Wo iſt aber Pitter Janſen? Das iſt nicht Pitter Janſen.“

Worauf ein feines, wimmerndes Stimmchen antwortete: „Ik bin Pitter Jansen's Mieke, un häb mi op mines Manns Noame inſcreberen laten.“ (Ich bin Pitter Janſen's Mieke, und habe mich auf meines Mannes Namen einſchreiben laſſen.)

Ich habe mich oben vermeſſen, trotz der pfiffigen Vermummung die wichtige mythologiſche Perſon zu errathen, die in obiger Tradition zum Vorſchein kommt. Dieſes iſt keine geringere als der Gott Mercurius, der ehemalige Seelenführer, Hermes Pſychopompos. Ja, unter jener ſchäbigen Houppelande und in jener nüchternen Krämergeſtalt verbirgt ſich der brillanteſte jugendliche Heidengott, der kluge Sohn der Maja. Auf jenem dreieckigen Hütchen ſteckt auch nicht der geringſte Federwiſch, der an die Fittige der göttlichen Kopfbedeckung erinnern könnte, und die plumpen Schuhe mit den ſtählernen Schnallen mahnen nicht im Mindeſten an beflügelte Sandalen; dieſes holländiſch ſchwerfällige Blei iſt ſo ganz verſchieden von dem beweglichen Queckſilber, dem der Gott ſogar ſeinen Namen verliehen: aber eben der Contraſt verräth die Abſicht, und der Gott wählte dieſe Maske, um ſich deſto ſicherer verſtellt zu halten. Vielleicht aber wählte er ſie keineswegs aus willkürlicher Laune: Mercur war, wie Ihr wißt, zu gleicher Zeit der Gott der Diebe und der Kaufleute, und es lag nahe, daß er bei der Wahl einer Maske, die ihn verbergen, und eines Gewerbes, das ihn ernähren könnte, auf ſeine Antecedentien und Talente Rückſicht nahm. Letztere waren erprobt: er war der erfindungsreichſte der Olympier, er hatte die Schildkrötenlyra und das Sonnengas erfunden, er beſtahl Menſchen und Götter, und ſchon als Kind war er ein kleiner Talmonius, der ſeiner Wiege entſchlüpfte, um ein Paar Rinder zu ſtibitzen. Er hatte zu wählen zwiſchen den zwei Induſtrien, die im Weſentlichen nicht ſehr verſchieden, da bei beiden die Aufgabe geſtellt iſt, das fremde Eigenthum ſo wohlfeil als möglich zu erlangen: aber der pfiffige Gott bedachte, daß der Diebesſtand in der öffentlichen Meinung keine ſo hohe Achtung genießt, wie der Handelsſtand, daß jener von der Polizei verpönt, während dieſer von den Geſetzen ſogar privilegirt iſt, daß die Kaufleute jetzt auf der Leiter der Ehre die höchſte Staffel erklimmen, während die vom Diebsſtand manchmal eine minder angenehme Leiter beſteigen müſſen, daß ſie Freiheit und Leben auf's Spiel ſetzen, während der Kaufmann nur ſeine Capitalien oder nur die ſeiner Freunde einbüßen kann, und der pfiffigſte der Götter ward Kaufmann, und um es vollſtändig zu ſein, ward er ſogar Holländer. Seine lange Praxis als ehemaliger Pſychopompos, als Schattenführer, machte ihn beſonders geeignet für die Spedition der Seelen, deren Transport nach der weißen Inſel, wie wir ſahen, durch ihn betrieben wird.

Die weiße Inſel wird zuweilen auch Brea oder Britinia genannt. Denkt man vielleicht an das weiße Albion, an die Kalkfelſen der engliſchen Küſte?

Es wäre eine humoriſtiſche Idee, wenn man England als ein Todtenland, als das plutoniſche Reich, als die Hölle bezeichnen wollte. England mag in der That manchem Fremden in ſolcher Geſtalt erſcheinen.

In einem Verſuche über die Fauſt-Legende habe ich den Volksglauben in Bezug auf das Reich des Pluto und dieſen ſelbſt hinlänglich beſprochen. Ich habe dort gezeigt, wie das alte Schattenreich eine ausgebildete Hölle und der alte finſtre Beherrſcher deſſelben ganz diaboliſirt wurde. Aber nur durch den Kanzeleiſtil der Kirche klingen die Dinge ſo grell; trotz dem chriſtlichen Anathema blieb die Poſition des Pluto weſentlich dieſelbe. Er, der Gott der Unterwelt, und ſein Bruder Neptunus, der Gott des Meeres, dieſe Beiden ſind nicht emigrirt wie andre Götter, und auch nach dem Siege des Chriſtenthums blieben ſie in ihren Domainen, in ihrem Elemente. Mochte man hier oben auf Erden das Tollſte von ihm fabeln, der alte Pluto ſaß unten warm bei ſeiner Proſerpina. Weit weniger Verunglimpfungen, als ſein Bruder Pluto, hatte Neptunus zu erdulden, und weder Glockengeläute noch Orgelklänge konnten ſein Ohr verletzen da unten in ſeinem Ocean, wo er ruhig ſaß bei ſeiner weißbuſigen Frau Amphitrite und ſeinem feuchten Hofſtaat von Nereiden und Tritonen. Nur zuweilen, wenn irgend ein junger Seemann zum erſten Male die Linie paſſirte, tauchte er empor aus ſeiner Fluth, in der Hand den Dreizack ſchwingend, das Haupt mit Schilf bekränzt, und der ſilberne Wellenbart herabwallend bis zum Nabel. Er ertheilte alsdann dem Neophiten die ſchreckliche Seewaſſertaufe, und hielt dabei eine lange, ſalbungsreiche Rede, voll von derben Seemannswitzen, die er nebſt der gelben Lauge des gekauten Tabaks mehr ausſpuckte als ſprach, zum Ergötzen ſeiner betheerten Zuhörer. Ein Freund, welcher mir ausführlich beſchrieb, wie ein ſolches Waſſer-Myſterium von den Seeleuten auf den Schiffen tragirt wird, verſicherte daß eben jene Matroſen, welche am tollſten über die drollige Faſtnachtsfratze des Neptuns lachten, dennoch keinen Augenblick an der Exiſtenz eines ſolchen Meergottes zweifelten und manchmal in großen Gefahren zu ihm beteten.

Neptunus blieb alſo der Beherrſcher des Waſſerreichs, wie Pluto trotz ſeiner Diaboliſirung der Fürſt der Unterwelt blieb. Ihnen ging es beſſer als ihrem Bruder Jupiter, dem dritten Sohn des Saturn, welcher nach dem Sturz ſeines Vaters die Herrſchaft des Himmels erlangt hatte, und ſorglos als König der Welt im Olymp mit ſeinem glänzenden Troß von lachenden Göttern, Göttinnen und Ehrennymphen ſein ambroſiſches Freudenregiment führte. Als die unſelige Kataſtrophe hereinbrach, als das Regiment des Kreuzes, des Leidens, proclamirt ward, emigrirte auch der große Kronide, und er verſchwand im Tumulte der Völkerwanderung. Seine Spur ging verloren, und ich habe vergebens alte Chroniken und alte Weiber befragt, niemand

wußte mir Auskunft zu geben über ſein Schickſal. Ich habe in derſelben Abſicht viele Bibliotheken durchſtöbert, wo ich mir die prachtvollſten Codices, geſchmückt mit Gold und Edelſteinen, wahre Odalisken im Harem der Wiſſenſchaft, zeigen ließ, und ich ſage den gelehrten Eunuchen für die Unbrummigkeit und ſogar Affabilität, womit ſie mir jene leuchtenden Schätze erſchloſſen, hier öffentlich den üblichen Dank. Es ſcheint als hätten ſich keine volksthümlichen Traditionen über einen mittelalterlichen Jupiter erhalten, und alles was ich aufgegabelt, beſteht in einer Geſchichte, welche mir einſt mein Freund Niels Anderſen erzählte.

Ich habe ſoeben Niels Anderſen genannt, und die liebe drollige Figur ſteigt wieder lebendig in meiner Erinnerung herauf. Ich will ihm hier einige Zeilen widmen. Ich gebe gern meine Quellen an, und ich erörtere ihre Eigenſchaften, damit der geneigte Leſer ſelbſt beurtheile, in wie weit ſie ſein Vertrauen verdienen. Alſo einige Worte über meine Quelle.

Niels Anderſen, geboren zu Drontheim in Norwegen, war einer der größten Wallfiſchjäger, die ich kennen lernte. Ich bin ihm ſehr verpflichtet. Ihm verdanke ich alle meine Kenntniſſe in Bezug auf den Wallfiſchfang. Er machte mich bekannt mit allen Finten, die das kluge Thier anwendet, um dem Jäger zu entrinnen; er vertraute mir die Kriegsliſten, womit man ſeine Finten vereitelt. Er lehrte mich die Handgriffe beim Schwingen der Harpune, zeigte mir wie man mit dem Knie des rechten Beines ſich gegen den Vorderrand des Kahnes ſtemmen muß, wenn man die Harpune nach dem Wallfiſch wirft, und wie man mit dem linken Bein einen geſalzenen Fußtritt dem Matroſen verſetzt, der das Seil, das an der Harpune befeſtigt iſt, nicht ſchnell genug nachſchießen ließ. Ihm verdanke ich Alles, und wenn ich kein großer Wallfiſchjäger geworden, ſo liegt die Schuld weder an Niels Anderſen noch an mir, ſondern an meinem böſen Schickſal, das mir nicht vergönnte, auf meinen Lebensfahrten irgend einen Wallfiſch anzutreffen, mit welchem ich einen würdigen Kampf beſtehen konnte. Ich begegnete nur gewöhnlichen Stockfiſchen und lauſigen Häringen. Was hilft die beſte Harpune gegen einen Häring? Jetzt muß ich allen Jagdhoffnungen entſagen, meiner geſteiften Beine wegen. Als ich Niels Anderſen zu Ritzebüttel bei Cuxhaven kennen lernte, war er ebenfalls nicht mehr gut auf den Füßen, da am Senegal ein junger Haifiſch, der vielleicht ſein rechtes Bein für ein Zuckerſtängelchen anſah, ihm daſſelbe abbiß, und der arme Niels ſeitdem auf einem Stelzfuß herumhumpeln mußte. Sein größtes Vergnügen war damals, auf einer hohen Tonne zu ſitzen, und auf dem Bauche derſelben mit ſeinem hölzernen Beine zu trommeln. Ich half ihm oft die Tonne erklettern, aber ich wollte ihm manchmal nicht wieder hinunterhelfen, ehe er mir eine ſeiner wunderlichen Fiſcherſagen erzählte.

Wie Muhamet Eben Manſur ſeine Lieder immer mit einem Lob des Pferdes anfing, ſo begann Niels Anderſen alle ſeine Geſchichten mit einer Apologie des Wallfiſches. Auch die Legende, die wir ihm hier nacherzählen, ermangelt nicht einer ſolchen Lobſpende. Der Wallfiſch, ſagte Niels Anderſen, ſei nicht blos das größte, ſondern auch das ſchönſte Thier. Aus den zwei Naslöchern auf ſeinem Kopfe ſprängen zwei coloſſale Waſſerſtrahlen, die ihm das Anſehen eines wunderbaren Springbrunnens gäben, und gar beſonders des Nachts im Mondſchein einen magiſchen Effect hervorbrächten. Dabei ſei er gutmüthig, friedliebig, und habe viel Sinn für ſtilles Familienleben. Es gewähre einen rührenden Anblick, wenn Vater Wallfiſch mit den Seinen auf einer ungeheuern Eisſcholle ſich hingelagert, und Jung und Alt ſich um ihn her in Liebesſpielen und harmloſen Neckereien überböten. Manchmal ſpringen ſie alle auf einmal ins Waſſer, um zwiſchen den großen Eisblöcken Blindekuh zu ſpielen. Die Sittenreinheit und die Keuſchheit der Wallfiſche wird weit mehr gefördert durch das Eiswaſſer, worin ſie beſtändig mit den Floſſen herumſchwänzeln, als durch moraliſche Principien. Es ſei auch leider nicht zu läugnen, daß ſie keinen religiöſen Sinn haben, daß ſie ganz ohne Religion ſind —

Ich glaube, das iſt ein Irrthum — unterbrach ich meinen Freund — ich habe jüngſt den Bericht eines holländiſchen Miſſionairs geleſen, worin dieſer die Herrlichkeit der Schöpfung beſchreibt, die ſich in den hohen Polargegenden offenbare, wenn des Morgens die Sonne aufgegangen, und das Tageslicht die abenteuerlichen, rieſenhaften Eismaſſen beſtrahlt. Dieſe, ſagte er, welche alsdann an diamantne Mährchenſchlöſſer erinnern, geben von Gottes Allmacht ein ſo impoſantes Zeugniß, daß nicht blos der Menſch, ſondern ſogar die rohe Fiſchcreatur, von ſolchem Anblick ergriffen, den Schöpfer anbete — mit ſeinen eigenen Augen, verſichert der Domine, habe er mehre Wallfiſche geſehen, die an einer Eiswand gelehnt, dort aufrecht ſtanden und ſich mit dem Obertheil auf und nieder bewegten, wie Betende.

Niels Anderſen ſchüttelte ſonderbar den Kopf; er läugnete nicht, daß er ſelber zuweilen geſehen, wie die Wallfiſche, an einer Eiswand ſtehend, ſolche Bewegungen machten, nicht unähnlich denjenigen, die wir in den Betſtuben mancher Glaubensſecten bemerken; aber er wollte ſolches keineswegs irgend einer religiöſen Andacht zuſchreiben. Er erklärte die Sache phyſiologiſch: er bemerkte daß der Wallfiſch, der Chimboraſſo der Thiere, unter ſeiner Haut eine ſo ungeheuer tiefe Schichte von Fett beſitze, daß oft ein einziger Wallfiſch hundert bis hundertundfunfzig Fäſſer Talg und Thran gebe. Jene Fettſchichte ſei ſo dick, daß ſich viele hundert Waſſerratten darin einniſten können, während das große Thier auf einer Eisſcholle ſchliefe, und dieſe Gäſte, unendlich größer und biſſiger als unſre Landratten, führen dann ein fröhliches

Leben unter der Haut des Wallfisches, wo sie Tag und Nacht das beste Fett verschmausen können, ohne das Nest zu verlassen. Diese Schmausereien mögen wohl am Ende dem unfreiwilligen Wirthe etwas überlästig, ja unendlich schmerzhaft werden; da er nun keine Hände hat, wie der Mensch, der sich gottlob kratzen kann, wenn es ihn juckt, so sucht er die innere Qual dadurch zu lindern, daß er sich an die scharfen Kanten einer Eiswand stellt und daran den Rücken durch Auf- und Niederbewegungen recht inbrünstiglich reibt, ganz wie bei uns die Hunde sich an einer Bettstelle zu scheuern pflegen, wenn sie mit zu viel Flöhen behaftet sind. Diese Bewegungen hat nun der ehrliche Domine für die eines Beters gehalten und sie der religiösen Andacht zugeschrieben, während sie doch nur durch die Ratten-Orgien hervorgebracht wurden. Der Wallfisch, so viel Thran er auch enthält, schloß Niels Andersen, ist doch ohne den mindesten religiösen Sinn. Er ehrt weder die Heiligen noch die Propheten, und sogar den kleinen Propheten Jonas, den solch ein Wallfisch einmal aus Versehen verschluckte, konnte er nimmermehr verdauen, und nach dreien Tagen spuckte er ihn wieder aus. Das vortreffliche Ungeheuer hat leider keine Religion, und so ein Wallfisch verehrt unsern wahren Herrgott, der droben im Himmel wohnt, eben so wenig wie den falschen Heidengott, der fern am Nordpol auf der Kaninchen-Insel sitzt, wo er denselben zuweilen besucht.

Was ist das für ein Ort, die Kaninchen-Insel? fragte ich unsern Niels Andersen. Dieser aber trommelte mit seinem Holzbein auf der Tonne und erwiederte: Das ist eben die Insel, wo die Geschichte passirt, die ich zu erzählen habe. Die eigentliche Lage der Insel kann ich nicht genau angeben. Niemand konnte, seit sie entdeckt worden, wieder zu ihr gelangen; solches verhinderten die ungeheuern Eisberge, die sich um die Insel thürmen und vielleicht nur selten eine Annäherung erlauben. Nur die Schiffsleute eines russischen Wallfischjägers, welche einst die Nordstürme so hoch hinauf verschlugen, betraten den Boden der Insel, und seitdem sind schon hundert Jahre verflossen. Als jene Schiffsleute mit einem Kahn dort landeten, fanden sie die Insel ganz wüst und öde. Traurig bewegten sich die Halme des Ginsters über dem Flugsand; nur hie und da standen einige Zwergtannen, oder es krüppelte am Boden das unfruchtbarste Buschwerk. Eine Menge Kaninchen sahen sie umherspringen, weshalb sie dem Orte den Namen Kaninchen-Insel ertheilten. Nur eine einzige ärmliche Hütte gab Kunde, daß ein menschliches Wesen dort wohnte. Als die Schiffer hineintraten, erblickten sie einen uralten Greis, der kümmerlich bekleidet mit zusammengeflickten Kaninchenfellen, auf einem Steinstuhl vor dem Herde saß, und an dem flackernden Reisig seine magern Hände und schlotternden Kniee wärmte. Neben ihm zur Rechten stand ein ungeheuer großer Vogel, der ein Adler zu sein schien, den aber die Zeit so unwirsch ge-

mauſert hatte, daß er nur noch die langen ſtruppigen Federkiele ſeiner Flügel behalten, was dem nackten Thiere ein höchſt närriſches und zugleich grauſenhaft häßliches Ausſehen verlieh. Zur linken Seite des Alten kauerte am Boden eine außerordentlich große haarloſe Ziege, die ſehr alt zu ſein ſchien, obgleich noch viele Milcheutern mit roſig friſchen Zitzen an ihrem Bauche hingen.

Unter den ruſſiſchen Seeleuten, welche auf der Kaninchen-Inſel landeten, befanden ſich mehrere Griechen, und einer derſelben glaubte, nicht von dem Hausherrn der Hütte verſtanden zu werden, als er in griechiſcher Sprache zu einem Cameraden ſagte: Dieſer alte Kauz iſt entweder ein Geſpenſt oder ein böſer Dämon. Aber bei dieſen Worten erhub ſich der Alte plötzlich von ſeinem Steinſitz, und mit großer Verwunderung ſahen die Schiffer eine hohe ſtattliche Geſtalt, die ſich trotz dem hohen Alter mit gebietender, ſchier königlicher Würde aufrecht hielt und beinahe die Balken des Geſimſes mit dem Haupte berührte: auch die Züge deſſelben, obgleich verwüſtet und verwittert, zeugten von urſprünglicher Schönheit, ſie waren edel und ſtreng gemeſſen, ſehr ſpärlich fielen einige Silberhaare auf die von Stolz und Alter gefurchte Stirn, die Augen blickten bleich und ſtier, aber doch ſtechend, und dem hoch aufgeſchürzten Munde entquollen in alterthümlich griechiſchem Dialect die wohllautenden und klangvollen Laute: „Ihr irrt Euch, junger Menſch, ich bin weder ein Geſpenſt noch ein böſer Dämon; ich bin ein Unglücklicher, welcher einſt beſſere Tage geſehen. Wer aber ſeid Ihr?“

Die Schiffer erzählten nun dem Manne das Mißgeſchick ihrer Fahrt, und verlangten Auskunft über alles was die Inſel beträfe. Die Mittheilungen fielen aber ſehr dürftig aus. Seit undenklicher Zeit, ſagte der Alte, bewohne er die Inſel, deren Bollwerke von Eis ihm gegen ſeine unerbittlichen Feinde eine ſichere Zuflucht gewährten. Er lebe hauptſächlich vom Kaninchenfange, und alle Jahr, wenn die treibenden Eismaſſen ſich geſetzt, kämen auf Schlitten einige Haufen Wilde, denen er ſeine Kaninchenfelle verkaufe, und die ihm als Zahlung allerlei Gegenſtände des unmittelbarſten Bedürfniſſes überließen. Die Wallfiſche, welche manchmal an die Inſel heranſchwämmen, ſeien ſeine liebſte Geſellſchaft. Dennoch mache es ihm Vergnügen, jetzt wieder ſeine Mutterſprache zu reden, denn er ſei ein Grieche; er bat auch ſeine Landsleute, ihm einige Nachrichten über die jetzigen Zuſtände Griechenlands zu ertheilen. Daß von den Zinnen der Thürme der griechiſchen Städte das Kreuz abgebrochen worden, verurſachte dem Alten augenſcheinlich eine boshafte Freude; doch war es ihm nicht ganz recht, als er hörte, daß an ſeiner Stelle der Halbmond jetzt aufgepflanzt ſteht. Sonderbar war es, daß keiner der Schiffer die Namen der Städte kannte, nach welchen der Alte ſich erkundigte, und die nach ſeiner Verſicherung zu ſeiner Zeit blühend geweſen; in gleicher Weiſe waren

ihm die Namen fremd, die den heutigen Städten und Dörfern Griechenlands von den Seeleuten ertheilt wurden. Der Greis schüttelte deshalb oft wehmüthig das Haupt, und die Schiffer sahen sich verwundert an. Sie merkten, daß er alle Oertlichkeiten Griechenlands ganz genau kannte, und in der That er wußte die Buchten, die Erdzungen, die Vorsprünge der Berge, oft sogar den geringsten Hügel und die kleinsten Felsengruppen, so bestimmt und anschaulich zu beschreiben, daß seine Unkenntniß der gewöhnlichsten Ortsnamen die Schiffer in das größte Erstaunen setzte. So befrug er sie mit besonderem Interesse, ja mit einer gewissen Aengstlichkeit, nach einem alten Tempel, der, wie er versicherte, zu seiner Zeit der schönste in ganz Griechenland gewesen sei. Doch keiner der Zuhörer kannte den Namen, den er mit Zärtlichkeit aussprach, bis endlich, nachdem der Alte die Lage des Tempels wieder ganz genau geschildert hatte, ein junger Matrose nach der Beschreibung den Ort erkannte, wovon die Rede war.

Das Dorf, wo er geboren, sagte der junge Mensch, sei eben an jenem Orte gelegen, und als Knabe habe er auf dem beschriebenen Platze lange Zeit die Schweine seines Vaters gehütet. Auf jener Stelle, sagt er, fänden sich wirklich die Trümmer uralter Bauwerke, welche von untergegangener Pracht zeugten; nur hie und da ständen noch aufrecht einige große Marmorsäulen, entweder einzeln oder oben verbunden durch die Quadern eines Giebels, aus dessen Brüchen blühende Ranken von Geißblatt und rothen Glockenblumen, wie Haarflechten, herabfielen. Andre Säulen, darunter manche von rosigem Marmor, lägen gebrochen auf dem Boden, und das Gras wuchere über die kostbaren Knäufe, die aus schön gemeiseltem Blätter- und Blumenwerk beständen. Auch große Marmorplatten, viereckige Wand- oder dreieckige Dachstücke steckten dort halbversunken in der Erde, überragt von einem ungeheuer großen wilden Feigenbaum, der aus dem Schutte hervorgewachsen. Unter dem Schatten dieses Baumes, fuhr der Bursche fort, habe er oft ganze Stunden zugebracht, um die sonderbaren Figuren zu betrachten, die auf den großen Steinen in runder Bildhauerarbeit conterfeit waren, und allerlei Spiele und Kämpfe vorstellten, gar lieblich und lustig anzusehen, aber leider auch vielfach zerstört von der Witterung oder überwachsen von Moos und Epheu. Sein Vater, den er um die geheimnißvolle Bedeutung jener Säulen und Bildwerke befragte, sagte ihm einst, daß dieses die Trümmer eines alten Tempels wären, worin ehemals ein verruchter Heidengott gehaust, der nicht blos die nackteste Liederlichkeit, sondern auch unnatürliche Laster und Blutschande getrieben; die blinden Heiden hätten aber dennoch, ihm zu Ehren, vor seinem Altar manchmal hundert Ochsen auf einmal geschlachtet; der ausgehöhlte Marmorblock, worin das Blut der Opfer geflossen, sei dort noch vorhanden, und es sei eben jener Steintrog, den er, sein Sohn, zuweilen dazu benutze, mit dem darin ge-

ſammelten Regenwaſſer ſeine Schweine zu tränken, oder darin allerlei Abfall für ihre Atzung aufzubewahren.

So ſprach der junge Menſch. Aber der Greis ſtieß jetzt einen Seufzer aus, der den ungeheuerſten Schmerz verrieth; gebrochen ſank er nieder auf ſeinen Steinſtuhl, bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen und weinte wie ein Kind. Der große Vogel kreiſchte entſetzlich, ſpreizte weit aus ſeine ungeheuern Flügel, und bedrohte die Fremden mit Krallen und Schnabel. Die alte Ziege jedoch leckte ihres Herrn Hände, und meckerte traurig und wie beſänftigend.

Ein unheimliches Mißbehagen ergriff die Schiffer bei dieſem Anblick, ſie verließen ſchleunig die Hütte, und waren froh, als ſie das Geſchluchze des Greiſes, das Gekreiſch des Vogels und das Ziegengemecker nicht mehr vernahmen. Zurückgekehrt an Bord des Schiffes, erzählten ſie dort ihr Abenteuer. Aber unter der Schiffsmannſchaft befand ſich ein ruſſiſcher Gelehrter, Profeſſor bei der philoſophiſchen Facultät der Univerſität zu Kaſan, und dieſer erklärte die Begebenheit für höchſt wichtig; den Zeigefinger pfiffig an die Naſe legend, verſicherte er den Schiffern: Der Greis auf der Kaninchen-Inſel ſei unſtreitig der alte Gott Jupiter, Sohn des Saturn und der Rhea, der ehemalige König der Götter. Der Vogel an ſeiner Seite ſei augenſcheinlich der Adler, der einſt die fürchterlichen Blitze in ſeinen Krallen trug. Und die alte Ziege könne, aller Wahrſcheinlichkeit nach, keine andere Perſon ſein, als die Althea, die alte Amme, die den Gott bereits auf Creta ſäugte und jetzt im Exil wieder mit ihrer Milch ernähre.

So erzählte Niels Anderſen, und ich geſtehe, dieſe Mittheilung erfüllte meine Seele mit Wehmuth. Schon die Aufſchlüſſe über das geheime Leid der Wallfiſche erregten mein Mitgefühl. Arme große Beſtie! Gegen das ſchnöde Rattengeſindel, das ſich bei dir eingeniſtet, und unaufhörlich an dir nagt, giebt es keine Hülfe, und du mußt es lebenslang mit dir ſchleppen; und rennſt du auch verzweiflungsvoll vom Nordpol zum Südpol und reibſt dich an ſeinen Eiskanten — es hilft dir nichts, du wirſt ſie nicht los, die ſchnöden Ratten, und dabei fehlt dir der Troſt der Religion! An jeder Größe auf dieſer Erde nagen die heimlichen Ratten, und die Götter ſelbſt müſſen am Ende ſchmächlich zu Grunde gehen. So will es das eiſerne Geſetz des Fatums, und ſelbſt der Höchſte der Unſterblichen muß demſelben ſchmachvoll ſein Haupt beugen. Er, den Homer beſungen und Phidias abconterfeit in Gold und Elfenbein; er, der nur mit den Augen zu zwinkern brauchte, um den Erdkreis zu erſchüttern; er, der Liebhaber von Leda, Alkmene, Semele, Danae, Kaliſto, Jo, Leto, Europa ꝛc. — er muß am Ende am Nordpol ſich hinter Eisbergen verſtecken, und um ſein elendes Leben zu friſten mit Kaninchenfellen handeln wie ein ſchäbiger Savoyarde!

Ich zweifle nicht, daß es Leute giebt, die ſich ſchadenfroh an ſolchem Schauſpiel laben. Dieſe Leute ſind vielleicht die Nachkommen jener unglücklichen Ochſen, die als Hekatomben auf den Altären Jupiters geſchlachtet wurden — Freut Euch, gerächt iſt das Blut Eurer Vorfahren, jener armen Schlachtopfer des Aberglaubens! Uns aber, die wir von keinem Erbgroll befangen ſind, uns erſchüttert der Anblick gefallener Größe, und wir widmen ihr unſer frömmigſtes Mitleid. Dieſe Empfindſamkeit verhinderte uns vielleicht, unſrer Erzählung jenen kalten Ernſt zu verleihen, der eine Zierde des Geſchichtsſchreibers iſt; nur einigermaßen vermochten wir uns jener Gravität zu befleißen, die man nur in Frankreich erlangen kann. Beſcheidentlich empfehlen wir uns der Nachſicht des Leſers, für welchen wir immer die höchſte Ehrfurcht bezeugten, und ſomit ſchließen wir hier die erſte Abtheilung unſerer Geſchichte der Götter im Exil.

Die Göttin Diana.

(Nachtrag zu den Göttern im Exil.)

Vorbemerkung.

Die nachstehende Pantomime entstand in derselben Weise mit dem Langpoem „Faust.“ In einer Unterhaltung mit Lumley, dem Director des Londoner Theaters der Königin, wünschte derselbe, daß ich ihm einige Gesellschaftsvorschläge, die zu einer großen Entfaltung von Pracht in Decorationen und Costümen Gelegenheit bieten könnten, und als ich Mancherlei der Art improvisirte, worunter auch die Diana-Legende, schien letztere den Gewohnheiten des geistreichen Impresarios zu entsprechen, und er bat mich sogleich ein Scenarium davon zu entwerfen. Dieses geschah in der folgenden flüchtigen Skizze, die ich keine weitere Ausführung widmete, da doch sonderbar für ein Ruhm kein Gebrauch davon gemacht werden konnte. Ich veröffentliche sie hier nicht um meinen Ruhm zu fördern, sondern um Krähen, die mir überall nachschnüffeln, zu verhindern, sich allzustolz mit fremden Pfauenfedern zu schmücken. Die Fabel meiner Pantomime ist nämlich im Wesentlichen bereits im zweiten Theile meines „Salon“ enthalten, aus welchem auch mancher Meister Barthel schon manchen Schoppen Most geholt hat. Diese Diana-Legende veröffentliche ich übrigens hier an der geeignetsten Stelle, da sie sich unmittelbar dem Augenkreise der „Götter im Exil“ anschließt, und ich mich also hier jener lesenderen Bevorwortung überheben kann.

Paris den 1. März 1854.

Erſtes Tableau.

—

Ein uralter verfallener Tempel der Diana. Dieſe Ruine iſt noch ziemlich gut erhalten, nur hie und da iſt eine Säule gebrochen und eine Lücke im Dach; durch letztere ſieht man ein Stück Abendhimmel mit dem Halbmonde. Rechts die Ausſicht in einen Wald. Links der Altar mit einer Statue der Göttin Diana. Die Nymphen derſelben kauern hie und da auf dem Boden, in nachläſſigen Gruppen. Sie ſcheinen verdrießlich und gelangweilt. Manchmal ſpringt eine derſelben in die Höhe, tanzt einige Pas und ſcheint in heiteren Erinnerungen verloren. Andere geſellen ſich zu ihr und vollbringen antike Tänze. Zuletzt tanzen ſie um die Statue der Göttin, halb ſcherzhaft, halb feierlich, als wollten ſie Probe halten zu einem Tempelfeſte. Sie zünden die Lampen an und winden Kränze.

Plötzlich, von der Seite des Waldes, ſtürzt herein die Göttin Diana, im bekannten Jagdcoſtume, wie ſie auch hier als Statue conterfeit iſt. Sie ſcheint erſchrocken, wie ein flüchtiges Reh. Sie erzählt ihren beſtürzten Nymphen, daß jemand ſie verfolgt. Sie iſt in der höchſten Aufregung der Angſt, aber nicht blos der Angſt. Durch ihren ſpröden Unmuth ſchimmern zärtlichere Gefühle. Sie ſchaut immer nach dem Wald, ſcheint endlich ihren Verfolger zu erblicken und verſteckt ſich hinter ihre eigne Statue.

Ein junger deutſcher Ritter tritt auf. Er ſucht die Göttin. Ihre Nymphen umtanzen ihn, um ihn fern zu halten von der Bildſäule ihrer Gebieterin. Sie koſen, ſie drohen. Sie ringen mit ihm, er vertheidigt ſich neckend. Endlich reißt er ſich von ihnen los, erblickt die Statue, hebt flehend ſeine Arme zu ihr empor, ſtürzt zu ihren Füßen, umfaßt verzweiflungsvoll ihr Pideſtal und erbietet ſich ihr ewig dienſtbar zu ſein mit Leib und Leben. Er ſieht auf dem Altar ein Meſſer und eine Opferſchale, ein ſchauerlicher Gedanke durchdringt ihn, er erinnert ſich, daß die Göttin einſt Menſchenopfer liebte, und in der Trunkenheit ſeiner Leidenſchaft ergreift er Meſſer und Schale — Er iſt im Begriff, dieſelbe als Libation mit ſeinem Herzblut zu füllen, ſchon kehrt er den Stahl nach ſeiner Bruſt: da ſpringt die wirkliche leibliche Göttin aus ihrem Verſteck hervor, ergreift ſeinen Arm, entwindet ſeiner Hand das Meſſer — und beide ſchauen ſich an, während einer langen Pauſe, mit wechſelſeitiger Verwunderung, ſchauerlich entzückt, ſehnſüchtig, zitternd, todesmuthig, voll

Liebe. In ihrem Zweitanz fliehen und ſuchen ſie ſich, aber diesmal nur, um ſich wiederzufinden, ſich immer wieder einander in die Arme zu ſinken. Endlich ſetzen ſie ſich koſend nieder, wie glückliche Kinder, auf dem Piedeſtal der Statue, während die Nymphen ſie als Chorus umtanzen und durch ihre Pantomimen den Commentar bilden von dem, was ſich die Liebenden erzählen —

(Diana erzählt ihrem Ritter, daß die alten Götter nicht todt ſind, ſondern ſich nur verſteckt halten in Berghöhlen und Tempelruinen, wo ſie ſich nächtlich beſuchen und ihre Freudenfeſte feiern.)

Man hört plötzlich die lieblich ſanfteſte Muſik und es treten herein Apollo und die Muſen. Jener ſpielt den Liebenden ein Lied vor, und ſeine Gefährtinnen tanzen einen ſchönen, gemeſſenen Reigen um Diana und den Ritter. Die Muſik wird brauſender, es erklingen von draußen üppige Weiſen, Zimbel und Paukenklänge, und das iſt Bacchus, welcher ſeinen fröhlichen Einzug hält mit ſeinen Satyren und Bacchanten. Er reitet auf einem gezähmten Löwen, zu ſeiner Rechten reitet der dickbäuchige Silen auf einem Eſel. Tolle ausgelaſſene Tänze der Satyren und Bachanten. Letztere mit Weinlaub, oder auch mit Schlangen in den flatternden Haaren, oder auch mit goldenen Kronen geſchmückt, ſchwingen ihre Thyrſen und zeigen jene übermüthigen, unglaublichen, ja unmöglichen Poſituren, welche wir auf alten Vaſen und ſonſtigen Basreliefs ſehen. Bacchus ſteigt zu den Liebenden herab und ladet ſie ein, Theil zu nehmen an ſeinem Freudendienſte. Jene erheben ſich und tanzen einen Zweitanz der trunkenſten Lebensluſt, dem ſich Apollo und Bacchus nebſt beider Gefolge, ſo wie auch die Nymphen Diana's anſchließen.

Zweites Tableau.

Großer Saal in einer gothiſchen Ritterburg. Bediente in buntſcheckigen Wappenröcken ſind beſchäftigt mit Vorbereitungen zu einem Balle. Links eine Eſtrade, wo Muſiker zu ſehen, die ihre Inſtrumente probiren. Rechts ein hoher Lehnſeſſel, worauf der Ritter ſitzt, brütend und melancholiſch. Neben ihm ſtehen ſeine Gattin im enganliegenden, ſpitzkrägigen Chatelaine-Coſtum, und ſein Schalksnarr mit Narrenkappe und Pritſche; ſie bemühen ſich beide vergeblich den Ritter aufzuheitern durch ihre Tänze. Die Chatelaine drückt durch ehrſam gemeſſene Pas ihre eheliche Zärtlichkeit aus und geräth faſt in Sentimentalität; der Narr ſcheint dieſelbe übertreibend zu parodiren und macht die barockſten Sprünge. Die Muſikanten präludiren ebenfalls allerlei Zerr-Melodien. Draußen Trompetenſtöße und bald erſcheinen die Ballgäſte, Ritter und Fräulein, ziemlich ſteife, bunte Figuren im überladenſten Mittel-

alter-Putz; die Männer kriegerisch roh und blöde, die Frauen affectirt, sittsam und zimperlich. Bei ihrem Eintritt erhebt sich der Burgherr, der Ritter, und es giebt die ceremonieusesten Verbeugungen und Knixe. Der Ritter und seine Gemahlin eröffnen den Ball. Gravitätisch germanischer Walzer. Es erscheinen der Kanzler und seine Schreiber in schwarzer Amtstracht, die Brust beladen mit goldnen Ketten, und brennende Wachskerzen in der Hand; sie tanzen den bekannten Fackeltanz, während der Narr auf's Orchester hinaufspringt und dasselbe dirigirt; er schlägt verhöhnend den Tact. Wieder hört man draußen Trompetenstöße.

Ein Diener kündigt an, daß unbekannte Masken Einlaß begehren. Der Ritter winkt Erlaubniß; es öffnet sich im Hintergrunde die Pforte und herein treten drei Züge vermummter Gestalten, worunter einige in ihren Händen musikalische Instrumente tragen. Der Führer des ersten Zuges spielt auf einer Leier. Diese Töne scheinen in dem Ritter süße Erinnerungen zu erregen, und alle Zuhörer horchen verwundert — Während der erste Zugführer auf der Leier spielt, umtanzt ihn feierlich sein Gefolge. Aus dem zweiten Zuge treten einige hervor mit Zymbal und Handpauke — Bei diesen Tönen scheinen den Ritter die Gefühle der höchsten Wonne zu durchschauern; er entreißt einer der Masken die Handpauke und spielt selbst und tanzt dabei, gleichsam ergänzend, die rasend lustigsten Tänze.— Mit eben so wildem, ausschweifendem Jubel umspringen ihn die Gestalten des zweiten Zugs, welche Thyrsusstäbe in den Händen tragen. Noch größere Verwunderung ergreift die Ritter und Damen, und gar die Hausfrau weiß sich vor züchtigem Erstaunen nicht zu fassen. Nur der Narr, welcher vom Orchester herabspringt, giebt seinen behaglichsten Beifall zu erkennen und macht wollüstige Capriolen. Plötzlich aber tritt die Maske, welche den dritten Zug anführt, vor den Ritter und befiehlt ihm, mit gebieterischer Geberde, ihr zu folgen. Entsetzt und empört schreitet die Hausfrau auf jene Maske los, und scheint sie zu fragen: wer sie sei? Jene aber tritt ihr stolz entgegen, wirft die Larve und den vermummenden Mantel von sich, und zeigt sich als Diana im bekannten Jagdcostume. Auch die andern Masken entlarven sich und werfen die verhüllenden Mäntel von sich: es sind Apollo und die Musen, welche den ersten Zug bilden, den zweiten bilden Bacchus und seine Genossen, der dritte besteht aus Diana und ihren Nymphen. Bei dem Anblick der enthüllten Göttin stürzt der Ritter flehend zu ihren Füßen und scheint sie zu beschwören, ihn nicht wieder zu verlassen. Auch der Narr stürzt ihr entzückt zu Füßen und beschwört sie, ihn mitzunehmen. Diana gebietet allgemeine Stille, tanzt ihren göttlich edelsten Tanz, und giebt dem Ritter durch Geberden zu erkennen, daß sie nach dem Venusberge fahre, wo er sie später wiederfinden könne. Die Burgfrau läßt endlich in den tollsten Sprüngen ihrem Zorn und ihrer Entrüstung freien

Lauf, und wir ſehen ein Pas-de-deux, wo griechiſch heidniſche Götterluſt mit der germaniſch ſpiritualiſtiſchen Haustugend einen Zweikampf tanzt.

Diana, des Streites ſatt, wirft der ganzen Verſammlung verachtende Blicke zu, und nebſt ihren Begleitern entfernt ſie ſich endlich durch die Mittelpforte. Der Ritter will ihnen verzweiflungsvoll folgen, wird aber von ſeiner Gattin, ihren Zofen und ſeiner übrigen Dienerſchaft zurückgehalten — Draußen bacchantiſche Jubelmuſik, im Saale aber dreht ſich wieder der unterbrochene ſteife Fackeltanz.

Drittes Tableau.

Wilde Gebirgsgegend. Rechts: phantaſtiſche Baumgruppen und ein Stück von einem See. Links: eine hervorſpringend ſteile Felswand, worin ein großes Portal ſichtbar. — Der Ritter irrt wie ein Wahnſinniger umher. Er ſcheint Himmel und Erde, die ganze Natur zu beſchwören, ihm ſeine Geliebte wiederzugeben. Aus dem See ſteigen die Undinen und umtanzen ihn in feierlich lockender Weiſe. Sie tragen lange weiße Schleier und ſind geſchmückt mit Perlen und Korallen. Sie wollen den Ritter in ihr Waſſerreich hinabziehen, aber aus dem Laub der Bäume ſpringen die Luftgeiſter, die Sylphen, herab, welche ihn zurückhalten, mit heiterer, ja ausgelaſſener Luſt. Die Undinen entweichen und ſtürzen ſich wieder in den See.

Die Sylphen ſind in helle Farben gekleidet und tragen grüne Kränze auf den Häuptern. Leicht und heiter umtanzen ſie den Ritter. Sie necken ihn, ſie tröſten ihn und wollen ihn entführen in ihr Luftreich; da öffnet ſich zu ſeinen Füßen der Boden, und es ſtürmen hervor die Erdgeiſter, kleine Gnomen mit langen weißen Bärten, und kurze Schwerter in den kleinen Händchen. Sie hauen ein auf die Sylphen, welche entfliehen, wie erſchrockenes Gevögel. Einige derſelben flüchten ſich auf die Bäume, wiegen ſich auf den Baumzweigen, und ehe ſie ganz in den Lüften verſchwinden, verhöhnen ſie die Gnomen, welche ſich unten wie wüthend geberden.

Die Gnomen umtanzen den Ritter, und ſcheinen ihn ermuthigen und ihm den boshaften Trotz, der ſie ſelber beſeelt, einflößen zu wollen. Sie zeigen ihm, wie man fechten müſſe; ſie halten Waffentanz und ſpreizen ſich wie Weltbeſieger — da erſcheinen plötzlich die Feuergeiſter, die Salamander, und ſchon bei ihrem bloßen Anblick kriechen die Gnomen mit feiger Angſt wieder in ihre Erde zurück.

Die Salamander ſind lange, hagere Männer und Frauen, in enganliegenden feuerrothen Kleidern. Sie tragen ſämmtlich große goldene Kronen auf

den Häuptern und Scepter und ſonſtige Reichskleinodien in den Händen. Sie umtanzen den Ritter mit glühender Leidenſchaft; ſie bieten ihm ebenfalls eine Krone und ein Scepter an, und er wird unwillkürlich mit fortgeriſſen in die lodernde Flammenluſt; dieſe hätte ihn verzehrt, wenn nicht plötzlich Waldhorntöne erklängen und im Hintergrund, in den Lüften, die wilde Jagd ſich zeigte. Der Ritter reißt ſich los von den Feuergeiſtern, welche wie Raketen verſprühen und verſchwinden; der Befreite breitet ſehnſüchtig die Arme aus gegen die Führerin des wilden Jagdheeres.

Das iſt Diana. Sie ſitzt auf einem ſchneeweißen Roß, und winkt dem Ritter mit lächelndem Gruß. Hinter ihr reiten, ebenfalls auf weißen Roſſen, die Nymphen der Göttin, ſowie auch die Götterſchaar, die wir ſchon als Beſuchende in dem alten Tempel geſehen, nämlich Apollo mit den Muſen und Bacchus nebſt ſeinen Gefährten. Den Nachtrab auf Flügelroſſen bilden einige große Dichter des Alterthums und des Mittelalters, ſowie auch ſchöne Frauen der letztern Perioden. Die Bergkoppen umwindend, gelangt der Zug endlich in den Vordergrund und hält ſeinen Einritt in die weit ſich öffnende Pforte zur linken Seite der Scene. Nur Diana ſteigt von ihrem Roß herab und bleibt zurück bei dem Ritter, dem freudeberauſchten. Die beiden Liebenden feiern in entzückten Tänzen ihr Wiederfinden, Diana zeigt dem Ritter die Pforte der Felswand und deutet ihm an, daß dieſes der berühmte Venusberg ſei, der Sitz aller Ueppigkeit und Wolluſt. Sie will ihn, wie im Triumphe, dort hineinführen — da tritt ihnen entgegen ein alter weißbärtiger Krieger, von Kopf bis zu Fuß geharniſcht, und er hält den Ritter zurück, warnend vor der Gefahr, welcher ſeine Seele im heidniſchen Venusberge ausgeſetzt ſei. Als aber der Ritter den gutgemeinten Warnungen kein Gehör ſchenkt, greift der greiſe Krieger (welcher der treue Eckart genannt iſt) zum Schwerte und fordert jenen zum Zweikampf. Der Ritter nimmt die Herausforderung an, gebietet der angſtbewegten Göttin, das Gefecht durch keine Einmiſchung zu ſtören; er wird aber gleich nach den erſten Ausfällen niedergeſtochen. Der treue Eckart wackelt täppiſch zufrieden von dannen, wahrſcheinlich ſich freuend, wenigſtens die Seele des Ritters gerettet zu haben. Ueber die Leiche deſſelben wirft ſich verzweiflungsvoll und troſtlos die Göttin Diana.

Viertes Tableau.

Der Venusberg: Ein unterirdiſcher Palaſt, deſſen Architektur und Ausſchmückung im Geſchmack der Renaiſſance, nur noch weit phantaſtiſcher, und an arabiſche Feenmährchen erinnernd. Korinthiſche Säulen, deren Capitäler

ſich in Bäume verwandeln und Laubgänge bilden. Exotiſche Blumen in hohen Marmorvaſen, welche mit antiken Basreliefs geziert. An den Wänden Gemälde, wo die Liebſchaften der Venus abgebildet. Goldne Candelaber und Ampeln verbreiten ein magiſches Licht, und Alles trägt hier den Charakter einer zauberiſchen Ueppigkeit. Hie und da Gruppen von Menſchen, welche müßig und nachläſſig am Boden lagern, oder bei dem Schachbrett ſitzen. Andere ſchlagen Ball oder halten Waffenübungen und Scherzgefechte. Ritter und Damen ergehen ſich paarweis in galanten Geſprächen. Die Coſtume dieſer Perſonen ſind aus den verſchiedenſten Zeitaltern, und ſie ſelber ſind eben die berühmten Männer und Frauen der antiken und mittelalterlichen Welt, die der Volksglaube, wegen ihres ſenſualiſtiſchen Rufes oder wegen ihrer Fabelhaftigkeit in den Venusberg verſetzt hat. Unter den Frauen ſehen wir z. B. die ſchöne Helena von Sparta, die Königin von Saba, die Cleopatra, die Herodias, unbegreiflicher Weiſe auch Judith, die Mörderin des edlen Holofernes, dann auch verſchiedene Heldinnen der bretoniſchen Ritterſagen. Unter den Männern ragen hervor Alexander von Macedonien, der Poet Ovidius, Julius Cäſar, Dieterich von Bern, König Arthus, Ogier der Däne, Amadis von Gallien, Friedrich der Zweite von Hohenſtaufen, Klingsohr von Ungerland, Gottfried von Straßburg und Wolfgang Goethe. Sie tragen alle ihre Zeit- und Standestracht, und es fehlt hier nicht an geiſtlichen Ornaten, welche die höchſten Kirchenämter verrathen.

Die Muſik drückt das ſüßeſte dolce far niente aus, geht aber plötzlich über in die wollüſtigſten Freudenlaute. Dann erſcheint Frau Venus mit dem Tannhäuſer, ihrem Cavaliere servente. Dieſe beiden, ſehr entblößt und Roſenkränze auf den Häuptern, tanzen ein ſehr ſinnliches Pas-de-deux, welches ſchier an die verbotenſten Tänze der Neuzeit erinnert. Sie ſcheinen ſich im Tanze zu zanken, ſich zu verhöhnen, ſich zu necken, ſich mit Verſpottung den Rücken zu kehren, und unverſehens wieder vereinigt zu werden durch eine unverwüſtliche Liebe, die aber keineswegs auf wechſelſeitiger Achtung beruht. Einige andere Perſonen ſchließen ſich dem Tanz jener Beiden an, in ähnlich ausgelaſſener Weiſe, und es bilden ſich die übermüthigſten Quadrillen.

Dieſe tolle Luſt wird aber plötzlich unterbrochen. Schneidende Trauermuſik erſchallt. Mit aufgelöſtem Haar und den Geberden des wildeſten Schmerzes ſtürzt herein die Göttin Diana, und hinter ihr wandeln ihre Nymphen, welche die Leiche des Ritters tragen. Letztere wird in der Mitte der Scene niedergeſetzt, und die Göttin legt ihr mit liebender Sorgfalt einige ſeidene Kiſſen unter das Haupt. Diana tanzt ihren entſetzlichen Verzweiflungstanz, mit allen erſchütternden Kennzeichen einer wahren tragiſchen Leidenſchaft, ohne Beimiſchung von Galanterie und Laune. Sie beſchwört ihre Freundin Venus, den Ritter vom Tode zu erwecken. Aber jene zuckt die Achſel, ſie iſt

Die Göttin Diana.

(Nachtrag zu den Göttern im Exil.)

Die Göttin Diana.

(Nachtrag zu den Göttern im Exil.)

Vorbemerkung.

Die nachſtehende Pantomime entſtand in derſelben Weiſe wie mein Tanzpoem „Fauſt.“ In einer Unterhaltung mit Lumley, dem Director des Londoner Theaters der Königin, wünſchte derſelbe, daß ich ihm einige Balletſujets vorſchlüge, die zu einer großen Entfaltung von Pracht in Decorationen und Coſtümen Gelegenheit bieten könnten, und als ich Mancherlei der Art improviſirte, worunter auch die Diana-Legende, ſchien letztere den Zwecken des geiſtreichen Impreſarios zu entſprechen, und er bat mich ſogleich ein Scenarium davon zu entwerfen. Dieſes geſchah in der folgenden flüchtigen Skizze, der ich keine weitere Ausführung widmete, da doch ſpäterhin für die Bühne kein Gebrauch davon gemacht werden konnte. Ich veröffentliche ſie hier, nicht um meinen Ruhm zu fördern, ſondern um Krähen, die mir überall nachſchnüffeln, zu verhindern, ſich allzuſtolz mit fremden Pfauenfedern zu ſchmücken. Die Fabel meiner Pantomime iſt nämlich im Weſentlichen bereits im dritten Theile meines „Salon“ enthalten, aus welchem auch mancher Maeſtro Barthel ſchon manchen Schoppen Moſt geholt hat. Dieſe Dianen-Legende veröffentliche ich übrigens hier an der geeignetſten Stelle, da ſie ſich unmittelbar dem Sagenkreiſe der „Götter im Exil“ anſchließt, und ich mich alſo hier jeder beſonderen Bevorwortung überheben kann.

Paris den 1. März 1854.

Erſtes Tableau.

Ein uralter verfallener Tempel der Diana. Dieſe Ruine iſt noch ziemlich gut erhalten, nur hie und da iſt eine Säule gebrochen und eine Lücke im Dach; durch letztere ſieht man ein Stück Abendhimmel mit dem Halbmonde. Rechts die Ausſicht in einen Wald. Links der Altar mit einer Statue der Göttin Diana. Die Nymphen derſelben kauern hie und da auf dem Boden, in nachläſſigen Gruppen. Sie ſcheinen verdrießlich und gelangweilt. Manchmal ſpringt eine derſelben in die Höhe, tanzt einige Pas und ſcheint in heiteren Erinnerungen verloren. Andere geſellen ſich zu ihr und vollbringen antike Tänze. Zuletzt tanzen ſie um die Statue der Göttin, halb ſcherzhaft, halb feierlich, als wollten ſie Probe halten zu einem Tempelfeſte. Sie zünden die Lampen an und winden Kränze.

Plötzlich, von der Seite des Waldes, ſtürzt herein die Göttin Diana, im bekannten Jagdcoſtume, wie ſie auch hier als Statue conterfeit iſt. Sie ſcheint erſchrocken, wie ein flüchtiges Reh. Sie erzählt ihren beſtürzten Nymphen, daß jemand ſie verfolgt. Sie iſt in der höchſten Aufregung der Angſt, aber nicht blos der Angſt. Durch ihren ſpröden Unmuth ſchimmern zärtlichere Gefühle. Sie ſchaut immer nach dem Wald, ſcheint endlich ihren Verfolger zu erblicken und verſteckt ſich hinter ihre eigne Statue.

Ein junger deutſcher Ritter tritt auf. Er ſucht die Göttin. Ihre Nymphen umtanzen ihn, um ihn fern zu halten von der Bildſäule ihrer Gebieterin. Sie koſen, ſie drohen. Sie ringen mit ihm, er vertheidigt ſich neckend. Endlich reißt er ſich von ihnen los, erblickt die Statue, hebt flehend ſeine Arme zu ihr empor, ſtürzt zu ihren Füßen, umfaßt verzweiflungsvoll ihr Piedeſtal und erbietet ſich ihr ewig dienſtbar zu ſein mit Leib und Leben. Er ſieht auf dem Altar ein Meſſer und eine Opferſchale, ein ſchauerlicher Gedanke durchdringt ihn, er erinnert ſich, daß die Göttin einſt Menſchenopfer liebte, und in der Trunkenheit ſeiner Leidenſchaft ergreift er Meſſer und Schale — Er iſt im Begriff, dieſelbe als Libation mit ſeinem Herzblut zu füllen, ſchon kehrt er den Stahl nach ſeiner Bruſt: da ſpringt die wirkliche leibliche Göttin aus ihrem Verſteck hervor, ergreift ſeinen Arm, entwindet ſeiner Hand das Meſſer — und beide ſchauen ſich an, während einer langen Pauſe, mit wechſelſeitiger Verwunderung, ſchauerlich entzückt, ſehnſüchtig, zitternd, todesmuthig, voll

Liebe. In ihrem Zweifel suchen und finden sie sich wieder zu sich wiederzufinden, sich immer wieder zu finden und zu verlieren. Endlich setzen sie sich traurig nieder, wo plötzlich Diana auf der Spitze der Statue, während die Nymphen sie aus Furcht verlassen, mit Hilfe ihrer Gespielinnen den Centaurenleib wieder von sich nimmt, und sich in ihrer ganzen Schönheit zeigt —

(Diana erzählt ihren Nymphen, daß sie einen Bären nur vor sich hätten sich nur verstellt, um in Gesellschaft von Jägern sie desto sicherer besuchen und ihre Zuneigung prüfen zu können.)

Man hört plötzlich die lieblich wirbelnde Musik der Nymphen und die Musen. Jener Chor der Liebenden und Diana mit ihren Nymphen tanzen einen schönen, gemessenen Reigen um Diana und um Pluto. Die Musik wird brausender, es erklingen nun rauschende Harfen, Cymbeln und Paukenklänge, und Bacchus, welcher einen Augenblick innegehalten hält mit seinem Satyrn und Bacchanten. Er naht auf einem goldenen Löwen, zu seiner Rechten naht der trunkene Silen auf einem Esel, ausgelassene Tänze der Satyrn und Bacchanten. Ihnen mit Weinlaub oder auch mit Schlangen in den Händen, mit Kronen geschmückt, schwingen ihre Thyrsen mit einer fast dämonischen unglaublichen, ja unmöglichen Fertigkeit, welche der oft dem Leben so sonstigen Basserliefs eben. Bacchus steigt zu Pluto herab spricht mit ihm sie ein, Theil zu nehmen an einem Freudenfeste, [illegible] tanzen einen Zweitanz der [illegible], von ihr Pluto, Proserpina nebst beider Gefolge, in die Unterwelt [illegible]

Zweites Tableau

Großer Saal in einer gothischen Burg. Knappen in buntscheckigen Wappenröcken sind beschäftigt mit Vorbereitungen zu einem Feste. Links eine Estrade, wo Musiker zu sehen, die ihre Instrumente stimmen. Rechts ein hoher Lehnsessel, worauf der Ritter sitzt, [illegible] neben ihm stehen seine Gattin im [illegible], [illegible] Fräulein, und sein Schildknapp mit Narrenkappe und Schelle, [illegible] beide vergeblich den Ritter aufzuheitern [illegible] drückt durch ehrsam gemessene Pose ihre [illegible] in Sentimentalität; der Narr scheint [illegible] macht die barocksten Sprünge. Die Musikanten [illegible] Terz-Melodien. Draußen Trompetenstöße [illegible] Ritter und Fräulein, ziemlich steife, [illegible]

Erſtes Tableau.

Ein uralter verfallener Tempel der Diana. Dieſe Ruine iſt noch ziemlich gut erhalten, nur hie und da iſt eine Säule gebrochen und eine Lücke im Dach; durch letztere ſieht man ein Stück Abendhimmel mit dem Halbmonde. Rechts die Ausſicht in einen Wald. Links der Altar mit einer Statue der Göttin Diana. Die Nymphen derſelben kauern hie und da auf dem Boden, in nachläſſigen Gruppen. Sie ſcheinen verdrießlich und gelangweilt. Manchmal ſpringt eine derſelben in die Höhe, tanzt einige Pas und ſcheint in heiteren Erinnerungen verloren. Andere geſellen ſich zu ihr und vollbringen antike Tänze. Zuletzt tanzen ſie um die Statue der Göttin, halb ſcherzhaft, halb feierlich, als wollten ſie Probe halten zu einem Tempelfeſte. Sie zünden die Lampen an und winden Kränze.

Plötzlich, von der Seite des Waldes, ſtürzt herein die Göttin Diana, im bekannten Jagdcoſtume, wie ſie auch hier als Statue conterfeit iſt. Sie ſcheint erſchrocken, wie ein flüchtiges Reh. Sie erzählt ihren beſtürzten Nymphen, daß jemand ſie verfolgt. Sie iſt in der höchſten Aufregung der Angſt, aber nicht blos der Angſt. Durch ihren ſpröden Unmuth ſchimmern zärtlichere Gefühle. Sie ſchaut immer nach dem Wald, ſcheint endlich ihren Verfolger zu erblicken und verſteckt ſich hinter ihre eigne Statue.

Ein junger deutſcher Ritter tritt auf. Er ſucht die Göttin. Ihre Nymphen umtanzen ihn, um ihn fern zu halten von der Bildſäule ihrer Gebieterin. Sie koſen, ſie drohen. Sie ringen mit ihm, er vertheidigt ſich neckend. Endlich reißt er ſich von ihnen los, erblickt die Statue, hebt flehend ſeine Arme zu ihr empor, ſtürzt zu ihren Füßen, umfaßt verzweiflungsvoll ihr Piedeſtal und erbietet ſich ihr ewig dienſtbar zu ſein mit Leib und Leben. Er ſieht auf dem Altar ein Meſſer und eine Opferſchale, ein ſchauerlicher Gedanke durchdringt ihn, er erinnert ſich, daß die Göttin einſt Menſchenopfer liebte, und in der Trunkenheit ſeiner Leidenſchaft ergreift er Meſſer und Schale — Er iſt im Begriff, dieſelbe als Libation mit ſeinem Herzblut zu füllen, ſchon kehrt er den Stahl nach ſeiner Bruſt: da ſpringt die wirkliche leibliche Göttin aus ihrem Verſteck hervor, ergreift ſeinen Arm, entwindet ſeiner Hand das Meſſer — und beide ſchauen ſich an, während einer langen Pauſe, mit wechſelſeitiger Verwunderung, ſchauerlich entzückt, ſehnſüchtig, zitternd, todesmuthig, voll

Liebe. In ihrem Zweitanz fliehen und ſuchen ſie ſich, aber diesmal nur, um ſich wiederzufinden, ſich immer wieder einander in die Arme zu ſinken. Endlich ſetzen ſie ſich koſend nieder, wie glückliche Kinder, auf dem Piédeſtal der Statue, während die Nymphen ſie als Chorus umtanzen und durch ihre Pantomimen den Commentar bilden von dem, was ſich die Liebenden erzählen — (Diana erzählt ihrem Ritter, daß die alten Götter nicht todt ſind, ſondern ſich nur verſteckt halten in Berghöhlen und Tempelruinen, wo ſie ſich nächtlich beſuchen und ihre Freudenfeſte feiern.)

Man hört plötzlich die lieblich ſanfteſte Muſik und es treten herein Apollo und die Muſen. Jener ſpielt den Liebenden ein Lied vor, und ſeine Gefährtinnen tanzen einen ſchönen, gemeſſenen Reigen um Diana und den Ritter. Die Muſik wird brauſender, es erklingen von draußen üppige Weiſen, Zimbel und Paukenklänge, und das iſt Bacchus, welcher ſeinen fröhlichen Einzug hält mit ſeinen Satyren und Bacchanten. Er reitet auf einem gezähmten Löwen, zu ſeiner Rechten reitet der dickbäuchige Silen auf einem Eſel. Tolle ausgelaſſene Tänze der Satyren und Bachanten. Letztere mit Weinlaub, oder auch mit Schlangen in den flatternden Haaren, oder auch mit goldenen Kronen geſchmückt, ſchwingen ihre Thyrſen und zeigen jene übermüthigen, unglaublichen, ja unmöglichen Poſituren, welche wir auf alten Vaſen und ſonſtigen Basreliefs ſehen. Bacchus ſteigt zu den Liebenden herab und ladet ſie ein, Theil zu nehmen an ſeinem Freudendienſte. Jene erheben ſich und tanzen einen Zweitanz der trunkenſten Lebensluſt, dem ſich Apollo und Bacchus nebſt beider Gefolge, ſo wie auch die Nymphen Diana's anſchließen.

Zweites Tableau.

Großer Saal in einer gothiſchen Ritterburg. Bediente in buntſcheckigen Wappenröcken ſind beſchäftigt mit Vorbereitungen zu einem Balle. Links eine Eſtrade, wo Muſiker zu ſehen, die ihre Inſtrumente probiren. Rechts ein hoher Lehnſeſſel, worauf der Ritter ſitzt, brütend und melancholiſch. Neben ihm ſtehen ſeine Gattin im enganliegenden, ſpitzkrägigen Chatelaine-Coſtum, und ſein Schalksnarr mit Narrenkappe und Pritſche; ſie bemühen ſich beide vergeblich den Ritter aufzuheitern durch ihre Tänze. Die Chatelaine drückt durch ehrſam gemeſſene Pas ihre eheliche Zärtlichkeit aus und geräth faſt in Sentimentalität; der Narr ſcheint dieſelbe übertreibend zu parodiren und macht die barockſten Sprünge. Die Muſikanten präludiren ebenfalls allerlei Zerr-Melodien. Draußen Trompetenſtöße und bald erſcheinen die Ballgäſte, Ritter und Fräulein, ziemlich ſteife, bunte Figuren im überladenſten Mittel-

alter-Putz; die Männer kriegerisch roh und blöde, die Frauen affectirt, sittsam und zimperlich. Bei ihrem Eintritt erhebt sich der Burgherr, der Ritter, und es giebt die ceremonieusesten Verbeugungen und Knixe. Der Ritter und seine Gemahlin eröffnen den Ball. Gravitätisch germanischer Walzer. Es erscheinen der Kanzler und seine Schreiber in schwarzer Amtstracht, die Brust beladen mit goldnen Ketten, und brennende Wachskerzen in der Hand; sie tanzen den bekannten Fackeltanz, während der Narr auf's Orchester hinaufspringt und dasselbe dirigirt; er schlägt verhöhnend den Tact. Wieder hört man draußen Trompetenstöße.

Ein Diener kündigt an, daß unbekannte Masken Einlaß begehren. Der Ritter winkt Erlaubniß; es öffnet sich im Hintergrunde die Pforte und herein treten drei Züge vermummter Gestalten, worunter einige in ihren Händen musikalische Instrumente tragen. Der Führer des ersten Zuges spielt auf einer Leier. Diese Töne scheinen in dem Ritter süße Erinnerungen zu erregen, und alle Zuhörer horchen verwundert — Während der erste Zugführer auf der Leier spielt, umtanzt ihn feierlich sein Gefolge. Aus dem zweiten Zuge treten einige hervor mit Zymbal und Handpauke — Bei diesen Tönen scheinen den Ritter die Gefühle der höchsten Wonne zu durchschauern; er entreißt einer der Masken die Handpauke und spielt selbst und tanzt dabei, gleichsam ergänzend, die rasend lustigsten Tänze.— Mit eben so wildem, ausschweifendem Jubel umspringen ihn die Gestalten des zweiten Zugs, welche Thyrsusstäbe in den Händen tragen. Noch größere Verwunderung ergreift die Ritter und Damen, und gar die Hausfrau weiß sich vor züchtigem Erstaunen nicht zu fassen. Nur der Narr, welcher vom Orchester herabspringt, giebt seinen behaglichsten Beifall zu erkennen und macht wollüstige Capriolen. Plötzlich aber tritt die Maske, welche den dritten Zug anführt, vor den Ritter und befiehlt ihm, mit gebieterischer Geberde, ihr zu folgen. Entsetzt und empört schreitet die Hausfrau auf jene Maske los, und scheint sie zu fragen: wer sie sei? Jene aber tritt ihr stolz entgegen, wirft die Larve und den vermummenden Mantel von sich, und zeigt sich als Diana im bekannten Jagdcostume. Auch die andern Masken entlarven sich und werfen die verhüllenden Mäntel von sich: es sind Apollo und die Musen, welche den ersten Zug bilden, den zweiten bilden Bacchus und seine Genossen, der dritte besteht aus Diana und ihren Nymphen. Bei dem Anblick der enthüllten Göttin stürzt der Ritter flehend zu ihren Füßen und scheint sie zu beschwören, ihn nicht wieder zu verlassen. Auch der Narr stürzt ihr entzückt zu Füßen und beschwört sie, ihn mitzunehmen. Diana gebietet allgemeine Stille, tanzt ihren göttlich edelsten Tanz, und giebt dem Ritter durch Geberden zu erkennen, daß sie nach dem Venusberge fahre, wo er sie später wiederfinden könne. Die Burgfrau läßt endlich in den tollsten Sprüngen ihrem Zorn und ihrer Entrüstung freien

Lauf, und wir ſehen ein Pas-de-deux, wo griechiſch heidniſche Götterluſt mit der germaniſch ſpiritualiſtiſchen Haustugend einen Zweikampf tanzt.

Diana, des Streites ſatt, wirft der ganzen Verſammlung verachtende Blicke zu, und nebſt ihren Begleitern entfernt ſie ſich endlich durch die Mittelpforte. Der Ritter will ihnen verzweiflungsvoll folgen, wird aber von ſeiner Gattin, ihren Zofen und ſeiner übrigen Dienerſchaft zurückgehalten — Draußen bacchantiſche Jubelmuſik, im Saale aber dreht ſich wieder der unterbrochene ſteife Fackeltanz.

Drittes Tableau.

Wilde Gebirgsgegend. Rechts: phantaſtiſche Baumgruppen und ein Stück von einem See. Links: eine hervorſpringend ſteile Felswand, worin ein großes Portal ſichtbar. — Der Ritter irrt wie ein Wahnſinniger umher. Er ſcheint Himmel und Erde, die ganze Natur zu beſchwören, ihm ſeine Geliebte wiederzugeben. Aus dem See ſteigen die Undinen und umtanzen ihn in feierlich lockender Weiſe. Sie tragen lange weiße Schleier und ſind geſchmückt mit Perlen und Korallen. Sie wollen den Ritter in ihr Waſſerreich hinabziehen, aber aus dem Laub der Bäume ſpringen die Luftgeiſter, die Sylphen, herab, welche ihn zurückhalten, mit heiterer, ja ausgelaſſener Luſt. Die Undinen entweichen und ſtürzen ſich wieder in den See.

Die Sylphen ſind in helle Farben gekleidet und tragen grüne Kränze auf den Häuptern. Leicht und heiter umtanzen ſie den Ritter. Sie necken ihn, ſie tröſten ihn und wollen ihn entführen in ihr Luftreich; da öffnet ſich zu ſeinen Füßen der Boden, und es ſtürmen hervor die Erdgeiſter, kleine Gnomen mit langen weißen Bärten, und kurze Schwerter in den kleinen Händchen. Sie hauen ein auf die Sylphen, welche entfliehen, wie erſchrockenes Gevögel. Einige derſelben flüchten ſich auf die Bäume, wiegen ſich auf den Baumzweigen, und ehe ſie ganz in den Lüften verſchwinden, verhöhnen ſie die Gnomen, welche ſich unten wie wüthend geberden.

Die Gnomen umtanzen den Ritter, und ſcheinen ihn ermuthigen und ihm den boshaften Trotz, der ſie ſelber beſeelt, einflößen zu wollen. Sie zeigen ihm, wie man fechten müſſe; ſie halten Waffentanz und ſpreizen ſich wie Weltbeſieger — da erſcheinen plötzlich die Feuergeiſter, die Salamander, und ſchon bei ihrem bloßen Anblick kriechen die Gnomen mit feiger Angſt wieder in ihre Erde zurück.

Die Salamander ſind lange, hagere Männer und Frauen, in enganliegenden feuerrothen Kleidern. Sie tragen ſämmtlich große goldene Kronen auf

den Häuptern und Scepter und sonstige Reichskleinodien in den Händen. Sie umtanzen den Ritter mit glühender Leidenschaft; sie bieten ihm ebenfalls eine Krone und ein Scepter an, und er wird unwillkürlich mit fortgerissen in die lodernde Flammenlust; diese hätte ihn verzehrt, wenn nicht plötzlich Waldhorntöne erklängen und im Hintergrund, in den Lüften, die wilde Jagd sich zeigte. Der Ritter reißt sich los von den Feuergeistern, welche wie Raketen versprühen und verschwinden; der Befreite breitet sehnsüchtig die Arme aus gegen die Führerin des wilden Jagdheeres.

Das ist Diana. Sie sitzt auf einem schneeweißen Roß, und winkt dem Ritter mit lächelndem Gruß. Hinter ihr reiten, ebenfalls auf weißen Rossen, die Nymphen der Göttin, sowie auch die Götterschaar, die wir schon als Besuchende in dem alten Tempel gesehen, nämlich Apollo mit den Musen und Bacchus nebst seinen Gefährten. Den Nachtrab auf Flügelrossen bilden einige große Dichter des Alterthums und des Mittelalters, sowie auch schöne Frauen der letztern Perioden. Die Bergkoppen umwindend, gelangt der Zug endlich in den Vordergrund und hält seinen Einritt in die weit sich öffnende Pforte zur linken Seite der Scene. Nur Diana steigt von ihrem Roß herab und bleibt zurück bei dem Ritter, dem freudeberauschten. Die beiden Liebenden feiern in entzückten Tänzen ihr Wiederfinden, Diana zeigt dem Ritter die Pforte der Felswand und deutet ihm an, daß dieses der berühmte Venusberg sei, der Sitz aller Ueppigkeit und Wollust. Sie will ihn, wie im Triumphe, dort hineinführen — da tritt ihnen entgegen ein alter weißbärtiger Krieger, von Kopf bis zu Fuß geharnischt, und er hält den Ritter zurück, warnend vor der Gefahr, welcher seine Seele im heidnischen Venusberge ausgesetzt sei. Als aber der Ritter den gutgemeinten Warnungen kein Gehör schenkt, greift der greise Krieger (welcher der treue Eckart genannt ist) zum Schwerte und fordert jenen zum Zweikampf. Der Ritter nimmt die Herausforderung an, gebietet der angstbewegten Göttin, das Gefecht durch keine Einmischung zu stören; er wird aber gleich nach den ersten Ausfällen niedergestochen. Der treue Eckart wackelt täppisch zufrieden von dannen, wahrscheinlich sich freuend, wenigstens die Seele des Ritters gerettet zu haben. Ueber die Leiche desselben wirft sich verzweiflungsvoll und trostlos die Göttin Diana.

Viertes Tableau.

Der Venusberg: Ein unterirdischer Palast, dessen Architektur und Ausschmückung im Geschmack der Renaissance, nur noch weit phantastischer, und an arabische Feenmährchen erinnernd. Korinthische Säulen, deren Capitäler

ſich in Bäume verwandeln und Laubgänge bilden. Exotiſche Blumen in hohen Marmorvaſen, welche mit antiken Basreliefs geziert. An den Wänden Gemälde, wo die Liebſchaften der Venus abgebildet. Goldne Candelaber und Ampeln verbreiten ein magiſches Licht, und Alles trägt hier den Charakter einer zauberiſchen Ueppigkeit. Hie und da Gruppen von Menſchen, welche müßig und nachläſſig am Boden lagern, oder bei dem Schachbrett ſitzen. Andere ſchlagen Ball oder halten Waffenübungen und Scherzgefechte. Ritter und Damen ergehen ſich paarweis in galanten Geſprächen. Die Coſtume dieſer Perſonen ſind aus den verſchiedenſten Zeitaltern, und ſie ſelber ſind eben die berühmten Männer und Frauen der antiken und mittelalterlichen Welt, die der Volksglaube, wegen ihres ſenſualiſtiſchen Rufes oder wegen ihrer Fabelhaftigkeit in den Venusberg verſetzt hat. Unter den Frauen ſehen wir z. B. die ſchöne Helena von Sparta, die Königin von Saba, die Cleopatra, die Herodias, unbegreiflicher Weiſe auch Judith, die Mörderin des edlen Holofernes, dann auch verſchiedene Heldinnen der bretoniſchen Ritterſagen. Unter den Männern ragen hervor Alexander von Macedonien, der Poet Ovidius, Julius Cäſar, Dieterich von Bern, König Arthus, Ogier der Däne, Amadis von Gallien, Friedrich der Zweite von Hohenſtaufen, Klingsohr von Ungerland, Gottfried von Straßburg und Wolfgang Goethe. Sie tragen alle ihre Zeit- und Standestracht, und es fehlt hier nicht an geiſtlichen Ornaten, welche die höchſten Kirchenämter verrathen.

Die Muſik drückt das ſüßeſte dolce far niente aus, geht aber plötzlich über in die wollüſtigſten Freudenlaute. Dann erſcheint Frau Venus mit dem Tannhäuſer, ihrem Cavaliere servente. Dieſe beiden, ſehr entblößt und Roſenkränze auf den Häuptern, tanzen ein ſehr ſinnliches Pas-de-deux, welches ſchier an die verbotenſten Tänze der Neuzeit erinnert. Sie ſcheinen ſich im Tanze zu zanken, ſich zu verhöhnen, ſich zu necken, ſich mit Verſpottung den Rücken zu kehren, und unverſehens wieder vereinigt zu werden durch eine unverwüſtliche Liebe, die aber keineswegs auf wechſelſeitiger Achtung beruht. Einige andere Perſonen ſchließen ſich dem Tanz jener Beiden an, in ähnlich ausgelaſſener Weiſe, und es bilden ſich die übermüthigſten Quadrillen.

Dieſe tolle Luſt wird aber plötzlich unterbrochen. Schneidende Trauermuſik erſchallt. Mit aufgelöſtem Haar und den Geberden des wildeſten Schmerzes ſtürzt herein die Göttin Diana, und hinter ihr wandeln ihre Nymphen, welche die Leiche des Ritters tragen. Letztere wird in der Mitte der Scene niedergeſetzt, und die Göttin legt ihr mit liebender Sorgfalt einige ſeidene Kiſſen unter das Haupt. Diana tanzt ihren entſetzlichen Verzweiflungstanz, mit allen erſchütternden Kennzeichen einer wahren tragiſchen Leidenſchaft, ohne Beimiſchung von Galanterie und Laune. Sie beſchwört ihre Freundin Venus, den Ritter vom Tode zu erwecken. Aber jene zuckt die Achſel, ſie iſt

ohnmächtig gegen den Tod. Diana wirft ſich wie wahnſinnig auf den Todten, und benetzt mit Thränen und Küſſen ſeine ſtarren Hände und Füße.

Es wechſelt wieder die Muſik, und ſie verkündet Ruhe und harmoniſche Beſeligung. An der Spitze der Muſen erſcheint, zur linken Seite der Scene, der Gott Apollo. Auf's Neue wechſelt die Muſik; bemerkbar wird ihr Uebergang in jauchzende Lebensfreude, und zur rechten Seite der Scene erſcheint Bacchus nebſt ſeinem bacchantiſchen Gefolge. Apollo ſtimmt ſeine Leier, und ſpielend tanzt er nebſt den Muſen um die Leiche des Ritters. Bei dem Klange dieſer Töne erwacht dieſer gleichſam wie aus einem ſchweren Schlafe, er reibt ſich die Augen, ſchaut verwundert umher, fällt aber bald wieder zurück in ſeine Todeserſtarrung. Jetzt ergreift Bacchus eine Handpauke, und im Gefolge ſeiner raſendſten Bacchanten umtanzt er den Ritter. Es erfaßt eine allmächtige Begeiſterung den Gott der Lebensluſt, er zerſchlägt faſt das Tambourin. Dieſe Melodien wecken den Ritter wieder aus dem Todesſchlaf, und er erhebt ſich halben Leibes, langſam, mit lechzend geöffnetem Munde. Bacchus läßt ſich von Silen einen Becher mit Wein füllen und gießt ihn in den Mund des Ritters. Kaum hat dieſer den Trank genoſſen, als er wie neugeboren vom Boden emporſpringt, ſeine Glieder rüttelt und die verwegenſten und berauſchteſten Tänze zu tanzen beginnt. Auch die Göttin iſt wieder heiter und glücklich, ſie reißt den Thyrſus aus den Händen einer Bacchantin und ſtimmt ein in den Jubel und Taumel des Ritters. Die ganze Verſammlung nimmt Theil an dem Glücke der Liebenden, und feiert in wieder fortgeſetzten Quadrillen das Feſt der Auferſtehung. Beide, der Ritter und Diana, knien am Ende nieder zu den Füßen der Frau Venus, die ihren eignen Roſenkranz auf das Haupt Diana's und Tannhäuſer's Roſenkranz auf des Ritters Haupt ſetzt. Glorie der Verklärung.

Geſtändniſſe.

Geſchrieben im Winter 1854.

Vorwort.

Die nachfolgenden Blätter ſchrieb ich, um ſie einer neuen Ausgabe meines Buches de l'Allemagne einzuverleiben. Vorausſetzend, daß ihr Inhalt auch die Aufmerkſamkeit des heimiſchen Publicums in Anſpruch nehmen dürfte, veröffentliche ich dieſe Geſtändniſſe ebenfalls in deutſcher Sprache, und zwar noch vor dem Erſcheinen der franzöſiſchen Verſion. Zu dieſer Vorſicht zwingt mich die Fingerfertigkeit ſogenannter Ueberſetzer, die, obgleich ich jüngſt in deutſchen Blättern die Original-Ausgabe meines Opus ankündigte, dennoch ſich nicht entblödeten, aus einer Pariſer Zeitſchrift, den bereits in franzöſiſcher Sprache erſchienenen Anfang meines Werks aufzuſchnappen und als beſondere Broſchüre verdeutſcht herauszugeben *), ſolchermaßen nicht blos die literariſche Reputation, ſondern auch die Eigenthumsintereſſen des Autors beeinträchtigend. Dergleichen Schnapphähne ſind weit verächtlicher als der Straßenräuber, der ſich muthig der Gefahr des Gehenktwerdens ausſetzt, während jene mit feigſter Sicherheit die Lücken unſerer Preßgeſetzgebung ausbeutend, ganz ſtraflos den armen Schriftſteller um ſeinen eben ſo mühſamen wie kümmerlichen Erwerb beſtehlen können. Ich will den beſondern Fall, von welchem ich rede, hier nicht weitläufig erörtern; überraſcht, ich geſtehe es, hat die Büberei mich nicht. Ich habe mancherlei bittere Erfahrungen gemacht, und der alte Glaube oder Aberglaube an deutſche Ehrlichkeit iſt bei mir ſehr in die Krümpe gegangen. Ich kann es nicht verhehlen, daß ich, zumal während meines Aufenthalts in Frankreich, ſehr oft das Opfer jenes Aberglaubens ward. Sonderbar genug, unter den Gaunern, die ich leider zu meinem Schaden kennen lernte, befand ſich nur ein einziger Franzoſe, und dieſer Gauner war gebürtig aus einem jener deutſchen Gauen, die einſt dem deutſchen Reich entriſſen, jetzt von unſern Patrioten zurückverlangt werden. Sollte ich, in der ethnographiſchen Weiſe des Leporello, eine illuſtrirte Liſte von den reſpectiven Spitzbuben anfertigen, die mir die Taſche geleert, ſo würden freilich alle civiliſirten Länder darin zahlreich genug repräſentirt werden, aber die Palme bliebe doch dem Vaterlande, welches das Unglaublichſte geleiſtet, und ich könnte davon ein Lied ſingen mit dem Refrain:

„Aber in Deutſchland tauſend und drei!“

*) Die verbannten Götter von Heinrich Heine. Aus dem Franzöſiſchen. Nebſt Mittheilungen über den kranken Dichter. Berlin. Guſtav Hempel. 1853

Charakteristisch ist es, daß unsern deutschen Schelmen immer eine gewisse Sentimentalität anklebt. Sie sind keine kalten Verstandesspitzbuben, sondern Schufte von Gefühl. Sie haben Gemüth, sie nehmen den wärmsten Antheil an dem Schicksal derer, die sie bestohlen, und man kann sie nicht los werden. Sogar unsre vornehmen Industrieritter sind nicht bloße Egoisten, die nur für sich stehlen, sondern sie wollen den schnöden Mammon erwerben, um Gutes zu thun; in den Freistunden, wo sie nicht von ihren Berufsgeschäften, z. B. von der Direction einer Gasbeleuchtung der böhmischen Wälder, in Anspruch genommen werden, beschützen sie Pianisten und Journalisten, und unter der buntgestickten, in allen Farben der Iris schillernden Weste trägt mancher auch ein Herz, und in dem Herzen den nagenden Bandwurm des Weltschmerzes. Der Industrielle, der mein obenerwähntes Opus in sogenannter Uebersetzung als Broschüre herausgegeben, begleitete dieselbe mit einer Notiz über meine Person, worin er wehmüthig meinen traurigen Gesundheitszustand bejammert, und durch eine Zusammenstellung von allerlei Zeitungsartikeln über mein jetziges klägliches Aussehen die rührendsten Nachrichten mittheilt, so daß ich hier von Kopf bis zu Fuß beschrieben bin, und ein witziger Freund bei dieser Lectüre lachend ausrufen konnte: Wir leben wirklich in einer verkehrten Welt, und es ist jetzt der Dieb, welcher den Steckbrief des ehrlichen Mannes, den er bestohlen hat, zur öffentlichen Kunde bringt. —

Geschrieben zu Paris, im März 1854.

Ein geiſtreicher Franzoſe — vor einigen Jahren hätten dieſe Worte einen Pleonasmus gebildet — nannte mich einſt einen romantique défroqué. Ich hege eine Schwäche für alles was Geiſt iſt, und ſo boshaft die Benennung war, hat ſie mich dennoch höchlich ergötzt. Sie iſt treffend. Trotz meiner exterminatoriſchen Feldzüge gegen die Romantik, blieb ich doch ſelbſt immer ein Romantiker, und ich war es in einem höhern Grade, als ich ſelbſt ahnte. Nachdem ich dem Sinne für romantiſche Poeſie in Deutſchland die tödtlichſten Schläge beigebracht, beſchlich mich ſelbſt wieder eine unendliche Sehnſucht nach der blauen Blume im Traumlande der Romantik, und ich ergriff die bezauberte Laute und ſang ein Lied, worin ich mich allen holdſeligen Uebertreibungen, aller Mondſcheintrunkenheit, allem blühenden Nachtigallen-Wahnſinn der einſt ſo geliebten Weiſe hingab. Ich weiß, es war „das letzte freie Waldlied der Romantik,“ und ich bin ihr letzter Dichter: mit mir iſt die alte lyriſche Schule der Deutſchen geſchloſſen, während zugleich die neue Schule, die moderne deutſche Lyrik, von mir eröffnet ward. Dieſe Doppelbedeutung wird mir von den deutſchen Literarhiſtorikern zugeſchrieben. Es ziemt mir nicht, mich hierüber weitläufig auszulaſſen, aber ich darf mit gutem Fuge ſagen, daß ich in der Geſchichte der deutſchen Romantik eine große Erwähnung verdiene. Aus dieſem Grunde hätte ich in meinem Buche de l'Allemagne, wo ich jene Geſchichte der romantiſchen Schule ſo vollſtändig als möglich darzuſtellen ſuchte, eine Beſprechung meiner eignen Perſon liefern müſſen. Indem ich dieſes unterließ, entſtand eine Lacune, welcher ich nicht leicht abzuhelfen weiß. Die Abfaſſung einer Selbſtcharakteriſtik wäre nicht blos eine ſehr verfängliche, ſondern ſogar eine unmögliche Arbeit. Ich wäre ein eitler Geck, wenn ich hier das Gute, das ich von mir zu ſagen wüßte, drall hervorhübe, und ich wäre ein großer Narr, wenn ich die Gebrechen, deren ich mich vielleicht ebenfalls bewußt bin, vor aller Welt zur Schau ſtellte — Und dann, mit dem beſten Willen der Treuherzigkeit kann kein Menſch über ſich ſelbſt die Wahrheit ſagen. Auch iſt dies niemandem bis jetzt gelungen, weder dem heiligen Auguſtin, dem frommen Biſchof von Hippo, noch dem Genfer Jean Jacques Rouſſeau, und am allerwenigſten dieſem letztern, der ſich den Mann der Wahrheit und Natur nannte, während er doch im Grunde viel verlogener und unnatürlicher war, als ſeine Zeitgenoſſen. Er iſt freilich zu ſtolz, als

daß er sich gute Eigenschaften und schöne Handlungen fälschlich zuschriebe, er erfindet vielmehr die abscheulichsten Dinge zu seiner eignen Verunglimpfung. Verleumdete er sich etwa selbst, um mit desto größerm Schein von Wahrhaftigkeit auch Andre, z. B. meinen armen Landsmann Grimm, verleumden zu können? Oder macht er unwahre Bekenntnisse, um wirkliche Vergehen darunter zu verbergen, da, wie männiglich bekannt ist, die Schmachgeschichten, die über uns im Umlauf sind, uns dann nur sehr schmerzhaft zu berühren pflegen, wenn sie Wahrheit enthalten, während unser Gemüth minder verdrießlich davon verletzt wird, wenn sie nur eitel Erfindnisse sind. So bin ich überzeugt, Jean Jacques hat das Band nicht gestohlen, das einer unschuldig angeklagten und fortgejagten Kammerjungfer Ehre und Dienst kostete; er hatte gewiß kein Talent zum Stehlen, er war viel zu blöde und täppisch, er, der künftige Bär der Eremitage. Er hat vielleicht eines andern Vergehens sich schuldig gemacht, aber es war kein Diebstahl. Auch hat er seine Kinder nicht in's Findelhaus geschickt, sondern nur die Kinder von Mademoiselle Therese Levasseur. Schon vor dreißig Jahren machte mich einer der größten deutschen Psychologen auf eine Stelle der Confessionen aufmerksam, woraus bestimmt zu deduciren war, daß Rousseau nicht der Vater jener Kinder sein konnte; der eitle Brummbär wollte sich lieber für einen barbarischen Vater ausgeben, als daß er den Verdacht ertrüge, aller Vaterschaft unfähig gewesen zu sein. Aber der Mann, der in seiner eignen Person auch die menschliche Natur verleumdete, er blieb ihr doch treu in Bezug auf unsre Erbschwäche, die darin besteht, daß wir in den Augen der Welt immer anders erscheinen wollen, als wir wirklich sind. Sein Selbstportrait ist eine Lüge, bewundernswürdig ausgeführt, aber eine brillante Lüge. Da war der König der Aschantis, von welchem ich jüngst in einer afrikanischen Reisebeschreibung viel Ergötzliches las, viel ehrlicher, und das naive Wort dieses Neger-Fürsten, welches die oben angedeutete menschliche Schwäche so spaßhaft resumirt, will ich hier mittheilen. Als nämlich der Major Bowditsch in der Eigenschaft eines Ministerresidenten von dem englischen Gouverneur des Caps der guten Hoffnung an den Hof jenes mächtigsten Monarchen Südafrikas geschickt ward, suchte er sich die Gunst der Höflinge und zumal der Hofdamen, die trotz ihrer schwarzen Haut mitunter außerordentlich schön waren, dadurch zu erwerben, daß er sie protraitirte. Der König, welcher die frappante Aehnlichkeit bewunderte, verlangte ebenfalls conterfeit zu werden und hatte dem Maler bereits einige Sitzungen gewidmet, als dieser zu bemerken glaubte, daß der König, der oft aufgesprungen war, um die Fortschritte des Portraits zu beobachten, in seinem Antlitze einige Unruhe und die grimassirende Verlegenheit eines Mannes verrieth, der einen Wunsch auf der Zunge hat, aber doch keine Worte dafür finden kann — der Maler drang jedoch so lange in Seine Ma-

feſtät, ihm ihr allerhöchſtes Begehr kund zu geben, bis der arme Negerkönig endlich kleinlaut ihn fragte: ob es nicht anginge, daß er ihn weiß malte?

Das iſt es. Der ſchwarze Negerkönig will weiß gemalt ſein. Aber lacht nicht über den armen Afrikaner — jeder Menſch iſt ein ſolcher Negerkönig, und jeder von uns möchte dem Publicum in einer andern Farbe erſcheinen, als die iſt, womit uns die Fatalität angeſtrichen hat. Gottlob, daß ich dieſes begreife, und ich werde mich daher hüten, hier in dieſem Buche mich ſelbſt abzuconterfeien. Doch der Lacune, welche dieſes mangelnde Portrait verurſacht, werde ich in den folgenden Blättern einigermaßen abzuhelfen ſuchen, indem ich hier genugſam Gelegenheit finde, meine Perſönlichkeit ſo bedenklich als möglich hervortreten zu laſſen. Ich habe mir nämlich die Aufgabe geſtellt, hier nachträglich die Entſtehung dieſes Buches und die philoſophiſchen und religiöſen Variationen, die ſeit ſeiner Abfaſſung im Geiſte des Autors vorgefallen, zu beſchreiben, zu Nutz und Frommen des Leſers dieſer neuen Ausgabe meines Buches de l'Allemagne.

Seid ohne Sorge, ich werde mich nicht zu weiß malen, und meine Nebenmenſchen nicht zu ſehr anſchwärzen. Ich werde immer meine Farbe ganz getreu angeben, damit man wiſſe, wie weit man meinem Urtheil trauen darf, wenn ich Leute von andrer Farbe beſpreche.

Ich ertheilte meinem Buche denſelben Titel, unter welchem Frau von Staël ihr berühmtes Werk, das denſelben Gegenſtand behandelt, herausgegeben hat, und zwar that ich es aus polemiſcher Abſicht. Daß eine ſolche mich leitete, verläugne ich keineswegs; doch indem ich von vornherein erkläre, eine Parteiſchrift geliefert zu haben, leiſte ich dem Forſcher der Wahrheit vielleicht beſſere Dienſte, als wenn ich eine gewiſſe laue Unparteilichkeit erheuchelte, die immer eine Lüge und dem befehdeten Autor verderblicher iſt, als die entſchiedenſte Feindſchaft. Da Frau von Staël ein Autor von Genie iſt und einſt die Meinung ausſprach: daß das Genie kein Geſchlecht habe, ſo kann ich mich bei dieſer Schriftſtellerin auch jener galanten Schonung überheben, die wir gewöhnlich den Damen angedeihen laſſen, und die im Grunde doch nur ein mitleidiges Certifikat ihrer Schwäche iſt.

Iſt die banale Anekdote wahr, welche man in Bezug auf obige Aeußerung von Frau von Staël erzählt, und die ich bereits in meinen Knabenjahren unter andern Bonmots des Empires vernahm? Es heißt nämlich, zur Zeit wo Napoleon noch erſter Conſul war, ſei einſt Frau von Staël nach der Behauſung deſſelben gekommen, um ihm einen Beſuch abzuſtatten; doch trotzdem daß der dienſtthuende Huiſſier ihr verſicherte, nach ſtrenger Weiſung niemanden vorlaſſen zu dürfen, habe ſie dennoch unerſchütterlich darauf beſtanden, ſeinem ruhmreichen Hausherrn unverzüglich angekündigt zu werden. Als dieſer letztere ihr hierauf ſein Bedauern vermelden ließ, daß er die verehrte

Dame nicht empfangen könne, ſintemalen er ſich eben im Bade befände, ſoll dieſelbe ihm die famoſe Antwort zurückgeſchickt haben, daß ſolches kein Hinderniß wäre, denn das Genie habe kein Geſchlecht.

Ich verbürge nicht die Wahrheit dieſer Geſchichte; aber ſollte ſie auch unwahr ſein, ſo bleibt ſie doch gut erfunden. Sie ſchildert die Zudringlichkeit, womit die hitzige Perſon den Kaiſer verfolgte. Er hatte nirgends Ruhe vor ihrer Anbetung. Sie hatte ſich einmal in den Kopf geſetzt, daß der größte Mann des Jahrhunderts auch mit der größten Zeitgenoſſin mehr oder minder idealiſch gepaart werden müſſe. Aber als ſie einſt, in Erwartung eines Compliments, an den Kaiſer die Frage richtete: welche Frau er für die größte ſeiner Zeit halte? antwortete jener: Die Frau, welche die meiſten Kinder zur Welt gebracht. Das war nicht galant, wie denn nicht zu läugnen iſt, daß der Kaiſer den Frauen gegenüber nicht jene zarten Zuvorkommenheiten und Aufmerkſamkeiten ausübte, welche die Franzöſinnen ſo ſehr lieben. Aber dieſe letztern werden nie durch tactloſes Benehmen irgend eine Unartigkeit ſelbſt hervorrufen, wie es die berühmte Genferin gethan, die bei dieſer Gelegenheit bewies, daß ſie trotz ihrer phyſiſchen Beweglichkeit von einer gewiſſen heimathlichen Unbeholfenheit nicht frei geblieben.

Als die gute Frau merkte, daß ſie mit ihrer Andringlichkeit nichts ausrichtete, that ſie was die Frauen in ſolchen Fällen zu thun pflegen, ſie erklärte ſich gegen den Kaiſer, raiſonnirte gegen ſeine brutale und ungalante Herrſchaft, und raiſonnirte ſo lange bis ihr die Polizei den Laufpaß gab. Sie flüchtete nun zu uns nach Deutſchland, wo ſie Materialien ſammelte zu dem berühmten Buche, das den deutſchen Spiritualismus als das Ideal aller Herrlichkeit feiern ſollte, im Gegenſatze zu dem Materialismus des imperialen Frankreichs. Hier bei uns machte ſie gleich einen großen Fund. Sie begegnete nämlich einem Gelehrten Namens Auguſt Wilhelm Schlegel. Das war ein Genie ohne Geſchlecht. Er wurde ihr getreuer Cicerone und begleitete ſie auf ihrer Reiſe durch alle Dachſtuben der deutſchen Literatur. Sie hatte einen unbändig großen Turban aufgeſtülpt, und war jetzt die Sultanin des Gedankens. Sie ließ unſere Literaten gleichſam geiſtig die Revüe paſſiren, und parodirte dabei den großen Sultan der Materie. Wie dieſer die Leute mit einem: wie alt ſind Sie? wie viel Kinder haben Sie? wie viel Dienſtjahre? u. ſ. w. anging, ſo frug jene unſere Gelehrten: wie alt ſind Sie? was haben Sie geſchrieben? ſind Sie Kantianer oder Fichteaner? und dergleichen Dinge, worauf die Dame kaum die Antwort abwartete, die der getreue Mamluck Auguſt Wilhelm Schlegel, ihr Ruſtan, haſtig in ſein Notizenbuch einzeichnete. Wie Napoleon diejenige Frau für die größte erklärte, welche die meiſten Kinder zur Welt gebracht, ſo erklärte die Staël denjenigen Mann für den größten, der die meiſten Bücher geſchrieben. Man hat keinen Begriff davon welchen Spektakel

ſie bei uns machte, und Schriften, die erſt unlängſt erſchienen, z. B. die Memoiren der Caroline Pichler, die Briefe der Varnhagen und der Bettina Arnim, auch die Zeugniſſe von Eckermann, ſchildern ergötzlich die Noth, welche uns die Sultanin des Gedankens bereitete, zu einer Zeit, wo der Sultan der Materie uns ſchon genug Tribulationen verurſachte. Es war geiſtige Einquartierung, die zunächſt auf die Gelehrten fiel. Diejenigen Literatoren, womit die vortreffliche Frau ganz beſonders zufrieden war, und die ihr perſönlich durch den Schnitt ihres Geſichtes oder die Farbe ihrer Augen gefielen, konnten eine ehrenhafte Erwähnung, gleichſam das Kreuz der Legion d'honneur, in ihrem Buche de l'Allemagne erwarten. Dieſes Buch macht auf mich immer einen ſo komiſchen wie ärgerlichen Eindruck. Hier ſehe ich die paſſionnirte Frau mit all ihrer Turbulenz, ich ſehe wie dieſer Sturmwind in Weibskleidern durch unſer ruhiges Deutſchland fegte, wie ſie überall entzückt ausruft: welche labende Stille weht mich hier an! Sie hatte ſich in Frankreich echauffirt und kam nach Deutſchland, um ſich bei uns abzukühlen. Der keuſche Hauch unſrer Dichter that ihrem heißen, ſonnigen Buſen ſo wohl! Sie betrachtete unſre Philoſophen wie verſchiedene Eisſorten, und verſchluckte Kant als Sorbet von Vanille, Fichte als Piſtache, Schelling als Arlequin!— O wie hübſch kühl iſt es in Euren Wäldern — rief ſie beſtändig — welcher erquickende Veilchengeruch! wie zwitſchern die Zeiſige ſo friedlich in ihrem deutſchen Neſtchen! Ihr ſeid ein gutes tugendhaftes Volk, und habt noch keinen Begriff von dem Sittenverderbniß, das bei uns herrſcht, in der Rue du Bac.

Die gute Dame ſah bei uns nur was ſie ſehen wollte: ein nebelhaftes Geiſterland, wo die Menſchen ohne Leiber, ganz Tugend, über Schneegefilde wandeln, und ſich nur von Moral und Metaphyſik unterhalten! Sie ſah bei uns überall nur was ſie ſehen wollte, und hörte nur was ſie hören und wiedererzählen wollte — und dabei hörte ſie doch nur wenig, und nie das Wahre, einestheils weil ſie immer ſelber ſprach, und dann weil ſie mit ihren barſchen Fragen unſere beſcheidenen Gelehrten verwirrte und verblüffte, wenn ſie mit ihnen discurirte. — „Was iſt Geiſt?“ ſagte ſie zu dem blöden Profeſſor Bouterwek, indem ſie ihr dickfleiſchiges Bein auf ſeine dünnen, zitternden Lenden legte. Ach, ſchrieb ſie dann: „wie intereſſant iſt dieſer Bouterwek! Wie der Mann die Augen niederſchlägt! Das iſt mir nie paſſirt mit meinen Herren zu Paris, in der Rue du Bac!“ Sie ſieht überall deutſchen Spiritualismus, ſie preiſt unſre Ehrlichkeit, unſre Tugend, unſre Geiſtesbildung — ſie ſieht nicht unſre Zuchthäuſer, unſre Bordelle, unſre Caſernen — man ſollte glauben, daß jeder Deutſche den Prix Monthyon verdiente — Und das Alles, um den Kaiſer zu nergeln, deſſen Feinde wir damals waren.

Der Haß gegen den Kaiſer iſt die Seele dieſes Buches “de l'Allemagne,” und obgleich ſein Name nirgends darin genannt wird, ſieht man doch, wie die

Verfaſſerin bei jeder Zeile nach den Tuilerien ſchielt. Ich zweifle nicht, daß das Buch den Kaiſer weit empfindlicher verdroſſen hat, als der directeſte Angriff, denn nichts verwundet einen Mann ſo ſehr, wie kleine weibliche Nadelſtiche. Wir ſind auf große Schwertſtreiche gefaßt, und man kitzelt uns an den kitzlichſten Stellen.

O die Weiber! Wir müſſen ihnen viel verzeihen, denn ſie lieben viel, und ſo gar Viele. Ihr Haß iſt eigentlich nur eine Liebe, welche umgeſattelt hat. Zuweilen ſuchen ſie auch uns Böſes zuzufügen, weil ſie dadurch einem andern Manne etwas Liebes zu erweiſen denken. Wenn ſie ſchreiben, haben ſie ein Auge auf das Papier und das andre auf einen Mann gerichtet, und dieſes gilt von allen Schriftſtellerinnen, mit Ausnahme der Gräfin Hahn-Hahn, die nur ein Auge hat. Wir männlichen Schriftſteller haben ebenfalls unſre vorgefaßten Sympathien, und wir ſchreiben für oder gegen eine Sache, für oder gegen eine Idee, für oder gegen eine Partei; die Frauen jedoch ſchreiben immer für oder gegen einen einzigen Mann, oder beſſer geſagt, wegen eines einzigen Mannes. Charakteriſtiſch iſt bei ihnen ein gewiſſer Cancan, der Klüngel, den ſie auch in die Literatur herüberbringen, und der mir weit fataler iſt, als die roheſte Verleumdungswuth der Männer. Wir Männer lügen zuweilen. Die Weiber, wie alle paſſive Naturen, können ſelten erfinden, wiſſen jedoch das Vorgefundene dergeſtalt zu entſtellen, daß ſie uns dadurch noch weit ſicherer ſchaden, als durch entſchiedene Lügen. Ich glaube wahrhaftig, mein Freund Balzac hatte Recht, als er mir einſt in einem ſehr ſeufzenden Tone ſagte: la femme est un être dangereux.

Ja, die Weiber ſind gefährlich; aber ich muß doch die Bemerkung hinzufügen, daß die ſchönen nicht ſo gefährlich ſind, als die, welche mehr geiſtige als körperliche Vorzüge beſitzen. Denn jene ſind gewohnt, daß ihnen die Männer den Hof machen, während die andern der Eigenliebe der Männer entgegenkommen, und durch den Köder der Schmeichelei einen größern Anhang gewinnen, als die Schönen. Ich will damit bei Leibe nicht andeuten, als ob Frau von Staël häßlich geweſen ſei; aber eine Schönheit iſt ganz etwas Anderes. Sie hatte angenehme Einzelheiten, welche aber ein ſehr unangenehmes Ganze bildeten; beſonders unerträglich für nervöſe Perſonen, wie es der ſelige Schiller geweſen, war ihre Manie, beſtändig einen kleinen Stengel oder eine Papierdüte zwiſchen den Fingern wirbelnd herumzudrehen— dieſes Manövre machte den armen Schiller ſchwindlicht, und er ergriff in Verzweiflung alsdann ihre ſchöne Hand, um ſie feſtzuhalten, und Frau von Staël glaubte, der gefühlvolle Dichter ſei hingeriſſen von dem Zauber ihrer Perſönlichkeit. Sie hatte in der That ſehr ſchöne Hände, wie man mir ſagt, und auch die ſchönſten Arme, die ſie immer nackt ſehen ließ; gewiß, die *Venus von Milo* hätte keine ſo ſchönen Arme aufzuweiſen. Ihre Zähne

überſtrahlten an Weiße das Gebiß der koſtbarſten Roſſe Arabiens. Sie hatte ſehr große ſchöne Augen, ein Dutzend Amoretten würden Platz gefunden haben auf ihren Lippen, und ihr Lächeln ſoll ſehr holdſelig geweſen ſein. Häßlich war ſie alſo nicht — keine Frau iſt häßlich — ſo viel läßt ſich aber mit Fug behaupten: wenn die ſchöne Helena von Sparta ſo ausgeſehen hätte, ſo wäre der ganze trojaniſche Krieg nicht entſtanden, die Burg des Priamus wäre nicht verbrannt worden, und Homer hätte nimmermehr beſungen den Zorn des Peliden Achilles.

Frau von Staël hatte ſich, wie oben geſagt, gegen den großen Kaiſer erklärt, und machte ihm den Krieg. Aber ſie beſchränkte ſich nicht darauf, Bücher gegen ihn zu ſchreiben; ſie ſuchte ihn auch durch nicht-literariſche Waffen zu befehden: ſie war einige Zeit die Seele aller jener ariſtokratiſchen und jeſuitiſchen Intriguen, die der Coalition gegen Napoleon vorangingen, und wie eine wahre Hexe kauerte ſie an dem brodelnden Topfe, worin alle diplomatiſchen Giftmiſcher, ihre Freunde Talleyrand, Metternich, Pozzo-di-Borgo, Caſtlereagh u. ſ. w., dem großen Kaiſer ſein Verderben eingebrockt hatten. Mit dem Kochlöffel des Haſſes rührte das Weib herum in dem fatalen Topfe, worin zugleich das Unglück der ganzen Welt gekocht wurde. Als der Kaiſer unterlag, zog Frau von Staël ſiegreich ein in Paris mit ihrem Buche "de l'Allemagne" und in Begleitung von einigen hundert tauſend Deutſchen, die ſie gleichſam als eine pompeuſe Illuſtration ihres Buches mitbrachte. Solchermaßen illuſtrirt durch lebendige Figuren mußte das Werk ſehr an Authenticität gewinnen, und man konnte ſich hier durch den Augenſchein überzeugen, daß der Autor uns Deutſche und unſre vaterländiſchen Tugenden ſehr treu geſchildert hatte. Welches köſtliche Titelkupfer war jener Vater Blücher, dieſe alte Spielratte, dieſer ordinaire Knaſter, welcher einſt einen Tagesbefehl ertheilt hatte, worin er ſich vermaß, wenn er den Kaiſer lebendig finge, denſelben aushauen zu laſſen. Auch unſern A. W. v. Schlegel brachte Frau von Staël mit nach Paris, und das war ein Muſterbild deutſcher Naivetät und Heldenkraft. Es folgte ihr ebenfalls Zacharias Werner, dieſes Modell deutſcher Reinlichkeit, hinter welchem die entblößten Schönen des Palais-Royal lachend einherliefen. Zu den intereſſanten Figuren, welche ſich damals in ihrem deutſchen Coſtume den Pariſern vorſtellten, gehörten auch die Herren Görres, Jahn und Ernſt Moritz Arndt, die drei berühmteſten Franzoſenfreſſer, eine drollige Gattung Bluthunde, denen der berühmte Patriot Börne in ſeinem Buche „Menzel, der Franzoſenfreſſer" dieſen Namen ertheilt hat. Beſagter Menzel iſt keineswegs, wie einige glauben, eine fingirte Perſonage, ſondern er hat wirklich in Stuttgart exiſtirt oder vielmehr ein Blatt herausgegeben, worin er täglich ein halb Dutzend Franzoſen abſchlachtete und mit Haut und Haar auffraß; wenn er ſeine ſechs Franzoſen verzehrt hatte,

pflegte er manchmal noch obendrein einen Juden zu freſſen, um im Munde einen guten Geſchmack zu behalten, pour se faire la bonne bouche. Jetzt hat er längſt ausgebellt, und zahnlos, räudig, verlungert er im Maculaturwinkel irgend eines ſchwäbiſchen Buchladens. Unter den Muſter-Deutſchen, welche zu Paris im Gefolge der Frau von Staël zu ſehen waren, befand ſich auch Friedrich von Schlegel, welcher gewiß die gaſtronomiſche Aſcetik oder den Spiritualismus des gebratenen Hühnerthums repräſentirte; ihn begleitete ſeine würdige Gattin Dorothea, geborne Mendelsſohn und entlaufene Veit. Ich darf hier ebenfalls eine andre Illuſtration dieſer Gattung, einen merkwürdigen Akoluthen der Schlegel, nicht mit Stillſchweigen übergehen. Dieſes iſt ein deutſcher Baron, welcher, von den Schlegeln beſonders recommandirt, die germaniſche Wiſſenſchaft in Paris repräſentiren ſollte. Er war gebürtig aus Altona, wo er einer der angeſehenſten iſraelitiſchen Familien angehörte. Sein Stammbaum, welcher bis zu Abraham, dem Sohne Thaer's und Ahnherrn David's, des Königs über Juda und Iſrael, hinaufreichte, berechtigte ihn hinlänglich, ſich einen Edelmann zu nennen, und da er, wie der Synagoge, auch ſpäterhin dem Proteſtantismus entſagte, und letztern förmlich abſchwörend, ſich in den Schooß der römiſch-katholiſchen, allein ſeligmachenden Kirche begeben hatte, durfte er auch mit gutem Fug auf den Titel eines katholiſchen Barons Anſpruch machen. In dieſer Eigenſchaft, und um die feudaliſtiſchen und clericaliſchen Intereſſen zu vertreten, ſtiftete er zu Paris ein Journal, betitelt: Le catholique. Nicht blos in dieſem Blatte, ſondern auch in den Salons einiger frommen Douairièren des edlen Faubourgs, ſprach der gelehrte Edelmann beſtändig von Buddha und wieder von Buddha, und weitläufig gründlich bewies er, daß es zwei Buddha gegeben, was ihm die Franzoſen ſchon auf ſein bloßes Ehrenwort als Edelmann geglaubt hätten, und er wies nach, wie ſich das Dogma der Trinität ſchon in den indiſchen Trimurtis befunden, und er citirte den Ramayana, den Mahabarata, die Upnekats, die Kuh Sabala und den König Wiswamitra, die ſnorriſche Edda und noch viele unentdeckte Foſſilien und Mammuthsknochen, und er war dabei ganz antediluvianiſch trocken und ſehr langweilig, was immer die Franzoſen blendet. Da er beſtändig zurückkam auf Buddha und dieſes Wort vielleicht komiſch ausſprach, haben ihn die frivolen Franzoſen zuletzt den Baron Buddha genannt. Unter dieſem Namen fand ich ihn im Jahre 1831 zu Paris, und als ich ihn mit einer ſacerdotalen und faſt ſynagogicalen Gravität ſeine Gelehrſamkeit ableiern hörte, erinnerte er mich an einen komiſchen Kauz im Vicar of Wakefield von Goldſmith, welcher, wie ich glaube, Mr. Jenkinson hieß und jedesmal, wenn er einen Gelehrten antraf, den er prellen wollte, einige Stellen aus Manetho, Beroſus und Sanchuniaton citirte; das Sanskrit war damals noch nicht erfunden. — Ein deutſcher Baron idealern

Schlages war mein armer Freund Friedrich de la Motte Fouqué, welcher damals, der Collection der Frau von Staël angehörend, auf seiner hohen Rosinante in Paris einritt. Er war ein Don Quixote, vom Wirbel bis zur Zehe; las man seine Werke, so bewunderte man — Cervantes.

Aber unter den französischen Paladinen der Frau von Staël war mancher gallische Don Quixote, der unsern germanischen Rittern in der Narrheit nicht nachzustehen brauchte, z. B. ihr Freund, der Vicomte Chateaubriand, der Narr mit der schwarzen Schellenkappe, der zu jener Zeit der siegenden Romantik von seiner frommen Pilgerfahrt zurückkehrte. Er brachte eine ungeheuer große Flasche Wasser aus dem Jordan mit nach Paris, und seine im Laufe der Revolution wieder heidnisch gewordenen Landsleute taufte er auf's neue mit diesem heiligen Wasser, und die begossenen Franzosen wurden jetzt wahre Christen und entsagten dem Satan und seinen Herrlichkeiten, bekamen im Reiche des Himmels Ersatz für die Eroberungen, die sie auf Erden einbüßten, worunter z. B. die Rheinlande, und bei dieser Gelegenheit wurde ich ein Preuße.

Ich weiß nicht, ob die Geschichte begründet ist, daß Frau von Staël während der hundert Tage dem Kaiser den Antrag machen ließ, ihm den Beistand ihrer Feder zu leihen, wenn er zwei Millionen, die Frankreich ihrem Vater schuldig geblieben sei, ihr auszahlen wolle. Der Kaiser, der mit dem Gelde der Franzosen, die er genau kannte, immer sparsamer war, als mit ihrem Blute, soll sich auf diesen Handel nicht eingelassen haben, und die Tochter der Alpen bewährte das Volkswort: point d'argent, point de Suisses. Der Beistand der talentvollen Dame hätte übrigens damals dem Kaiser wenig gefruchtet, denn bald darauf ereignete sich die Schlacht bei Waterloo.

Ich habe oben erwähnt, bei welcher traurigen Gelegenheit ich ein Preuße wurde. Ich war geboren im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts zu Düsseldorf, der Hauptstadt des Herzogthums Berg, welches damals den Kurfürsten von der Pfalz gehörte. Als die Pfalz dem Hause Baiern anheimfiel und der bairische Fürst Maximilian Joseph vom Kaiser zum König von Baiern erhoben und sein Reich durch einen Theil von Tyrol und andern angrenzenden Ländern vergrößert wurde, hat der König von Baiern das Herzogthum Berg zu Gunsten Joachim Mürat's, Schwagers des Kaisers, abgetreten; diesem letztern ward nun, nachdem seinem Herzogthum noch angrenzende Provinzen hinzugefügt worden, als Großherzog von Berg gehuldigt. Aber zu jener Zeit ging das Avancement sehr schnell, und es dauerte nicht lange, so machte der Kaiser den Schwager Mürat zum König von Neapel, und derselbe entsagte der Souverainetät des Großherzogthums Berg zu Gunsten des Prinzen François, welcher ein Neffe des Kaisers und ältester Sohn des Königs Ludwig von Holland und der schönen Königin Hortense war. Da derselbe nie

abdicirte, und ſein Fürſtenthum, das von den Preußen occupirt ward, nach ſeinem Ableben dem Sohne des Königs von Holland, dem Prinzen Louis Napoleon Bonaparte de jure zufiel, ſo iſt letzterer, welcher jetzt auch Kaiſer der Franzoſen iſt, mein legitimer Souverain.

An einem andern Orte, in meinen Memoiren, erzähle ich weitläufiger als es hier geſchehen dürfte, wie ich nach der Juliusrevolution nach Paris überſiedelte, wo ich ſeitdem ruhig und zufrieden lebe. Was ich während der Reſtauration gethan und gelitten, wird ebenfalls zu einer Zeit mitgetheilt werden, wo die uneigennützige Abſicht ſolcher Mittheilungen keinem Zweifel und keiner Verdächtigung begegnen kann. —— Ich hatte viel gethan und gelitten, und als die Sonne der Juliusrevolution in Frankreich aufging, war ich nachgerade ſehr müde geworden und bedurfte einiger Erholung. Auch ward mir die heimathliche Luft täglich ungeſunder, und ich mußte ernſtlich an eine Veränderung des Climas denken. Ich hatte Viſionen; die Wolkenzüge ängſtigten mich und ſchnitten mir allerlei fatale Fratzen. Es kam mir manchmal vor, als ſei die Sonne eine preußiſche Cocarde; des Nachts träumte ich von einem häßlichen ſchwarzen Geier, der mir die Leber fraß, und ich ward ſehr melancholiſch. Dazu hatte ich einen alten Berliner Juſtizrath kennen gelernt, der viele Jahre auf der Feſtung Spandau zugebracht und mir erzählte, wie es unangenehm ſei, wenn man im Winter die Eiſen tragen müſſe. Ich fand es in der That ſehr unchriſtlich, daß man den Menſchen die Eiſen nicht ein Bischen wärme. Wenn man uns die Ketten ein wenig wärmte, würden ſie keinen ſo unangenehmen Eindruck machen, und ſelbſt fröſtelnde Naturen könnten ſie dann gut ertragen; man ſollte auch die Vorſicht anwenden, die Ketten mit Eſſenzen von Roſen und Lorbeeren zu parfümiren, wie es hier zu Lande geſchieht. Ich frug meinen Juſtizrath, ob er zu Spandau oft Auſtern zu eſſen bekommen? Er ſagte nein, Spandau ſei zu weit vom Meere entfernt. Auch das Fleiſch, ſagte er, ſei dort rar, und es gebe dort kein anderes Geflügel, als die Fliegen, die einem in die Suppe fielen. Zu gleicher Zeit lernte ich einen franzöſiſchen commis voyageur kennen, der für eine Weinhandlung reiſte und mir nicht genug zu rühmen wußte, wie luſtig man jetzt in Paris lebe, wie der Himmel dort voller Geigen hänge, wie man dort von Morgens bis Abends die Marſeillaiſe und En avant marchons und Lafayette aux cheveux blancs ſinge, und Freiheit, Gleichheit und Brüderſchaft an allen Straßenecken geſchrieben ſtehe; dabei lobte er auch den Champagner ſeines Hauſes, von deſſen Adreſſe er mir eine große Anzahl Exemplare gab, und er verſprach mir Empfehlungsbriefe für die beſten Pariſer Reſtaurants, im Fall ich die Hauptſtadt zu meiner Erheiterung beſuchen wollte. Da ich nun wirklich einer Aufheiterung bedurfte, und Spandau zu weit vom Meere entfernt iſt, um dort Auſtern zu eſſen, und mich die Spandauer Geflügel-

ſuppen nicht ſehr lockten, und auch obendrein die preußiſchen Ketten im Winter ſehr kalt ſind und meiner Geſundheit nicht zuträglich ſein konnten, ſo entſchloß ich mich, nach Paris zu reiſen und im Vaterland des Champagners und der Marſeillaiſe jenen zu trinken und dieſe letztere, nebſt En avant marchons und Lafayette aux cheveux blancs, ſingen zu hören.

Den 1. Mai 1831 fuhr ich über den Rhein. Den alten Flußgott, den Vater Rhein, ſah ich nicht, und ich begnügte mich, ihm meine Viſitenkarte in's Waſſer zu werfen. Er ſaß, wie man mir ſagte, in der Tiefe und ſtudirte wieder die franzöſiſche Grammatik von Meidinger, weil er nämlich während der preußiſchen Herrſchaft große Rückſchritte im Franzöſiſchen gemacht hatte, und ſich jetzt eventualiter auf's neue einüben wollte. Ich glaubte, ihn unten conjugiren zu hören: j'aime, tu aimes, il aime, nous aimons — Was liebt er aber? In keinem Fall die Preußen. Den Straßburger Münſter ſah ich nur von fern; er wackelte mit dem Kopfe, wie der alte getreue Eckart, wenn er einen jungen Fant erblickt, der nach dem Venusberge zieht.

Zu Saint-Denis erwachte ich aus einem ſüßen Morgenſchlafe, und hörte zum erſten Male den Ruf der Coucouführer: Paris! Paris! ſo wie auch das Schellengeklingel der Coco-Verkäufer. Hier athmet man ſchon die Luft der Hauptſtadt, die am Horizonte bereits ſichtbar. Ein alter Schelm von Lohnbedienter wollte mich bereden, die Königsgräber zu beſuchen, aber ich war nicht nach Frankreich gekommen, um todte Könige zu ſehen; ich begnügte mich damit, mir von jenem Cicerone die Legende des Ortes erzählen zu laſſen, wie nämlich der böſe Heidenkönig dem Heiligen Denis den Kopf abſchlagen ließ, und dieſer mit dem Kopf in der Hand von Paris nach Saint-Denis lief, um ſich dort begraben und den Ort nach ſeinem Namen nennen zu laſſen. Wenn man die Entfernung bedenke, ſagte mein Erzähler, müſſe man über das Wunder ſtaunen, daß jemand ſo weit zu Fuß ohne Kopf gehen konnte — doch ſetzte er mit einem ſonderbaren Lächeln hinzu: dans des cas pareils, il n'y a que le premier pas qui coute. Das war zwei Franken werth, und ich gab ſie ihm, pour l'amour de Voltaire. In zwanzig Minuten war ich in Paris, und zog ein durch die Triumphpforte des Boulevards Saint-Denis, die urſprünglich zu Ehren Ludwig XIV. errichtet worden, jetzt aber zur Verherrlichung meines Einzugs in Paris diente. Wahrhaft überraſchte mich die Menge von geputzten Leuten, die ſehr geſchmackvoll gekleidet waren wie Bilder eines Modejournals. Dann imponirte mir, daß ſie alle franzöſiſch ſprachen, was bei uns ein Kennzeichen der vornehmen Welt; hier iſt alſo das ganze Volk ſo vornehm, wie bei uns der Adel. Die Männer waren alle ſo höflich, und die ſchönen Frauen ſo lächelnd. Gab mir jemand unverſehens einen Stoß, ohne gleich um Verzeihung zu bitten, ſo konnte ich darauf wetten, daß es ein Landsmann war; und wenn irgend eine Schöne etwas allzu ſäuerlich ausſah, ſo

hatte ſie entweder Sauerkraut gegeſſen, oder ſie konnte Klopſtock im Original leſen. Ich fand alles ſo amüſant, und der Himmel war ſo blau und die Luft ſo liebenswürdig, ſo generös, und dabei flimmerten noch hie und da die Lichter der Juliſonne; die Wangen der ſchönen Lutetia waren noch roth von den Flammenküſſen dieſer Sonne, und an ihrer Bruſt war noch nicht ganz verwelkt der bräutliche Blumenſtrauß. An den Straßenecken waren freilich hie und da die liberté, égalité, fraternité ſchon wieder abgewiſcht. Ich beſuchte ſogleich die Reſtaurants, denen ich empfohlen war; dieſe Speiſewirthe verſicherten mir, daß ſie mich auch ohne Empfehlungsſchreiben gut aufgenommen hätten, da ich ein ſo honnettes und diſtinguirtes Aeußere beſäße, das ſich von ſelbſt empfehle. Nie hat mir ein deutſcher Garkoch dergleichen geſagt, wenn er auch eben ſo dachte; ſo ein Flegel meint, er müſſe uns das Angenehme verſchweigen, und ſeine deutſche Offenheit verpflichte ihn, nur widerwärtige Dinge uns in's Geſicht zu ſagen. In den Sitten und ſogar in der Sprache der Franzoſen iſt ſo viel köſtliche Schmeichelei, die ſo wenig koſtet, und doch ſo wohlthätig und erquickend. Meine Seele, die arme Senſitive, welche die Scheu vor vaterländiſcher Grobheit ſo ſehr zuſammengezogen hatte, erſchloß ſich wieder jenen ſchmeichleriſchen Lauten der franzöſiſchen Urbanität. Gott hat uns die Zunge gegeben, damit wir unſern Mitmenſchen etwas Angenehmes ſagen.

Mit dem Franzöſiſchen haperte es etwas bei meiner Ankunft; aber nach einer halbſtündigen Unterredung mit einer kleinen Blumenhändlerin im Paſſage de l'Opera ward mein Franzöſiſch, das ſeit der Schlacht bei Waterloo eingeroſtet war, wieder flüſſig, ich ſtotterte mich wieder hinein in die galanteſten Conjugationen und erklärte der Kleinen ſehr verſtändlich das Linnéiſche Syſtem, wo man die Blumen nach ihren Staubfäden eintheilt; die Kleine folgte einer andern Methode und theilte die Blumen ein in ſolche die gut röchen und in ſolche welche ſtänken. Ich glaube, auch bei den Männern beobachtete ſie dieſelbe Claſſification. Sie war erſtaunt, daß ich trotz meiner Jugend ſo gelehrt ſei, und poſaunte meinen gelehrten Ruf im ganzen Paſſage de l'Opera. Ich ſog auch hier die Wohldüfte der Schmeichelei mit Wonne ein, und amüſirte mich ſehr. Ich wandelte auf Blumen, und manche gebratene Taube flog mir in's offne, gaffende Maul. Wie viel Amüſantes ſah ich hier bei meiner Ankunft! Alle Notabilitäten des öffentlichen Ergötzens und der officiellen Lächerlichkeit. Die ernſthaften Franzoſen waren die amüſanteſten. Ich ſah Arnal, Bouffé, Déjazet, Dübüreau, Odry, Mademoiſelle Georges und die große Marmite im Invalidenpalaſte. Ich ſah die Morgue, die académie française, wo ebenfalls viele unbekannte Leichen ausgeſtellt, und endlich die Nekropolis des Luxemburg, worin alle Mumien des Meineids, mit den einbalſamirten falſchen Eiden, die ſie allen Dynaſtien der franzöſiſchen Pharaonen geſchworen. Ich ſah im Jardin-des-Plantes die Giraffe, den Bock mit drei Beinen und die

Kängurus, die mich ganz besonders amüsirten. Ich sah auch Herrn von Lafayette und seine weißen Haare, letztere aber sah ich aparte, da solche in einem Medaillon befindlich waren, welches einer schönen Dame am Halse hing, während er selbst, der Held beider Welten, eine braune Perrücke trug, wie alle alte Franzosen. Ich besuchte die königliche Bibliothek, und sah hier den Conservateur der Medaillen, die eben gestohlen worden; ich sah dort auch in einem obscuren Corridor den Zodiacus von Dhontera, der einst so viel Aufsehen erregt hatte, und am selben Tage sah ich Madame Recamier, die berühmteste Schönheit zu der Zeit der Merovinger, sowie auch Herrn Ballanche, der zu den pièces justificatives ihrer Tugend gehörte, und den sie seit undenklicher Zeit überall mit sich herumschleppte. Leider sah ich nicht Herrn von Chateaubriand, der mich gewiß amüsirt hätte. Dafür sah ich aber in der grande Chaumière den père Lahire, in einem Momente, wo er bougrement en colère war; er hatte eben zwei junge Robespierre mit weit aufgeklappten weißen Tugendwesten bei den Krägen erfaßt und vor die Thüre gesetzt; einen kleinen Saint-Just, der sich mausig machte, schmiß er ihnen nach, und einige hübsche Citoyennes der Quartier Latin, welche über Verletzung der Menschheitsrechte klagten, hätte schier dasselbe Schicksal betroffen. In einem andern, ähnlichen Local sah ich den berühmten Chiccard, den berühmten Lederhändler und Cancantänzer, eine vierschrötige Figur, deren rothaufgedunsenes Gesicht gegen die blendend weiße Cravatte vortrefflich abstach; steif und ernsthaft glich er einem Mairie-Adjuncten, der sich eben anschickt, eine Rosière zu bekränzen. Ich bewunderte seinen Tanz, und ich sagte ihm, daß derselbe große Aehnlichkeit habe mit dem antiken Silenostanz, den man bei den Dionysien tanzte, und der von dem würdigen Erzieher des Bachus, dem Silenos, seinen Namen empfangen. Herr Chiccard sagte mir viel Schmeichelhaftes über meine Gelehrsamkeit und präsentirte mich einigen Damen seiner Bekanntschaft, die ebenfalls nicht ermangelten, mein gründliches Wissen herumzurühmen, so daß sich bald mein Ruf in ganz Paris verbreitete, und die Direktoren von Zeitschriften mich aufsuchten, um meine Collaboration zu gewinnen.

Zu den Personen, die ich bald nach meiner Ankunft in Paris sah, gehört auch Victor Bohain, und ich erinnere mich mit Freude dieser jovialen, geistreichen Figur, die durch liebenswürdige Anregungen viel dazu beitrug, die Stirne des deutschen Träumers zu entwölken und sein vergrämtes Herz in die Heiterkeit des französischen Lebens einzuweihen. Er hatte damals die Europe littéraire gestiftet, und als Director derselben kam er zu mir mit dem Ansuchen, einige Artikel über Deutschland in dem Genre der Frau von Staël für seine Zeitschrift zu schreiben. Ich versprach, die Artikel zu liefern, jedoch ausdrücklich bemerkend, daß ich sie in einem ganz entgegengesetzten Genre schreiben würde. „Das ist mir gleich" — war die lachende Antwort — „außer

dem genre ennuyeux gestatte ich wie Voltaire jedes Genre.“ Damit ich armer Deutscher nicht in das genre ennuyeux verfiele, lud Freund Bohain mich oft zu Tische und begoß meinen Geist mit Champagner. Niemand wußte besser wie er ein Dinèr anzuordnen, wo man nicht blos die beste Küche, sondern auch die köstlichste Unterhaltung genoß; niemand wußte so gut wie er als Wirth die honneurs zu machen, niemand so gut zu repräsentiren, wie Victor Bohain — auch hat er gewiß mit Recht seinen Actionären der Europe littéraire hunderttausend Franken Repräsentationskosten angerechnet. Seine Frau war sehr hübsch und besaß ein niedliches Windspiel, welches Ji-Ji hieß. Zu dem Humor des Mannes trug sogar sein hölzernes Bein etwas bei, und wenn er allerliebst um den Tisch herumhumpelnd seinen Gästen Champagner einschenkte, glich er dem Vulcan, als derselbe das Amt Hebes verrichtete in der jauchzenden Götterversammlung. Wo ist er jetzt? Ich habe lange nichts von ihm gehört. Zuletzt, vor etwa zehn Jahren, sah ich ihn in einem Wirthshause zu Granville; er war von England, wo er sich aufhielt um die colossale englische Nationalschuld zu studiren und bei dieser Gelegenheit seine kleinen Privatschulden zu vergessen, nach jenem Hafenstädtchen der Basse-Normandie auf einen Tag herübergekommen, und hier fand ich ihn an einem Tischchen sitzend neben einer Bouteille Champagner und einem vierschrötigen Spießbürger mit kurzer Stirn und aufgesperrtem Maule, dem er das Project eines Geschäftes auseinandersetzte, woran, wie Bohain mit beredsamen Zahlen bewies, eine Million zu gewinnen war. Bohain's speculativer Geist war immer sehr groß, und wenn er ein Geschäft erdachte, stand immer eine Million Gewinn in Aussicht, nie weniger als eine Million. Die Freunde nannten ihn daher auch Messer Millione, wie einst Marco Paulo in Venedig genannt wurde, als derselbe nach seiner Rückkehr aus dem Morgenlande den maulaufsperrenden Landsleuten unter den Arcaden des Sanct Marco-Platzes von den hundert Millionen und wieder hundert Millionen Einwohnern erzählte, welche er in den Ländern, die er bereist, in China, der Tartarei, Indien u. s. w., gesehen habe. Die neuere Geographie hat den berühmten Venetianer, den man lange für einen Aufschneider hielt, wieder zu Ehren gebracht, und auch von unserm Pariser Messer Millione dürfen wir behaupten, daß seine industriellen Projecte immer großartig richtig ersonnen waren, und nur durch Zufälligkeiten in der Ausführung mißlangen; manche brachten große Gewinne, als sie in die Hände von Personen kamen, die nicht so gut die Honneurs eines Geschäftes zu machen, die nicht so prachtvoll zu repräsentiren wußten, wie Victor Bohain. Auch die Europe littéraire war eine vortreffliche Conception, ihr Erfolg schien gesichert, und ich habe ihren Untergang nie begriffen. Noch den Vorabend des Tages, wo die Stockung begann, gab Victor Bohain in den Redactions-Sälen des Journals einen

glänzenden Ball, wo er mit seinen dreihundert Actionären tanzte, ganz so wie einst Leonidas mit seinen dreihundert Spartanern den Tag vor der Schlacht bei den Thermopylen. Jedesmal wenn ich in der Gallerie des Louvre das Gemälde von David sehe, welches diese antik heroische Scene darstellt, denke ich an den erwähnten letzten Tanz des Victor Bohain; ganz ebenso wie der todesmuthige König des Davidischen Bildes stand er auf einem Beine; es war dieselbe classische Stellung. — Wanderer! wenn du in Paris die Chaussée d'Antin nach den Boulevards herabwandelst, und dich am Ende bei einem schmutzigen Thal, das die rue passe du rempart geheißen, befindest, wisse! du stehst hier vor den Thermopylen der Europe littéraire, wo Victor Bohain heldenkühn fiel mit seinen dreihundert Actionären!

Die Aufsätze, die ich, wie gesagt, für jene Zeitschrift zu verfassen hatte und darin abdrucken ließ, gaben mir Veranlassung, in weiterer Ausführung über Deutschland und seine geistige Entwickelung mich auszusprechen, und es entstand dadurch das Buch, das du, theurer Leser! jetzt in Händen hast. Ich wollte nicht blos seinen Zweck, seine Tendenz, seine geheimste Absicht, sondern auch die Genesis des Buches hier offenbaren, damit jeder um so sicherer ermitteln könne, wie viel Glauben und Zutrauen meine Mittheilungen verdienen. Ich schrieb nicht im Genre der Frau von Staël, und wenn ich mich auch bestrebte, so wenig ennüyant wie möglich zu sein, so verzichtete ich doch im Voraus auf alle Effecte des Stiles und der Phrase, die man bei Frau von Staël, dem größten Autor Frankreichs während dem Empire, in so hohem Grade antrifft. Ja, die Verfasserin der Corinne überragt nach meinem Bedünken alle ihre Zeitgenossen, und ich kann das sprühende Feuerwerk ihrer Darstellung nicht genug bewundern; aber dieses Feuerwerk läßt leider eine übelriechende Dunkelheit zurück, und wir müssen eingestehen, ihr Genie ist nicht so geschlechtlos, wie nach der früheren Behauptung der Frau von Staël das Genie sein soll; ihr Genie ist ein Weib, besitzt alle Gebrechen und Launen des Weibes, und es war meine Pflicht als Mann, dem glänzenden Cancan dieses Genies zu widersprechen. Es war um so nothwendiger, da die Mittheilungen in ihrem Buch de l'Allemagne sich auf Gegenstände bezogen, die den Franzosen unbekannt waren und den Reiz der Neuheit besaßen, z. B. alles was Bezug hat auf deutsche Philosophie und romantische Schule. Ich glaube in meinem Buche absonderlich über erstere die ehrlichste Auskunft ertheilt zu haben, und die Zeit hat bestätigt, was damals, als ich es vorbrachte, unerhört und unbegreiflich schien.

Ja, was die deutsche Philosophie betrifft, so hatte ich unumwunden das Schulgeheimniß ausgeplaudert, das, eingewickelt in scholastische Formeln, nur den Eingeweihten der ersten Classe bekannt war. Meine Offenbarungen erregten hier zu Lande die größte Verwunderung, und ich erinnere mich, daß

ſehr bedeutende franzöſiſche Denker mir naiv geſtanden, ſie hätten immer geglaubt, die deutſche Philoſophie ſei ein gewiſſer myſtiſcher Nebel, worin ſich die Gottheit wie in einer heiligen Wolkenburg verborgen halte, und die deutſchen Philoſophen ſeien ekſtatiſche Seher, die nur Frömmigkeit und Gottesfurcht athmeten. Es iſt nicht meine Schuld, daß dieſes niemals der Fall geweſen, daß die deutſche Philoſophie juſt das Gegentheil iſt von dem, was wir bisher Frömmigkeit und Gottesfurcht nannten, und daß unſre modernſten Philoſophen den vollſtändigſten Atheismus als das letzte Wort unſrer deutſchen Philoſophie proclamirten. Sie riſſen ſchonungslos und mit bacchantiſcher Lebensluſt den blauen Vorhang vom deutſchen Himmel, und riefen: ſehet, alle Gottheiten ſind entflohen, und dort oben ſitzt nur noch eine alte Jungfer mit bleiernen Händen und traurigem Herzen: die Nothwendigkeit.

Ach! was damals ſo befremdlich klang, wird jetzt jenſeits des Rheins auf allen Dächern geprediget, und der fanatiſche Eifer mancher dieſer Prädikanten iſt entſetzlich! Wir haben jetzt fanatiſche Mönche des Atheismus, Großinquiſitoren des Unglaubens, die den Herrn von Voltaire verbrennen laſſen würden, weil er doch im Herzen ein verſtockter Deiſt geweſen. So lange ſolche Doctrinen noch Geheimgut einer Ariſtokratie von Geiſtreichen blieben und in einer vornehmen Coterie-Sprache beſprochen wurden, welche den Bedienten, die aufwartend hinter uns ſtanden, während wir bei unſern philoſophiſchen Petits-Soupers blasphemirten, unverſtändlich war — ſo lange gehörte auch ich zu den leichtſinnigen Esprits-Forts, wovon die meiſten jenen liberalen Grands-Seigneurs glichen, die kurz vor der Revolution mit den neuen Umſturz-Ideen die Langeweile ihres müßigen Hoflebens zu verſcheuchen ſuchten. Als ich aber merkte, daß die rohe Plebs, der Jan Hagel, ebenfalls dieſelben Themata zu discutiren begann in ſeinen ſchmutzigen Sympoſien, wo ſtatt der Wachskerzen und Girandolen nur Talglichter und Thranlampen leuchteten, als ich ſah, daß Schmierlappen von Schuſter- und Schneidergeſellen in ihrer plumpen Herbergſprache die Exiſtenz Gottes zu läugnen ſich unterfingen — als der Atheismus anfing, ſehr ſtark nach Käſe, Branntwein und Tabak zu ſtinken: da gingen mir plötzlich die Augen auf, und was ich nicht durch meinen Verſtand begriffen hatte, das begriff ich jetzt durch den Geruchsſinn, durch das Mißbehagen des Ekels, und mit meinem Atheismus hatte es, gottlob! ein Ende.

Um die Wahrheit zu ſagen, es mochte nicht blos der Ekel ſein, was mir die Grundſätze der Gottloſen verleidete und meinen Rücktritt veranlaßte. Es war hier auch eine gewiſſe weltliche Beſorgniß im Spiel, die ich nicht überwinden konnte; ich ſah nämlich, daß der Atheismus ein mehr oder minder geheimes *Bündniß geſchloſſen* mit dem ſchauderhaft nackteſten, ganz feigenblattloſen,

communen Communismus. Meine Scheu vor dem letztern hat wahrlich nichts gemein mit der Furcht des Glückspilzes, der für seine Capitalien zittert, oder mit dem Verdruß der wohlhabenden Gewerbsleute, die in ihren Ausbeutungsgeschäften gehemmt zu werden fürchten: nein, mich beklemmt vielmehr die geheime Angst des Künstlers und des Gelehrten, die wir unsre ganze moderne Civilisation, die mühsame Errungenschaft so vieler Jahrhunderte, die Frucht der edelsten Arbeiten unsrer Vorgänger, durch den Sieg des Communismus bedroht sehen. Fortgerissen von der Strömung großmüthiger Gesinnung mögen wir immerhin die Interessen der Kunst und Wissenschaft, ja alle unsre Particularinteressen dem Gesammtinteresse des leidenden und unterdrückten Volkes aufopfern: aber wir können uns nimmermehr verhehlen, wessen wir uns zu gewärtigen haben, sobald die große rohe Masse, welche die Einen das Volk, die Andern den Pöbel nennen, und deren legitime Souverainetät bereits längst proclamirt worden, zur wirklichen Herrschaft käme. Ganz besonders empfindet der Dichter ein unheimliches Grauen vor dem Regierungsantritt dieses täppischen Souverains. Wir wollen gern für das Volk uns opfern, denn Selbstaufopferung gehört zu unsern raffinirtesten Genüssen — die Emancipation des Volkes war die große Aufgabe unseres Lebens und wir haben dafür gerungen und namenloses Elend ertragen, in der Heimath wie im Exile — aber die reinliche, sensitive Natur des Dichters sträubt sich gegen jede persönlich nahe Berührung mit dem Volke, und noch mehr schrecken wir zusammen bei dem Gedanken an seine Liebkosungen, vor denen uns Gott bewahre! Ein großer Demokrat sagte einst: er würde, hätte ein König ihm die Hand gedrückt, sogleich seine Hand in's Feuer halten, um sie zu reinigen. Ich möchte in derselben Weise sagen: ich würde meine Hand waschen, wenn mich das souveraine Volk mit seinem Händedruck beehrt hätte.

O das Volk, dieser arme König in Lumpen, hat Schmeichler gefunden, die viel schamloser, als die Höflinge von Byzanz und Versailles, ihm ihren Weihrauchkessel an den Kopf schlugen. Diese Hoflakaien des Volkes rühmen beständig seine Vortrefflichkeiten und Tugenden, und rufen begeistert: wie schön ist das Volk! wie gut ist das Volk! wie intelligent ist das Volk! — Nein, ihr lügt. Das arme Volk ist nicht schön; im Gegentheil, es ist sehr häßlich. Aber diese Häßlichkeit entstand durch den Schmutz und wird mit demselben schwinden, sobald wir öffentliche Bäder erbauen, wo Seine Majestät das Volk sich unentgeltlich baden kann. Ein Stückchen Seife könnte dabei nicht schaden, und wir werden dann ein Volk sehen, das hübsch propre ist, ein Volk, das sich gewaschen hat. Das Volk, dessen Güte so sehr gepriesen wird, ist gar nicht gut; es ist manchmal so böse wie einige andere Potentaten. Aber seine Bosheit kommt vom Hunger; wir müssen sorgen, daß das souveraine Volk immer zu essen habe; sobald allerhöchst dasselbe gehörig gefüttert und gesättigt

ſein mag, wird es Euch auch huldvoll und gnädig anlächeln, ganz wie die Andern. Seine Majeſtät das Volk iſt ebenfalls nicht ſehr intelligent; es iſt vielleicht dümmer als die Andern, es iſt faſt ſo beſtialiſch dumm wie ſeine Günſtlinge. Liebe und Vertrauen ſchenkt es nur denjenigen, die den Jargon ſeiner Leidenſchaft reden oder heulen, während es jeden braven Mann haßt, der die Sprache der Vernunft mit ihm ſpricht, um es zu erleuchten und zu veredeln. So iſt es in Paris, ſo war es in Jeruſalem. Laßt dem Volk die Wahl zwiſchen dem Gerechteſten der Gerechten und dem ſcheußlichſten Straßenräuber, ſeid ſicher, es ruft: „Wir wollen den Barnabas! Es lebe der Barnabas!“ — Der Grund dieſer Verkehrtheit iſt die Unwiſſenheit; dieſes Nationalübel müſſen wir zu tilgen ſuchen durch öffentliche Schulen für das Volk, wo ihm der Unterricht auch mit den dazu gehörigen Butterbrödten und ſonſtigen Nahrungsmitteln unentgeltlich ertheilt werde. — Und wenn jeder im Volke in den Stand geſetzt iſt, ſich alle beliebigen Kenntniſſe zu erwerben, werdet Ihr bald auch ein intelligentes Volk ſehen. — Vielleicht wird daſſelbe am Ende noch ſo gebildet, ſo geiſtreich, ſo witzig ſein, wie wir es ſind, nämlich wie ich und du, mein theurer Leſer, und wir bekommen bald noch andre gelehrte Friſeure, welche Verſe machen wie Monſieur Jasmin zu Toulouſe, und noch viele andre philoſophiſche Flickſchneider, welche ernſthafte Bücher ſchreiben, wie unſer Landsmann, der famoſe Weitling.

Bei dem Namen dieſes famoſen Weitling taucht mir plötzlich mit all ihrem komiſchen Ernſte die Scene meines erſten und letzten Zuſammentreffens mit dem damaligen Tageshelden wieder im Gedächtniß herauf. Der liebe Gott, der von der Höhe ſeiner Himmelsburg alles ſieht, lachte wohl herzlich über die ſaure Miene, die ich geſchnitten haben muß, als mir in dem Buchladen meines Freundes Campe zu Hamburg der berühmte Schneidergeſell entgegentrat und ſich als einen Collegen ankündigte, der ſich zu denſelben revolutionairen und atheiſtiſchen Doctrinen bekenne. Ich hätte wirklich in dieſem Augenblick gewünſcht, daß der liebe Gott gar nicht exiſtirt haben möchte, damit er nur nicht die Verlegenheit und Beſchämung ſähe, worin mich eine ſolche ſaubre Genoſſenſchaft verſetzte! Der liebe Gott hat mir gewiß alle meine alten Frevel von Herzen verziehen, wenn er die Demüthigung in Anſchlag brachte, die ich bei jenem Handwerksgruß des ungläubigen Knotenthums, bei jenem collegialiſchen Zuſammentreffen mit Weitling empfand. Was meinen Stolz am meiſten verletzte, war der gänzliche Mangel an Reſpect, den der Burſche an den Tag legte, während er mit mir ſprach. Er behielt die Mütze auf dem Kopf, und während ich vor ihm ſtand, ſaß er auf einer kleinen Holzbank, mit der einen Hand ſein zuſammengezogenes rechtes Bein in die Höhe haltend, ſo daß er mit dem Knie faſt ſein Kinn berührte; mit der andern Hand rieb er beſtändig dieſes Bein oberhalb der Fußknöchel. Dieſe unehrerbietige Poſitur

hatte ich anfangs den kauernden Handwerksgewöhnungen des Mannes zugeſchrieben, doch er belehrte mich eines Beſſern, als ich ihn befrug, warum er beſtändig in erwähnter Weiſe ſein Bein riebe? Er ſagte mir nämlich im unbefangen gleichgültigſten Tone, als handle es ſich von einer Sache, die ganz natürlich, daß er in den verſchiedenen deutſchen Gefängniſſen, worin er geſeſſen, gewöhnlich mit Ketten belaſtet worden ſei; und da manchmal der eiſerne Ring, welcher das Bein anſchloß, etwas zu eng geweſen, habe er an jener Stelle eine juckende Empfindung bewahrt, die ihn zuweilen veranlaſſe, ſich dort zu reiben. Bei dieſem naiven Geſtändniß muß der Schreiber dieſer Blätter ungefähr ſo ausgeſehen haben, wie der Wolf in der äſopiſchen Fabel, als er ſeinen Freund den Hund befragt hatte, warum das Fell an ſeinem Halſe ſo abgeſcheuert ſei, und dieſer zur Antwort gab: des Nachts legt man mich an die Kette. — Ja, ich geſtehe, ich wich einige Schritte zurück, als der Schneider ſolchermaßen mit ſeiner widerwärtigen Familiarität von den Ketten ſprach, womit ihn die deutſchen Schließer zuweilen beläſtigten, wenn er im Loch ſaß — „Loch! Schließer! Ketten!“ lauter fatale Coterieworte einer geſchloſſenen Geſellſchaft, womit man mir eine ſchreckliche Vertrautheit zumuthete. Und es war hier nicht die Rede von jenen metaphoriſchen Ketten, die jetzt die ganze Welt trägt, die man mit dem größten Anſtand tragen kann, und die ſogar bei Leuten von gutem Tone in die Mode gekommen — nein, bei den Mitgliedern jener geſchloſſenen Geſellſchaft ſind Ketten gemeint in ihrer eiſernſten Bedeutung, Ketten, die man mit einem eiſernen Ring an's Bein befeſtigt — und ich wich einige Schritte zurück, als der Schneider Weitling von ſolchen Ketten ſprach. Nicht etwa die Furcht vor dem Sprichwort: mitgefangen, mitgehangen! nein, mich ſchreckte vielmehr das Nebeneinandergehenktwerden.

Dieſer Weitling, der jetzt verſchollen, war übrigens ein Menſch von Talent; es fehlte ihm nicht an Gedanken, und ſein Buch, betitelt: „Die Garantien der Geſellſchaft,“ war lange Zeit der Katechismus der deutſchen Communiſten. Die Anzahl dieſer letztern hat ſich in Deutſchland während der letzten Jahre ungeheuer vermehrt, und dieſe Partei iſt zu dieſer Stunde unſtreitig eine der mächtigſten jenſeits des Rheines. Die Handwerker bilden den Kern einer Unglaubens-Armee, die vielleicht nicht ſonderlich disciplinirt, aber in doctrineller Beziehung ganz vorzüglich einexercirt iſt. Dieſe deutſchen Handwerker bekennen ſich größtentheils zum craſſeſten Atheismus, und ſie ſind gleichſam verdammt, dieſer troſtloſen Negation zu huldigen, wenn ſie nicht in einen Widerſpruch mit ihrem Princip und ſomit in völlige Ohnmacht verfallen wollen. Dieſe Cohorten der Zerſtörung, dieſe Sapeure, deren Art das ganze geſellſchaftliche Gebäude bedroht, ſind den Gleichmachern und Umwälzern in andern Ländern unendlich überlegen, wegen der ſchrecklichen Con-

ſequenz ihrer Doctrin; denn in dem Wahnſinn, der ſie antreibt, iſt, wie Polonius ſagen würde, Methode.

Das Verdienſt, jene grauenhaften Erſcheinungen, welche erſt ſpäter eintrafen, in meinem Buche de l'Allemagne lange vorausgeſagt zu haben, iſt nicht von großem Belange. Ich konnte leicht prophezeien, welche Lieder einſt in Deutſchland gepfiffen und gezwitſchert werden dürften, denn ich ſah die Vögel ausbrüten, welche ſpäter die neuen Sangesweiſen anſtimmten. Ich ſah, wie Hegel mit ſeinem faſt komiſch ernſthaften Geſichte als Bruthenne auf den fatalen Eiern ſaß, und ich hörte ſein Gackern. Ehrlich geſagt, ſelten verſtand ich ihn, und erſt durch ſpäteres Nachdenken gelangte ich zum Verſtändniß ſeiner Worte. Ich glaube, er wollte gar nicht verſtanden ſein, und daher ſein verclauſulirter Vortrag, daher vielleicht auch ſeine Vorliebe für Perſonen, von denen er wußte, daß ſie ihn nicht verſtänden, und denen er um ſo bereitwilliger die Ehre ſeines nähern Umgangs gönnte. So wunderte ſich jeder in Berlin über den intimen Verkehr des tiefſinnigen Hegel mit dem verſtorbenen Heinrich Beer, einem Bruder des durch ſeinen Ruhm allgemein bekannten und von den geiſtreichſten Journaliſten gefeierten Giacomo Meyerbeer. Jener Beer, nämlich der Heinrich, war ein ſchier unkluger Geſell, der auch wirklich ſpäterhin von ſeiner Familie für blödſinnig erklärt und unter Curatel geſetzt wurde, weil er anſtatt ſich durch ſein großes Vermögen einen Namen zu machen in der Kunſt oder Wiſſenſchaft, vielmehr für läppiſche Schnurrpfeifereien ſeinen Reichthum vergeudete und z. B. eines Tags für ſechstauſend Thaler Spazierſtöcke gekauft hatte. Dieſer arme Menſch, der weder für einen großen Tragödiendichter, noch für einen großen Sterngucker, oder für ein lorbeerbekränztes muſikaliſches Genie, einen Nebenbuhler von Mozart und Roſſini, gelten wollte und lieber ſein Geld für Spazierſtöcke ausgab — dieſer aus der Art geſchlagene Beer genoß den vertrauteſten Umgang Hegel's, er war der Intimus des Philoſophen, ſein Pylades, und begleitete ihn überall wie ſein Schatten. Der eben ſo witzige wie talentbegabte Felix Mendelsſohn ſuchte einſt dieſes Phänomen zu erklären, indem er behauptete: Hegel verſtände den Heinrich Beer nicht. Ich glaube aber jetzt, der wirkliche Grund jenes intimen Umgangs beſtand darin, daß Hegel überzeugt war, Heinrich Beer verſtände nichts von allem was er ihn reden höre, und er konnte daher in ſeiner Gegenwart ſich ungenirt allen Geiſtesergießungen des Moments überlaſſen. Ueberhaupt war das Geſpräch von Hegel immer eine Art von Monolog, ſtoßweis hervorgeſeufzt mit klangloſer Stimme; das Barocke der Ausdrücke frappirte mich oft, und von letztern blieben mir viele im Gedächtniß. Eines ſchönen hellgeſtirnten Abends ſtanden wir beide neben einander am Fenſter, und ich, ein zweiundzwanzigjähriger junger Menſch, ich *hatte eben* gut gegeſſen und Kaffee getrunken, und ich ſprach mit Schwärmerei

von den Sternen, und nannte ſie den Aufenthalt der Seligen. Der Meiſter aber brümmelte vor ſich hin: „Die Sterne, hum! hum! die Sterne ſind nur ein leuchtender Ausſatz am Himmel.“ Um Gotteswillen — rief ich — es giebt alſo droben kein glückliches Local, um dort die Tugend nach dem Tode zu belohnen? Jener aber, indem er mich mit ſeinen bleichen Augen ſtier anſah, ſagte ſchneidend: „Sie wollen alſo noch ein Trinkgeld dafür haben, daß Sie Ihre kranke Mutter gepflegt und Ihren Herrn Bruder nicht vergiftet haben?“ — Bei dieſen Worten ſah er ſich ängſtlich um, doch er ſchien gleich wieder beruhigt, als er bemerkte, daß nur Heinrich Beer herangetreten war, um ihn zu einer Partie Whiſt einzuladen.

Wie ſchwer das Verſtändniß der Hegel'ſchen Schriften iſt, wie leicht man ſich hier täuſchen kann, und zu verſtehen glaubt, während man nur dialektiſche Formeln nachzuconſtruiren gelernt, das merkte ich erſt viele Jahre ſpäter hier in Paris, als ich mich damit beſchäftigte, aus dem abſtracten Schul-Idiom jene Formeln in die Mutterſprache des geſunden Verſtandes und der allgemeinen Verſtändlichkeit, in's Franzöſiſche, zu überſetzen. Hier muß der Dollmetſch beſtimmt wiſſen, was er zu ſagen hat, und der verſchämteſte Begriff iſt gezwungen, die myſtiſchen Gewänder fallen zu laſſen und ſich in ſeiner Nacktheit zu zeigen. Ich hatte nämlich den Vorſatz gefaßt, eine allgemein verſtändliche Darſtellung der ganzen Hegel'ſchen Philoſophie zu verfaſſen, um ſie einer neuern Ausgabe meines Buches de l'Allemagne als Ergänzung deſſelben einzuverleiben. Ich beſchäftigte mich während zwei Jahren mit dieſer Arbeit, und es gelang mir nur mit Noth und Anſtrengung, den ſpröden Stoff zu bewältigen und die abſtracteſten Partien ſo populair als möglich vorzutragen. Doch als das Werk endlich fertig war, erfaßte mich bei ſeinem Anblick ein unheimliches Grauen, und es kam mir vor, als ob das Manuſcript mich mit fremden, ironiſchen, ja boshaften Augen anſähe. Ich war in eine ſonderbare Verlegenheit gerathen: Autor und Schrift paßten nicht mehr zuſammen. Es hatte ſich nämlich um jene Zeit der obenerwähnte Widerwille gegen den Atheismus ſchon meines Gemüthes bemeiſtert, und da ich mir geſtehen mußte, daß allen dieſen Gottloſigkeiten die Hegel'ſche Philoſophie den furchtbarſten Vorſchub geleiſtet, ward ſie mir äußerſt unbehaglich und fatal. Ich empfand überhaupt nie eine allzugroße Begeiſterung für dieſe Philoſophie, und von Ueberzeugung konnte in Bezug auf dieſelbe gar nicht die Rede ſein. Ich war nie abſtracter Denker, und ich nahm die Syntheſe der Hegel'ſchen Doctrin ungeprüft an, da ihre Folgerungen meiner Eitelkeit ſchmeichelten. Ich war jung und ſtolz, und es that meinem Hochmuth wohl, als ich von Hegel erfuhr, daß nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel reſidirt, ſondern ich ſelbſt hier auf Erden der liebe Gott ſei. Dieſer thörichte Stolz übte keineswegs einen verderblichen Einfluß auf

meine Gefühle, die er vielmehr bis zum Heroismus steigerte; und ich machte damals einen solchen Aufwand von Großmuth und Selbstaufopferung, daß ich dadurch die brillantesten Hochthaten jener guten Spießbürger der Tugend, die nur aus Pflichtgefühl handelten und nur den Gesetzen der Moral gehorchten, gewiß außerordentlich verdunkelte. War ich doch selber jetzt das lebende Gesetz der Moral und der Quell alles Rechtes und aller Befugniß. Ich war die Ursittlichkeit, ich war unsündbar, ich war die incarnirte Reinheit; die anrüchigsten Magdalenen wurden purificirt durch die läuternde und sühnende Macht meiner Liebesflammen, und fleckenlos wie Lilien und erröthend wie keusche Rosen, mit einer ganz neuen Jungfräulichkeit, gingen sie hervor aus den Umarmungen des Gottes. Diese Restaurationen beschädigter Magdthümer, ich gestehe es, erschöpften zuweilen meine Kräfte. Aber ich gab ohne zu feilschen, und unerschöpflich war der Born meiner Barmherzigkeit. Ich war ganz Liebe und war ganz frei von Haß. Ich rächte mich auch nicht mehr an meinen Feinden, da ich im Grunde keinen Feind mehr hatte oder vielmehr niemand als solchen anerkannte: für mich gab es jetzt nur noch Ungläubige, die an meiner Göttlichkeit zweifelten — Jede Unbill, die sie mir anthaten, war ein Sacrilegium, und ihre Schmähungen waren Blasphemien. Solche Gottlosigkeiten konnte ich freilich nicht immer ungeahndet lassen, aber alsdann war es nicht eine menschliche Rache, sondern die Strafe Gottes, die den Sünder traf. Bei dieser höhern Gerechtigkeitspflege unterdrückte ich zuweilen mit mehr oder weniger Mühe alles gemeine Mitleid. Wie ich keine Feinde besaß, so gab es für mich auch keine Freunde, sondern nur Gläubige, die an meine Herrlichkeit glaubten, die mich anbeteten, auch meine Werke lobten, sowohl die versificirten, wie die, welche ich in Prosa geschaffen, und dieser Gemeinde von wahrhaft Frommen und Andächtigen that ich sehr viel Gutes, zumal den jungen Devotinnen.

Aber die Repräsentationskosten eines Gottes, der sich nicht lumpen lassen will und weder Leib noch Börse schont, sind ungeheuer; um eine solche Rolle mit Anstand zu spielen, sind besonders zwei Dinge unentbehrlich: viel Geld und viel Gesundheit. Leider geschah es, daß eines Tages — im Februar 1848 — diese beiden Requisiten mir abhanden kamen, und meine Göttlichkeit gerieth dadurch sehr in Stocken. Zum Glück war das verehrungswürdige Publicum in jener Zeit mit so großen, unerhörten, fabelhaften Schauspielen beschäftigt, daß dasselbe die Veränderung, die damals mit meiner kleinen Person vorging, nicht besonders bemerken mochte. Ja, sie waren unerhört und fabelhaft, die Ereignisse in jenen tollen Februartagen, wo die Weisheit der Klügsten zu Schanden gemacht und die Auserwählten des Blödsinns auf's Schild gehoben wurden. Die Letzten wurden die Ersten, das Unterste kam zu oberst, sowohl die Dinge wie die Gedanken waren umgestürzt, es war wirk-

lich die verkehrte Welt. — Wäre ich in dieſer unſinnigen, auf den Kopf geſtellten Zeit ein vernünftiger Menſch geweſen, ſo hätte ich gewiß durch jene Ereigniſſe meinen Verſtand verloren, aber verrückt wie ich damals war, mußte das Gegentheil geſchehen, und ſonderbar! juſt in den Tagen des allgemeinen Wahnſinns kam ich ſelber wieder zur Vernunft! Gleich vielen anderen heruntergekommenen Göttern jener Umſturzperiode, mußte auch ich kümmerlich abdanken und in den menſchlichen Privatſtand wieder zurücktreten. Das war auch das Geſcheiteſte, das ich thun konnte. Ich kehrte zurück in die niedre Hürde der Gottesgeſchöpfe, und ich huldigte wieder der Allmacht eines höchſten Weſens, das den Geſchicken dieſer Welt vorſteht, und das auch hinfüro meine eignen irdiſchen Angelegenheiten leiten ſollte. Letztere waren während der Zeit, wo ich meine eigne Vorſehung war, in bedenkliche Verwirrung gerathen, und ich war froh, ſie gleichſam einem himmliſchen Intendanten zu übertragen, der ſie mit ſeiner Allwiſſenheit wirklich viel beſſer beſorgt. Die Exiſtenz eines Gottes ward ſeitdem für mich nicht blos ein Quell des Heils, ſondern ſie überhob mich auch aller jener quäleriſchen Rechnungsgeſchäfte, die mir ſo verhaßt, und ich verdanke ihr die größten Erſparniſſe. Wie für mich, brauche ich jetzt auch nicht mehr für andre zu ſorgen, und ſeit ich zu den Frommen gehöre, gebe ich faſt gar nichts mehr aus für Unterſtützung von Hülfsbedürftigen; — ich bin zu beſcheiden, als daß ich der göttlichen Fürſehung wie ehemals in's Handwerk pfuſchen ſollte, ich bin kein Gemeindeverſorger mehr, kein Nachäffer Gottes, und meinen ehemaligen Clienten habe ich mit frommer Demuth angezeigt, daß ich nur ein armſeliges Menſchengeſchöpf bin, eine ſeufzende Creatur, die mit der Weltregierung nichts mehr zu ſchaffen hat, und daß ſie ſich hinfüro in Noth und Trübſal an den Herrgott wenden müßten, der im Himmel wohnt, und deſſen Budget eben ſo unermeßlich wie ſeine Güte iſt, während ich armer Ergott ſogar in meinen göttlichſten Tagen, um meinen Wohlthätigkeitsgelüſten zu genügen, ſehr oft den Teufel an dem Schwanz ziehen mußte.

Tirer le diable par la queue iſt in der That einer der glücklichſten Ausdrücke der franzöſiſchen Sprache, aber die Sache ſelbſt war höchſt demüthigend für einen Gott. Ja, ich bin froh, meiner angemaßten Glorie entledigt zu ſein, und kein Philoſoph wird mir jemals wieder einreden, daß ich ein Gott ſei! Ich bin nur ein armer Menſch, der obendrein nicht mehr ganz geſund und ſogar ſehr krank iſt. In dieſem Zuſtand iſt es eine wahre Wohlthat für mich, daß es Jemand im Himmel giebt, dem ich beſtändig die Litanei meiner Leiden vorwimmern kann, beſonders nach Mitternacht, wenn Mathilde ſich zur Ruhe begeben, die ſie oft ſehr nöthig hat. Gottlob! in ſolchen Stunden bin ich nicht allein, und ich kann beten und flennen ſo viel ich will, und ohne mich zu geniren, und ich kann ganz mein Herz ausſchütten vor dem Allerhöchſten und ihm Manches vertrauen, was wir ſogar unſrer eignen Frau zu verſchweigen pflegen.

Nach obigen Geſtändniſſen wird der geneigte Leſer leichtlich begreifen, warum mir meine Arbeit über die Hegel'ſche Philoſophie nicht mehr behagte. Ich ſah gründlich ein, daß der Druck derſelben weder dem Publicum noch dem Autor heilſam ſein konnte; ich ſah ein, daß die magerſten Spittelſuppen der chriſtlichen Barmherzigkeit für die verſchmachtende Menſchheit noch immer erquicklicher ſein dürften, als das gekochte graue Spinnweb der Hegel'ſchen Dialektik; — ja ich will Alles geſtehen, ich bekam auf einmal eine große Furcht vor den ewigen Flammen — es iſt freilich ein Aberglaube, aber ich hatte Furcht — und an einem ſtillen Winterabend, als eben in meinem Kamin ein ſtarkes Feuer brannte, benutzte ich die ſchöne Gelegenheit, und ich warf mein Manuſcript über die Hegel'che Philoſophie in die lodernde Gluth; die brennenden Blätter flogen hinauf in den Schlot mit einem ſonderbaren kichernden Geknifter.

Gottlob, ich war ſie los! Ach könnte ich doch alles, was ich einſt über deutſche Philoſophie drucken ließ, in derſelben Weiſe vernichten! Aber das iſt unmöglich, und da ich nicht einmal den Wiederabdruck bereits vergriffener Bücher verhindern kann, wie ich jüngſt betrübſamlichſt erfahren, ſo bleibt mir nichts übrig, als öffentlich zu geſtehen, daß meine Darſtellung der deutſchen philoſophiſchen Syſteme, alſo fürnehmlich die erſten drei Abtheilungen meines Buches de l'Allemagne, die ſündhafteſten Irrthümer enthalten. Ich hatte die genannten drei Partien in einer deutſchen Verſion als ein beſonderes Buch drucken laſſen, und da die letzte Ausgabe deſſelben vergriffen war, und mein Buchhändler das Recht beſaß, eine neue Ausgabe zu veröffentlichen, ſo verſah ich das Buch mit einer Vorrede, woraus ich eine Stelle hier mittheile, die mich des traurigen Geſchäftes überhebt, in Bezug auf die erwähnten drei Partien der Allemagne mich beſonders auszuſprechen. Sie lautet wie folgt: „Ehrlich geſtanden, es wäre mir lieb, wenn ich das Buch ganz ungedruckt laſſen könnte. Es haben ſich nämlich ſeit dem Erſcheinen deſſelben meine Anſichten über manche Dinge, beſonders über göttliche Dinge, bedenklich geändert, und manches, was ich behauptete, widerſpricht jetzt meiner beſſern Ueberzeugung. Aber der Pfeil gehört nicht mehr dem Schützen, ſobald er von der Sehne des Bogens fortfliegt, und das Wort gehört nicht mehr dem Sprecher, ſobald es ſeiner Lippe entſprungen und gar durch die Preſſe vervielfältigt worden. Außerdem würden fremde Befugniſſe mir mit zwingendem Einſpruch entgegentreten, wenn ich das Buch ungedruckt ließe und meinen Geſammtwerken entzöge. Ich könnte zwar, wie manche Schriftſteller in ſolchen Fällen thun, zu einer Milderung der Ausdrücke, zu Verhüllungen durch Phraſe meine Zuflucht nehmen; aber ich haſſe im Grund meiner Seele die zweideutigen Worte, die heuchleriſchen Blumen, die feigen Feigenblätter. Einem ehrlichen Manne bleibt aber unter allen Umſtänden das unveräußerliche Recht, ſeinen Irrthum

offen zu gestehen, und ich will es ohne Scheu hier ausüben. Ich bekenne daher unumwunden, daß Alles, was in diesem Buche namentlich auf die große Gottesfrage Bezug hat, ebenso falsch wie unbesonnen ist. Ebenso unbesonnen wie falsch ist die Behauptung, die ich der Schule nachsprach, daß der Deismus in der Theorie zu Grunde gerichtet sei und sich nur noch in der Erscheinungswelt kümmerlich hinfriste. Nein, es ist nicht wahr, daß die Vernunftkritik, welche die Beweisthümer für das Dasein Gottes, wie wir dieselben seit Anselm von Canterbury kennen, zernichtet hat, auch dem Dasein Gottes selber ein Ende gemacht habe. Der Deismus lebt, lebt sein lebendigstes Leben, er ist nicht todt, und am allerwenigsten hat ihn die neueste deutsche Philosophie getödtet. Diese spinnwebige Berliner Dialektik kann keinen Hund aus dem Ofenloch locken, sie kann keine Katze tödten, wie viel weniger einen Gott. Ich habe es am eignen Leibe erprobt, wie wenig gefährlich ihr Umbringen ist; sie bringt immer um, und die Leute bleiben dabei am Leben. Der Thürhüter der Hegel'schen Schule, der grimme Ruge, behauptete einst steif und fest, oder vielmehr fest und steif, daß er mich mit seinem Portièrstock in den Hallischen Jahrbüchern todt geschlagen habe, und doch zur selben Zeit ging ich umher auf den Boulevards von Paris, frisch und gesund und unsterblicher als je. Der arme, brave Ruge! er selber konnte sich später nicht des ehrlichsten Lachens enthalten, als ich ihm hier in Paris das Geständniß machte, daß ich die fürcherlichen Todtschlagblätter, die Hallischen Jahrbücher, nie zu Gesicht bekommen hatte, und sowohl meine vollen rothen Backen, als auch der gute Appetit, womit ich Austern schluckte, überzeugten ihn, wie wenig mir der Name einer Leiche gebührte. In der That, ich war damals noch gesund und feist, ich stand im Zenith meines Fettes, und war so übermüthig wie der König Nebucadnezar vor seinem Sturze.

„Ach! einige Jahre später ist eine leibliche und geistige Veränderung eingetreten. Wie oft seitdem denke ich an die Geschichte dieses babylonischen Königs, der sich selbst für den lieben Gott hielt, aber von der Höhe seines Dünkels erbärmlich herabstürzte, wie ein Thier am Boden kroch und Gras aß — (es wird wohl Salat gewesen sein). In dem prachtvoll grandiosen Buch Daniel steht diese Legende, die ich nicht blos dem guten Ruge, sondern auch meinem noch viel verstocktern Freunde Marx, ja auch den Herren Feuerbach, Daumer, Bruno Bauer, Hengstenberg und wie sie sonst heißen mögen, diese gottlosen Selbstgötter, zur erbaulichen Beherzigung empfehle. Es stehen überhaupt noch viele schöne und merkwürdige Erzählungen in der Bibel, die ihrer Beachtung werth wären, z. B. gleich im Anfang die Geschichte von dem verbotenen Baume im Paradiese und von der Schlange, der kleinen Privatdocentin, die schon sechstausend Jahre vor Hegel's Geburt die ganze Hegel'sche Philosophie vortrug. Dieser Blaustrumpf ohne Füße zeigte sehr

ſcharfſinnig, wie das Abſolute in der Identität von Sein und Wiſſen beſteht, wie der Menſch zum Gotte werde durch die Erkenntniß, oder was daſſelbe iſt, wie Gott im Menſchen zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt gelange. — Dieſe Formel iſt nicht ſo klar wie die urſprünglichen Worte: wenn ihr vom Baume der Erkenntniß genoſſen, werdet ihr wie Gott ſein! Frau Eva verſtand von der ganzen Demonſtration nur das Eine, daß die Frucht verboten ſei, und weil ſie verboten, aß ſie davon, die gute Frau. Aber kaum hatte ſie den lockenden Apfel gegeſſen, ſo verlor ſie ihre Unſchuld, ihre naive Unmittelbarkeit, ſie fand, daß ſie viel zu nackend ſei für eine Perſon von ihrem Stande, die Stammmutter ſo vieler künftiger Kaiſer und Könige, und ſie verlangte ein Kleid. Freilich nur ein Kleid von Feigenblättern, weil damals noch keine Lyoner Seidenfabrikanten geboren waren, und weil es auch im Paradieſe noch keine Putzmacherinnen und Modehändlerinnen gab — o Paradies! Sonderbar, ſo wie das Weib zum denkenden Selbſtbewußtſein kommt, iſt ihr erſter Gedanke ein neues Kleid! Auch dieſe bibliſche Geſchichte, zumal die Rede der Schlange, kommt mir nicht aus dem Sinn, und ich möchte ſie als Motto dieſem Buche voranſetzen, in derſelben Weiſe, wie man oft vor fürſtlichen Gärten eine Tafel ſieht mit der warnenden Aufſchrift: Hier liegen Fußangeln und Selbſtſchüſſe."

Nach der Stelle, welche ich hier citirt, folgen Geſtändniſſe über den Einfluß, den die Lectüre der Bibel auf meine ſpätere Geiſtesevolution ausübte. Die Wiedererweckung meines religiöſen Gefühls verdanke ich jenem heiligen Buche, und daſſelbe ward für mich eben ſo ſehr eine Quelle des Heils, als ein Gegenſtand der frömmigſten Bewunderung. Sonderbar! Nachdem ich mein ganzes Leben hindurch mich auf allen Tanzböden der Philoſophie herumgetrieben, allen Orgien des Geiſtes mich hingegeben, mit allen möglichen Syſtemen gebuhlt, ohne befriedigt worden zu ſein, wie Meſſaline nach einer lüderlichen Nacht — jetzt befinde ich mich plötzlich auf demſelben Standpunkt, worauf auch der Onkel Tom ſteht, auf dem der Bibel, und ich knie neben dem ſchwarzen Betbruder nieder in derſelben Andacht —

Welche Demüthigung! mit all meiner Wiſſenſchaft habe ich es nicht weiter gebracht, als der arme unwiſſende Neger, der kaum buchſtabiren gelernt! Der arme Tom ſcheint freilich in dem heiligen Buche noch tiefere Dinge zu ſehen, als ich, dem beſonders die letzte Partie noch nicht ganz klar geworden. Tom verſteht ſie vielleiche beſſer, weil mehr Prügel darin vorkommen, nämlich jene unaufhörlichen Peitſchenhiebe, die mich manchmal bei der Lectüre der Evangelien und der Apoſtelgeſchichte ſehr unäſthetiſch anwiderten. So ein armer Negerſclave lieſt zugleich mit dem Rücken, und begreift daher viel beſſer als wir. Dagegen glaube ich mir ſchmeicheln zu dürfen, daß mir der Charakter des Moſes in der erſten Abtheilung des heiligen Buches einleuchtender aufge-

gangen sei. Diese große Figur hat mir nicht wenig imponirt. Welche Riesengestalt! Ich kann mir nicht vorstellen, daß Ok, König von Basan, größer gewesen sei. Wie klein erscheint der Sinai, wenn der Moses darauf steht! Dieser Berg ist nur das Postament, worauf die Füße des Mannes stehen, dessen Haupt in den Himmel hineinragt, wo er mit Gott spricht. Gott verzei mir die Sünde, manchmal wollte es mich bedünken, als sei dieser mosaische Gott nur der zurückgestrahlte Lichtglanz des Moses selbst, dem er so ähnlich sieht, ähnlich in Zorn und Liebe — Es wäre eine Sünde, es wäre Anthropomorphismus, wenn man eine solche Identität des Gottes und seines Propheten annähme — aber die Aehnlichkeit ist frappant.

Ich hatte Moses früher nicht sonderlich geliebt, wahrscheinlich weil der hellenische Geist in mir vorwaltend war, und ich dem Gesetzgeber der Juden seinen Haß gegen alle Bildlichkeit, gegen die Plastik, nicht verzieh. Ich sah nicht, daß Moses, trotz seiner Befeindung der Kunst, dennoch selber ein großer Künstler war und den wahren Künstlergeist besaß. Nur war dieser Künstlergeist bei ihm, wie bei seinen ägyptischen Landsleuten, nur auf das Colossale und Unverwüstliche gerichtet. Aber nicht wie die Aegypter formirte er seine Kunstwerke aus Backstein und Granit, sondern er baute Menschenpyramiden, er meißelte Menschen-Obelisken, er nahm einen armen Hirtenstamm und schuf daraus ein Volk, das ebenfalls den Jahrhunderten trotzen sollte, ein großes, ewiges, heiliges Volk, ein Volk Gottes, das allen andern Völkern als Muster, ja der ganzen Menschheit als Prototyp dienen konnte; er schuf Israel! Mit größerm Rechte als der römische Dichter darf jener Künstler, der Sohn Amram's und der Hebamme Jochebet, sich rühmen, ein Monument errichtet zu haben, das alle Bildungen aus Erz überdauern wird!

Wie über den Werkmeister, hab' ich auch über das Werk, die Juden nie mit hinlänglicher Ehrfurcht gesprochen, und zwar gewiß wieder meines hellenischen Naturells wegen, dem der judäische Aesthetismus zuwider war. Meine Vorliebe für Hellas hat seitdem abgenommen. Ich sehe jetzt, die Griechen waren nur schöne Jünglinge, die Juden aber waren immer Männer, gewaltige, unbeugsame Männer, nicht blos ehemals, sondern bis auf den heutigen Tag, trotz achtzehn Jahrhunderten der Verfolgung und des Elends. Ich habe sie seitdem besser würdigen gelernt, und wenn nicht jeder Geburtsstolz bei dem Kämpen der Revolution und ihrer demokratischen Principien ein närrischer Widerspruch wäre, so könnte der Schreiber dieser Blätter stolz darauf sein, daß seine Ahnen dem edlen Hause Israel angehörten, daß er ein Abkömmling jener Märtyrer, die der Welt einen Gott und eine Moral gegeben, und auf allen Schlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten haben.

Die Geschichte des Mittelalters und selbst der modernen Zeit hat selten in ihre Tagesberichte die Namen solcher Ritter des heiligen Geistes eingezeichnet,

denn ſie fochten gewöhnlich mit verſchloſſenem Viſir. Ebenſo wenig die Thaten der Juden, wie ihr eigentliches Weſen, ſind der Welt bekannt. Man glaubt ſie zu kennen, weil man ihre Bärte geſehen, aber mehr kam nie von ihnen zum Vorſchein, und wie im Mittelalter ſind ſie auch noch in der modernen Zeit ein wandelndes Geheimniß. Es mag enthüllt werden an dem Tage, wovon der Prophet geweiſſagt, daß es alsdann nur noch einen Hirten und eine Heerde geben wird, und der Gerechte, der für das Heil der Menſchheit geduldet, ſeine glorreiche Anerkennung empfängt.

Man ſieht, ich, der ich ehemals den Homer zu citiren pflegte, ich citire jetzt die Bibel, wie der Onkel Tom. In der That, ich verdanke ihr viel. Sie hat, wie ich oben geſagt, das religiöſe Gefühl wieder in mir erweckt; und dieſe Wiedergeburt des religiöſen Gefühls genügte dem Dichter, der vielleicht weit leichter als andre Sterbliche der poſitiven Glaubensdogmen entbehren kann. Er hat die Gnade, und ſeinem Geiſt erſchließt ſich die Symbolik des Himmels und der Erde; er bedarf dazu keines Kirchenſchlüſſels. Die thörichtſten und widerſprechendſten Gerüchte ſind in dieſer Beziehung über mich in Umlauf gekommen. Sehr fromme aber nicht ſehr geſcheute Männer des proteſtantiſchen Deutſchlands haben mich dringend befragt, ob ich dem lutheriſch evangeliſchen Bekenntniſſe, zu welchem ich mich bisher nur in lauer, officieller Weiſe bekannte, jetzt, wo ich krank und gläubig geworden, mit größerer Sympathie als zuvor zugethan ſei? Nein, Ihr lieben Freunde, es iſt in dieſer Beziehung keine Aenderung mit mir vorgegangen, und wenn ich überhaupt dem evangeliſchen Glauben angehörig bleibe, ſo geſchieht es, weil er mich auch jetzt durchaus nicht genirt, wie er mich früher nie allzuſehr genirte. Freilich, ich geſtehe es aufrichtig, als ich mich in Preußen und zumal in Berlin befand, hätte ich, wie manche meiner Freunde, mich gern von jedem kirchlichen Bande beſtimmt losgeſagt, wenn nicht die dortigen Behörden jedem, der ſich zu keiner von den ſtaatlich privilegirten poſitiven Religionen bekannte, den Aufenthalt in Preußen und zumal in Berlin verweigerten. Wie Henri IV. einſt lachend ſagte: Paris vaut bien une messe, ſo konnte ich mit Fug ſagen: Berlin vaut bien un prêche, und ich konnte mir, nach wie vor, das ſehr aufgeklärte und von jedem Aberglauben filtrirte Chriſtenthum gefallen laſſen, das man damals ſogar ohne Gottheit Chriſti, wie Schildkrötenſuppe ohne Schildkröte, in den Berliner Kirchen haben konnte. Zu jener Zeit war ich ſelbſt noch ein Gott, und keine der poſitiven Religionen hatte mehr Werth für mich als die andere; ich konnte aus Courtoiſie ihre Uniformen tragen, wie z. B. der ruſſiſche Kaiſer ſich in einen preußiſchen Gardeofficier verkleidet, wenn er dem König von Preußen die Ehre erzeigt, einer Revüe in Potsdam beizuwohnen.

Jetzt, wo durch das Wiedererwachen des religiöſen Gefühls, ſo wie auch durch meine körperlichen Leiden, mancherlei Veränderungen in mir vorgegangen

— entſpricht jetzt die lutheriſche Glaubens-Uniform einigermaßen meinem innerſten Gedanken? In wie weit iſt das officielle Bekenntniß zur Wahrheit geworden? Solcher Frage will ich durch keine directe Beantwortung begegnen, ſie ſoll mir nur eine Gelegenheit bieten, die Verdienſte zu beleuchten, die ſich der Proteſtantismus, nach meiner jetzigen Einſicht, um das Heil der Welt erworben; und man mag danach ermeſſen, inwiefern ihm eine größere Sympathie von meiner Seite gewonnen ward.

Früherhin, wo die Philoſophie ein überwiegendes Intereſſe für mich hatte, wußte ich den Proteſtantismus nur wegen der Verdienſte zu ſchätzen, die er ſich durch die Eroberung der Denkfreiheit erworben, die doch der Boden iſt, auf welchem ſich ſpäter Leibnitz, Kant und Hegel bewegen konnten — Luther, der gewaltige Mann mit der Axt, mußte dieſen Kriegern vorangehen und ihnen den Weg bahnen. In dieſer Beziehung habe ich auch die Reformation als den Anfang der deutſchen Philoſophie gewürdigt und meine kampfluſtige Parteinahme für den Proteſtantismus juſtificirt. Jetzt, in meinen ſpätern und reifern Tagen, wo das religiöſe Gefühl wieder überwältigend in mir aufwogt, und der geſcheiterte Metaphyſiker ſich an die Bibel feſtklammert: jetzt würdige ich den Proteſtantismus ganz abſonderlich ob der Verdienſte, die er ſich durch die Auffindung und Verbreitung des heiligen Buches erworben. Ich ſage die Auffindung, denn die Juden, die daſſelbe aus dem großen Brande des zweiten Tempels gerettet, und es im Exile gleichſam wie ein portatives Vaterland mit ſich herumſchleppten, das ganze Mittelalter hindurch, ſie hielten dieſen Schatz ſorgſam verborgen in ihrem Ghetto, wo die deutſchen Gelehrten, Vorgänger und Beginner der Reformation, hinſchlichen um Hebräiſch zu lernen, um den Schlüſſel zu der Truhe zu gewinnen, welche den Schatz barg. Ein ſolcher Gelehrter war der fürtreffliche Reuchlinus, und die Feinde deſſelben, die Hochſtraaten u. Comp. in Cöln, die man als blödſinnige Dunkelmänner darſtellte, waren keineswegs ſo ganz dumme Tröpfe, ſondern ſie waren ferniſichtige Inquiſitoren, welche das Unheil, das die Bekanntſchaft mit der heiligen Schrift für die Kirche herbeiführen würde, wohl vorausſahen: daher ihr Verfolgungseifer gegen alle hebräiſche Schriften, die ſie ohne Ausnahme zu verbrennen riethen, während ſie die Dollmetſcher dieſer heiligen Schriften, die Juden, durch den verhetzten Pöbel auszurotten ſuchten. Jetzt, wo die Motive jener Vorgänge aufgedeckt liegen, ſieht man, wie jeder im Grunde Recht hatte. Die Cölner Dunkelmänner glaubten das Seelenheil der Welt bedroht, und alle Mittel, ſowohl Lüge als Mord, dünkten ihnen erlaubt, zumal in Betreff der Juden. Das arme niedere Volk, die Kinder des Erb-Elends, haßte die Juden ſchon wegen ihrer aufgehäuften Schätze, und was heutzutage der Haß der Proletarier gegen die Reichen überhaupt genannt wird, hieß ehemals Haß gegen die Juden. In der That, da dieſe letztern, ausgeſchloſſen von jedem Grund-

beſitz und jedem Erwerb durch Handwerk, nur auf den Handel und die Geldgeſchäfte angewieſen waren, welche die Kirche für Rechtgläubige verpönte, ſo waren ſie, die Juden, geſetzlich dazu verdammt, reich, gehaßt und ermordet zu werden. Solche Ermordungen freilich trugen in jenen Zeiten noch einen religiöſen Deckmantel, und es hieß, man müſſe diejenigen tödten, die einſt unſern Herrgott getödtet. Sonderbar! eben das Volk, das der Welt einen Gott gegeben, und deſſen ganzes Leben nur Gottesandacht athmete, ward als Deicide verſchrien! Die blutige Parodie eines ſolchen Wahnſinns ſahen wir beim Ausbruch der Revolution von Sanct Domingo, wo ein Negerhaufen, der die Pflanzungen mit Mord und Brand heimſuchte, einen ſchwarzen Fanatiker an ſeiner Spitze hatte, der ein ungeheures Crucifix trug und blutdürſtig ſchrie: Die Weißen haben Chriſtum getödtet, laßt uns alle Weißen todtſchlagen!

Ja, den Juden, denen die Welt ihren Gott verdankt, verdankt ſie auch deſſen Wort, die Bibel; ſie haben ſie gerettet aus dem Bankerott des römiſchen Reichs, und in der tollen Raufzeit der Völkerwanderung bewahrten ſie das theure Buch, bis es der Proteſtantismus bei ihnen aufſuchte und das gefundene Buch in die Landesſprachen überſetzte und in alle Welt verbreitete. Dieſe Verbreitung hat die ſegensreichſten Früchte hervorgebracht, und dauert noch bis auf heutigen Tag, wo die Propaganda der Bibelgeſellſchaft eine providentielle Sendung erfüllt, die bedeutſamer iſt und jedenfalls ganz andere Folgen haben wird, als die frommen Gentlemen dieſer britiſchen Chriſtenthums-Speditions-Societät ſelber ahnen. Sie glauben eine kleine enge Dogmatik zur Herrſchaft zu bringen und wie das Meer, auch den Himmel zu monopoliſiren, denſelben zur britiſchen Kirchendomaine zu machen: und ſiehe! ſie fördern, ohne es zu wiſſen, den Untergang aller proteſtantiſchen Sekten, die alle in der Bibel ihr Leben haben und in einem allgemeinen Bibelthume aufgehen. Sie fördern die große Demokratie, wo jeder Menſch nicht blos König, ſondern auch Biſchof in ſeiner Hausburg ſein ſoll; indem ſie die Bibel über die ganze Erde verbreiten, ſie ſozuſagen der ganzen Menſchheit durch merkantiliſche Kniffe, Schmuggel und Tauſch, in die Hände ſpielen und der Exegeſe, der individuellen Vernunft überliefern, ſtiften ſie das große Reich des Geiſtes, das Reich des religiöſen Gefühls, der Nächſtenliebe, der Reinheit und der wahren Sittlichkeit, die nicht durch dogmatiſche Begriffsformeln gelehrt werden kann, ſondern durch Bild und Beiſpiel, wie dergleichen enthalten iſt in dem ſchönen heiligen Erziehungsbuche für kleine und große Kinder, in der Bibel.

Es iſt für den beſchaulichen Denker ein wunderbares Schauſpiel, wenn er die Länder betrachtet, wo die Bibel ſchon ſeit der Reformation ihren bildenden Einfluß ausgeübt auf die Bewohner, und ihnen in Sitte, Denkungsart und Gemüthlichkeit jenen Stempel des paläſtiniſchen Lebens aufgeprägt hat, das in dem alten wie in dem neuen Teſtamente ſich bekundet. Im Norden von

Europa und Amerika, namentlich in den ſcandinaviſchen und angloſächſiſchen, überhaupt in germaniſchen und einigermaßen auch in celtiſchen Landen, hat ſich das Paläſtinathum ſo geltend gemacht, daß man ſich dort unter Juden verſetzt zu ſehen glaubt. Z. B. die proteſtantiſchen Schotten, ſind ſie nicht Hebräer, deren Namen überall bibliſch, deren Cant ſogar etwas jeruſalemitiſch-phariſäiſch klingt, und deren Religion nur ein Judenthum iſt, welches Schweinefleiſch frißt? So iſt es auch mit manchen Provinzen Norddeutſchlands und mit Dänemark; ich will gar nicht reden von den meiſten neuen Gemeinden der vereinigten Staaten, wo man das altteſtamentariſche Leben pedantiſch nachäfft. Letzteres erſcheint hier wie daguerreotypirt, die Conturen ſind ängſtlich richtig, doch alles iſt grau in grau, und es fehlt der ſonnige Farbenſchmelz des gelobten Landes. Aber die Caricatur wird einſt ſchwinden, das Echte, Unvergängliche und Wahre, nemlich die Sittlichkeit des alten Judenthums, wird in jenen Ländern ebenſo gotterfreulich blühen, wie einſt am Jordan und auf den Höhen des Libanons. Man hat keine Palme und Kameele nöthig, um gut zu ſein, und Gutſein iſt beſſer denn Schönheit.

Vielleicht liegt es nicht blos in der Bildungsfähigkeit der erwähnten Völker, daß ſie das jüdiſche Leben in Sitte und Denkweiſe ſo leicht in ſich aufgenommen. Der Grund dieſes Phänomens iſt vielleicht auch in dem Charakter des jüdiſchen Volks zu ſuchen, das immer ſehr große Wahlverwandtſchaft mit dem Charakter der germaniſchen und einigermaßen auch der celtiſchen Race hatte. Judäa erſchien mir immer wie ein Stück Occident, das ſich mitten in den Orient verloren. In der That, mit ſeinem ſpiritualiſtiſchen Glauben, ſeinen ſtrengen, keuſchen, ſogar aſcetiſchen Sitten, kurz mit ſeiner abſtracten Innerlichkeit, bildete dieſes Land und ſein Volk immer den ſonderbarſten Gegenſatz zu den Nachbar-Ländern und Nachbar-Völkern, die den üppig bunteſten und brünſtigſten Naturcultus huldigend, im bachantiſchen Sinnenjubel ihr Daſein verluderten. Iſrael ſaß fromm unter ſeinem Feigenbaum und ſang das Lob des unſichtbaren Gottes und übte Tugend und Gerechtigkeit, während in den Tempeln von Babel, Ninive, Sidon und Tyrus jene blutigen und unzüchtigen Orgien gefeiert wurden, ob deren Beſchreibung uns noch jetzt das Haar ſich ſträubt! Bedenkt man dieſe Umgebung, ſo kann man die frühe Größe Iſraels nicht genug bewundern. Von der Freiheitsliebe Iſraels, während nicht blos in ſeiner Umgebung, ſondern bei allen Völkern des Alterthums, ſogar bei den philoſophiſchen Griechen, die Sclaverei juſtificirt war und in Blüthe ſtand, will ich gar nicht reden, um die Bibel nicht zu compromittiren bei den jetzigen Gewalthabern. Es giebt wahrhaftig keinen Socialiſten, der terroriſtiſcher wäre als unſer Herr und Heiland, und bereits Moſes war ein ſolcher Socialiſt, obaleich er, als ein praktiſcher Mann, beſtehende Gebräuche, namentlich in [illegible] a auf das Eigenthum, nur umzumo-

deln ſuchte. Ja, ſtatt mit dem Unmöglichen zu ringen, ſtatt die Abſchaffung des Eigenthums tollköpfig zu decretiren, erſtrebte Moſes nur die Moraliſation deſſelben, er ſuchte das Eigenthum in Einklang zu bringen mit der Sittlichkeit, mit dem wahren Vernunftrecht, und ſolches bewirkte er durch die Einführung des Jubeljahrs, wo jedes aliénirte Erbgut, welches bei einem ackerbauenden Volke immer Grundbeſitz war, an den urſprünglichen Eigenthümer zurückfiel, gleichviel in welcher Weiſe daſſelbe veräußert worden. Dieſe Inſtitution bildet den entſchiedenſten Gegenſatz zu der „Verjährung" bei den Römern, wo nach Ablauf einer gewiſſen Zeit der factiſche Beſitzer eines Gutes von dem legitimen Eigenthümer nicht mehr zur Rückgabe gezwungen werden kann, wenn letzterer nicht zu beweiſen vermag, während jener Zeit eine ſolche Reſtitution in gehöriger Form begehrt zu haben. Dieſe letzte Bedingniß ließ der Chicane offnes Feld, zumal in einem Staate, wo Despotismus und Jurisprudenz blühte und dem ungerechten Beſitzer alle Mittel der Abſchreckung, beſonders dem Armen gegenüber, der die Streitkoſten nicht erſchwingen kann, zu Gebote ſtehn. Der Römer war zugleich Soldat und Advocat, und das Fremdgut, das er mit dem Schwerte erbeutet, wußte er durch Zungendreſcherei zu vertheidigen. Nur ein Volk von Räubern und Caſuiſten konnte die Proſcription, die Verjährung, erfinden und dieſelbe conſacriren in jenem abſcheulichſten Buche, welches die Bibel des Teufels genannt werden kann, im Codex des römiſchen Civilrechts, der leider noch jetzt herrſchend iſt.

Ich habe oben von der Verwandtſchaft geſprochen, welche zwiſchen Juden und Germanen, die ich einſt „die beiden Völker der Sittlichkeit" nannte, ſtattfindet, und in dieſer Beziehung erwähne ich auch als einen merkwürdigen Zug den ethiſchen Unwillen, womit das alte deutſche Recht die Verjährung ſtigmatiſirt; in dem Munde des niederſächſiſchen Bauers lebt noch heute das rührend ſchöne Wort: „Hundert Jahr Unrecht machen nicht ein Jahr Recht." Die moſaiſche Geſetzgebung proteſtirt noch entſchiedener durch die Inſtitution des Jubeljahrs. Moſes wollte nicht das Eigenthum abſchaffen, er wollte vielmehr, daß jeder deſſen beſäße, damit niemand durch Armuth ein Knecht mit knechtiſcher Geſinnung ſei. Freiheit war immer des großen Emancipators letzter Gedanke, und dieſer athmet und flammt in allen ſeinen Geſetzen, die den Pauperismus betreffen. Die Sclaverei ſelbſt haßte er über alle Maßen, ſchier ingrimmig, aber auch dieſe Unmenſchlichkeit konnte er nicht ganz vernichten, ſie wurzelte noch zu ſehr im Leben jener Urzeit, und er mußte ſich darauf beſchränken, das Schickſal der Sclaven geſetzlich zu mildern, den Loskauf zu erleichtern und die Dienſtzeit zu beſchränken. Wollte aber ein Sclave, den das Geſetz endlich befreite, durchaus nicht das Haus des Herrn verlaſſen, ſo befahl Moſes, daß der unverbeſſerliche ſerville Lump mit dem Ohr an den

Thürpfosten des herrschaftlichen Hauses angenagelt würde, und nach dieser schimpflichen Ausstellung war er verdammt, auf Lebenszeit zu dienen. O Moses, unser Lehrer, Mosche Rabenu, hoher Bekämpfer der Knechtschaft, reiche mir Hammer und Nägel, daß ich unsre gemüthlichen Sclaven in schwarzrothgoldner Livree mit ihren langen Ohren festnagle an das Brandenburger Thor!

Ich verlasse den Ocean allgemeiner religiös-moralisch-historischer Betrachtungen, und lenke mein Gedankenschiff wieder bescheiden in das stille Binnenlandgewässer, wo der Autor so treu sein eignes Bild abspiegelt.

Ich habe oben erwähnt, wie protestantische Stimmen aus der Heimath, in sehr indiscret gestellten Fragen, die Vermuthung ausdrückten, als ob bei dem Wiedererwachen meines religiösen Gefühls auch der Sinn für das Kirchliche in mir stärker geworden. Ich weiß nicht, in wie weit ich merken ließ, daß ich weder für ein Dogma noch für irgend einen Cultus außerordentlich schwärme und ich in dieser Beziehung derselbe geblieben bin, der ich immer war. Ich mache dieses Geständniß jetzt auch, um einigen Freunden, die mit großem Eifer der römisch-katholischen Kirche zugethan sind, einen Irrthum zu benehmen, in den sie ebenfalls in Bezug auf meine jetzige Denkungsart verfallen sind. Sonderbar! zur selben Zeit, wo mir in Deutschland der Protestantismus die unverdiente Ehre erzeigte, mir eine evangelische Erleuchtung zuzutrauen, verbreitete sich auch das Gerücht, als sei ich zum katholischen Glauben übergetreten, ja manche guten Seelen versicherten, ein solcher Uebertritt habe schon vor vielen Jahren stattgefunden, und sie unterstützten ihre Behauptung mit der Angabe der bestimmtesten Details, sie nannten Zeit und Ort, sie gaben Tag und Datum an, sie bezeichneten mit Namen die Kirche, wo ich die Ketzerei des Protestantismus abgeschworen und den alleinseligmachenden römisch-katholisch-apostolischen Glauben angenommen haben sollte; es fehlte nur die Angabe, wie viel Glockengeläute und Schellengeklingel der Meßner bei dieser Feierlichkeit spendirte.

Wie sehr solches Gerücht Consistenz gewonnen, ersehe ich aus Blättern und Briefen, die mir zukommen, und ich gerathe fast in eine wehmütige Verlegenheit, wenn ich die wahrhafte Liebesfreude sehe, die sich in manchen Zuschriften so rührend ausspricht. Reisende erzählen mir, daß meine Seelenrettung sogar der Kanzelberedsamkeit Stoff geliefert. Junge katholische Geistliche wollen ihre homiletischen Erstlingsschriften meinem Patronate anvertrauen. Man sieht in mir ein künftiges Kirchenlicht. Ich kann nicht darüber lachen, denn der fromme Wahn ist so ehrlich gemeint — und was man auch den Zeloten des Katholicismus nachsagen mag, eins ist gewiß: sie sind keine Egoisten, sie bekümmern sich um ihre Nebenmenschen; leider oft ein Bischen zu viel. Jene falschen Gerüchte kann ich nicht der Böswilligkeit, sondern nur

dem Irrthum zuſchreiben; die unſchuldigſten Thatſachen hat hier gewiß nur der Zufall entſtellt. Es hat nämlich ganz ſeine Richtigkeit mit jener Angabe von Zeit und Ort, ich war in der That an dem genannten Tage in der genannten Kirche, die ſogar einſt eine Jeſuitenkirche geweſen, nämlich in Saint-Sulpice, und ich habe mich dort einem religiöſen Acte unterzogen — Aber dieſer Act war keine gehäſſige Abjuration, ſondern eine ſehr unſchuldige Conjugation; ich ließ nämlich dort meine Ehe mit meiner Gattin, nach der Civiltrauung, auch kirchlich einſegnen, weil meine Gattin, von erzkatholiſcher Familie, ohne ſolche Ceremonie ſich nicht gottgefällig genug verheirathet geglaubt hätte. Und ich wollte um keinen Preis bei dieſem theuren Weſen in den Anſchauungen der angebornen Religion eine Beunruhigung oder Störniß verurſachen.

Es iſt übrigens ſehr gut, wenn die Frauen einer poſitiven Religion anhängen. Ob bei den Frauen evangeliſcher Confeſſion mehr Treue zu finden, laſſe ich dahingeſtellt ſein. Jedenfalls iſt der Katholicismus der Frauen für den Gemahl ſehr heilſam. Wenn ſie einen Fehler begangen haben, behalten ſie nicht lange den Kummer darüber im Herzen, und ſobald ſie vom Prieſter Abſolution erhielten, ſind ſie wieder trällernd und aufgeheitert und verderben ſie ihrem Manne nicht die gute Laune oder Suppe durch kopfhängeriſches Nachgrübeln über eine Sünde, die ſie ſich verpflichtet halten, bis an ihr Lebensende durch grämliche Prüderie und zänkiſche Uebertugend abzubüßen. Auch noch in andrer Beziehung iſt die Beichte hier ſo nützlich: die Sünderin behält ihr furchtbares Geheimniß nicht lange laſtend im Kopfe, und da doch die Weiber am Ende alles ausplaudern müſſen, iſt es beſſer, ſie geſtehen gewiſſe Dinge nur ihrem Beichtiger, als daß ſie in die Gefahr gerathen, plötzlich in überwallender Zärtlichkeit oder Schwatzſucht oder Gewiſſensbiſſigkeit dem armen Gatten die fatalen Geſtändniſſe zu machen!

Der Unglauben iſt in der Ehe jedenfalls gefährlich, und ſo freigeiſtiſch ich ſelbſt geweſen, ſo durfte doch in meinem Hauſe nie ein frivoles Wort geſprochen werden. Wie ein ehrſamer Spießbürger lebte ich mitten in Paris, und deshalb, als ich heirathete, wollte ich auch kirchlich getraut werden, obgleich hier zu Lande die geſetzlich eingeführte Civil-Ehe hinlänglich von der Geſellſchaft anerkannt iſt. Meine liberalen Freunde grollten mir deshalb, und überſchütteten mich mit Vorwürfen, als hätte ich der Cleriſei eine zu große Conceſſion gemacht. Ihr Murrſinn über meine Schwäche würde ſich noch ſehr geſteigert haben, hätten ſie gewußt, wie viel größere Conceſſionen ich damals der ihnen verhaßten Prieſterſchaft machte. Als Proteſtant, der ſich mit einer Katholikin verheirathete, bedurfte ich, um von einem katholiſchen Prieſter kirchlich getraut zu werden, eine beſondere Dispens des Erzbiſchofs, der dieſe aber in ſolchen Fällen nur unter der Bedingung ertheilt, daß der Gatte ſich

ſchriftlich verpflichtet, die Kinder, die er zeugen würde, in der Religion ihrer Mutter erziehen zu laſſen. Es wird hierüber ein Revers ausgeſtellt, und wie ſehr auch die proteſtantiſche Welt über ſolchen Zwang ſchreit, ſo will mich bedünken, als ſei die katholiſche Prieſterſchaft ganz in ihrem Rechte, denn wer ihre einſegnende Garantie nachſucht, muß ſich auch ihren Bedingungen fügen. Ich fügte mich denſelben ganz de bonne foi, und ich wäre gewiß meiner Verpflichtung redlich nachgekommen. Aber unter uns geſagt, da ich wohl wußte, daß Kinderzeugen nicht meine Specialität iſt, ſo konnte ich beſagten Revers mit deſto leichterm Gewiſſen unterzeichnen, und als ich die Feder aus der Hand legte, kicherten in meinem Gedächtniß die Worte der ſchönen Ninon de Lenclos: O, le beau billet q'un Lechastre!

Ich will meinen Bekenntniſſen die Krone aufſetzen, indem ich geſtehe, daß ich damals, um die Dispens des Erzbiſchofes zu erlangen, nicht blos meine Kinder, ſondern ſogar mich ſelbſt der katholiſchen Kirche verſchrieben hätte — Aber der ogre de Rome, der wie das Ungeheuer in den Kindermährchen ſich die künftige Geburt für ſeine Dienſte ausbedingt, begnügte ſich mit den armen Kindern, die freilich nicht geboren wurden, und ſo blieb ich ein Proteſtant, nach wie vor, ein proteſtirender Proteſtant, und ich proteſtire gegen Gerüchte, die, ohne verunglimpfend zu ſein, dennoch zum Schaden meines guten Leumunds ausgebeutet werden können.

Ja, ich, der ich immer ſelbſt das aberwitzigſte Gerede, ohne mich viel darum zu bekümmern über mich hingehen ließ, ich habe mich zu obiger Berichtigung verpflichtet geglaubt, um der Partei des edlen Atta Troll, die noch immer in Deutſchland herumtroddelt, keinen Anlaß zu gewähren, in ihrer täppiſch treuloſen Weiſe meinen Wankelmuth zu beſammern und dabei wieder auf ihre eigne, unwandelbare, in der dickſten Bärenhaut eingenähte Charakterfeſtigkeit zu pochen. Gegen den armen ogre de Rome, gegen die römiſche Kirche, iſt alſo dieſe Reclamation nicht gerichtet. Ich habe längſt aller Befehdung derſelben entſagt, und längſt ruht in der Scheide das Schwert, das ich einſt zog im Dienſte einer Idee, und nicht einer Privatleidenſchaft. Ja, ich war in dieſem Kampf gleichſam ein officier de fortune, der ſich brav ſchlägt, aber nach der Schlacht oder nach dem Scharmützel keinen Tropfen Groll im Herzen bewahrt, weder gegen die bekämpfte Sache, noch gegen ihre Vertreter. Von fanatiſcher Feindſchaft gegen die römiſche Kirche kann bei mir nicht die Rede ſein, da es mir immer an jener Bornirtheit fehlt, die zu einer ſolchen Animoſität nöthig iſt. Ich kenne zu gut meine geiſtige Taille, um nicht zu wiſſen, daß ich einem Coloſſe, wie die Peterskirche iſt, mit meinem wüthendſten Anrennen wenig ſchaden dürfte; nur ein beſcheidener Handlanger konnte ich ſein bei dem langſamen Abtragen ſeiner Quadern, welches Geſchäft freilich doch noch viele Jahrhunderte dauern mag. Ich war zu ſehr Geſchichtskundiger,

als daß ich nicht die Rieſenhaftigkeit jenes Granitgebäudes erkannt hätte; — nennt es immerhin die Baſtille des Geiſtes, behauptet immerhin, dieſelbe werde jetzt nur noch von Invaliden vertheidigt: aber es iſt darum nicht minder wahr, daß auch dieſe Baſtille nicht ſo leicht einzunehmen wäre, und noch mancher junge Anſtürmer an ſeinen Wällen den Hals brechen wird. Als Denker, als Metaphyſiker, mußte ich immer der Conſequenz der römiſch-katholiſchen Dogmatik meine Bewunderung zollen; auch darf ich mich rühmen, weder das Dogma noch den Cultus je durch Witz und Spötterei bekämpft zu haben, und man hat mir zugleich zu viel Ehre und zu viel Unehre erzeigt, wenn man mich einen Geiſtesverwandten Voltaire's nannte. Ich war immer ein Dichter, und deshalb mußte ſich mir die Poeſie, welche in der Symbolik des katholiſchen Dogmas und Cultus blüht und lodert, viel tiefer als andern Leuten offenbaren, und nicht ſelten in meiner Jünglingszeit überwältigte auch mich die unendliche Süße, die geheimnißvoll ſelige Ueberſchwänglichkeit und ſchauerliche Todesluſt jener Poeſie: auch ich ſchwärmte manchmal für die hochgebenedeite Königin des Himmels, die Legenden ihrer Huld und Güte brachte ich in zierliche Reime, und meine erſte Gedichteſammlung enthält Spuren dieſer ſchönen Madonna-Periode, die ich in ſpätern Sammlungen lächerlich ſorgſam ausmerzte.

Die Zeit der Eitelkeit iſt vorüber, und ich erlaube Jedem, über dieſe Geſtändniſſe zu lächeln.

Ich brauche wohl nicht erſt zu geſtehen, daß in derſelben Weiſe, wie kein blinder Haß gegen die römiſche Kirche in mir waltete, auch keine kleinliche Rancune gegen ihre Prieſter in meinem Gemüthe niſten konnte: wer meine ſatiriſche Begabniß und die Bedürfniſſe meines parodirenden Uebermuths kennt, wird mir gewiß das Zeugniß ertheilen, daß ich die menſchlichen Schwächen der Cleriſei immer ſchonte, obgleich in meiner ſpätern Zeit die frommthuenden, aber dennoch ſehr biſſigen Ratten, die in den Sacriſteien Bayerns und Oeſterreichs herumraſcheln, das verfaulte Pfaffengeſchmeiß, mich oft genug zur Gegenwehr reizte. Aber ich bewahrte im zornigſten Ekel dennoch immer eine Ehrfurcht vor dem wahren Prieſterſtand, indem ich, in die Vergangenheit zurückblickend, der Verdienſte gedachte, die er ſich einſt um mich erwarb. Denn katholiſche Prieſter waren es, denen ich als Kind meinen erſten Unterricht verdankte; ſie leiteten meine erſten Geiſtesſchritte. Auch in der höhern Unterrichtsanſtalt zu Düſſeldorf, welche unter der franzöſiſchen Regierung das Lyceum hieß, waren die Lehrer faſt lauter katholiſche Geiſtliche, die ſich alle mit ernſter Güte meiner Geiſtesbildung annahmen; ſeit der preußiſchen Invaſion, wo auch jene Schule den preußiſch-griechiſchen Namen Gymnaſium annahm, wurden die Prieſter allmählich durch weltliche Lehrer erſetzt. Mit ihnen wurden auch ihre Lehrbücher abgeſchafft, die kurzgefaßten, in latei-

nischer Sprache geschriebenen Leitfaden und Chrestomatien, [illegible] den Jesuitenschulen herstammten, und sie wurden ebenfalls [illegible] Grammatiken und Compendien, geschrieben in einem [illegible] tischen Berlinerdeutsch, in einem abstracten Wissenschaftsgrund [illegible] gen Intelligenzen minder zugänglich war, als das leichtfaßl[illegible] gesunde Jesuitenlatein. Wie man auch über die [illegible] doch eingestehen, sie bewährten immer einen [illegible] und ward auch bei ihrer Methode die Kunde des [illegible] mitgetheilt, so haben sie doch diese Alterthumskenntn[illegible] ja sogar demokratisirt, sie ging in die Massen über [illegible] Methode der einzelne Gelehrte, der Geistesaristokrat [illegible] Alten besser begreifen lernt, aber der großen Volksmenge [illegible] scher Brocken, irgend ein Stück Herodot oder eine [illegible] Horazischer Vers im Hirntopfe zurückbleibt, wie [illegible] an den alten Schulbrodkrusten ihrer Jugend [illegible] hatten. So ein Bischen Latein liefert [illegible] ein alter Schuster, dem aus der Zeit [illegible] das Jesuitencollegium ging, [illegible] Catilinarischen Reden im Gedächtniß [illegible] gogen so oft und so [illegible] der Jesuiten, und obgleich [illegible] ten, so nahm doch die [illegible] liche Leidenschaft die ihnen [illegible] Zweck, die Unterdrückung [illegible] die Menschen wieder zu [illegible] Gegentheil, gegen ihren [illegible] gemacht. Die größten [illegible] hervorgegangen, und ohne [illegible] Geisterbewegung [illegible]

Arme Väter [illegible] Sündenbock [illegible] lichkeit, aber [illegible] nie einstimmen [illegible] Loyola immer [illegible] ven [illegible] essen zu [illegible] zuweilen gestehen, [illegible] dieser [illegible] gesetzten [illegible] sprach [illegible]

wo ich die hochbetagte Frau, die schon damals achtzigjährig, in Hamburg besuchte. Eine sonderbare Aeußerung entschlüpfte ihr, als wir von den Schulen, worin ich meine Knabenzeit zubrachte, und von meinen katholischen Lehrern sprachen, worunter sich, wie ich jetzt erfuhr, manche ehemalige Mitglieder des Jesuitenordens befanden. Wir sprachen viel von unserm alten lieben Schallmeyer, dem in der französischen Periode die Leitung des Düsseldorfer Lyceums als Rector anvertraut war, und der auch für die oberste Classe Vorlesungen über Philosophie hielt, worin er unumwunden die freigeistigsten griechischen Systeme auseinandersetzte, wie grell diese auch gegen die orthodoxen Dogmen abstachen, als deren Priester er selbst zuweilen in geistlicher Amtstracht am Altar fungirte. Es ist gewiß bedeutsam, und vielleicht einst vor den Assisen im Thale Josaphat kann es mir als circonstance atténuante angerechnet werden, daß ich schon im Knabenalter den besagten philosophischen Vorlesungen beiwohnen durfte. Diese bedenkliche Begünstigung genoß ich vorzugsweise, weil der Rector Schallmeyer sich als Freund unsrer Familie ganz besonders für mich interessirte; einer meiner Oehme, der mit ihm zu Bonn studirt hatte, war dort sein academischer Pylades gewesen, und mein Großvater errettete ihn einst aus einer tödtlichen Krankheit. Der alte Herr besprach sich deshalb sehr oft mit meiner Mutter über meine Erziehung und künftige Laufbahn, und in solcher Unterredung war es, wie mir meine Mutter später in Hamburg erzählte, daß er ihr den Rath ertheilte, mich dem Dienst der Kirche zu widmen und nach Rom zu schicken, um in einem dortigen Seminar katholische Theologie zu studiren; durch die einflußreichen Freunde, die der Rector Schallmeyer unter den Prälaten höchsten Ranges zu Rom besaß, versicherte er, im Stande zu sein, mich zu einem bedeutenden Kirchenamte zu fördern. Als mir dieses meine Mutter erzählte, bedauerte sie sehr, daß sie dem Rathe des geistreichen alten Herrn nicht Folge geleistet, der mein Naturell frühzeitig durchschaut hatte und wohl am richtigsten begriff, welches geistige und physische Klima demselben am angemessensten und heilsamsten gewesen sein möchte. Die alte Frau bereute jetzt sehr, einen so vernünftigen Vorschlag abgelehnt zu haben; aber zu jener Zeit träumte sie für mich sehr hochfliegende weltliche Würden, und dann war sie eine Schülerin Rousseau's, eine strenge Deistin, und es war ihr auch außerdem nicht recht, ihren ältesten Sohn in jene Soutane zu stecken, welche sie von deutschen Priestern mit so plumpem Ungeschick tragen sah. Sie wußte nicht, wie ganz anders ein römischer Abbate dieselbe mit einem graciösen Schick trägt und wie coquet er das schwarzseidne Mäntelchen achselt, das die fromme Uniform der Galanterie und der Schöngeisterei ist im ewig schönen Rom.

O, welch ein glücklicher Sterblicher ist ein römischer Abbate, der nicht blos der Kirche Christi, sondern auch dem Apoll und den Musen dient. Er selbst

ist ihr Liebling, und die drei Göttinen der Anmuth halten ihm das Tintenfaß, wenn er seine Sonette verfertigt, die er in der Academie der Arcadier mit zierlichen Cadenzen recitirt. Er ist ein Kunstkenner, und er braucht nur den Hals einer jungen Sängerin zu betasten, um vorausſagen zu können, ob sie einst eine celeberrima cantatrice, eine diva, eine Weltprimadonna, sein wird. Er versteht sich auf Antiquitäten, und über den ausgegrabenen Torso einer griechischen Bachantin schreibt er eine Abhandlung im schönsten Ciceronianischen Latein, die er dem Oberhaupte der Christenheit, dem pontifex maximus, wie er ihn nennt, ehrfurchtsvoll widmet. Und gar welcher Gemäldekenner ist der Signor Abbate, der die Maler in ihren Ateliers besucht und ihnen über ihre weiblichen Modelle die feinsten anatomischen Beobachtungen mittheilt. Der Schreiber dieser Blätter hätte ganz das Zeug dazu gehabt, ein solcher Abbate zu werden und im süßesten dolce far niente dahin zu schlendern durch die Bibliotheken, Gallerien, Kirchen und Ruinen der ewigen Stadt, studirend im Genusse und genießend im Studium, und ich hätte Messe gelesen vor den auserlesensten Zuhörern, ich wäre auch in der heiligen Woche als strenger Sittenprediger auf die Kanzel getreten, freilich auch hier niemals in ascetische Rohheit ausartend — ich hätte am meisten die römischen Damen erbaut, und wäre vielleicht durch solche Gunst und Verdienste in der Hierarchie der Kirche zu den höchsten Würden gelangt, ich wäre vielleicht ein monsignore geworden, ein Violetstrumpf, sogar der rothe Hut konnte mir auf den Kopf fallen — und wie das Sprüchlein heißt:

Es ist kein Pfäfflein noch so klein,
Es möchte gern ein Päpstlein sein —

so hätte ich am Ende vielleicht gar jenen erhabensten Ehrenposten erklommen — denn obgleich ich von Natur nicht ehrgeizig bin, so würde ich dennoch die Ernennung zum Papste nicht ausgeschlagen haben, wenn die Wahl des Conclaves auf mich gefallen wäre. Es ist dieses jedenfalls ein sehr anständiges und auch mit gutem Einkommen versehenes Amt, das ich gewiß mit hinlänglichem Geschick versehen konnte. Ich hätte mich ruhig niedergesetzt auf den Stuhl Petri, allen frommen Christen, sowohl Priestern als Laien, das Bein hinstreckend zum Fußkuß. Ich hätte mich ebenfalls mit gehöriger Seelenruhe durch die Pfeilergänge der großen Basilica in Triumph herumtragen lassen, und nur im wackelndsten Falle würde ich mich ein Bischen festgeklammert haben an der Armlehne des goldnen Sessels, den sechs stämmige carmoisinrothe Camerièren auf ihren Schultern tragen, während nebenher glatzköpfige Kapuziner mit brennenden Kerzen und gallonirte Lakaien wandeln, welche ungeheuer große Pfauenwedel emporhalten und das Haupt des Kirchenfürsten befächeln — wie gar lieblich zu schauen ist auf dem Processions-Ge-

deln ſuchte. Ja, ſtatt mit dem Unmöglichen zu ringen, ſtatt die Abſchaffung des Eigenthums tollköpfig zu decretiren, erſtrebte Moſes nur die Moraliſation deſſelben, er ſuchte das Eigenthum in Einklang zu bringen mit der Sittlichkeit, mit dem wahren Vernunftrecht, und ſolches bewirkte er durch die Einführung des Jubeljahrs, wo jedes aliénirte Erbgut, welches bei einem ackerbauenden Volke immer Grundbeſitz war, an den urſprünglichen Eigenthümer zurückfiel, gleichviel in welcher Weiſe daſſelbe veräußert worden. Dieſe Inſtitution bildet den entſchiedenſten Gegenſatz zu der „Verjährung" bei den Römern, wo nach Ablauf einer gewiſſen Zeit der factiſche Beſitzer eines Gutes von dem legitimen Eigenthümer nicht mehr zur Rückgabe gezwungen werden kann, wenn letzterer nicht zu beweiſen vermag, während jener Zeit eine ſolche Reſtitution in gehöriger Form begehrt zu haben. Dieſe letzte Bedingniß ließ der Chicane offnes Feld, zumal in einem Staate, wo Despotismus und Jurisprudenz blühte und dem ungerechten Beſitzer alle Mittel der Abſchreckung, beſonders dem Armen gegenüber, der die Streitkoſten nicht erſchwingen kann, zu Gebote ſtehn. Der Römer war zugleich Soldat und Advocat, und das Fremdgut, das er mit dem Schwerte erbeutet, wußte er durch Zungendreſcherei zu vertheidigen. Nur ein Volk von Räubern und Caſuiſten konnte die Proſcription, die Verjährung, erfinden und dieſelbe conſacriren in jenem abſcheulichſten Buche, welches die Bibel des Teufels genannt werden kann, im Codex des römiſchen Civilrechts, der leider noch jetzt herrſchend iſt.

Ich habe oben von der Verwandtſchaft geſprochen, welche zwiſchen Juden und Germanen, die ich einſt „die beiden Völker der Sittlichkeit" nannte, ſtattfindet, und in dieſer Beziehung erwähne ich auch als einen merkwürdigen Zug den ethiſchen Unwillen, womit das alte deutſche Recht die Verjährung ſtigmatiſirt; in dem Munde des niederſächſiſchen Bauers lebt noch heute das rührend ſchöne Wort: „Hundert Jahr Unrecht machen nicht ein Jahr Recht." Die moſaiſche Geſetzgebung proteſtirt noch entſchiedener durch die Inſtitution des Jubeljahrs. Moſes wollte nicht das Eigenthum abſchaffen, er wollte vielmehr, daß jeder deſſen beſäße, damit niemand durch Armuth ein Knecht mit knechtiſcher Geſinnung ſei. Freiheit war immer des großen Emancipators letzter Gedanke, und dieſer athmet und flammt in allen ſeinen Geſetzen, die den Pauperismus betreffen. Die Sclaverei ſelbſt haßte er über alle Maßen, ſchier ingrimmig, aber auch dieſe Unmenſchlichkeit konnte er nicht ganz vernichten, ſie wurzelte noch zu ſehr im Leben jener Urzeit, und er mußte ſich darauf beſchränken, das Schickſal der Sclaven geſetzlich zu mildern, den Loskauf zu erleichtern und die Dienſtzeit zu beſchränken. Wollte aber ein Sclave, den das Geſetz endlich befreite, durchaus nicht das Haus des Herrn verlaſſen, ſo befahl Moſes, daß der unverbeſſerliche ſervile Lump mit dem Ohr an den

Thürpfosten des herrschaftlichen Hauses angenagelt würde, und nach dieser schimpflichen Ausstellung war er verdammt, auf Lebenszeit zu dienen. O Moses, unser Lehrer, Mosche Rabenu, hoher Bekämpfer der Knechtschaft, reiche mir Hammer und Nägel, daß ich unsre gemüthlichen Sclaven in schwarzrothgoldner Livree mit ihren langen Ohren festnagle an das Brandenburger Thor!

Ich verlasse den Ocean allgemeiner religiös-moralisch-historischer Betrachtungen, und lenke mein Gedankenschiff wieder bescheiden in das stille Binnenlandgewässer, wo der Autor so treu sein eignes Bild abspiegelt.

Ich habe oben erwähnt, wie protestantische Stimmen aus der Heimath, in sehr indiscret gestellten Fragen, die Vermuthung ausdrückten, als ob bei dem Wiedererwachen meines religiösen Gefühls auch der Sinn für das Kirchliche in mir stärker geworden. Ich weiß nicht, in wie weit ich merken ließ, daß ich weder für ein Dogma noch für irgend einen Cultus außerordentlich schwärme und ich in dieser Beziehung derselbe geblieben bin, der ich immer war. Ich mache dieses Geständniß jetzt auch, um einigen Freunden, die mit großem Eifer der römisch-katholischen Kirche zugethan sind, einen Irrthum zu benehmen, in den sie ebenfalls in Bezug auf meine jetzige Denkungsart verfallen sind. Sonderbar! zur selben Zeit, wo mir in Deutschland der Protestantismus die unverdiente Ehre erzeigte, mir eine evangelische Erleuchtung zuzutrauen, verbreitete sich auch das Gerücht, als sei ich zum katholischen Glauben übergetreten, ja manche guten Seelen versicherten, ein solcher Uebertritt habe schon vor vielen Jahren stattgefunden, und sie unterstützten ihre Behauptung mit der Angabe der bestimmtesten Details, sie nannten Zeit und Ort, sie gaben Tag und Datum an, sie bezeichneten mit Namen die Kirche, wo ich die Ketzerei des Protestantismus abgeschworen und den alleinseligmachenden römisch-katholisch-apostolischen Glauben angenommen haben sollte; es fehlte nur die Angabe, wie viel Glockengeläute und Schellengeklingel der Meßner bei dieser Feierlichkeit spendirte.

Wie sehr solches Gerücht Consistenz gewonnen, ersehe ich aus Blättern und Briefen, die mir zukommen, und ich gerathe fast in eine wehmütige Verlegenheit, wenn ich die wahrhafte Liebesfreude sehe, die sich in manchen Zuschriften so rührend ausspricht. Reisende erzählen mir, daß meine Seelenrettung sogar der Kanzelberedsamkeit Stoff geliefert. Junge katholische Geistliche wollen ihre homiletischen Erstlingsschriften meinem Patronate anvertrauen. Man sieht in mir ein künftiges Kirchenlicht. Ich kann nicht darüber lachen, denn der fromme Wahn ist so ehrlich gemeint — und was man auch den Zeloten des Katholicismus nachsagen mag, eins ist gewiß: sie sind keine Egoisten, sie bekümmern sich um ihre Nebenmenschen; leider oft ein Bischen zu viel. Jene falschen Gerüchte kann ich nicht der Böswilligkeit, sondern nur

dem Irrthum zuſchreiben; die unſchuldigſten Thatſachen hat hier gewiß nur der Zufall entſtellt. Es hat nämlich ganz ſeine Richtigkeit mit jener Angabe von Zeit und Ort, ich war in der That an dem genannten Tage in der genannten Kirche, die ſogar einſt eine Jeſuitenkirche geweſen, nämlich in Saint-Sulpice, und ich habe mich dort einem religiöſen Acte unterzogen — Aber dieſer Act war keine gehäſſige Abjuration, ſondern eine ſehr unſchuldige Conjugation; ich ließ nämlich dort meine Ehe mit meiner Gattin, nach der Civiltrauung, auch kirchlich einſegnen, weil meine Gattin, von erzkatholiſcher Familie, ohne ſolche Ceremonie ſich nicht gottgefällig genug verheirathet geglaubt hätte. Und ich wollte um keinen Preis bei dieſem theuren Weſen in den Anſchauungen der angebornen Religion eine Beunruhigung oder Störniß verurſachen.

Es iſt übrigens ſehr gut, wenn die Frauen einer poſitiven Religion anhängen. Ob bei den Frauen evangeliſcher Confeſſion mehr Treue zu finden, laſſe ich dahingeſtellt ſein. Jedenfalls iſt der Katholicismus der Frauen für den Gemahl ſehr heilſam. Wenn ſie einen Fehler begangen haben, behalten ſie nicht lange den Kummer darüber im Herzen, und ſobald ſie vom Prieſter Abſolution erhielten, ſind ſie wieder trällernd und aufgeheitert und verderben ſie ihrem Manne nicht die gute Laune oder Suppe durch kopfhängeriſches Nachgrübeln über eine Sünde, die ſie ſich verpflichtet halten, bis an ihr Lebensende durch grämliche Prüderie und zänkiſche Uebertugend abzubüßen. Auch noch in andrer Beziehung iſt die Beichte hier ſo nützlich: die Sünderin behält ihr furchtbares Geheimniß nicht lange laſtend im Kopfe, und da doch die Weiber am Ende alles ausplaudern müſſen, iſt es beſſer, ſie geſtehen gewiſſe Dinge nur ihrem Beichtiger, als daß ſie in die Gefahr gerathen, plötzlich in überwallender Zärtlichkeit oder Schwatzſucht oder Gewiſſensbiſſigkeit dem armen Gatten die fatalen Geſtändniſſe zu machen!

Der Unglauben iſt in der Ehe jedenfalls gefährlich, und ſo freigeiſtiſch ich ſelbſt geweſen, ſo durfte doch in meinem Hauſe nie ein frivoles Wort geſprochen werden. Wie ein ehrſamer Spießbürger lebte ich mitten in Paris, und deshalb, als ich heirathete, wollte ich auch kirchlich getraut werden, obgleich hier zu Lande die geſetzlich eingeführte Civil-Ehe hinlänglich von der Geſellſchaft anerkannt iſt. Meine liberalen Freunde grollten mir deshalb, und überſchütteten mich mit Vorwürfen, als hätte ich der Cleriſei eine zu große Conceſſion gemacht. Ihr Murrſinn über meine Schwäche würde ſich noch ſehr geſteigert haben, hätten ſie gewußt, wie viel größere Conceſſionen ich damals der ihnen verhaßten Prieſterſchaft machte. Als Proteſtant, der ſich mit einer Katholikin verheirathete, bedurfte ich, um von einem katholiſchen Prieſter kirchlich getraut zu werden, eine beſondere Dispens des Erzbiſchofs, der dieſe aber in ſolchen Fällen nur unter der Bedingung ertheilt, daß der Gatte ſich

ſchriftlich verpflichtet, die Kinder, die er zeugen würde, in der Religion ihrer Mutter erziehen zu laſſen. Es wird hierüber ein Revers ausgeſtellt, und wie ſehr auch die proteſtantiſche Welt über ſolchen Zwang ſchreit, ſo will mich bedünken, als ſei die katholiſche Prieſterſchaft ganz in ihrem Rechte, denn wer ihre einſegnende Garantie nachſucht, muß ſich auch ihren Bedingungen fügen. Ich fügte mich denſelben ganz de bonne foi, und ich wäre gewiß meiner Verpflichtung redlich nachgekommen. Aber unter uns geſagt, da ich wohl wußte, daß Kinderzeugen nicht meine Specialität iſt, ſo konnte ich beſagten Revers mit deſto leichterm Gewiſſen unterzeichnen, und als ich die Feder aus der Hand legte, kicherten in meinem Gedächtniß die Worte der ſchönen Ninon de Lenclos: O, le beau billet q'un Lechastre!

Ich will meinen Bekenntniſſen die Krone aufſetzen, indem ich geſtehe, daß ich damals, um die Dispens des Erzbiſchofes zu erlangen, nicht blos meine Kinder, ſondern ſogar mich ſelbſt der katholiſchen Kirche verſchrieben hätte — Aber der ogre de Rome, der wie das Ungeheuer in den Kindermährchen ſich die künftige Geburt für ſeine Dienſte ausbedingt, begnügte ſich mit den armen Kindern, die freilich nicht geboren wurden, und ſo blieb ich ein Proteſtant, nach wie vor, ein proteſtirender Proteſtant, und ich proteſtire gegen Gerüchte, die, ohne verunglimpfend zu ſein, dennoch zum Schaden meines guten Leumunds ausgebeutet werden können.

Ja, ich, der ich immer ſelbſt das aberwitzigſte Gerede, ohne mich viel darum zu bekümmern über mich hingehen ließ, ich habe mich zu obiger Berichtigung verpflichtet geglaubt, um der Partei des edlen Atta Troll, die noch immer in Deutſchland herumtrobdelt, keinen Anlaß zu gewähren, in ihrer täppiſch treuloſen Weiſe meinen Wankelmuth zu beſammern und dabei wieder auf ihre eigne, unwandelbare, in der dickſten Bärenhaut eingenähte Charakterfeſtigkeit zu pochen. Gegen den armen ogre de Rome, gegen die römiſche Kirche, iſt alſo dieſe Reclamation nicht gerichtet. Ich habe längſt aller Befehdung derſelben entſagt, und längſt ruht in der Scheide das Schwert, das ich einſt zog im Dienſte einer Idee, und nicht einer Privatleidenſchaft. Ja, ich war in dieſem Kampf gleichſam ein officier de fortune, der ſich brav ſchlägt, aber nach der Schlacht oder nach dem Scharmützel keinen Tropfen Groll im Herzen bewahrt, weder gegen die bekämpfte Sache, noch gegen ihre Vertreter. Von fanatiſcher Feindſchaft gegen die römiſche Kirche kann bei mir nicht die Rede ſein, da es mir immer an jener Bornirtheit fehlt, die zu einer ſolchen Animoſität nöthig iſt. Ich kenne zu gut meine geiſtige Taille, um nicht zu wiſſen, daß ich einem Coloſſe, wie die Peterskirche iſt, mit meinem wüthendſten Anrennen wenig ſchaden dürfte; nur ein beſcheidener Handlanger konnte ich ſein bei dem langſamen Abtragen ſeiner Quadern, welches Geſchäft freilich doch noch viele Jahrhunderte dauern mag. Ich war zu ſehr Geſchichtskundiger,

als daß ich nicht die Riesenhaftigkeit jenes Granitgebäudes erkannt hätte; — nennt es immerhin die Bastille des Geistes, behauptet immerhin, dieselbe werde jetzt nur noch von Invaliden vertheidigt: aber es ist darum nicht minder wahr, daß auch diese Bastille nicht so leicht einzunehmen wäre, und noch mancher junge Anstürmer an seinen Wällen den Hals brechen wird. Als Denker, als Metaphysiker, mußte ich immer der Consequenz der römisch-katholischen Dogmatik meine Bewunderung zollen; auch darf ich mich rühmen, weder das Dogma noch den Cultus je durch Witz und Spötterei bekämpft zu haben, und man hat mir zugleich zu viel Ehre und zu viel Unehre erzeigt, wenn man mich einen Geistesverwandten Voltaire's nannte. Ich war immer ein Dichter, und deshalb mußte sich mir die Poesie, welche in der Symbolik des katholischen Dogmas und Cultus blüht und lodert, viel tiefer als andern Leuten offenbaren, und nicht selten in meiner Jünglingszeit überwältigte auch mich die unendliche Süße, die geheimnißvoll selige Ueberschwänglichkeit und schauerliche Todeslust jener Poesie: auch ich schwärmte manchmal für die hochgebenedeite Königin des Himmels, die Legenden ihrer Huld und Güte brachte ich in zierliche Reime, und meine erste Gedichtesammlung enthält Spuren dieser schönen Madonna-Periode, die ich in spätern Sammlungen lächerlich sorgsam ausmerzte.

Die Zeit der Eitelkeit ist vorüber, und ich erlaube Jedem, über diese Geständnisse zu lächeln.

Ich brauche wohl nicht erst zu gestehen, daß in derselben Weise, wie kein blinder Haß gegen die römische Kirche in mir waltete, auch keine kleinliche Rancune gegen ihre Priester in meinem Gemüthe nisten konnte: wer meine satirische Begabniß und die Bedürfnisse meines parodirenden Uebermuths kennt, wird mir gewiß das Zeugniß ertheilen, daß ich die menschlichen Schwächen der Clerisei immer schonte, obgleich in meiner spätern Zeit die frommthuenden, aber dennoch sehr bissigen Ratten, die in den Sacristeien Bayerns und Oesterreichs herumraschelu, das verfaulte Pfaffengeschmeiß, mich oft genug zur Gegenwehr reizte. Aber ich bewahrte im zornigsten Ekel dennoch immer eine Ehrfurcht vor dem wahren Priesterstand, indem ich, in die Vergangenheit zurückblickend, der Verdienste gedachte, die er sich einst um mich erwarb. Denn katholische Priester waren es, denen ich als Kind meinen ersten Unterricht verdankte; sie leiteten meine ersten Geistesschritte. Auch in der höhern Unterrichtsanstalt zu Düsseldorf, welche unter der französischen Regierung das Lyceum hieß, waren die Lehrer fast lauter katholische Geistliche, die sich alle mit ernster Güte meiner Geistesbildung annahmen; seit der preußischen Invasion, wo auch jene Schule den preußisch-griechischen Namen Gymnasium annahm, wurden die Priester allmählich durch weltliche Lehrer ersetzt. Mit ihnen wurden auch ihre Lehrbücher abgeschafft, die kurzgefaßten, in latei-

nischer Sprache geschriebenen Leitfaden und Chrestomatien, welche noch aus den Jesuitenschulen herstammten, und sie wurden ebenfalls ersetzt durch neue Grammatiken und Compendien, geschrieben in einem schwindsüchtigen, pedantischen Berlinerdeutsch, in einem abstracten Wissenschaftsjargon, der den jungen Intelligenzen minder zugänglich war, als das leichtfaßliche, natürliche und gesunde Jesuitenlatein. Wie man auch über die Jesuiten denkt, so muß man doch eingestehen, sie bewährten immer einen praktischen Sinn im Unterricht, und ward auch bei ihrer Methode die Kunde des Alterthums sehr verstümmelt mitgetheilt, so haben sie doch diese Alterthumskenntniß sehr verallgemeinert, ja sogar demokratisirt, sie ging in die Massen über, statt daß bei der heutigen Methode der einzelne Gelehrte, der Geistesaristokrat das Alterthum und die Alten besser begreifen lernt, aber der großen Volksmenge sehr selten ein classischer Brocken, irgend ein Stück Herodot oder eine Aesopische Fabel oder ein Horazischer Vers im Hirntopfe zurückbleibt, wie ehemals, wo die armen Leute an den alten Schulbrodkrusten ihrer Jugend später noch lange zu knuspern hatten. So ein Bischen Latein ziert den ganzen Menschen, sagte mir einst ein alter Schuster, dem aus der Zeit, wo er mit dem schwarzen Mäntelchen in das Jesuitencollegium ging, so mancher schöne Ciceronianische Passus aus den Catilinarischen Reden im Gedächtnisse geblieben, den er gegen heutige Demagogen so oft und so spaßhaft glücklich citirte. Pädagogik war die Specialität der Jesuiten, und obgleich sie dieselbe im Interesse ihres Ordens treiben wollten, so nahm doch die Leidenschaft für die Pädagogik selbst, die einzige menschliche Leidenschaft die ihnen blieb, manchmal die Oberhand, sie vergaßen ihren Zweck, die Unterdrückung der Vernunft zu Gunsten des Glaubens, und statt die Menschen wieder zu Kindern zu machen, wie sie beabsichtigten, haben sie im Gegentheil, gegen ihren Willen, durch den Unterricht die Kinder zu Menschen gemacht. Die größten Männer der Revolution sind aus den Jesuitenschulen hervorgegangen, und ohne die Disciplin dieser letztern wäre vielleicht die große Geisterbewegung erst ein Jahrhundert später ausgebrochen.

Arme Väter von der Gesellschaft Jesu! Ihr seid der Popanz und der Sündenbock der liberalen Partei gewesen, man hat jedoch nur Eure Gefährlichkeit, aber nicht Eure Verdienste begriffen. Was mich betrifft, so konnte ich nie einstimmen in das Zetergeschrei meiner Genossen, die bei dem Namen Loyala immer in Wuth geriethen, wie Ochsen, denen man einen rothen Lappen vorhält! Und dann, ohne im Geringsten die Hut meiner Partei-Interessen zu verabsäumen, mußte ich mir in der Besonnenheit meines Gemüthes zuweilen gestehen, wie es oft von den kleinsten Zufälligkeiten abhing, daß wir dieser statt jener Partei zufielen und uns jetzt nicht in einem ganz entgegengesetzten Feldlager befänden. In dieser Beziehung kommt mir oft ein Gespräch in den Sinn, das ich mit meiner Mutter führte, vor etwa acht Jahren,

wo ich die hochbetagte Frau, die ſchon damals achtzigjährig, in Hamburg beſuchte. Eine ſonderbare Aeußerung entſchlüpfte ihr, als wir von den Schulen, worin ich meine Knabenzeit zubrachte, und von meinen katholiſchen Lehrern ſprachen, worunter ſich, wie ich jetzt erfuhr, manche ehemalige Mitglieder des Jeſuitenordens befanden. Wir ſprachen viel von unſerm alten lieben Schallmeyer, dem in der franzöſiſchen Periode die Leitung des Düſſeldorfer Lyceums als Rector anvertraut war, und der auch für die oberſte Claſſe Vorleſungen über Philoſophie hielt, worin er unumwunden die freigeiſtigſten griechiſchen Syſteme auseinanderſetzte, wie grell dieſe auch gegen die orthodoxen Dogmen abſtachen, als deren Prieſter er ſelbſt zuweilen in geiſtlicher Amtstracht am Altar fungirte. Es iſt gewiß bedeutſam, und vielleicht einſt vor den Aſſiſen im Thale Joſaphat kann es mir als circonstance atténuante angerechnet werden, daß ich ſchon im Knabenalter den beſagten philoſophiſchen Vorleſungen beiwohnen durfte. Dieſe bedenkliche Begünſtigung genoß ich vorzugsweiſe, weil der Rector Schallmeyer ſich als Freund unſrer Familie ganz beſonders für mich intereſſirte; einer meiner Oehme, der mit ihm zu Bonn ſtudirt hatte, war dort ſein academiſcher Pylades geweſen, und mein Großvater errettete ihn einſt aus einer tödtlichen Krankheit. Der alte Herr beſprach ſich deshalb ſehr oft mit meiner Mutter über meine Erziehung und künftige Laufbahn, und in ſolcher Unterredung war es, wie mir meine Mutter ſpäter in Hamburg erzählte, daß er ihr den Rath ertheilte, mich dem Dienſt der Kirche zu widmen und nach Rom zu ſchicken, um in einem dortigen Seminar katholiſche Theologie zu ſtudiren; durch die einflußreichen Freunde, die der Rector Schallmeyer unter den Prälaten höchſten Ranges zu Rom beſaß, verſicherte er, im Stande zu ſein, mich zu einem bedeutenden Kirchenamte zu fördern. Als mir dieſes meine Mutter erzählte, bedauerte ſie ſehr, daß ſie dem Rathe des geiſtreichen alten Herrn nicht Folge geleiſtet, der mein Naturell frühzeitig durchſchaut hatte und wohl am richtigſten begriff, welches geiſtige und phyſiſche Klima demſelben am angemeſſenſten und heilſamſten geweſen ſein möchte. Die alte Frau bereute jetzt ſehr, einen ſo vernünftigen Vorſchlag abgelehnt zu haben; aber zu jener Zeit träumte ſie für mich ſehr hochfliegende weltliche Würden, und dann war ſie eine Schülerin Rouſſeau's, eine ſtrenge Deiſtin, und es war ihr auch außerdem nicht recht, ihren älteſten Sohn in jene Soutane zu ſtecken, welche ſie von deutſchen Prieſtern mit ſo plumpem Ungeſchick tragen ſah. Sie wußte nicht, wie ganz anders ein römiſcher Abbate dieſelbe mit einem graciöſen Schick trägt und wie coquet er das ſchwarzſeidne Mäntelchen achſelt, das die fromme Uniform der Galanterie und der Schöngeiſterei iſt im ewig ſchönen Rom.

O, welch ein glücklicher Sterblicher iſt ein römiſcher Abbate, der nicht blos der Kirche Chriſti, ſondern auch dem Apoll und den Muſen dient. Er ſelbſt

ist ihr Liebling, und die drei Göttinen der Anmuth halten ihm das Tintenfaß, wenn er seine Sonette verfertigt, die er in der Academie der Arcadier mit zierlichen Cadenzen recitirt. Er ist ein Kunstkenner, und er braucht nur den Hals einer jungen Sängerin zu betasten, um voraussagen zu können, ob sie einst eine celeberrima cantatrice, eine diva, eine Weltprimadonna, sein wird. Er versteht sich auf Antiquitäten, und über den ausgegrabenen Torso einer griechischen Bacchantin schreibt er eine Abhandlung im schönsten Ciceronianischen Latein, die er dem Oberhaupte der Christenheit, dem pontifex maximus, wie er ihn nennt, ehrfurchtsvoll widmet. Und gar welcher Gemäldekenner ist der Signor Abbate, der die Maler in ihren Ateliers besucht und ihnen über ihre weiblichen Modelle die feinsten anatomischen Beobachtungen mittheilt. Der Schreiber dieser Blätter hätte ganz das Zeug dazu gehabt, ein solcher Abbate zu werden und im süßesten dolce far niente dahin zu schlendern durch die Bibliotheken, Gallerien, Kirchen und Ruinen der ewigen Stadt, studirend im Genusse und genießend im Studium, und ich hätte Messe gelesen vor den auserlesensten Zuhörern, ich wäre auch in der heiligen Woche als strenger Sittenprediger auf die Kanzel getreten, freilich auch hier niemals in ascetische Rohheit ausartend — ich hätte am meisten die römischen Damen erbaut, und wäre vielleicht durch solche Gunst und Verdienste in der Hierarchie der Kirche zu den höchsten Würden gelangt, ich wäre vielleicht ein monsignore geworden, ein Violetstrumpf, sogar der rothe Hut konnte mir auf den Kopf fallen — und wie das Sprüchlein heißt:

Es ist kein Pfäfflein noch so klein,
Es möchte gern ein Päpstlein sein —

so hätte ich am Ende vielleicht gar jenen erhabensten Ehrenposten erklommen — denn obgleich ich von Natur nicht ehrgeizig bin, so würde ich dennoch die Ernennung zum Papste nicht ausgeschlagen haben, wenn die Wahl des Conclaves auf mich gefallen wäre. Es ist dieses jedenfalls ein sehr anständiges und auch mit gutem Einkommen versehenes Amt, das ich gewiß mit hinlänglichem Geschick versehen konnte. Ich hätte mich ruhig niedergesetzt auf den Stuhl Petri, allen frommen Christen, sowohl Priestern als Laien, das Bein hinstreckend zum Fußkuß. Ich hätte mich ebenfalls mit gehöriger Seelenruhe durch die Pfeilergänge der großen Basilica in Triumph herumtragen lassen, und nur im wackelndsten Falle würde ich mich ein Bischen festgeklammert haben an der Armlehne des goldnen Sessels, den sechs stämmige carmoisinrothe Camerièren auf ihren Schultern tragen, während nebenher glatzköpfige Kapuziner mit brennenden Kerzen und gallonirte Lakaien wandeln, welche ungeheuer große Pfauenwedel emporhalten und das Haupt des Kirchenfürsten befächeln — wie gar lieblich zu schauen ist auf dem Processions-Ge-

mälde des Horace Vernet. Mit einem gleichen unerschütterlichen sacertotalen Ernste — denn ich kann sehr ernst sein, wenn es durchaus nöthig ist — hätte ich auch vom Lateran herab der ganzen Christenheit den jährlichen Segen ertheilt; in Pontificalibus, mit der dreifachen Krone auf dem Kopfe, und umgeben von einem Generalstab von Rothhüten und Bischofsmützen, Goldbrocatgewändern und Kutten von allen Couleuren, hätte sich Meine Heiligkeit auf dem hohen Balcon dem Volke gezeigt, das tief unten, in unabsehbar wimmelnder Menge, mit gebeugten Köpfen und knieend hingelagert — und ich hätte ruhig die Hände ausgestreckt und den Segen ertheilt, der Stadt und der Welt.

Aber, wie du wohl weißt, geneigter Leser, ich bin kein Papst geworden, auch kein Cardinal, nicht mal ein römischer Nuntius, und wie in der weltlichen, so auch in der geistlichen Hierarchie habe ich weder Amt noch Würden errungen. Ich habe es, wie die Leute sagen, auf dieser schönen Erde zu nichts gebracht. Es ist nichts aus mir geworden, nichts als ein Dichter.

Nein, ich will keiner heuchlerischen Demuth mich hingebend, diesen Namen geringschätzen. Man ist viel, wenn man ein Dichter ist, und gar wenn man ein großer lyrischer Dichter ist in Deutschland, unter dem Volke, das in zwei Dingen, in der Philosophie und im Liede, alle andern Nationen überflügelt hat. Ich will nicht mit der falschen Bescheidenheit, welche die Lumpen erfunden, meinen Dichterruhm verläugnen. Keiner meiner Landsleute hat in so frühem Alter wie ich den Lorbeer errungen, und wenn mein College Wolfgang Goethe wohlgefällig davon singt, „daß der Chinese mit zitternder Hand Werthern und Lotten auf Glas male," so kann ich, soll doch einmal geprahlt werden, dem chinesischen Ruhm einen noch weit fabelhaftern, nämlich einen japanischen entgegensetzen. Als ich mich vor etwa zwölf Jahren hier im Hôtel des Princes bei meinem Freunde H. Wöhrman aus Riga befand, stellte mir derselbe einen Holländer vor, der eben aus Japan gekommen, dreißig Jahre dort in Nangasaki zugebracht und begierig wünschte, meine Bekanntschaft zu machen. Es war der Dr. Bürger, der jetzt in Leyden mit dem gelehrten Seybold das große Werk über Japan herausgiebt. Der Holländer erzählte mir, daß er einen jungen Japanesen Deutsch gelehrt, der später meine Gedichte in japanischer Uebersetzung drucken ließ, und dieses sei das erste europäische Buch gewesen, das in japanischer Sprache erschienen — übrigens fände ich über diese curiose Uebertragung einen weitläufigen Artikel in der englischen Review von Calcutta. Ich schickte sogleich nach mehreren cabinets de lecture, doch keine ihrer gelehrten Vorsteherinnen konnte mir die Review von Calcutta verschaffen, und auch an Julien und Paultier wandte ich mich vergebens —

Seitdem habe ich über meinen japanischen Ruhm keine weitern Nachfor-

ſchungen angeſtellt. In dieſem Augenblick iſt er mir eben ſo gleichgültig wie etwa mein finnländiſcher Ruhm. Ach! der Ruhm überhaupt, dieſer ſonſt ſo ſüße Tand, ſüß wie Ananas und Schmeichelei, er ward mir ſeit geraumer Zeit ſehr verleidet; er dünkt mich jetzt bitter wie Wermuth. Ich kann wie Romeo ſagen: ich bin der Narr des Glücks. Ich ſtehe jetzt vor dem großen Breinapf, aber es fehlt mir der Löffel. Was nützt es mir, daß bei Feſtmahlen aus goldnen Pocalen und mit den beſten Weinen meine Geſundheit getrunken wird, wenn ich ſelbſt unterdeſſen, abgeſondert von aller Weltluſt, nur mit einer ſchalen Tiſane meine Lippen netzen darf! Was nützt es mir, daß begeiſterte Jünglinge und Jungfrauen meine marmorne Büſte mit Lorbeern umkränzen, wenn derweilen meinem wirklichen Kopfe von den welken Händen einer alten Wärterin eine ſpaniſche Fliege hinter die Ohren gedrückt wird! Was nützt es mir, daß alle Roſen von Schiras ſo zärtlich für mich glühen und duften — ach, Schiras iſt zweitauſend Meilen entfernt von der Rue d'Amſterdam, wo ich in der verdrießlichen Einſamkeit meiner Krankenſtube nichts zu riechen bekomme, als etwa die Parfüms von gewärmten Servietten. Ach! der Spott Gottes laſtet ſchwer auf mir. Der große Autor des Weltalls, der Ariſtophanes des Himmels, wollte dem kleinen irdiſchen, ſogenannten deutſchen Ariſtophanes recht grell darthun, wie die witzigſten Sarcasmen deſſelben nur armſelige Spöttereien geweſen im Vergleich mit den ſeinigen, und wie kläglich ich ihm nachſtehen muß im Humor, in der coloſſalen Spaßmacherei.

Ja, die Lauge der Verhöhnung, die der Meiſter über mich herabgeußt, iſt entſetzlich, und ſchauerlich grauſam iſt ſein Spaß. Demüthig bekenne ich ſeine Ueberlegenheit, und ich beuge mich vor ihm im Staube. Aber wenn es mir auch an ſolcher höchſten Schöpfungskraft fehlt, ſo blitzt doch in meinem Geiſte die ewige Vernunft, und ich darf ſogar den Spaß Gottes vor ihr Forum ziehen und einer ehrfurchtsvollen Kritik unterwerfen. Und da wage ich nun zunächſt die unterthänigſte Andeutung auszuſprechen, es wolle mich bedünken, als zöge ſich jener grauſame Spaß, womit der Meiſter den armen Schüler heimſucht, etwas zu ſehr in die Länge; er dauert ſchon über ſechs Jahre, was nachgerade langweilig wird. Dann möchte ich ebenfalls mir die unmaßgebliche Bemerkung erlauben, daß jener Spaß nicht neu iſt und daß ihn der große Ariſtophanes des Himmels ſchon bei einer andern Gelegenheit angebracht, und alſo ein Plagiat an hoch ſich ſelber begangen habe. Um dieſe Behauptung zu unterſtützen, will ich eine Stelle der Limburger Chronik citiren. Dieſe Chronik iſt ſehr intereſſant für diejenigen, welche ſich über Sitten und Bräuche des deutſchen Mittelalters unterrichten wollen. Sie beſchreibt, wie ein Modejournal, die Kleidertrachten, ſowohl die männlichen als die weibl ı, welche in jeder Periode aufkamen. Sie giebt auch Nachricht von der ᵛ ᵉrn, die

in jedem Jahre gepfiffen und gesungen wurden, und von manchem Lieblingsliede der Zeit werden die Anfänge mitgetheilt. So vermeldet sie von Anno 1480, daß man in diesem Jahre in ganz Deutschland Lieder gepfiffen und gesungen, die süßer und lieblicher, als alle Weisen, so man zuvor in deutschen Landen kannte, und Jung und Alt, zumal das Frauenzimmer, sei ganz davon vernarrt gewesen, so daß man sie von Morgen bis Abend singen hörte; diese Lieder aber, setzt die Chronik hinzu, habe ein junger Clericus gedichtet, der von der Misselsucht behaftet war und sich, vor aller Welt verborgen, in einer Einöde aufhielt. Du weißt gewiß, lieber Leser, was für ein schauderhaftes Gebreste im Mittelalter die Misselsucht war, und wie die armen Leute, die solchem unheilbarem Siechthum verfallen, aus jeder bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen waren und sich keinem menschlichen Wesen nahen durften. Lebendig Todte wandelten sie einher, vermummt vom Haupte bis zu den Füßen, die Kapuze über das Gesicht gezogen, und in der Hand eine Klapper tragend, die sogenannte Lazarusklapper, womit sie ihre Nähe ankündigten, damit ihnen jeder zeitig aus dem Wege gehen konnte. Der arme Clericus, von dessen Ruhm als Liederdichter die obgenannte Limburger Chronik gesprochen, war nun ein solcher Misselsüchtiger, und er saß traurig in der Oede seines Elends, während jauchzend und jubelnd ganz Deutschland seine Lieder sang und pfiff! O, dieser Ruhm war die uns wohl bekannte Verhöhnung, der grausame Spaß Gottes, der auch hier derselbe ist, obgleich er diesmal im romantischen Costume des Mittelalters erscheint. Der blasirte König von Judäa sagte mit Recht: es giebt nichts Neues unter der Sonne — Vielleicht ist diese Sonne selbst ein alter aufgewärmter Spaß, der mit neuen Strahlen geflickt, jetzt so imposant funkelt!

Manchmal in meinen trüben Nachtgesichten glaube ich den armen Clerikus der Limburger Chronik, meinen Bruder in Apoll, vor mir zu sehen, und seine leidenden Augen lugen sonderbar stier hervor aus seiner Kapuze; aber im selben Augenblick huscht er von dannen, und verhallend, wie das Echo eines Traumes, hör' ich die knarrenden Töne der Lazarus-Klapper.

Ludwig Marcus.

—

Denkworte.

—

Geſchrieben zu Paris den 22. April 1844.

Was iſt der Grund, warum von den Deutſchen, die nach Frankreich herüber gekommen, ſo viele in Wahnſinn verfallen? Die Meiſten hat der Tod aus der Geiſtesnacht erlöſt; andere ſind in Irrenanſtalten gleichſam lebendig begraben; viele auch, denen ein Funken von Bewußtſein geblieben, ſuchen ihren Zuſtand zu verbergen, und geberden ſich halbweg vernünftig, um nicht eingeſperrt zu werden. Dies ſind die Pfiffigen; die Dummen können ſich nicht lange verſtellen. Die Anzahl derer, die mit mehr oder minder lichten Momenten an dem finſtern Uebel leiden, iſt ſehr groß, und man möchte bald behaupten, der Wahnſinn ſei die Nationalkrankheit der Deutſchen in Frankreich. Wahrſcheinlich bringen wir den Keim des Gebreſtens mit über den Rhein, und auf dem hitzigen Boden, dem glühenden Asphaltpflaſter der hieſigen Geſellſchaft, gedeiht raſch zur blühendſten Verrücktheit, was in Deutſchland lebenslang nur eine närriſche Krüppelpflanze geblieben wäre. Oder zeugt es ſchon von einem hohen Grade des Wahnwitzes, daß man das Vaterland verließ, um in der Fremde „die harten Treppen" auf und ab zu ſteigen, und das noch härtere Brod des Exils mit ſeinen Thränen zu feuchten? Man muß jedoch beileibe nicht glauben, als ſeien es excentriſche Sturm- und Drangnaturen, oder gar Freunde des Müßiggangs und der entfeſſelten Sinnlichkeit, die ſich hier in die Abgründe des Irrſinns verlieren — nein, dieſes Unglück betraf immer vorzugsweiſe die honorabelſten Gemüther, die fleißigſten und enthaltſamſten Geſchöpfe.

Zu den beklagenswertheſten Opfern, die jener Krankheit erlagen, gehört auch unſer armer Landsmann Ludwig Marcus. Dieſer deutſche Gelehrte, der ſich durch Fülle des Wiſſens ebenſo rühmlich auszeichnete, wie durch hohe Sittlichkeit, verdient in dieſer Beziehung, daß wir ſein Andenken durch einige Worte ehren.

Seine Familienverhältniſſe und das ganze Detail ſeiner Lebensumſtände ſind uns nie genau bekannt geweſen. So viel ich weiß, iſt er geboren zu Deſſau im Jahre 1798, von unbemittelten Eltern, die dem gottesfürchtigen Cultus des Judenthums anhingen. Er kam Anno 1820 nach Berlin, um Medicin zu ſtudiren, verließ aber bald dieſe Wiſſenſchaft. Dort zu Berlin ſah ich ihn zuerſt, und zwar im Collegium von Hegel, wo er oft neben mir ſaß und die Worte des Meiſters gehörig nachſchrieb. Er war damals zweiundzwanzig Jahre alt, doch ſeine äußere Erſcheinung war nichts weniger als

jugendlich. Ein kleiner ſchmächtiger Leib, wie der eines Jungen von acht Jahren, und im Antlitz eine Greiſenhaftigkeit, die wir gewöhnlich mit einem verbogenen Rückgrat gepaart finden. Eine ſolche Mißförmlichkeit aber war nicht an ihm zu bemerken, und eben über dieſen Mangel wunderte man ſich. Diejenigen, welche den verſtorbenen Moſes Mendelsſohn perſönlich gekannt, bemerkten mit Erſtaunen die Aehnlichkeit, welche die Geſichtszüge des Marcus mit denen jenes berühmten Weltweiſen darboten, der ſonderbarerweiſe ebenfalls aus Deſſau gebürtig war. Hätten ſich die Chronologie und die Tugend nicht allzubeſtimmt für den ehrwürdigen Moſes verbürgt, ſo könnten wir auf einen frivolen Gedanken gerathen.

Aber dem Geiſte nach war Marcus wirklich ein ganz naher Verwandter jenes großen Reformators der deutſchen Juden, und in ſeiner Seele wohnte ebenfalls die größte Uneigennützigkeit, der duldende Stillmuth, der beſcheidene Rechtſinn, lächelnde Verachtung des Schlechten, und eine unbeugſame, eiſerne Liebe für die unterdrückten Glaubensgenoſſen. Das Schickſal derſelben war, wie bei jenem Moſes, auch bei Marcus der ſchmerzlich glühende Mittelpunkt aller ſeiner Gedanken, das Herz ſeines Lebens. Schon damals in Berlin war Marcus ein Polyhiſtor, er ſtöberte in allen Bereichen des Wiſſens, er verſchlang ganze Bibliotheken, er verwühlte ſich in allen Sprachſchätzen des Alterthums und der Neuzeit, und die Geographie, im generellſten wie im particularſten Sinne, war am Ende ſein Lieblingsſtudium geworden: es gab auf dieſem Erdball kein Factum, keine Ruine, kein Idiom, keine Narrheit, keine Blume, die er nicht kannte — aber von allen ſeinen Geiſtesexcurſionen kam er immer gleichſam nach Hauſe zurück zu der Leidensgeſchichte Iſraels, zu der Schädelſtätte Jeruſalems und zu dem kleinen Väterdialekt Paläſtinas, um deſſentwillen er vielleicht die ſemitiſchen Sprachen mit größerer Vorliebe als die andern betrieb. Dieſer Zug war wohl der hervorſtechend wichtigſte im Charakter des Ludwig Marcus, und er giebt ihm ſeine Bedeutung und ſein Verdienſt; denn nicht blos das Thun, nicht blos die Thatſache der hinterlaſſenen Leiſtung, giebt uns ein Recht auf ehrende Anerkennung nach dem Tode, ſondern auch das Streben ſelbſt, und gar beſonders das unglückliche Streben, das geſcheiterte, fruchtloſe, aber großmüthige Wollen.

Andere werden vielleicht das erſtaunliche Wiſſen, das der Verſtorbene in ſeinem Gedächtniß aufgeſtapelt hatte, ganz beſonders rühmen und preiſen; für uns hat daſſelbe keinen ſonderlichen Werth. Wir konnten überhaupt dieſem Wiſſen, ehrlich geſtanden, niemals Geſchmack abgewinnen. Alles was Marcus wußte, wußte er nicht lebendig organiſch, ſondern als todte Geſchichtlichkeit, die ganze Natur verſteinerte ſich ihm, und er kannte im Grunde nur Foſſilien und Mumien. Dazu geſellte ſich eine Ohnmacht der künſtleriſchen Geſtaltung, und wenn er etwas ſchrieb, war es ein Mitleid

anzusehen wie er sich vergebens abmühte, für das Darzustellende die nothdürftigste Form zu finden. Ungenießbar, unverdaulich, abstrus waren daher die Artikel und gar die Bücher, die er geschrieben.

Außer einigen linguistischen, astronomischen und botanischen Schriften hat Marcus eine Geschichte der Vandalen in Afrika, und in Verbindung mit dem Professor Duisberg eine nordafrikanische Geographie herausgegeben. Er hinterläßt in Manuscript ein ungeheuer großes Werk über Abyssinien, welches seine eigentliche Lebensarbeit zu sein scheint, da er sich schon zu Berlin mit Abyssinien beschäftigt hatte. Nach diesem Lande zogen ihn wohl zunächst die Untersuchungen über die Falaschas, einen jüdischen Stamm, der lange in den abyssinischen Gebirgen seine Unabhängigkeit bewahrt hat. Ja, obgleich sein Wissen sich über alle Weltgegenden verbreitete, so wußte Marcus doch am besten Bescheid hinter den Mondgebirgen Aethiopiens, an den verborgenen Quellen des Nils, und seine größte Freude war, den Bruce oder gar den Hasselquist auf Irrthümern zu ertappen. Ich machte ihn einst glücklich, als ich ihn bat, mir aus arabischen und talmudischen Schriften alles zu compiliren, was auf die Königin von Saba Bezug hat. Dieser Arbeit, die sich vielleicht noch unter meinen Papieren befindet, verdanke ich es, daß ich noch zu heutiger Stunde weiß, weshalb die Könige von Abyssinien sich rühmen, aus dem Stamme David entsprossen zu sein: sie leiten diese Abstammung von dem Besuch her, den ihre Aeltermutter, die besagte Königin von Saba, dem weisen Salomon zu Jerusalem abgestattet. Wie ich aus besagter Compilation ersah, ist diese Dame gewiß eben so schön gewesen, wie die Helena von Sparta. Jedenfalls hat sie ein ähnliches Schicksal nach dem Tode, da es verliebte Rabbinen giebt, die sie durch cabalistische Zauberkunst aus dem Grabe zu beschwören wissen; nur sind sie manchmal übel dran mit der beschworenen Schönen, die den großen Fehler hat, daß sie, wo sie sich einmal hingesetzt, gar zu lange sitzen bleibt. Man kann sie nicht los werden.

Ich habe bereits angedeutet, daß irgend ein Interesse der jüdischen Geschichte immer letzter Grund und Antrieb war bei den gelehrten Arbeiten des seligen Marcus: in wie weit dergleichen auch bei seinen abyssinischen Studien der Fall war, und wie auch diese ihn ganz frühzeitig in Anspruch genommen, ergiebt sich unabweisbar aus einem Artikel, den er schon damals zu Berlin in der „Zeitschrift für Cultur und Wissenschaft des Judenthums" abdrucken ließ. Er behandelte nämlich die Beschneidung bei den Abyssinierinnen. Wie herzlich lachte der verstorbene Gans, als er mir in jenem Aufsatze die Stelle zeigte, wo der Verfasser den Wunsch aussprach, es möchte jemand diesen Gegenstand bearbeiten, der demselben besser gewachsen sei.

Die äußere Erscheinung des kleinen Mannes, die nicht selten zum Lachen reizte, verhinderte ihn jedoch keineswegs, zu den ehrenwerthesten Mitgliedern

jener Gesellschaft zu zählen, welche die oben erwähnte Zeitschrift herausgab, und eben unter dem Namen „Verein für Cultur und Wissenschaft des Judenthums" eine hochfliegend große, aber unausführbare Idee verfolgte. Geistbegabte und tiefherzige Männer versuchten hier die Rettung einer längst verlornen Sache, und es gelang ihnen höchstens, auf den Wahlstätten der Vergangenheit die Gebeine der ältern Kämpfer aufzufinden. Die ganze Ausbeute jenes Vereins besteht in einigen historischen Arbeiten, in Geschichtsforschungen, worunter namentlich die Abhandlungen des Dr. Zunz über die spanischen Juden im Mittelalter zu den Merkwürdigkeiten der höhern Kritik gezählt werden müssen.

Wie dürfte ich von jenem Vereine reden, ohne dieses vortrefflichen Zunz zu erwähnen, der in einer schwankenden Uebergangsperiode immer die unerschütterlichste Unwandelbarkeit offenbarte, und trotz seinem Scharfsinn, seiner Skepsis, seiner Gelehrsamkeit, dennoch treu blieb dem selbstgegebenen Worte, der großmüthigen Grille seiner Seele. Mann der Rede und der That, hat er geschaffen und gewirkt, wo Andere träumten und muthlos hinsanken.

Ich kann nicht umhin, auch hier meinen lieben Bendavid zu erwähnen, der mit Geist und Charakterstärke eine großartig urbane Bildung vereinigte, und obgleich schon hochbejahrt, an den jugendlichsten Irrgedanken des Vereins Theil nahm. Er war ein Weiser nach antikem Zuschnitt, umflossen vom Sonnenlicht griechischer Heiterkeit, ein Standbild der wahrsten Tugend, und pflichtgehärtet wie der Marmor des kategorischen Imperativs seines Meisters Immanuel Kant. Bendavid war Zeit seines Lebens der eifrigste Anhänger der kantischen Philosophie, für diese litt er in seiner Jugend die größten Verfolgungen, und dennoch wollte er sich nie trennen von der alten Gemeinde des mosaischen Bekenntnisses, er wollte nie die äußere Glaubenscocarde ändern. Schon der Schein einer solchen Verläugnung erfüllte ihn mit Widerwillen und Ekel. Lazarus Bendavid war, wie gesagt, ein eingefleischter Kantianer, und ich habe damit auch die Schranken seines Geistes angedeutet. Wenn wir von hegel'scher Philosophie sprachen, schüttelte er sein kahles Haupt und sagte, das sei Aberglaube. Er schrieb ziemlich gut, sprach aber viel besser. Für die Zeitschrift des Vereins lieferte er einen merkwürdigen Aufsatz über den Messiasglauben bei den Juden, worin er mit kritischem Scharfsinn zu beweisen suchte, daß der Glaube an einen Messias durchaus nicht zu den Fundamentalartikeln der jüdischen Religion gehöre, und nur als zufälliges Beiwerk zu betrachten sei.

Das thätigste Mitglied des Vereins, die eigentliche Seele desselben, war M. Moser, der vor einigen Jahren starb, aber schon im jugendlichsten Alter nicht blos die gründlichsten Kenntnisse besaß, sondern auch durchglüht war von dem großem Mitleid für die Menschheit, von der Sehnsucht, das Wissen zu ver-

wirklichen in heilsamer That. Er war unermüdlich in philantropischen Bestrebungen, er war sehr praktisch, und hat in scheinloser Stille an allen Liebeswerken gearbeitet. Das große Publicum hat von seinem Thun und Schaffen nichts erfahren, er focht und blutete incognito, sein Name ist ganz unbekannt geblieben, und steht nicht eingezeichnet in dem Adreßkalender der Selbstaufopferung. Unsere ist nicht so ärmlich wie man glaubt; sie hat erstaunlich viele solcher anonymen Märtyrer hervorgebracht.

Der Necrolog des verstorbenen Marcus leitete mich unwillkürlich zu dem Nekrolog des Vereins, zu dessen ehrenwertheſten Mitgliedern er gehörte, und als dessen Präsident der schon erwähnte, jetzt ebenfalls verstorbene Eduard Gans sich geltend machte. Dieser hochbegabte Mann kann am wenigsten in Bezug auf bescheidene Selbstaufopferung, auf anonymes Märtyrerthum gerühmt werden. Ja, wenn auch seine Seele sich rasch und weit erschloß für alle Heilsfragen der Menschheit, so ließ er doch selbst im Rausche der Begeisterung niemals die Personalinteressen außer Acht. Eine witzige Dame, zu welcher Gans oft des Abends zum Thee kam, machte die richtige Bemerkung, daß er während der eifrigsten Discussion und trotz seiner großen Zerstreutheit dennoch, nach dem Teller der Butterbröde hinlangend, immer diejenigen Butterbröde ergreife, welche nicht mit gewöhnlichem Käse, sondern mit frischem Lachs bedeckt waren.

Die Verdienste des verstorbenen Gans um deutsche Wissenschaft sind allgemein bekannt. Er war einer der rührigsten Apostel der Hegel'schen Philosophie, und in der Rechtsgelahrtheit kämpfte er zermalmend gegen jene Lakaien des altrömischen Rechts, welche ohne Ahnung von dem Geiste, der in der alten Gesetzgebung einst lebte, nur damit beschäftigt sind, die hinterlassene Garderobe derselben auszustäuben, von Motten zu säubern, oder gar zu modernem Gebrauche zurecht zu flicken. Gans fuchtelte solchen Servilismus selbst in seiner elegantesten Livree. Wie wimmert unter seinen Fußtritten die arme Seele des Herrn von Savigny! Mehr noch durch Wort als durch Schrift förderte Gans die Entwickelung des deutschen Freiheitssinnes, er entfesselte die gebundensten Gedanken und riß der Lüge die Larve ab. Er war ein beweglicher Feuergeist, dessen Witzfunken vortrefflich zündeten, oder wenigstens herrlich leuchteten. Aber den trübsinnigen Ausspruch des Dichters (im zweiten Theile des Faust):

„Alt ist das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn,
Daß Scham und Schönheit nie zusammen, Hand in Hand,
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad.
Tief eingewurzelt wohnt in Beiden alter Haß,
Daß wo sie immer auch des Weges sich
Begegnen, jede der Gegnerin den Rücken kehrt." —

dieſes fatale Wort müſſen wir auch auf das Verhältniß der Genialität zur Tugend anwenden, dieſe beiden leben ebenfalls in beſtändigem Hader, und kehren ſich manchmal verdrießlich den Rücken. Mit Bekümmerniß muß ich hier erwähnen, daß Gans in Bezug auf den erwähnten Verein für Cultur und Wiſſenſchaft des Judenthums, nichts weniger als tugendhaft handelte, und ſich die unverzeihlichſte Felonie zu Schulden kommen ließ. Sein Abfall war um ſo widerwärtiger, da er die Rolle eines Agitators geſpielt, und beſtimmte Präſidialpflichten übernommen hatte. Es iſt hergebrachte Pflicht, daß der Capitän immer der letzte ſei, der das Schiff verläßt, wenn daſſelbe ſcheitert — Gans aber rettete ſich ſelbſt zuerſt. Wahrlich in moraliſcher Beziehung hat der kleine Marcus den großen Gans überragt, und er konnte hier ebenfalls beklagen, daß Gans ſeiner Aufgabe nicht beſſer gewachſen war.

Wir haben die Theilnahme des Marcus an dem Verein für Cultur und Wiſſenſchaft des Judenthums als einen Umſtand bezeichnet, der uns wichtiger und denkwürdiger erſchien, als all ſein ſtupendes Wiſſen und ſeine ſämmtlichen gelehrten Arbeiten. Ihm ſelber mag ebenfalls die Zeit, wo er den Beſtrebungen und Illuſionen jenes Vereins ſich hingab, als die ſonnigſte Blüthenſtunde ſeines kümmerlichen Lebens erſchienen ſein. Deshalb mußte hier jenes Vereins ganz beſonders Erwähnung geſchehen, und eine nähere Erörterung ſeines Gedankens wäre wohl nicht überflüſſig. Aber der Raum und die Zeit und ihre Hüter geſtatten in dieſen Blättern keine ſolche ausgeführte Darſtellung, da letztere nicht blos die religiöſen und bürgerlichen Verhältniſſe der Juden, ſondern auch die aller deiſtiſchen Secten auf dieſem Erdball umfaſſen müßte. Nur ſo viel will ich hier ausſprechen, daß der eſoteriſche Zweck jenes Vereins nichts anderes war, als eine Vermittelung des hiſtoriſchen Judenthums mit der modernen Wiſſenſchaft, von welcher man annahm, daß ſie im Laufe der Zeit zur Weltherrſchaft gelangen würde. Unter ähnlichen Umſtänden, zur Zeit des Philo, als die griechiſche Philoſophie allen alten Dogmen den Krieg erklärte, ward in Alexandrien Aehnliches verſucht, mit mehr oder minderem Mißgeſchick. Von ſchismatiſcher Aufklärerei war hier nicht die Rede, und noch weniger von jener Emancipation, die in unſeren Tagen manchmal ſo ekelhaft geiſtlos durchgeträtſcht wird, daß man das Intereſſe dafür verlieren könnte. Namentlich haben es die iſraelitiſchen Freunde dieſer Frage verſtanden, ſie in eine wäſſerig graue Wolke von Langweiligkeit zu hüllen, die ihr ſchädlicher iſt, als das blödſinnige Gift der Gegner. Da giebt es gemüthliche Phariſäer, die noch beſonders damit prahlen, daß ſie kein Talent zum Schreiben beſitzen und dem Apollo zum Trotz für Jehovah die Feder ergriffen haben. Mögen die deutſchen Regierungen doch recht bald ein äſthetiſches Erbarmen mit dem Publicum haben, und jenen Salbadereien ein Ende machen durch Beſchleunigung der Emancipation, die doch früh oder ſpät bewilligt werden muß.

Ja, die Emancipation wird früh oder ſpät bewilligt werden müſſen, aus Gerechtigkeitsgefühl, aus Klugheit, aus Nothwendigkeit. Die Antipathie gegen die Juden hat bei den obern Claſſen keine religiöſe Wurzel mehr, und bei den untern Claſſen transformirt ſie ſich täglich mehr und mehr in den ſocialen Groll gegen die überwuchernde Macht des Capitals, gegen die Ausbeutung der Armen durch die Reichen. Der Judenhaß hat jetzt einen andern Namen, ſogar beim Pöbel. Was aber die Regierungen betrifft, ſo ſind ſie endlich zur hochweiſen Anſicht gelangt, daß der Staat ein organiſcher Körper iſt, und daß derſelbe nicht zu einer vollkommenen Geſundheit gelangen kann, ſo lange ein einziges ſeiner Glieder, und ſei es auch nur der kleine Zeh, an einem Gebreſte leidet. Ja, der Staat mag noch ſo keck ſein Haupt tragen und mit breiter Bruſt allen Stürmen trotzen, das Herz in der Bruſt und ſogar das ſtolze Haupt wird dennoch den Schmerz mitempfinden müſſen, wenn der kleine Zeh an den Hühneraugen leidet — die Judenbeſchränkungen ſind ſolche Hühneraugen an den deutſchen Staatsfüßen.

Und bedächten gar die Regierungen, wie entſetzlich der Grundpfeiler aller poſitiven Religionen, die Idee des Deismus ſelbſt, von neuen Doctrinen bedroht iſt, wie die Fehde zwiſchen dem Wiſſen und dem Glauben überhaupt nicht mehr ein zahmes Scharmützel, ſondern bald eine wilde Todesſchlacht ſein wird — bedächten die Regierungen dieſe verhüllten Nöthen, ſie müßten froh ſein, daß es noch Juden auf der Welt giebt, daß die Schweizergarde des Deismus, wie der Dichter ſie genannt hat, noch auf den Beinen ſteht, daß es noch ein Volk Gottes giebt. Statt ſie von ihrem Glauben durch geſetzliche Beſchränkungen abtrünnig zu machen, ſollte man ſie noch durch Prämien darin zu ſtärken ſuchen, man ſollte ihnen auf Staatskoſten ihre Synagogen bauen, damit ſie nur hineingehen, und das Volk draußen ſich einbilden mag, es werde in der Welt noch etwas geglaubt. Hütet Euch, die Taufe unter den Juden zu befördern. Das iſt eitel Waſſer, und trocknet leicht. Befördert vielmehr die Beſchneidung, das iſt der Glauben eingeſchnitten ins Fleiſch; in den Geiſt läßt er ſich nicht mehr einſchneiden. Befördert die Ceremonie der Denkriemen, womit der Glaube feſtgebunden wird auf den Arm; der Staat ſollte den Juden gratis das Leder dazu liefern, ſowie auch das Mehl zu Mazekuchen, woran das gläubige Iſrael ſchon drei Jahrtauſende knuspert. Fördert, beſchleunigt die Emancipation, damit ſie nicht zu ſpät komme und überhaupt noch Juden in der Welt antrifft, die den Glauben ihrer Väter dem Heil ihrer Kinder vorziehen. Es giebt ein Sprichwort: Während der Weiſe ſich beſinnt, beſinnt ſich auch der Narr.

Die vorſtehenden Betrachtungen knüpfen ſich natürlich an die Perſon, die ich hier zu beſprechen hatte, und die, wie ich ſchon bemerkt, weniger durch individuelle Bedeutung, als vielmehr durch hiſtoriſche und moraliſche Bezüge,

unſer Intereſſe in Anſpruch nimmt. Ich kann auch aus eigener Anſchauung nur Geringfügiges berichten über das äußere Leben unſeres Markus, den ich zu Berlin bald aus den Augen verlor. Wie ich hörte, war er nach Frankreich gewandert, da er, trotz ſeines außerordentlichen Wiſſens und ſeiner hohen Sittlichkeit, dennoch in den Ueberbleibſeln mittelalterlicher Geſetze ein Hinderniß der Beförderung im Vaterlande fand. Seine Eltern waren geſtorben, und aus Großmuth hatte er zum Beſten ſeiner hülfsbedürftigern Geſchwiſter auf die Verlaſſenſchaft verzichtet. Etwa funfzehn Jahre vergingen, und ich hatte lange nichts mehr gehört, weder von Ludwig Marcus noch von der Königin von Saba, weder von Haſſelquiſt noch von den beſchnittenen Abyſſinierinnen, da trat mir eines Tages der kleine Mann hier zu Paris wieder entgegen, und er erzählte mir, daß er unterdeſſen Profeſſor in Dijon geweſen, jetzt aber einer miniſteriellen Unbill wegen die Profeſſur aufgegeben habe, und hier bleiben wolle, um die Hülfsquellen der Bibliothek für ſein großes Werk zu benutzen. Wie ich von andern hörte, war ein bischen Eigenſinn im Spiel, und das Miniſterium hatte ihm ſogar vorgeſchlagen, wie in Frankreich gebräuchlich, ſeine Stelle durch einen wohlfeiler beſoldeten Suppleanten zu beſetzen und ihm ſelber den größten Theil ſeines Gehalts zu überlaſſen. Dagegen ſträubte ſich die große Seele des Kleinen, er wollte nicht fremde Arbeit ausbeuten, und er ließ ſeinem Nachfolger die ganze Beſoldung. Seine Uneigennützigkeit iſt hier um ſo merkwürdiger, da er damals blutarm in rührender Dürftigkeit ſein Leben friſtete. Es ging ihm ſogar ſehr ſchlecht, und ohne die Engelhülfe einer ſchönen Frau wäre er gewiß im barbenden Elende verkommen. Ja, es war eine ſehr ſchöne und große Dame von Paris, eine der glänzendſten Erſcheinungen des hieſigen Weltlebens, die, als ſie von dem wunderlichen Kauz hörte, in die Dunkelheit ſeines kümmerlichen Lebens hinabſtieg und mit anmuthiger Zartſinnigkeit ihn dahin zu bringen wußte, einen bedeutenden Jahrgehalt von ihr anzunehmen. Ich glaube, ſeinen Stolz zähmte hier ganz beſonders die Ausſicht, daß ſeine Gönnerin, die Gattin des reichſten Banquiers dieſes Erdballs, ſpäterhin ſein großes Werk auf ihre Koſten drucken laſſen werde. Einer Dame, dachte er, die wegen ihres Geiſtes und ihrer Bildung ſo viel gerühmt wird, müſſe doch ſehr viel daran gelegen ſein, daß endlich eine gründliche Geſchichte von Abyſſinien geſchrieben werde, und er fand es ganz natürlich, daß ſie dem Autor durch einen Jahrgehalt ſeine große Mühe und Arbeit zu vergüten ſuchte.

Die Zeit, während welcher ich den guten Marcus nicht geſehen, etwa funfzehn Jahre, hatte auf ſein Aeußeres nicht verſchönernd gewirkt. Seine Erſcheinung, die früher an's Poſſierliche ſtreifte, war jetzt eine entſchiedene Caricatur geworden, aber eine angenehme, liebliche, ich möchte faſt ſagen erquickende Caricatur. Ein ſpaßhaft wehmüthiges Anſehen gab ihm ſein von Leiden

durchfurchtes Greisengesicht, worin die kleinen pechschwarzen Aeuglein vergnüglich lebhaft glänzten, und gar sein abenteuerlicher fabelhafter Haarwuchs! Die Haare nämlich, welche früher pechschwarz und anliegend gewesen, waren jetzt ergraut, und umgaben in krauser aufgesträubter Fülle das schon außerdem unverhältnißmäßig große Haupt. Er glich so ziemlich jenen breitköpfigen Figuren mit dünnen Leibchen und kurzen Beinchen, die wir auf den Glasscheiben eines chinesischen Schattenspiels sehen. Besonders wenn mir die zwerghafte Gestalt in Gesellschaft seines Collaborators, des ungeheuer großen und stattlichen Professors Duisberg, auf den Boulevards begegnete, jauchzte mir der Humor in der Brust. Einem meiner Bekannten, der mich frug wer der Kleine wäre, sagte ich es sei der König von Abyssinien, und dieser Name ist ihm bis an sein Ende geblieben. Hast du mir deshalb gezürnt, theurer guter Marcus? Für deine schöne Seele hätte der Schöpfer wirklich eine bessere Envelope erschaffen können. Der liebe Gott ist aber zu sehr beschäftigt; manchmal, wenn er eben im Begriff ist, der edlen Perle eine prächtig ciselirte Goldfassung zu verleihen, wird er plötzlich gestört, und er wickelt das Juwel geschwind in das erste beste Stück Fließpapier oder Läppchen — anders kann ich mir die Sache nicht erklären.

Ungefähr fünf Jahre lebte Marcus im weisesten Seelenfrieden zu Paris; es ging ihm gut, ja sogar einer seiner Lieblingswünsche war in Erfüllung gegangen: er besaß eine kleine Wohnung mit eignen Möbeln, und zwar in der Nähe der Bibliothek! Ein Verwandter, ein Schwestersohn, besucht ihn hier eines Abends, und kann sich nicht genug darüber wundern, daß der Oheim sich plötzlich auf die Erde setzt und mit wilder trotziger Stimme die scheußlichsten Gassenlieder zu singen beginnt. Er, der nie gesungen, und in Wort und Ton immer die Keuschheit selbst war! Aber die Sache ward noch grauenhaft befremdlicher, als der Oheim zornig emporsprang, das Fenster aufstieß und erst seine Uhr zur Straße hinabschmiß, dann seine Manuscripte, Tintenfaß, Federn, seine Geldbörse. Als der Neffe sah, daß der Oheim das Geld zum Fenster hinauswarf, konnte er nicht länger an seinem Wahnsinn zweifeln. Der Unglückliche ward in die Heilanstalt des Dr. Pinnel zu Chaillot gebracht, wo er nach vierzehn Tagen unter schauderhaften Leiden den Geist aufgab! Er starb am 15. Julius, und ward am 17. auf dem Kirchhofe Montmartre begraben. Ich habe leider seinen Tod zu spät erfahren, als daß ich ihm die letzte Ehre erweisen konnte. Indem ich heute diese Blätter seinem Andenken widme, wollte ich das Versäumte nachholen und gleichsam im Geiste an seinem Leichenbegängniß Theil nehmen.

Jetzt aber öffnet mir noch einmal den Sarg, damit ich nach altem Brauch den Todten um Verzeihung bitte für den Fall daß ich ihn etwa im Leben beleidigt — Wie ruhig der kleine Marcus jetzt aussieht! Er scheint darüber zu

lächeln, daß ich seine gelehrte Arbeiten nicht besser gewürdigt habe. Daran mag ihm wenig gelegen sein, denn hier bin ich ja doch kein so competenter Richter wie etwa sein Freund S. Munk, der Orientalist, der mit einer umfassenden Biographie des Verstorbenen und mit der Herausgabe seiner hinterlassenen Werke beschäftigt sein soll.

Spätere Note.

(Im März 1854.)

Da ich mich immer einer guten Gesinnung und eines eben so guten Stiles befliſſen, so genieße ich die Genugthuung, daß ich es wagen darf, unter dem anspruchvollen Namen „Denkworte" die vorstehenden Blätter hier mitzutheilen, obgleich sie anonym für das Tagesbedürfniß der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" bereits vor zehn Jahren geschrieben worden. Seit jener Zeit hat sich vieles in Deutschland verändert, und auch die Frage von der bürgerlichen Gleichstellung der Bekenner des mosaischen Glaubens, die gelegentlich in obigen Blättern besprochen ward, hat seitdem sonderbare Schicksale erlitten. Im Frühling des Jahres 1848 schien sie auf immer erledigt, aber wie mit so vielen andern Errungenschaften aus jener Blüthezeit deutscher Hoffnung, mag es jetzt in unsrer Heimath auch mit besagter Frage sehr rückgängig aussehen, und an manchen Orten soll sie sich wieder, wie man mir sagt, im schmachvollsten statu quo befinden. Die Juden dürften endlich zur Einsicht gelangen, daß sie erst dann wahrhaft emancipirt werden können, wenn auch die Emancipation der Christen vollständig erkämpft und sicher gestellt worden. Ihre Sache ist identisch mit der des deutschen Volks, und sie dürfen nicht als Juden begehren, was ihnen als Deutschen längst gebührte.

Ich habe in obigen Blättern angedeutet, daß sich der Gelehrte S. Munk mit einer Herausgabe der hinterlassenen Schriften des seligen Marcus beschäftigen werde. Leider ist dieses jetzt unmöglich, da jener große Orientalist an einem Uebel leidet, das ihm nicht erlaubt, sich einer solchen Arbeit zu unterziehen; er ist nämlich seit zwei Jahren gänzlich erblindet. Ich vernahm erst kürzlich dieses betrübsame Ereigniß, und erinnere mich jetzt, daß der vortreffliche Mann trotz bedenklicher Symptome sein leidendes Gesicht nie schonen wollte. Als ich das letzte Mal die Ehre hatte ihn auf der königlichen Bibliothek zu sehen, saß er vergraben in einem Wust von arabischen Manuscripten, und es war schmerzlich anzusehen, wie er seine kranken blassen Augen mit der Entzifferung des phantastisch geschnörkelten Abracadabra anstrengte. Er war

Cuſtos in beſagter Bibliothek, und er iſt jetzt nicht mehr im Stande, dieſes kleine Amt zu verwalten. Hauptſächlich mit dem Ertrag ſeiner literariſchen Arbeiten beſtritt er den Unterhalt einer zahlreichen Familie. Blindheit iſt wohl die härteſte Heimſuchung, die einen deutſchen Gelehrten treffen kann. Sie trifft diesmal die bravſte Seele, die gefunden werden mag; Munk iſt uneigennützig bis zum Hochmuth, und bei all ſeinem reichen Wiſſen von einer rührenden Beſcheidenheit. Er trägt gewiß ſein Schickſal mit ſtoiſcher Faſſung und religiöſer Ergebung in den Willen des Herrn.

Aber warum muß der Gerechte ſo viel leiden auf Erden? Warum muß Talent und Ehrlichkeit zu Grunde gehen, während der ſchwadronirende Hanswurſt, der gewiß ſeine Augen niemals durch arabiſche Manuſcripte trüben mochte, ſich räkelt auf den Pfühlen des Glücks und faſt ſtinkt vor Wohlbehagen? Das Buch Hiob löſt nicht dieſe böſe Frage. Im Gegentheil, dieſes Buch iſt das Hohelied der Skepſis, und es ziſchen und pfeifen darin die entſetzlichen Schlangen ihr ewiges: Warum? Wie kommt es, daß bei der Rückkehr aus Babylon die fromme Tempelarchiv-Commiſſion, deren Präſident Eſra war, jenes Buch in den Canon der heiligen Schriften aufgenommen? Ich habe mir oft dieſe Frage geſtellt. Nach meinem Vermuthen thaten ſolches jene gotterleuchteten Männer nicht aus Unverſtand, ſondern weil ſie in ihrer hohen Weisheit wohl wußten, daß der Zweifel in der menſchlichen Natur tief begründet und berechtigt iſt, und daß man ihn alſo nicht täppiſch ganz unterdrücken, ſondern nur heilen muß. Sie verfuhren bei dieſer Cur ganz homöopathiſch, durch das Gleiche auf das Gleiche wirkend, aber ſie gaben keine homöopathiſch kleine Doſis, ſie ſteigerten vielmehr dieſelbe auf's ungeheuerſte, und eine ſolche überſtarke Doſis von Zweifel iſt das Buch Hiob; dieſes Gift durfte nicht fehlen in der Bibel, in der großen Haus-Apotheke der Menſchheit. Ja, wie der Menſch, wenn er leidet, ſich ausweinen muß, ſo muß er ſich auch auszweifeln, wenn er ſich grauſam gekränkt fühlt in ſeinen Anſprüchen auf Lebensglück; und wie durch das heftigſte Weinen, ſo entſteht auch durch den höchſten Grad des Zweifels, den die Deutſchen ſo richtig die Verzweiflung nennen, die Kriſis der moraliſchen Heilung. — Aber wohl demjenigen, der geſund iſt und keiner Medicin bedarf!

Die romantiſche Schule.

Vorrede.

Den beträchtlichsten Theil dieser Blätter, [illegible] Sprache abgefaßt und an Franzosen [illegible] Zeit in deutscher Version, unter dem Titel „[illegible] nen Literatur in Deutschland," [illegible] In der gegenwärtigen Ergänzung [illegible] romantische Schule" verdienen: [illegible] momente der literarischen Bewegung, [illegible] getreusamste veranschaulichen [illegible].

Es war meine Absicht, [illegible] cher Form zu besprechen: [illegible] hältnisse erlaubten mir [illegible] die Art der Behandlung [illegible] Geisteserzeugnissen [illegible] habe ich meine Mittheilungen „[illegible] in Deutschland" [illegible] und doch sollte diese Arbeit eigentlich [illegible] Literatur bilden. [illegible] Theile des Salons [illegible], [illegible] lichen Kunde gebracht. Mein Herr Verleger, den ich anklagte mein Buch eigenmächtig verstümmelt zu haben, hat dieser Beschuldigung, durch dasselbe Organ, widersprochen; er erklärte jene Verstümmelung für das Werk einer Behörde, die über alle Rügen erhaben ist. —

Geschrieben zu Paris, im Herbst 1835.

Heinrich Heine.

Erſtes Buch.

Frau von Staëls Werk de l'Allemagne iſt die einzige umfaſſende Kunde, welche die Franzoſen über das geiſtige Leben Deutſchlands erhalten haben. Und doch iſt, ſeitdem dieſes Buch erſchienen, ein großer Zeitraum verfloſſen und eine ganz neue Literatur hat ſich unterdeſſen in Deutſchland entfaltet. Iſt es nur eine Uebergangsliteratur? hat ſie ſchon ihre Blüthe erreicht? iſt ſie bereits abgewelkt? Hierüber ſind die Meinungen getheilt. Die meiſten glauben mit dem Tode Goethes beginne in Deutſchland eine neue literariſche Periode, mit ihm ſei auch das alte Deutſchland zu Grabe gegangen, die ariſtokratiſche Zeit der Literatur ſei zu Ende, die demokratiſche beginne, oder, wie ſich ein franzöſiſcher Journaliſt jüngſt ausdrückte: „der Geiſt der Einzelnen habe aufgehört, der Geiſt Aller habe angefangen.“

Was mich betrifft, ſo vermag ich nicht in ſo beſtimmter Weiſe über die künftigen Evoluzionen des deutſchen Geiſtes abzuurtheilen. Die Endſchaft der „Goethe'ſchen Kunſtperiode,“ mit welchem Namen ich dieſe Periode zuerſt bezeichnete, habe ich jedoch ſchon ſeit vielen Jahren vorausgeſagt. Ich hatte gut prophezeien! Ich kannte ſehr gut die Mittel und Wege jener Unzufriedenen, die dem Goethe'ſchen Kunſtreich ein Ende machen wollten, und in den damaligen Emeuten gegen Goethe will man ſogar mich ſelbſt geſehen haben. Nun Goethe todt iſt, bemächtigt ſich meiner darob ein wunderbarer Schmerz.

Indem ich dieſe Blätter gleichſam als eine Fortſetzung des Frau v. Staël'ſchen de l'Allemagne ankündige, muß ich, die Belehrung rühmend, die man aus dieſem Werke ſchöpfen kann, dennoch eine gewiſſe Vorſicht beim Gebrauche deſſelben anempfehlen und es durchaus als Koteriebuch bezeichnen. Frau von Staël, glorreichen Andenkens, hat hier, in der Form eines Buches, gleichſam einen Salon eröffnet, worin ſie deutſche Schriftſteller empfing, und ihnen Gelegenheit gab, ſich der franzöſiſchen civiliſirten Welt bekannt zu machen; aber in dem Getöſe der verſchiedenſten Stimmen, die aus dieſem Buche hervorſchreien, hört man doch immer am vernehmlichſten den feinen Diskant des Herrn A. W. Schlegel. Wo ſie ganz ſelbſt iſt, wo die großfühlende Frau ſich unmittelbar ausſpricht mit ihrem ganzen ſtrahlenden Herzen, mit dem

ganzen Feuerwerk ihrer Geistesraketen und brillanten Tollheiten: da ist das Buch gut und vortrefflich. Sobald sie aber fremden Einflüsterungen gehorcht, sobald sie einer Schule huldigt, deren Wesen ihr ganz fremd und unbegreifbar ist, sobald sie durch die Anpreisung dieser Schule gewisse ultramontane Tendenzen befördert, die mit ihrer protestantischen Klarheit in direktem Widerspruche sind: da ist ihr Buch kläglich und ungenießbar. Dazu kommt noch, daß sie außer den unbewußten, auch noch bewußte Partheilichkeiten ausübt, daß sie, durch die Lobpreisung des geistigen Lebens, des Idealismus in Deutschland, eigentlich den damaligen Realismus der Franzosen, die materielle Herrlichkeit der Kaiserperiode, frondiren will. Ihr Buch de l'Allemagne gleicht in dieser Hinsicht der Germania des Tazitus, der vielleicht ebenfalls, durch seine Apologie der Deutschen, eine indirekte Satyre gegen seine Landsleute schreiben wollte.

Wenn ich oben einer Schule erwähnte, welcher Frau von Staël huldigte und deren Tendenzen sie beförderte: so meinte ich die romantische Schule. Daß diese in Deutschland ganz etwas anderes war, als was man in Frankreich mit diesem Namen bezeichnet, daß ihre Tendenzen ganz verschieden waren von denen der französischen Romantiker, das wird in den folgenden Blättern klar werden.

Was war aber die romantische Schule in Deutschland?

Sie war nichts anders als die Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters, wie sie sich in dessen Liedern, Bild- und Bauwerken, in Kunst und Leben, manifestirt hatte. Diese Poesie aber war aus dem Christenthume hervorgegangen, sie war eine Passionsblume, die dem Blute Christi entsprossen. Ich weiß nicht ob die melancholische Blume, die wir in Deutschland Passionsblume benamsen, auch in Frankreich diese Benennung führt, und ob ihr von der Volkssage ebenfalls jener mystische Ursprung zugeschrieben wird. Es ist jene sonderbar mißfarbige Blume, in deren Kelch man die Marterwerkzeuge, die bei der Kreuzigung Christi gebraucht worden, nemlich Hammer, Zange, Nägel u. s. w. abkonterfeit sieht, eine Blume, die durchaus nicht häßlich, sondern nur gespenstisch ist, ja deren Anblick sogar ein grauenhaftes Vergnügen in unserer Seele erregt, gleich den krampfhaft süßen Empfindungen, die aus dem Schmerze selbst hervorgehen. In solcher Hinsicht wäre diese Blume das geeignetste Symbol für das Christenthum selbst, dessen schauerlichster Reiz eben in der Wollust des Schmerzes besteht.

Obgleich man in Frankreich unter dem Namen Christenthum nur den römischen Katholizismus versteht, so muß ich doch besonders bevorworten, daß ich nur von letzterem spreche. Ich spreche von jener Religion in deren ersten Dogmen eine Verdammniß alles Fleisches enthalten ist, und die dem Geiste nicht blos eine Obermacht über das Fleisch zugesteht, sondern auch dieses ab-

tödten will um den Geiſt zu verherrlichen; ich ſpreche von jener Religion durch deren unnatürliche Aufgabe ganz eigentlich die Sünde und die Hypokriſie in die Welt gekommen, indem eben, durch die Verdammniß des Fleiſches, die unſchuldigſten Sinnenfreuden eine Sünde geworden, und durch die Unmöglichkeit ganz Geiſt zu ſein die Hypokriſie ſich ausbilden mußte; ich ſpreche von jener Religion, die ebenfalls durch die Lehre von der Verwerflichkeit aller irdiſchen Güter, von der auferlegten Hundedemuth und Engelsgeduld, die erprobteſte Stütze des Despotismus geworden. Die Menſchen haben jetzt das Weſen dieſer Religion erkannt, ſie laſſen ſich nicht mehr mit Anweiſungen auf den Himmel abſpeiſen, ſie wiſſen daß auch die Materie ihr Gutes hat und nicht ganz des Teufels iſt, und ſie vindiziren jetzt die Genüſſe der Erde, dieſes ſchönen Gottesgartens, unſeres unveräußerlichen Erbtheils. Eben weil wir alle Konſequenzen jenes abſoluten Spiritualismus jetzt ſo ganz begreifen, dürfen wir auch glauben, daß die chriſtkatholiſche Weltanſicht ihre Endſchaft erreicht. Denn jede Zeit iſt eine Sphynx, die ſich in den Abgrund ſtürzt, ſobald man ihr Räthſel gelöſt hat.

Keineswegs jedoch läugnen wir hier den Nutzen, den die chriſtkatholiſche Weltanſicht in Europa geſtiftet. Sie war nothwendig als eine heilſame Reaction gegen den grauenhaft koloſſalen Materialismus, der ſich im römiſchen Reiche entfaltet hatte und alle geiſtige Herrlichkeit des Menſchen zu vernichten drohte. Wie die ſchlüpfrigen Memoiren des vorigen Jahrhunderts gleichſam die pièces justificatives der franzöſiſchen Revoluzion bilden; wie uns der Terrorismus eines Comité du salut public als nothwendige Arznei erſcheint, wenn wir die Selbſtbekenntniſſe der franzöſiſchen vornehmen Welt ſeit der Regentſchaft geleſen: ſo erkennt man auch die Heilſamkeit des asceti-ſchen Spiritualismus, wenn man etwa den Petron oder den Apulejus geleſen, Bücher, die man als pièces justificatives des Chriſtenthums betrachten kann. Das Fleiſch war ſo frech geworden in dieſer Römerwelt, daß es wohl der chriſtlichen Disciplin bedurfte um es zu züchtigen. Nach dem Gaſtmahl eines Trimalkion bedurfte man einer Hungerkur gleich dem Chriſtenthum.

Oder etwa, wie greiſe Lüſtlinge durch Ruthenſtreiche das erſchlaffte Fleiſch zu neuer Genußfähigkeit aufreizen: wollte das alternde Rom ſich mönchiſch geißeln laſſen, um raffinirte Genüſſe in der Qual ſelbſt und die Wolluſt im Schmerze zu finden?

Schlimmer Ueberreiz! er raubte dem römiſchen Staatskörper die letzten Kräfte. Nicht durch die Trennung in zwei Reiche ging Rom zu Grunde; am Bosphoros wie an der Tiber ward Rom verzehrt von demſelben judäiſchen Spiritualismus, und hier wie dort ward die römiſche Geſchichte ein langſames Dahinſterben, eine Agonie die Jahrhunderte dauerte. Hat etwa das gemeuchelte Judäa, indem es den Römern ſeinen Spiritualismus beſcheerte,

sich an dem siegenden Feinde rächen wollen, wie einst der sterbende Centaur, der dem Sohne Jupiters das verderbliche Gewand, das mit dem eignen Blute vergiftet war, so listig zu überliefern wußte? Wahrlich, Rom, der Herkules unter den Völkern, wurde durch das judäische Gift so wirksam verzehrt, daß Helm und Harnisch seinen welkenden Gliedern entsanken, und seine imperatorische Schlachtstimme herabsiechte zu betendem Pfaffengewimmer und Kastratengetriller.

Aber was den Greis entkräftet, das stärkt den Jüngling. Jener Spiritualismus wirkte heilsam auf die übergesunden Völker des Nordens; die allzuvollblütigen barbarischen Leiber wurden christlich vergeistigt; es begann die europäische Civilisazion. Das ist eine preiswürdige, heilige Seite des Christenthums. Die katholische Kirche erwarb sich in dieser Hinsicht die größten Ansprüche auf unsere Verehrung und Bewunderung. Sie hat, durch große geniale Institutionen, die Bestialität der nordischen Barbaren zu zähmen und die brutale Materie zu bewältigen gewußt.

Die Kunstwerke des Mittelalters zeigen nun jene Bewältigung der Materie durch den Geist und das ist oft sogar ihre ganze Aufgabe. Die epischen Dichtungen jener Zeit könnte man leicht nach dem Grade dieser Bewältigung klassifiziren.

Von lyrischen und dramatischen Gedichten kann hier nicht die Rede sein; denn letztere existirten nicht, und erstere sind sich ziemlich ähnlich in jedem Zeitalter, wie die Nachtigallenlieder in jedem Frühling.

Obgleich die epische Poesie des Mittelalters in heilige und profane geschieden war, so waren doch beide Gattungen ihrem Wesen nach ganz christlich; denn, wenn die heilige Poesie auch ausschließlich das jüdische Volk, welches für das allein heilige galt, und dessen Geschichte, welche allein die heilige hieß, die Helden des alten und neuen Testaments, die Legende, kurz die Kirche besang, so spiegelte sich doch in der profanen Poesie das ganze damalige Leben mit allen seinen christlichen Anschauungen und Bestrebungen. Die Blüthe der heiligen Dichtkunst im deutschen Mittelalter ist vielleicht „Barlaam und Josaphat," ein Gedicht worin die Lehre von der Abnegazion, von der Enthaltsamkeit, von der Entsagung, von der Verschmähung aller weltlichen Herrlichkeit am konsequentesten ausgesprochen worden. Hiernächst möchte ich den „Lobgesang auf den heiligen Anno" für das Beste der heiligen Gattung halten. Aber dieses letztere Gedicht greift schon weit hinaus in's Weltliche. Es unterscheidet sich überhaupt von den ersteren wie etwa ein byzantinisches Heiligenbild von einem altdeutschen. Wie auf jenen byzantinischen Gemälden, sehen wir ebenfalls in Barlaam und Josaphat die höchste Einfachheit, nirgends ist perspektivisches Beiwerk, und die lang mageren, statuenähnlichen Leiber und die idealisch ernsthaften Gesichter treten streng abgezeichnet hervor, wie aus

weichen Gelegenheit — [illegible] auf den heiligen Anno wird, [illegible]
[illegible] Gemälden. [illegible] zur Hauptsache und [illegible]
[illegible] Anlage ist [illegible] Einzelne aufs Kleinlichste [illegible]
[illegible] man [illegible] Conceptionen eines Riesen [illegible]
[illegible] Evangeliengeb[illegible]
[illegible] der heiligen Poesie zu rühmen pflegt, ist [illegible]
wie die [illegible] Dichtungen.

In der [illegible] Poesie finden wir, nach obiger [illegible]
genkreis der Nibelungen und des Heldenbuchs, [illegible]
christliche Denk- und Gefühlsweise, da ist [illegible]
terthum herabgemildert, da stehen noch, wie [illegible]
des Nordens, und das sanfte Licht und [illegible]
dringt noch nicht durch die eisernen Rüstungen [illegible]
in den altgermanischen Wäldern, die [illegible]
entsteht ein lichter Kampfplatz, wo [illegible]
dieses sehen wir im Sagenkreis [illegible]
Kreuzzüge mit ihren heiligen [illegible]
lich spiritualisirten Kraft, [illegible]
Mittelalters, das Ritterthum, [illegible]
Ritterthum. Jenes, [illegible]
verherrlicht in dem Sagen[illegible]
terie, die ausgebildetste [illegible]
Aus den süß närrischen [illegible]
Gedichte grüßen [illegible]
und der tapfere, [illegible]
diesem Sagenkreis [illegible]
vom „heiligen [illegible]
da treten uns [illegible]
Titurel, der [illegible]
Poesie gleichsam [illegible]
leidenden [illegible]
Netzwerk [illegible]
Mystik. [illegible]
lichen [illegible]
wird, [illegible]
windet und [illegible]
Sinnlichkeit; [illegible]
werk dieser [illegible]
stehen, Gottfried [illegible]
Mittelalters, ist [illegible]

Herrlichkeit des Wolfram von Eſchilbach, den wir im Parcival und in den Fragmenten des Titurel ſo ſehr bewundern. Es iſt vielleicht jetzt erlaubt, den Meiſter Gottfried unbedingt zu rühmen und zu preiſen. Zu ſeiner Zeit hat man ſein Buch gewiß für gottlos und ähnliche Dichtungen, wozu ſchon der Lancelot gehörte, für gefährlich gehalten. Und es ſind wirklich auch bedenkliche Dinge vorgefallen. Franceſca da Polenta und ihr ſchöner Freund mußten theuer dafür büßen, daß ſie eines Tages mit einander in einem ſolchen Buche laſen; — die größere Gefahr freilich beſtand darin, daß ſie plötzlich zu leſen aufhörten!

Die Poeſie in allen dieſen Gedichten des Mittelalters trägt einen beſtimmten Charakter, wodurch ſie ſich von der Poeſie der Griechen und Römer unterſcheidet. In Betreff dieſes Unterſchieds nennen wir erſtere die romantiſche und letztere die klaſſiſche Poeſie. Dieſe Benennungen aber ſind nur unſichere Rubriken und führten bisher zu den unerquicklichſten Verwirrniſſen, die noch geſteigert wurden, wenn man die antique Poeſie ſtatt klaſſiſch auch plaſtiſch nannte. Hier lag beſonders der Grund zu Mißverſtändniſſen. Nemlich die Künſtler ſollen ihren Stoff plaſtiſch bearbeiten, er mag chriſtlich oder heidniſch ſein, ſie ſollen ihn in klaren Umriſſen darſtellen, kurz: plaſtiſche Geſtaltung ſoll in der romantiſch modernen Kunſt, eben ſo wie in der antiquen Kunſt, die Hauptſache ſein. Und in der That, ſind nicht die Figuren in der göttlichen Comödie des Dante oder auf den Gemälden des Raphael eben ſo plaſtiſch wie die im Virgil oder auf den Wänden von Herkulanum? Der Unterſchied beſteht darin, daß die plaſtiſchen Geſtalten in der antiquen Kunſt ganz identiſch ſind mit dem Darzuſtellenden, mit der Idee, die der Künſtler darſtellen wollte, z. B. daß die Irrfahrten des Odyſſeus gar nichts anders bedeuten, als die Irrfahrten des Mannes, der ein Sohn des Laertes und Gemahl der Penelopeya war und Odyſſeus hieß; daß ferner der Bacchus, den wir im Louvre ſehen, nichts anders iſt als der anmuthige Sohn der Semele mit der kühnen Wehmuth in den Augen und der heiligen Wolluſt in den gewölbt weichen Lippen. Anders iſt es in der romantiſchen Kunſt; da haben die Irrfahrten eines Ritters noch eine eſoteriſche Bedeutung, ſie deuten vielleicht auf die Irrfahrten des Lebens überhaupt; der Drache, der überwunden wird, iſt die Sünde; der Mandelbaum, der dem Helden aus der Ferne ſo tröſtlich zuduftet, das iſt die Dreieinigkeit, Gott Vater und Gott Sohn und Gott Heiliger Geiſt, die zugleich eins ausmachen, wie Nuß, Faſer und Kern dieſelbe Mandel ſind. Wenn Homer die Rüſtung eines Helden ſchildert, ſo iſt es eben nichts anders als eine gute Rüſtung, die ſo und ſo viel Ochſen werth iſt; wenn aber ein Mönch des Mittelalters in ſeinem Gedichte die Röcke der Muttergottes beſchreibt, ſo kann man ſich darauf verlaſſen, daß er ſich unter dieſen Röcken eben ſo viele verſchiedene Tugenden denkt, daß ein beſonderer Sinn verborgen iſt unter dieſen hei-

ligen Bedeckungen der [illegible] Jungfrauschaft Maria, welche auch [illegible] Sohn der Mandelkern ist, [illegible] Mandelblüthe [illegible] wird. Das ist nun der Charakter der mittelalterlichen Poesie, [illegible] mantische nennen.

Die klassische Kunst hatte nur das Endliche darzustellen [illegible] konnten identisch sein mit der Idee des Künstlers [illegible] hatte das Unendliche und [illegible] spiritualistische Beziehungen [illegible] vielmehr anzudeuten, und sie nahm ihre Zuflucht [illegible] ler Symbole, oder vielmehr zum Parabolischen [illegible] spiritualistischen Ideen durch allerlei schöne Parabeln [illegible] Daher das Mystische, Räthselhafte, Wunderbare [illegible] Kunstwerken des Mittelalters: die Phantasie macht [illegible] gungen das Reingeistige durch sinnliche Bilder [illegible] kolossalsten Tollheiten. Sie stülpt den Pelion [illegible] den Titurel, um den Himmel zu erreichen.

Bei den Völkern, wo die Poesie ebenfalls [illegible] und ungeheure Ausgeburten der Phantasie [illegible] den Skandinaviern und Indiern, [illegible] romantisch halten und auch [illegible]

Von der Musik des Mittelalters [illegible] uns die Urkunden. Erst [illegible] Meisterwerke der katholischen [illegible] schätzen kann, da sie den [illegible] Die rezitirenden Künste [illegible] thum ein ziemliches Gehe[illegible] für die bildenden Künste [illegible] Materie darstellen sollten [illegible] stellung gebrauchen mußten [illegible] zu lösen. [illegible] Martyrbilder, [illegible] Die Aufgaben [illegible] verzerrten [illegible] magere Beine [illegible] Entsinnlichung [illegible] den Künstlern [illegible] Material [illegible] ten Schattenhaftigkeit, [illegible] Material der Skulptur [illegible] derwärtigsten Leidensgestalten [illegible] wenn man manche Gemäldesammlung betrachtet [illegible]

Stäupen und Hinrichtung dargeſtellt ſieht, ſo ſollte man glauben, die alten Meiſter hätten dieſe Bilder für die Gallerie eines Scharfrichters gemalt.

Aber der menſchliche Genius weiß ſogar die Unnatur zu verklären, vielen Malern gelang es die unnatürliche Aufgabe ſchön und erhebend zu löſen, und namentlich die Italiener wußten der Schönheit etwas auf Koſten des Spiritualismus zu huldigen, und ſich zu jener Idealität emporzuſchwingen, die in ſo vielen Darſtellungen der Madonna ihre Blüthe erreicht hat. Die katholiſche Kleriſei hat überhaupt, wenn es die Madonna galt, dem Senſualismus immer einige Zugeſtändniſſe gemacht. Dieſes Bild einer unbefleckten Schönheit, die noch dabei von Mutterliebe und Schmerz verklärt iſt, hatte das Vorrecht, durch Dichter und Maler gefeiert und mit allen ſinnlichen Reizen geſchmückt zu werden. Denn dieſes Bild war ein Magnet, welcher die große Menge in den Schooß des Chriſtenthums ziehen konnte. Madonna Maria war gleichſam die ſchöne Dame du Comptoir der katholiſchen Kirche, die deren Kunden, beſonders die Barbaren des Nordens, mit ihrem himmliſchen Lächeln anzog und feſthielt.

Die Baukunſt trug im Mittelalter denſelben Charakter wie die anderen Künſte; wie denn überhaupt damals alle Manifeſtazionen des Lebens aufs wunderbarſte mit einander harmonirten. Hier, in der Architektur, zeigt ſich dieſelbe paraboliſche Tendenz wie in der Dichtkunſt. Wenn wir jetzt in einen alten Dom treten, ahnen wir kaum mehr den eſoteriſchen Sinn ſeiner ſteinernen Symbolik. Nur der Geſammteindruck bringt uns unmittelbar in's Gemüth. Wir fühlen hier die Erhebung des Geiſtes und die Zertretung des Fleiſches. Das Innere des Doms ſelbſt iſt ein hohles Kreuz und wir wandeln da im Werkzeuge des Martyrthums ſelbſt; die bunten Fenſter werfen auf uns ihre rothen und grünen Lichter, wie Blutstropfen und Eiter; Sterbelieder umwimmern uns; unter unſeren Füßen Leichenſteine und Verweſung; und mit den koloſſalen Pfeilern ſtrebt der Geiſt in die Höhe, ſich ſchmerzlich losreißend von dem Leib, der wie ein müdes Gewand zu Boden ſinkt. Wenn man ſie von außen erblickt dieſe gothiſchen Dome, dieſe ungeheuren Bauwerke, die ſo luftig, ſo fein, ſo zierlich, ſo durchſichtig gearbeitet ſind, daß man ſie für ausgeſchnitzelt, daß man ſie für brabanter Spitzen von Marmor halten ſollte: dann fühlt man erſt recht die Gewalt jener Zeit, die ſelbſt den Stein ſo zu bewältigen wußte, daß er faſt geſpenſtiſch durchgeiſtet erſcheint, daß ſogar dieſe härteſte Materie den chriſtlichen Spiritualismus ausſpricht.

Aber die Künſte ſind nur der Spiegel des Lebens, und wie im Leben der Katholizismus erloſch, ſo verhallte und erblich er auch in der Kunſt. Zur Zeit der Reformazion ſchwand allmählich die katholiſche Poeſie in Europa, und an ihrer Stelle ſehen wir die längſt abgeſtorbene griechiſche Poeſie wieder aufleben. Es war freilich nur ein künſtlicher Frühling, ein Werk des Gärtners

und nicht [illegible] Bäume und Blumen steckten in engen Töpfen und ein Glashimmel schützte sie vor Kälte und Nordwind.

In der Weltgeschichte ist nicht jedes Ereigniß die unmittelbare [illegible] anderen, alle Ereignisse bedingen sich vielmehr wechselseitig. [illegible] durch die griechischen Gelehrten, die nach der Eroberung [illegible] herüber emigrirt, ist die Liebe für das Griechenthum [illegible] zunahmen bei uns allgemein geworden: sondern auch [illegible] ben regte sich ein gleichzeitiger Protestantismus; [illegible] zäer, war ein eben so eifriger Protestant wie [illegible] berg in lateinischer Prosa protestirte, so [illegible] Farbe und Ottaverime. Oder bilden die [illegible] chel Angelo, die lachenden Nymphengesichter [illegible] lebensstrunkene Heiterkeit in den Bergen des Meisters [illegible] testirenden Gegensatz zu dem altdeutschen [illegible] Maler Italiens polemisirten gegen [illegible] als die sächsischen Theologen. [illegible] Tizian, das ist alles Protestantismus [illegible] gründlichere Thesen, als die [illegible] von Wittenberg angeklebt — [illegible] plötzlich erlöst gefühlt von [illegible] athmeten wieder [illegible] wälzt schien; [illegible] aus dessen Schaum [illegible] die Maler [illegible] meißelten [illegible] vor; die [illegible] entstand die [illegible]

Wie [illegible] dessen [illegible] ausgebildeter [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Der berühmteste [illegible] rücke, die [illegible]

Lessing war [illegible] herrschaft [illegible]

schmackheit jener Nachahmungen des französischen Theaters, das selbst wieder dem griechischen nachgeahmt schien. Aber nicht bloß durch seine Kritik, sondern auch durch seine eignen Kunstwerke, ward er der Stifter der neuern deutschen Originalliteratur. Alle Richtungen des Geistes, alle Seiten des Lebens, verfolgte dieser Mann mit Enthusiasmus und Uneigennützigkeit. Kunst, Theologie, Alterthumswissenschaft, Dichtkunst, Theaterkritik, Geschichte, alles trieb er mit demselben Eifer und zu demselben Zwecke. In allen seinen Werken lebt dieselbe große sociale Idee, dieselbe fortschreitende Humanität, dieselbe Vernunftreligion, deren Johannes er war, und deren Messias wir noch erwarten. Diese Religion predigte er immer, aber leider oft ganz allein und in der Wüste. Und dann fehlte ihm auch die Kunst, den Stein in Brod zu verwandeln; er verbrachte den größten Theil seines Lebens in Armuth und Drangsal; das ist ein Fluch, der fast auf allen großen Geistern der Deutschen lastet. — Mehr als man ahnte war Lessing auch politisch bewegt, eine Eigenschaft die wir bei seinen Zeitgenossen gar nicht finden; wir merken jetzt erst, was er mit der Schilderung des Duodezdespotismus in Emilia Galotti gemeint hat. Man hielt ihn damals nur für einen Champion der Geistesfreiheit und Bekämpfer der klerikalen Intoleranz; denn seine theologischen Schriften verstand man schon besser. Die Fragmente „über Erziehung des Menschengeschlechts" welche Eugène Rodrigue ins Französische übersetzt hat, können vielleicht den Franzosen von der umfassenden Weite des Lessingschen Geistes einen Begriff geben. Die beiden kritischen Schriften welche den meisten Einfluß auf die Kunst ausgeübt, sind seine „hamburgische Dramaturgie" und sein „Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie." Seine ausgezeichneten Theaterstücke sind: Emilia Galotti, Minna von Barnhelm und Nathan der Weise.

Gotthold Ephraim Lessing ward geboren zu Camenz in der Lausitz den 22sten Januar 1729, und starb zu Braunschweig den 15ten Febr. 1781. Er war ein ganzer Mann, der, wenn er mit seiner Polemik das Alte zerstörend bekämpfte, auch zu gleicher Zeit selber etwas Neues und Besseres schuf; er glich, sagt ein deutscher Autor, jenen frommen Juden, die beim zweiten Tempelbau von den Angriffen der Feinde oft gestört wurden, und dann mit der einen Hand gegen diese kämpften, und mit der anderen Hand am Gotteshause weiter bauten. Es ist hier nicht die Stelle, wo ich mehr von Lessing sagen dürfte; aber ich kann nicht umhin zu bemerken, daß er in der ganzen Literaturgeschichte derjenige Schriftsteller ist, den ich am meisten liebe. Noch eines anderen Schriftstellers, der in demselben Geiste und zu demselben Zwecke wirkte und Lessings nächster Nachfolger genannt werden kann, will ich hier erwähnen; seine Würdigung gehört freilich ebenfalls nicht hieher; wie er denn überhaupt in der Literaturgeschichte einen ganz einsamen Platz einnimmt und sein

Verhältniß zu Zeit und Zeitgenossen noch immer nicht bestimmt ausgesprochen werden kann. Es ist Johann Gottfried Herder, geboren 1744 zu Morungen in Ostpreußen und gestorben zu Weimar in Sachsen im Jahr 1803.

Die Literaturgeschichte ist die große Morgue wo jeder seine Todten aufsucht, die er liebt oder womit er verwandt ist. Wenn ich da unter so vielen unbedeutenden Leichen den Lessing oder den Herder sehe mit ihren erhabenen Menschengesichtern, dann pocht mir das Herz. Wie dürfte ich vorübergehen, ohne Euch flüchtig die blassen Lippen zu küssen!

Wenn aber Lessing die Nachahmerei des französischen Aftergriechenthums gar mächtig zerstörte, so hat er doch selbst, eben durch seine Hinweisung auf die wirklichen Kunstwerke des griechischen Alterthums gewissermaßen einer neuen Art thörichter Nachahmungen Vorschub geleistet. Durch seine Bekämpfung des religiösen Aberglaubens beförderte er sogar die nüchterne Aufklärungssucht, die sich zu Berlin breit machte, und im seligen Nikolai ihr Hauptorgan, und in der allgemeinen deutschen Bibliothek ihr Arsenal besaß. Die kläglichste Mittelmäßigkeit begann damals, widerwärtiger als je, ihr Wesen zu treiben, und das Läppische und Leere bließ sich auf, wie der Frosch in der Fabel.

Man irrt sehr wenn man etwa glaubt, daß Goethe, der damals schon aufgetaucht, bereits allgemein anerkannt gewesen sei. Sein Götz von Berlichingen und sein Werther waren mit Begeisterung aufgenommen worden, aber die Werke der gewöhnlichsten Stümper waren es nicht minder, und man gab Goethen nur eine kleine Nische in dem Tempel der Literatur. Nur den Götz und den Werther hatte das Publikum, wie gesagt, mit Begeisterung aufgenommen, aber mehr wegen des Stoffes als wegen ihrer artistischen Vorzüge, die fast niemand in diesen Meisterwerken zu schätzen verstand. Der Götz war ein dramatisirter Ritterroman und diese Gattung liebte man damals. In dem Werther sah man nur die Bearbeitung einer wahren Geschichte, die des jungen Jerusalem, eines Jünglings, der sich aus Liebe todtgeschossen, und dadurch in jener windstillen Zeit einen sehr starken Lärm gemacht; man las mit Thränen seine rührende Briefe; man bemerkte scharfsinnig, daß die Art, wie Werther aus einer adeligen Gesellschaft entfernt geworden, seinen Lebensüberdruß gesteigert habe; die Frage über den Selbstmord gab dem Buche noch mehr Besprechung; einige Narren verfielen auf die Idee sich bei dieser Gelegenheit ebenfalls todt zu schießen; das Buch machte, durch seinen Stoff, einen bedeutenden Knalleffekt. Die Romane von August Lafontaine wurden jedoch eben so gern gelesen, und da dieser unaufhörlich schrieb, so war er berühmter als Wolfgang Goethe. Wieland war der damalige große Dichter mit dem es etwa nur der Herr Odendichter Rammler zu Berlin in der Poesie aufnehmen konnte. Abgöttisch wurde Wieland verehrt, mehr als jemals Goethe.

Das Theater beherrſchte Iffland mit ſeinen bürgerlich larmoyanten Dramen und Kotzebue mit ſeinen banal witzigen Poſſen.

Dieſe Literatur war es wogegen ſich, während den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, eine Schule in Deutſchland erhob, die wir die romantiſche genannt, und als deren Gerants ſich uns die Herren Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel präſentirt haben. Jena, wo ſich dieſe beiden Brüder nebſt vielen gleichgeſtimmten Geiſtern auf und zu befanden, war der Mittelpunkt, von wo aus die neue äſthetiſche Doktrin ſich verbreitete. Ich ſage Doktrin, denn dieſe Schule begann mit Beurtheilung der Kunſtwerke der Vergangenheit und mit dem Recept zu den Kunſtwerken der Zukunft. In dieſen beiden Richtungen hat die ſchlegelſche Schule große Verdienſte um die äſthetiſche Kritik. Bei der Beurtheilung der ſchon vorhandenen Kunſtwerke wurden entweder ihre Mängel und Gebrechen nachgewieſen, oder ihre Vorzüge und Schönheiten beleuchtet. In der Polemik, in jenem Aufdecken der artiſtiſchen Mängel und Gebrechen, waren die Herren Schlegel durchaus die Nachahmer des alten Leſſings, ſie bemächtigten ſich ſeines großen Schlachtſchwerts; nur war der Arm des Herren Auguſt Wilhelm Schlegel viel zu zart ſchwächlich und das Auge ſeines Bruders Friedrich viel zu myſtiſch umwölkt, als daß jener ſo ſtark und dieſer ſo ſcharftreffend zuſchlagen konnte wie Leſſing. In der reproduzirenden Kritik aber, wo die Schönheiten eines Kunſtwerks veranſchaulicht werden, wo es auf ein feines Herausfühlen der Eigenthümlichkeiten ankam, wo dieſe zum Verſtändniß gebracht werden mußten, da ſind die Herren Schlegel dem alten Leſſing ganz überlegen. Was ſoll ich aber von ihren Recepten für anzufertigende Meiſterwerke ſagen! Da offenbarte ſich bei den Herren Schlegel eine Ohnmacht, die wir ebenfalls bei Leſſing zu finden glauben. Auch dieſer, ſo ſtark er im Verneinen iſt, ſo ſchwach iſt er im Bejahen, ſelten kann er ein Grundprincip aufſtellen, noch ſeltener ein richtiges. Es fehlt ihm der feſte Boden einer Philoſophie, eines philoſophiſchen Syſtems. Dieſes iſt nun bei den Herren Schlegel in noch viel troſtloſerem Grade der Fall. Man fabelt mancherlei von dem Einfluß des Fichteſchen Idealismus und der Schellingſchen Naturphiloſophie auf die romantiſche Schule, die man ſogar ganz daraus hervorgehen läßt. Aber ich ſehe hier höchſtens nur den Einfluß einiger Fichteſchen und Schellingſchen Gedankenfragmente, keineswegs den Einfluß einer Philoſophie. Herr Schelling, der damals in Jena docirte, hat aber jedenfalls perſönlich großen Einfluß auf die romantiſche Schule ausgeübt; er iſt, was man in Frankreich nicht weiß, auch ein Stück Poet, und es heißt, er ſei noch zweifelhaft, ob er nicht ſeine ſämmtlichen philoſophiſchen Lehren in einem poetiſchen, ja metriſchen Gewande herausgeben ſolle. Dieſer Zweifel charakteriſirt den Mann.

Wenn aber die Herren Schlegel für die Meiſterwerke, die ſie ſich bei den

Poeten ihrer Schule beſtellten, keine feſte Theorie angeben konnten, ſo erſetzten ſie dieſen Mangel dadurch, daß ſie die beſten Kunſtwerke der Vergangenheit als Muſter anprieſen und ihren Schülern zugänglich machten. Dieſes waren nun hauptſächlich die Werke der chriſtlich-katholiſchen Kunſt des Mittelalters. Die Ueberſetzung des Shakespears, der an der Grenze dieſer Kunſt ſteht und ſchon proteſtantiſch klar in unſere moderne Zeit hereinlächelt, war nur zu polemiſchen Zwecken beſtimmt, deren Beſprechung hier zu weitläufig wäre. Auch wurde dieſe Ueberſetzung von Herrn A. W. Schlegel unternommen zu einer Zeit als man ſich noch nicht ganz ins Mittelalter zurück enthuſiasmirt hatte. Später, als dieſes geſchah, ward der Calderon überſetzt und weit über den Shakespear angeprieſen; denn bei jenem fand man die Poeſie des Mittelalters am reinſten ausgeprägt, und zwar in ihren beiden Hauptmomenten, Ritterthum und Mönchsthum. Die frommen Comödien des kaſtilianiſchen Prieſterdichters, deſſen poetiſche Blumen mit Weihwaſſer beſprengt und kirchlich geräuchert ſind, wurden jetzt nachgegildet, mit all ihrer heiligen Grandezza, mit all ihrem ſacerdotalen Luxus, mit all ihrer gebenedeiten Tollheit; und in Deutſchland erblühten nun jene buntgläubigen, närriſch tiefſinnigen Dichtungen, in welchen man ſich myſtiſch verliebte, wie in der Andacht zum Kreuz, oder zur Ehre der Mutter-Gottes ſchlug, wie im ſtandhaften Prinzen; und Zacharias Werner trieb das Ding ſo weit wie man es nur treiben konnte, ohne von Obrigkeitswegen in ein Narrenhaus eingeſperrt zu werden.

Unſere Poeſie, ſagten die Herren Schlegel, iſt alt, unſere Muſe iſt ein altes Weib mit einem Spinnrocken, unſer Amor iſt kein blonder Knabe, ſondern ein verſchrumpfter Zwerg mit grauen Haaren, unſere Gefühle ſind abgewelkt, unſere Phantaſie iſt verdorrt: wir müſſen uns erfriſchen, wir müſſen die verſchütteten Quellen der naiven, einfältigen Poeſie des Mittelalters wieder aufſuchen, da ſprudelt uns entgegen der Trank der Verjüngung. Das ließ ſich das trockne dürre Volk nicht zweimal ſagen; beſonders die armen Durſthälſe, die im märkſchen Sande ſaßen, wollten wieder blühend und jugendlich werden, und ſie ſtürzten nach jenen Wunderquellen, und das ſoff und ſchlürfte und ſchlückerte mit übermäßiger Gier. Aber es erging ihnen wie der alten Kammerjungfer, von welcher man folgendes erzählt: ſie hatte bemerkt, daß ihre Dame ein Wunderelixir beſaß, das die Jugend wieder herſtellt; in Abweſenheit der Dame nahm ſie nun aus deren Toilette das Fläſchchen, welches jenes Elixir enthielt, ſtatt aber nur einige Tropfen zu trinken, that ſie einen ſo großen, langen Schluck, daß ſie durch die höchſtgeſteigerte Wunderkraft des verjüngenden Tranks, nicht blos wieder jung, ſondern gar zu einem ganz kleinen Kinde wurde. Wahrlich, ſo ging es namentlich unſerem vortrefflichen Herrn Tieck, einem der beſten Dichter der Schule; er hatte von den Volksbüchern und Gedichten des Mittelalters ſo viel eingeſchluckt, daß er faſt wieder

ein Kind wurde, und zu jener lallenden Einfalt herabblühte, die Frau v. Staël ſo ſehr viel Mühe hatte zu bewundern. Sie geſteht ſelber, daß es ihr kurios vorkomme, wenn eine Perſon in einem Drama mit einem Monolog debütirt, der mit den Worten anfängt: Ich bin der wackere Bonifazius, und ich komme Euch zu ſagen u. ſ. w.

Herr Ludwig Tieck hat durch ſeinen Roman „Sternbalds Wanderungen" und durch die von ihm herausgegebenen und von einem gewiſſen Wackenroder geſchriebenen, „Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders" auch den bildenden Künſtlern die naiven, rohen Anfänge der Kunſt als Muſter dargeſtellt. Die Frömmigkeit und Kindlichkeit dieſer Werke, die ſich eben in ihrer techniſchen Unbeholfenheit kund giebt, wurde zur Nachahmung empfohlen. Von Raphael wollte man nichts mehr wiſſen, kaum einmal von ſeinem Lehrer Perugino, den man freilich ſchon höher ſchätzte, und in welchem man noch Reſte jener Vortrefflichkeiten entdeckte, deren ganze Fülle man in den unſterblichen Meiſterwerken des Fra Giovanno Angelico da Fieſole ſo andachtsvoll bewunderte. Will man ſich hier einen Begriff von dem Geſchmacke der damaligen Kunſtenthuſiaſten machen, ſo muß man nach dem Louvre gehen, wo noch die beſten Gemälde jener Meiſter hängen, die man damals unbedingt verehrte; und will man ſich einen Begriff von dem großen Haufen der Poeten machen, die damals in allen möglichen Versarten die Dichtungen des Mittelalters nachahmten, ſo muß man nach dem Narrenhaus zu Charenton gehn.

Aber ich glaube jene Bilder im erſten Saale des Louvre ſind noch immer viel zu graziöſe, als daß man ſich dadurch einen Begriff von dem damaligen Kunſtgeſchmack machen könnte. Man muß ſich dieſe altitalieniſchen Bilder noch obendrein ins Altdeutſche überſetzt denken. Denn man erachtete die Werke der altdeutſchen Maler für noch weit einfältiglicher und kindlicher und alſo nachahmungswürdiger als die altitalieniſchen. Denn die Deutſchen vermögen ja, hieß es, mit ihrem Gemüth (ein Wort wofür die franzöſiſche Sprache keinen Ausdruck hat) das Chriſtenthum tiefer aufzufaſſen als andere Nationen, und Friedrich Schlegel und ſein Freund Herr Joſeph Görres, wühlten in den alten Städten am Rhein nach den Reſten altdeutſcher Gemälde und Bildwerke, die man, gleich heiligen Reliquien, blindgläubig verehrte.

Ich habe eben den deutſchen Parnaß jener Zeit mit Charenton verglichen. Ich glaube aber auch hier habe ich viel zu wenig geſagt. Ein franzöſiſcher Wahnſinn iſt noch lange nicht ſo wahnſinnig wie ein deutſcher; denn in dieſem, wie Polonius ſagen würde, iſt Methode. Mit einer Pedanterie ohne Gleichen, mit einer entſetzlichen Gewiſſenhaftigkeit, mit einer Gründlichkeit wovon ſich ein oberflächlicher franzöſiſcher Narr nicht einmal einen Begriff machen kann, trieb man jene deutſche Tollheit.

Der politiſche Zuſtand Deutſchlands war der chriſtlich altdeutſchen Richtung noch beſonders günſtig. Noth lehrt beten, ſagt das Sprüchwort, und wahrlich nie war die Noth in Deutſchland größer, und daher das Volk dem Beten, der Religion, dem Chriſtenthum, zugänglicher als damals. Kein Volk hegt mehr Anhänglichkeit für ſeine Fürſten wie das Deutſche, und mehr noch als der traurige Zuſtand worin das Land durch den Krieg und die Fremdherrſchaft gerathen, war es der jammervolle Anblick ihrer beſiegten Fürſten, die ſie zu den Füßen Napoleons kriechen ſahen, was die Deutſchen aufs unleidlichſte betrübte; das ganze Volk glich jenen treuherzigen alten Dienern in großen Häuſern, die alle Demüthigungen, welche ihre gnädige Herrſchaft erdulden muß, noch tiefer empfinden als dieſe ſelbſt, und die im Verborgenen ihre kummervollſten Thränen weinen wenn etwa das herrſchaftliche Silberzeug verkauft werden ſoll, und die ſogar ihre ärmlichen Erſparniſſe heimlich dazu verwenden, daß nicht bürgerliche Talglichter ſtatt adlicher Wachskerzen auf die herrſchaftliche Tafel geſetzt werden; wie wir ſolches, mit hinlänglicher Rührung, in den alten Schauſpielen ſehen. Die allgemeine Betrübniß fand Troſt in der Religion, und es entſtand ein pietiſtiſches Hingeben in den Willen Gottes, von welchem allein die Hülfe erwartet wurde. Und in der That, gegen den Napoleon konnte auch gar kein anderer helfen als der liebe Gott ſelbſt. Auf die weltlichen Heerſchaaren war nicht mehr zu rechnen, und man mußte vertrauungsvoll den Blick nach dem Himmel wenden. —

In der Periode, wo dieſer Kampf vorbereitet wurde, mußte eine Schule, die dem franzöſiſchen Weſen feindlich geſinnt war, und alles deutſch Volksthümliche in Kunſt und Leben hervorrühmte, ihr trefflichſtes Gedeihen finden. Die romantiſche Schule ging damals Hand in Hand mit dem Streben der Regierungen und der geheimen Geſellſchaften, und Herr A. W. Schlegel konſpirirte gegen Racine zu demſelben Ziel, wie der Miniſter Stein gegen Napoleon konſpirirte. Die Schule ſchwamm mit dem Strom der Zeit, nemlich mit dem Strom, der nach ſeiner Quelle zurückſtrömte. Als endlich der deutſche Patriotismus und die deutſche Nationalität vollſtändig ſiegte, triumphirte auch definitiv die volksthümlich germaniſch chriſtlich romantiſche Schule, die „neudeutſch-religiös-patriotiſche Kunſt.“ Napoleon, der große Klaſſiker, der ſo klaſſiſch wie Alexander und Cäſar, ſtürzte zu Boden, und die Herren Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel, die kleinen Romantiker, die eben ſo romantiſch wie das Däumchen und der geſtiefelte Kater, erhoben ſich als Sieger.

Aber auch hier blieb jene Reaction nicht aus, welche jeder Uebertreibung auf dem Fuße folgt. Wie das ſpiritualiſtiſche Chriſtenthum eine Reaction gegen die brutale Herrſchaft des imperial römiſchen Materialismus war; wie die erneuerte Liebe zur heiter griechiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft als eine Reaction

gegen den bis zur blödſinnigſten Abtödtung ausgearteten chriſtlichen Spiritualismus zu betrachten iſt; wie die Wiedererweckung der mittelalterlichen Romantik ebenfalls für eine Reaction gegen die nüchterne Nachahmerei der antiken, klaſſiſchen Kunſt gelten kann: ſo ſehen wir jetzt auch eine Reaction gegen die Wiedereinführung jener katholiſch feudaliſtiſchen Denkweiſe, jenes Ritterthums und Pfaffenthums, das in Bild und Wort geprebigt worden und unter höchſt befremdlichen Umſtänden. Als nemlich die alten Künſtler des Mittelalters, die empfohlenen Muſter, ſo hoch geprieſen und bewundert ſtanden, hatte man ihre Vortrefflichkeit nur dadurch zu erklären gewußt, daß dieſe Männer an das Thema glaubten, welches ſie darſtellten, daß ſie in ihrer künſtloſen Einfalt mehr leiſten konnten als die ſpäteren glaubenloſen Meiſter, die es im Techniſchen viel weiter gebracht, daß der Glaube in ihnen Wunder gethan; — und in der That, wie konnte man die Herrlichkeiten eines Fra Angelico da Fieſole oder das Gedicht des Bruder Ottfried anders erklären! Die Künſtler allnun, die es mit der Kunſt ernſthaft meinten, und die gottvolle Schiefheit jener Wundergemälde und die heilige Unbeholfenheit jener Wundergedichte, kurz das unerklärbar Myſtiſche der alten Werke nachahmen wollten: dieſe entſchloſſen ſich zu derſelben Hyppokrene zu wandern, wo auch die alten Meiſter ihre mirakulöſe Begeiſterung geſchöpft; ſie pilgerten nach Rom, wo der Statthalter Chriſti, mit der Milch ſeiner Eſelin, die ſchwindſüchtige deutſche Kunſt wieder ſtärken ſollte; mit einem Worte, ſie begaben ſich in den Schooß der alleinſeligmachenden römiſch katholiſch apoſtoliſchen Kirche. Bei mehreren Anhängern der romantiſchen Schule bedurfte es keines formellen Uebergangs, ſie waren Katholiken von Geburt, z. B. Herr Görres und Herr Klemens Brentano, und ſie entſagten nur ihren bisherigen freigeiſtigen Anſichten. Andere aber waren im Schooße der proteſtantiſchen Kirche geboren und erzogen, z. B. Friedrich Schlegel, Herr Ludwig Tieck, Novalis, Werner, Schütz, Carovs, Adam Müller u. ſ. w., und ihr Uebertritt zum Katholizismus bedurfte eines öffentlichen Akts. Ich habe hier nur Schriftſteller erwähnt; die Zahl der Maler, die ſchaarenweis das evangeliſche Glaubensbekenntniß und die Vernunft abſchworen, war weit größer.

Wenn man nun ſah, wie dieſe jungen Leute vor der römiſch katholiſchen Kirche gleichſam Queue machten, und ſich in den alten Geiſteskerker wieder hineindrängten, aus welchem ihre Väter ſich mit ſo vieler Kraft befreit hatten: da ſchüttelte man in Deutſchland ſehr bedenklich den Kopf. Als man aber entdeckte, daß eine Propaganda von Pfaffen und Junkern, die ſich gegen die religiöſe und politiſche Freiheit Europas verſchworen, die Hand im Spiele hatte, daß es eigentlich der Jeſuitismus war, welcher, mit den ſüßen Tönen der Romantik, die deutſche Jugend ſo verderblich zu verlocken wußte, wie einſt der fabelhafte Rattenfänger die Kinder von Hameln: da entſtand

großer Unmuth und auflodernder Zorn unter den Freunden der Geistesfreiheit und des Protestantismus in Deutschland.

Ich habe Geistesfreiheit und Protestantismus zusammen genannt; ich hoffe aber, daß man mich, obgleich ich mich in Deutschland zur protestantischen Kirche bekenne, keiner Partheilichkeit für letztere beschuldigen wird. Wahrlich, ohne alle Partheilichkeit habe ich Geistesfreiheit und Protestantismus zusammen genannt; und in der That, es besteht in Deutschland ein freundschaftliches Verhältniß zwischen beiden. Auf jeden Fall sind sie beide verwandt und zwar wie Mutter und Tochter. Wenn man auch der protestantischen Kirche manche fatale Engsinnigkeit vorwirft, so muß man doch zu ihrem unsterblichen Ruhme bekennen: indem durch sie die freie Forschung in der christlichen Religion erlaubt und die Geister vom Joche der Autorität befreit wurden, hat die freie Forschung überhaupt in Deutschland Wurzel schlagen und die Wissenschaft sich selbstständig entwickeln können. Die deutsche Philosophie, obgleich sie sich jetzt neben die protestantische Kirche stellt, ja sich über sie heben will, ist doch immer nur ihre Tochter; als solche ist sie immer in Betreff der Mutter zu einer schonenden Pietät verpflichtet; und die Verwandtschaftsinteressen verlangten es, daß sie sich verbündeten, als sie beide von der gemeinschaftlichen Feindin, von dem Jesuitismus, bedroht waren. Alle Freunde der Gedankenfreiheit und der protestantischen Kirche, Skeptiker wie Orthodoxe, erhoben sich zu gleicher Zeit gegen die Restauratoren des Katholizismus; und wie sich von selbst versteht, die Liberalen, welche nicht eigentlich für die Interessen der Philosophie oder der protestantischen Kirche, sondern für die Interessen der bürgerlichen Freiheit besorgt waren, traten ebenfalls zu dieser Opposition. Aber in Deutschland waren die Liberalen bis jetzt auch immer zugleich Schulphilosophen und Theologen, und es ist immer dieselbe Idee der Freiheit, wofür sie kämpfen, sie mögen nun ein rein politisches, oder ein philosophisches oder ein theologisches Thema behandeln. Dieses zeigt sich am offenbarsten in dem Leben des Mannes, der die romantische Schule in Deutschland schon bei ihrer Entstehung untergraben und jetzt am meisten dazu beigetragen hat, sie zu stürzen. Es ist Johann Heinrich Voß.

Dieser Mann ist in Frankreich gar nicht bekannt, und doch giebt es wenige, denen das deutsche Volk, in Hinsicht seiner geistigen Ausbildung, mehr verdankt als eben ihm. Er ist vielleicht, nach Lessing, der größte Bürger in der deutschen Literatur. Jedenfalls war er ein großer Mann und er verdient, daß ich nicht allzukärglichen Wortes ihn bespreche.

Die Biographie des Mannes ist fast die aller deutschen Schriftsteller der alten Schule. Er wurde geboren im Jahr 1751, im Mecklenburgischen, von armen Eltern, studirte Theologie, vernachlässigte sie als er die Poesie und die Griechen kennen lernte, beschäftigte sich ernsthaft mit diesen beiden, gab Unter-

nicht um nicht zu verhungern, wurde Schulmeister zu Otterndorf im Lande Hadeln, übersetzte die Alten, und lebte arm, frugal und arbeitsam bis in sein fünf und siebenzigstes Jahr. Er hatte einen ausgezeichneten Namen unter den Dichtern der alten Schule; aber die neuen romantischen Poeten zupften beständig an seinem Lorbeer, und spöttelten viel über den altmodischen ehrlichen Voß, der in treuherziger, manchmal sogar plattdeutscher Sprache das kleinbürgerliche Leben an der Niederelbe besungen, der keine mittelalterlichen Ritter und Madonnen, sondern einen schlichten protestantischen Pfarrer und seine tugendhafte Familie zu Helden seiner Dichtungen wählte, und der so kerngesund und bürgerlich und natürlich war, während sie, die neuen Troubadoure, so somnambülisch kränklich, so ritterlich vornehm und so genial unnatürlich waren. Dem Friedrich Schlegel, dem berauschten Sänger der liederlich romantischen Lucinde, wie fatal mußte er ihm sein, dieser nüchterne Voß mit seiner keuschen Louise und seinem alten ehrwürdigen Pfarrer von Grünau! Herr August Wilhelm Schlegel, der es mit der Liederlichkeit und dem Katholizismus nie so ehrlich gemeint hat wie sein Bruder, der konnte schon mit dem alten Voß viel besser harmoniren, und es bestand zwischen beiden eigentlich nur eine Uebersetzer-Rivalität, die übrigens für die deutsche Sprache von großem Nutzen war. Voß hatte schon vor Entstehung der neuen Schule den Homer übersetzt, jetzt übersetzte er, mit unerhörtem Fleiß, auch die übrigen heidnischen Dichter des Alterthums; während Herr A. W. Schlegel die christlichen Dichter der romantisch katholischen Zeit übersetzte. Beider Arbeiten wurden bestimmt durch die persönlich polemische Absicht: Voß wollte die klassische Poesie und Denkweise durch seine Uebersetzungen befördern; während Herr A. W. Schlegel die christlich romantischen Dichter in guten Uebersetzungen dem Publikum zur Aufnahme und Bildung zugänglich machen wollte. Ja, der Konkurrenzneid zwischen den beiden Uebersetzern [illegible] Herr Schlegel [illegible] Voß in seinen Uebersetzungen immer herber und derber die Härteren [illegible] [illegible] [illegible]

ſeine Verſe ausſpricht. Aber was eben den Voß ſo gewaltig auszeichnete, daß iſt die Kraft womit er gegen alle Schwierigkeiten kämpfte; und er kämpfte nicht bloß mit der deutſchen Sprache, ſondern auch mit jenem jeſuitiſch ariſtokratiſchen Ungethüm, das damals aus dem Walddunkel der deutſchen Literatur ſein mißgeſtaltetes Haupt hervorreckte; und Voß ſchlug ihm eine tüchtige Wunde.

Herr Wolfgang Menzel, ein deutſcher Schriftſteller welcher als einer der bitterſten Gegner von Voß bekannt iſt, nennt ihn einen niederſächſiſchen Bauern. Trotz der ſchmähenden Abſicht iſt doch dieſe Benennung ſehr treffend. In der That, Voß iſt ein niederſächſiſcher Bauer, ſo wie Luther es war; es fehlte ihm alles Chevallereske, alle Courtoiſie, alle Graziöſität; er gehörte ganz zu jenem derbkräftigen, ſtarkmännlichen Volksſtamme, dem das Chriſtenthum mit Feuer und Schwert geprediget werden mußte, der ſich erſt nach drei verlorenen Schlachten dieſer Religion unterwarf, der aber immer noch, in ſeinen Sitten und Weiſen, viel nordiſch heidniſche Starrheit behalten, und in ſeinen materiellen und geiſtigen Kämpfen ſo tapfer und hartnäckig ſich zeigt wie ſeine alten Götter. Ja, wenn ich mir den Johann Heinrich Voß in ſeiner Polemik und in ſeinem ganzen Weſen betrachte, ſo iſt mir als ſähe ich den alten einäugigen Odin ſelbſt, der ſeine Aſenburg verlaſſen, um Schulmeiſter zu werden zu Otterndorf im Lande Hadeln, und der da den blonden Holſteinern die lateiniſchen Deklinationen und den chriſtlichen Catechismus einſtudirt, und der in ſeinen Nebenſtunden die griechiſchen Dichter in's Deutſche überſetzt und von Thor den Hammer borgt, um die Verſe damit zurecht zuklopfen, und der endlich, des mühſamen Geſchäftes überdrüſſig, den armen Fritz Stollberg mit dem Hammer auf den Kopf ſchlägt.

Das war eine famoſe Geſchichte. Friedrich, Graf von Stollberg, war ein Dichter der alten Schule und außerordentlich berühmt in Deutſchland, vielleicht minder durch ſeine poetiſchen Talente als durch den Grafentitel, der damals in der deutſchen Literatur viel mehr galt als jetzt. Aber Fritz Stollberg war ein liberaler Mann, von edlem Herzen, und er war ein Freund jener bürgerlichen Jünglinge, die in Göttingen eine poetiſche Schule ſtifteten. Ich empfehle den franzöſiſchen Literaten, die Vorrede zu den Gedichten von Hölty zu leſen, worin Johann Heinrich Voß das idylliſche Zuſammenleben des Dichterbundes geſchildert, wozu er und Fritz Stollberg gehörten. Dieſe beidrn waren endlich allein übrig geblieben von jener jugendlichen Dichterſchaar. Als nun Fritz Stollberg mit Eclat zur katholiſchen Kirche überging und Vernunft und Freiheitsliebe abſchwor, und ein Beförderer des Obſcurantismus wurde, und durch ſein vornehmes Beiſpiel gar viele Schwächlinge nachlockte: da trat Johann Heinrich Voß, der alte ſiebzigjährige Mann, dem eben ſo alten Jugendfreunde öffentlich entgegen und ſchrieb das Büchlein: „Wie ward Fritz

[illegible]

Der Tod des armen Sünders, der in Verzweiflung und der entsetzlichsten Hirnverwirrung seine Tochter und seinen Sohn, seine alte Frau und die unmündigen Kinder seiner verstorbenen Tochter, den Armen Leichenbegängniß, so wie in einer Feuersbrunst zu verbrennen glaubte, [illegible] war nur eine Erscheinung, aber [illegible] Erscheinungen, die [illegible] Gerichte [illegible]. Er war [illegible] Verbrecher, [illegible] Verbrechen [illegible] Strafe [illegible] Leben [illegible] Tode

gnadigt würde und sie sich, ohne etwas gesehen zu haben, wieder nach Hause trollen müßten. Ihr vergrößerter Zorn trifft dann denjenigen, der sie in ihren Erwartungen getäuscht hat.

Indessen, die vossische Polemik wirkte mächtig auf das Publikum, und sie zerstörte in der öffentlichen Meinung die grassirende Vorliebe für das Mittelalter. Jene Polemik hatte Deutschland aufgeregt, ein großer Theil des Publikums erklärte sich unbedingt für Voß, ein größerer Theil erklärte sich nur für dessen Sache. Es erfolgten Schriften und Gegenschriften, und die letzten Lebenstage des alten Mannes wurden durch diese Händel nicht wenig verbittert. Er hatte es mit den schlimmsten Gegnern zu thun, mit den Pfaffen, die ihn unter allen Vermummungen angriffen. Nicht bloß die Kryptokatholiken, sondern auch die Pietisten, die Quietisten, die lutherischen Mystiker, kurz alle jene supernaturalistischen Sekten der protestantischen Kirche, die untereinander so sehr verschiedene Meinungen hegen, vereinigten sich doch mit gleich großem Haß gegen Johann Heinrich Voß, den Rationalisten. Mit diesem Namen bezeichnet man in Deutschland diejenigen Leute, die der Vernunft auch in der Religion ihrer Rechte einräumen, im Gegensatz zu den Supernaturalisten, welche sich da, mehr oder minder, jeder Vernunfterkenntniß entäußert haben. Letztere, in ihrem Hasse gegen die armen Rationalisten, sind wie die Narren eines Narrenhauses, die, wenn sie auch von den entgegengesetzesten Narrheiten befangen sind, dennoch sich einigermaßen leidlich unter einander vertragen, aber mit der grimmigsten Erbitterung gegen denjenigen Mann erfüllt sind, den sie als ihren gemeinschaftlichen Feind betrachten, und der eben kein anderer ist als der Irrenarzt, der ihnen die Vernunft wiedergeben will.

Wurde nun die romantische Schule, durch die Enthüllung der katholischen Umtriebe in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtet, so erlitt sie gleichzeitig in ihrem eigenen Tempel einen vernichtenden Einspruch, und zwar aus dem Munde eines jener Götter, die sie selbst dort aufgestellt. Nemlich Wolfgang Goethe trat von seinem Postamente herab und sprach das Verdammnißurtheil über die Herren Schlegel, über dieselben Oberpriester, die ihn mit so viel Weihrauch umduftet. Diese Stimme vernichtete den ganzen Spuk; die Gespenster des Mittelalters entflohen; die Eulen verkrochen sich wieder in die obscuren Burgtrümmer; die Raben flatterten wieder nach ihren alten Kirchthürmen; Friedrich Schlegel gieng nach Wien wo er täglich Messe hörte und gebratene Hähndel aß; Herr August Wilhelm Schlegel zog sich zurück in die Pagode des Bramah.

Offen gestanden, Goethe hat damals eine sehr zweideutige Rolle gespielt, und man kann ihn nicht unbedingt loben. Es ist wahr, die Herren Schlegel haben es nie ehrlich mit ihm gemeint; vielleicht nur weil sie in ihrer Polemik gegen die alte Schule auch einen lebenden Dichter als Vorbild aufstellen muß-

ten, und keinen geeigneteren fanden als Goethe, und auch von dieſem einigen literariſchen Vorſchub erwarteten, bauten ſie ihm einen Altar und räucherten ihm und ließen das Volk vor ihm knien. Sie hatten ihn auch ſo ganz in der Nähe. Von Jena nach Weimar führt eine Allee hübſcher Bäume, worauf Pflaumen wachſen, die ſehr gut ſchmecken, wenn man durſtig iſt von der Sommerhitze; und dieſen Weg wanderten die Schlegel ſehr oft, und in Weimar hatten ſie manche Unterredung mit dem Herren Geheimerath von Goethe, der immer ein ſehr großer Diplomat war, und die Schlegel ruhig anhörte, beifällig lächelte, ihnen manchmal zu eſſen gab, auch ſonſt einen Gefallen that u. ſ. w. Sie hatten ſich auch an Schiller gemacht; aber dieſer war ein ehrlicher Mann und wollte nichts von ihnen wiſſen. Der Briefwechſel zwiſchen ihm und Goethe, der vor drei Jahren gedruckt worden, wirft manches Licht auf das Verhältniß dieſer beiden Dichter zu den Schlegeln. Goethe lächelt vornehm über ſie hinweg; Schiller iſt ärgerlich über ihre impertinente Scandalſucht, über ihre Manier durch Scandal Aufſehen zu machen, und er nennt ſie „Laffen.“

Mochte jedoch Goethe immerhin vornehm thun, ſo hatte er nichts deſtoweniger den größten Theil ſeiner Renommee den Schlegeln zu verdanken. Dieſe haben das Studium ſeiner Werke eingeleitet und befördert. Die ſchnöde beleidigende Art, womit er dieſe beiden Männer am Ende ablehnte, riecht ſehr nach Undank. Vielleicht verdroß es aber den tiefſchauenden Goethe, daß die Schlegel ihn nur als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchen wollten; vielleicht haben ihn, den Miniſter eines proteſtantiſchen Staates, dieſe Zwecke zu kompromittiren gedroht; vielleicht war es gar der altheidniſche Götterzorn, der in ihm erwachte, als er das dumpfig katholiſche Treiben ſah: — denn wie Voß dem ſtarren einäugigen Odin glich, ſo glich Goethe dem großen Jupiter in Denkweiſe und Geſtalt. Jener, freilich, mußte mit Thors Hammer tüchtig zuſchlagen; dieſer brauchte nur das Haupt mit den ambroſiſchen Locken unwillig zu ſchütteln, und die Schlegel zitterten, und krochen davon. Ein öffentliches Dokument jenes Einſpruchs von Seiten Goethes erſchien im zweiten Hefte der Goetheſchen Zeitſchrift „Kunſt und Alterthum“ und es führt den Titel: „Ueber die chriſtlich patriotiſch neu-deutſche Kunſt.“ Mit dieſem Artikel machte Goethe gleichſam ſeinen 18ten Brümaire in der deutſchen Literatur; denn indem er ſo barſch die Schlegel aus dem Tempel jagte und viele ihrer eifrigſten Jünger an ſeine eigne Perſon heranzog, und von dem Publikum, dem das Schlegelſche Direktorium ſchon lange ein Gräuel war, akklamirt wurde, begründete er ſeine Alleinherrſchaft in der deutſchen Literatur. Von jener Stunde an war von den Herren Schlegel nicht mehr die Rede; nur dann und wann ſprach man noch von ihnen, wie man jetzt noch manchmal von Barras oder Gohier ſpricht; man ſprach nicht mehr von Romantik und

klaſſiſcher Poeſie, ſondern von Goethe und wieder von Goethe. Freilich es traten unterdeſſen einige Dichter auf den Schauplatz, die an Kraft und Phantaſie dieſem nicht viel nachgaben; aber ſie erkannten ihn aus Courtoiſie als ihr Oberhaupt, ſie umgaben ihn huldigend, ſie küßten ihm die Hand, ſie knieten vor ihm; dieſe Granden des Parnaſſus unterſchieden ſich jedoch von der großen Menge dadurch, daß ſie auch in Goethes Gegenwart ihren Lorbeerkranz auf dem Haupte behalten durften. Manchmal auch frondirten ſie ihn; ſie ärgerten ſich aber dann wenn irgend ein Geringerer ſich ebenfalls berechtigt hielt Goethen zu ſchelten. Die Ariſtokraten, wenn ſie auch noch ſo böſe gegen ihren Souverain geſtimmt ſind, werden doch verdrießlich, wenn ſich auch der Plebs gegen dieſen erhebt. Und die geiſtigen Ariſtokraten in Deutſchland hatten, während der beiden letzten Decennien, ſehr gerechte Gründe auf Goethe ungehalten zu ſein. Wie ich ſelber es damals, mit hinlänglicher Bitterkeit, offen geſagt habe: Goethe glich jenem Ludwig XI., der den hohen Adel unterdrückte und den tiers état empor hob.

Das war widerwärtig, Goethe hatte Angſt vor jedem ſelbſtſtändigen Originalſchriftſteller und lob und pries alle unbedeutende Kleingeiſter; ja er trieb dieſes ſo weit, daß es endlich für ein Brevêt der Mittelmäßigkeit galt, von Goethe gelobt worden zu ſein.

Späterhin ſpreche ich von den neuen Dichtern, die während der Goetheſchen Kaiſerzeit hervortraten. Das iſt ein junger Wald, deſſen Stämme erſt jetzt ihre Größe zeigen, ſeitdem die hundertjährige Eiche gefallen iſt, von deren Zweigen ſie ſo weit überragt und überſchattet wurden.

Es fehlte, wie ſchon geſagt, nicht an einer Oppoſition, die gegen Goethe, dieſen großen Baum, mit Erbitterung eiferte. Menſchen von den entgegengeſetzteſten Meinungen vereinigten ſich zu ſolcher Oppoſition. Die Altgläubigen, die Orthodoxen, ärgerten ſich, daß in dem Stamme des großen Baumes keine Niſche mit einem Heiligenbildchen befindlich war, ja, daß ſogar die nackten Dryaden des Heidenthums darin ihr Herenweſen trieben, und ſie hätten gern, mit geweihter Art, gleich dem heiligen Bonifacius, dieſe alte Zaubereiche niedergefällt; die Neugläubigen, die Bekenner des Liberalismus, ärgerten ſich im Gegentheil, daß man dieſen Baum nicht zu einem Freiheitsbaum, und am allerwenigſten zu einer Barrikade benutzen konnte. In der That, der Baum war zu hoch, man konnte nicht auf ſeinen Wipfel eine rothe Mütze ſtecken und darunter die Carmagnole tanzen. Das große Publikum aber verehrte dieſen Baum eben weil er ſo ſelbſtſtändig herrlich war, weil er ſo lieblich die ganze Welt mit ſeinem Wohlduft erfüllte, weil ſeine Zweige ſo prachtvoll bis in den Himmel ragten, ſo daß es ausſah, als ſeien die Sterne nur die goldnen Früchte des großen Wunderbaums.

Die Oppoſition gegen Goethe beginnt eigentlich mit dem Erſcheinen der

sogenannten falschen Wanderjahre, welche unter dem Titel „Wilhelm Meisters Wanderjahre" im Jahre 1821, also bald nach dem Untergang der Schlegel, bei Gottfried Basse in Quedlinburg herauskamen. Goethe hatte nemlich unter eben diesem Titel eine Fortsetzung von Wilhelm Meisters Lehrjahren angekündigt, und sonderbarerweise erschien diese Fortsetzung gleichzeitig mit jenem literarischen Doppelgänger, worin nicht blos die goethesche Schreibart nachgeahmt war, sondern auch der Held des goetheschen Originalromans sich als handelnde Person darstellte. Diese Nachäffung zeugt nicht sowohl von vielem Geiste, als vielmehr von großem Takte, und da der Verfasser einige Zeit seine Anonymität zu bewahren wußte und man ihn vergebens zu errathen suchte, so ward das Interesse des Publikums noch künstlich gesteigert. Es ergab sich jedoch am Ende, daß der Verfasser ein bisher unbekannter Landprediger war, Namens „Pustkuchen," was auf französisch ommelette soufflée heißt, ein Name, welcher auch sein ganzes Wesen bezeichnete. Es war nichts anders als der alte pietistische Sauerteig, der sich ästhetisch aufgeblasen hatte. Es ward dem Goethe in jenem Buche vorgeworfen: daß seine Dichtungen keinen moralischen Zweck hätten; daß er keine edlen Gestalten, sondern nur vulgaire Figuren schaffen könne; daß hingegen Schiller die idealisch edelsten Charaktere aufgestellt und daher ein größerer Dichter sei.

Letzteres, daß nemlich Schiller größer sei als Goethe, war der besondere Streitpunkt, den jenes Buch hervorgerufen. Man verfiel in die Manie, die Produkte beider Dichter zu vergleichen und die Meinungen theilten sich. Die Schillerianer pochten auf die sittliche Herrlichkeit eines Max Pikolomini, einer Thekla, eines Marquis Posa, und sonstiger schillerschen Theaterhelden, wogegen sie die goetheschen Personen, eine Philine, ein Käthchen, ein Klärchen und dergleichen hübsche Kreaturen für unmoralische Weibsbilder erklärten. Die Goetheaner bemerkten lächelnd, daß letztere und auch die goetheschen Helden schwerlich als moralisch zu vertreten wären, daß aber die Beförderung der Moral, die man von Goethes Dichtungen verlange, keineswegs der Zweck der Kunst sei: denn in der Kunst gäbe es keine Zwecke, wie in dem Weltbau selbst, wo nur der Mensch die Begriffe „Zweck und Mittel" hineingegrübelt; die Kunst, wie die Welt, sei ihrer selbst willen da, und wie die Welt ewig dieselbe bleibt, wenn auch in ihrer Beurtheilung die Ansichten der Menschheit unaufhörlich wechseln, so müsse auch die Kunst von den zeitlichen Ansichten der Menschen unabhängig bleiben; die Kunst müsse daher besonders unabhängig bleiben von der Moral, welche auf der Erde immer wechselt, so oft eine neue Religion emporsteigt und die alte Religion verdrängt. In der That, da jedesmal nach Abfluß einer Reihe Jahrhunderte immer eine neue Religion in der Welt aufkommt, und indem sie in die Sitten übergeht, sich auch als eine neue Moral geltend macht: so würde jede Zeit die Kunstwerke

der Vergangenheit als unmoraliſch verketzern, wenn ſolche nach dem Maßſtabe der zeitigen Moral beurtheilt werden ſollen. Wie wir es auch wirklich erlebt, haben gute Chriſten, welche das Fleiſch als teufliſch verdammen, immer ein Aergerniß empfunden beim Anblick der griechiſchen Götterbilder; keuſche Mönche haben der antiquen Venus eine Schürze vorgebunden; ſogar bis in die neueſten Zeiten hat man den nackten Statuen ein lächerliches Feigenblatt angeklebt; ein frommer Quäker hat ſein ganzes Vermögen aufgeopfert, um die ſchönſten mythologiſchen Gemälde des Giulio Romano anzukaufen und zu verbrennen — wahrlich, er verdiente dafür in den Himmel zu kommen und dort täglich mit Ruthen gepeitſcht zu werden! Eine Religion, welche etwa Gott nur in die Materie ſetzte, und daher nur das Fleiſch für göttlich hielte, müßte, wenn ſie in die Sitten überginge, eine Moral hervorbringen, wonach nur diejenigen Kunſtwerke preiſenswerth, die das Fleiſch verherrlichen, und wonach im Gegentheil die chriſtlichen Kunſtwerke, die nur die Richtigkeit des Fleiſches darſtellen, als unmoraliſch zu verwerfen wären. Ja, die Kunſtwerke, die in dem einen Lande moraliſch, werden in einem anderen Lande, wo eine andere Religion in die Sitten übergegangen, als unmoraliſch betrachtet werden können, z. B. unſere bildenden Künſte erregen den Abſcheu eines ſtrenggläubigen Moslem, und dagegen manche Künſte, die in den Haremen des Morgenlands für höchſt unſchuldig gelten, ſind dem Chriſten ein Greuel. Da in Indien der Stand einer Bajadere durchaus nicht durch die Sitte fletrirt iſt, ſo gilt dort das Drama „Vaſantaſena," deſſen Heldin ein feiles Freudenmädchen, durchaus nicht für unmoraliſch; wagte man es aber einmal dieſes Stück im Theater Français aufzuführen, ſo würde das ganze Parterre über Immoralität ſchreien, daſſelbe Parterre, welches täglich mit Vergnügen die Intriguenſtücke betrachtet, deren Heldinnen junge Wittwen ſind, die am Ende luſtig heurathen, ſtatt ſich, wie die indiſche Moral es verlangt, mit ihren verſtorbenen Gatten zu verbrennen.

Indem die Goetheaner von ſolcher Anſicht ausgehen, betrachten ſie die Kunſt als eine unabhängige zweite Welt, die ſie ſo hoch ſtellen, daß alles Treiben der Menſchen, ihre Religion und ihre Moral, wechſelnd und wandelbar, unter ihr hin ſich bewegt. Ich kann aber dieſer Anſicht nicht unbedingt huldigen; die Goetheaner ließen ſich dadurch verleiten, die Kunſt ſelbſt als das Höchſte zu proklamiren, und von den Anſprüchen jener erſten wirklichen Welt, welcher doch der Vorrang gebührt, ſich abzuwenden.

Schiller hat ſich jener erſten Welt viel beſtimmter angeſchloſſen als Goethe, und wir müſſen ihn in dieſer Hinſicht loben. Ihn, den Friedrich Schiller, erfaßte lebendig der Geiſt ſeiner Zeit, er rang mit ihm, er ward von ihm bezwungen, er folgte ihm zum Kampfe, er trug ſein Banner, und es war daſſelbe Banner, worunter man auch jenſeits des Rheines ſo enthuſiaſtiſch ſtritt, und wofür wir noch immer bereit ſind, unſer beſtes Blut zu vergießen. Schil-

ler schrieb für die großen Ideen der Revolution, er zerstörte die geistigen Bastillen, er baute an dem Tempel der Freiheit, und zwar an jenem ganz großen Tempel, der alle Nationen, gleich einer einzigen Brüdergemeinde, umschließen soll; er war Cosmopolit. Er begann mit jenem Haß gegen die Vergangenheit, welchen wir in den „Räubern" sehen, wo er einem kleinen Titanen gleicht, der aus der Schule gelaufen ist und Schnaps getrunken hat und dem Jupiter die Fenster einwirft; er endigte mit jener Liebe für die Zukunft, die schon im Don Carlos wie ein Blumenwald hervorblüht, und er selber ist jener Marquis Posa, der zugleich Prophet und Soldat ist, der auch für das kämpft, was er prophezeit, und unter dem spanischen Mantel das schönste Herz trägt, das jemals in Deutschland geliebt und gelitten hat.

Der Poet, der kleine Nachschöpfer, gleicht dem lieben Gott auch darin, daß er seine Menschen nach dem eigenen Bilde erschafft. Wenn daher Carl Moor und der Marquis Posa ganz Schiller selbst sind, so gleicht Goethe seinem Werther, seinem Wilhelm Meister und seinem Faust, worin man die Phasen seines Geistes studiren kann. Wenn Schiller sich ganz in die Geschichte stürzt, sich für die gesellschaftlichen Fortschritte der Menschheit enthusiasmirt und die Weltgeschichte besingt: so versenkt sich Goethe mehr in die individuellen Gefühle, oder in die Kunst, oder in die Natur. Goethe, den Pantheisten, mußte die Naturgeschichte endlich als ein Hauptstudium beschäftigen, und nicht blos in Dichtungen, sondern auch in wissenschaftlichen Werken gab er uns die Resultate seiner Forschungen. Sein Indifferentismus war ebenfalls ein Resultat seiner pantheistischen Weltansicht.

Es ist leider wahr, wir müssen es eingestehn, nicht selten hat der Pantheismus die Menschen zu Indifferentisten gemacht. Sie dachten: wenn Alles Gott ist, so mag es gleichgültig sein, womit man sich beschäftigt, ob mit Wolken oder mit antiken Gemmen, ob mit Volksliedern oder mit Affenknochen, ob mit Menschen oder mit Comödianten. Aber da ist eben der Irrthum: Alles ist nicht Gott, sondern Gott ist Alles; Gott manifestirt sich nicht in gleichem Maße in allen Dingen, er manifestirt sich vielmehr nach verschiedenen Graden in den verschiedenen Dingen und jedes trägt in sich den Drang, einen höheren Grad der Göttlichkeit zu erlangen; und das ist das große Gesetz des Fortschrittes in der Natur. Die Erkenntniß dieses Gesetzes, das am tiefsinnigsten von den Saint-Simonisten offenbart worden, macht jetzt den Pantheismus zu einer Weltansicht, die durchaus nicht zum Indifferentismus führt, sondern zum aufopferungssüchtigsten Fortstreben. Nein, Gott manifestirt sich nicht gleichmäßig in allen Dingen, wie Wolfgang Goethe glaubte, der dadurch ein Indifferentist wurde, und statt mit den höchsten Menschheitsinteressen sich nur mit Kunstfreiheiten, Anatomie, Farbenlehre, Pflanzenkunde und Wolkenbeobachtungen beschäftigte: Gott manifestirt sich in den Dingen mehr oder minder, er lebt in dieser beschäf-

digen Manifestazion, Gott ist in der Bewegung, in der Handlung, in der Zeit, sein heiliger Odem weht durch die Blätter der Geschichte, letztere ist das eigentliche Buch Gottes: und das fühlte und ahnte Friedrich Schiller und er ward „ein rückwärtsgekehrter Prophet" und er schrieb den Abfall der Niederlande, den dreißigjährigen Krieg und die Jungfrau von Orleans und den Tell.

Freilich, auch Goethe besang einige große Emanzipationsgeschichten, aber er besang sie als Artist. Da er nämlich den christlichen Enthusiasmus, der ihm fatal war, verdrießlich ablehnte, und den philosophischen Enthusiasmus unserer Zeit nicht begriff, oder nicht begreifen wollte, weil er dadurch aus seiner Gemüthsruhe herausgerissen zu werden befürchtete: so behandelte er den Enthusiasmus überhaupt ganz historisch, als etwas Gegebenes, als einen Stoff, der behandelt werden soll, der Geist wurde Materie unter seinen Händen, und er gab ihm die schöne gefällige Form. So wurde er der größte Künstler in unserer Literatur, und alles was er schrieb, wurde ein abgerundetes Kunstwerk.

Das Beispiel des Meisters leitete die Jünger, und in Deutschland entstand dadurch jene literarische Periode, die ich einst als „die Kunstperiode" bezeichnet, und wobei ich den nachtheiligen Einfluß auf die politische Entwickelung des deutschen Volkes nachgewiesen habe. Keineswegs jedoch leugnete ich bei dieser Gelegenheit den segensreichen Werth der goetheschen Meisterwerke. Sie zieren unser theueres Vaterland, wie schöne Statuen einen Garten zieren, aber es sind Statuen. Man kann sich darin verlieben, aber sie sind unfruchtbar: die goetheschen Dichtungen bringen nicht die That hervor, wie die Schillerschen. Die That ist das Kind des Wortes, und die goetheschen schönen Worte sind sinnreiche. Das ist der Fluch alles dessen, was durch die Kunst entstanden ist. Die Statue, die der Pygmalion verfertigt, war ein schönes Weib, sogar der Künstler verliebte sich darin, sie wurde lebendig unter seinen Küssen, aber sie war nicht im Stande ihm Kinder zu bekommen. Ich glaube Herr Charles Sumner hat mit seiner Person etwas Aehnliches gethan, und das kam davon, weil er zu viel Zeit, die unserem Lande gehörte, durchwanderte, um seine Statue zu suchen. Da trafen sie, mit den stummen weißen Lippen, in den [illegible] Melancholie, eine [illegible] entfernten, [illegible] andere [illegible] zurückkam, [illegible] verbarg! [illegible] eben so [illegible] muth zu [illegible] bewegt [illegible]

kennen, daß sie keine Menschen sind, sondern unglückliche Mischlinge von Gespenst und Stock.

Diese wenigen Andeutungen erklären uns den Groll der verschiedenen Partheien, die in Deutschland gegen Goethe laut geworden. Die Orthodoxen waren ungehalten gegen den großen Heiden, wie man Goethe allgemein in Deutschland nennt; sie fürchteten seinen Einfluß auf das Volk, dem er durch lächelnde Dichtungen, ja, durch die unscheinbarsten Liederchen, seine Weltansicht einflößte; sie sahen in ihm den gefährlichsten Feind des Kreuzes, das ihm, wie er sagte, so fatal war wie Wanzen, Knoblauch und Tabak; nämlich so ungefähr lautet die Kenie, die Goethe auszusprechen wagte, mitten in Deutschland, im Lande wo jenes Ungeziefer, der Knoblauch, der Tabak und das Kreuz, in heiliger Allianz, überall herrschend sind. Just dieses war es jedoch keineswegs, was uns, den Männern der Bewegung, an Goethe mißfiel. Wie schon erwähnt, wir tadelten die Unfruchtbarkeit seines Wortes, das Kunstwesen, das durch ihn in Deutschland verbreitet wurde, das einen quietisirenden Einfluß auf die deutsche Jugend ausübte, das einer politischen Regeneration unseres Vaterlandes entgegenwirkte. Der indifferente Pantheist wurde daher von den entgegengesetztesten Seiten angegriffen; um französisch zu sprechen, die äußerste Rechte und die äußerste Linke verbanden sich gegen ihn; und während der schwarze Pfaffe mit dem Kruzifixe gegen ihn losschlug, rannte gegen ihn zu gleicher Zeit der wüthende Sanskülote mit der Pique. Herr Wolfgang Menzel, der den Kampf gegen Goethe mit einem Aufwand von Esprit geführt hat, der eines besseren Zweckes werth war, zeigte in seiner Polemik nicht so einseitig den spiritualistischen Christen oder den unzufriedenen Patrioten: er basirte vielmehr einen Theil seiner Angriffe auf die letzten Aussprüche Friedrich Schlegels, der nach seinem Fall, aus der Tiefe seines katholischen Doms, sein Wehe über Goethe ausgerufen, über den Goethe, „dessen Poesie keinen Mittelpunkt habe." Herr Menzel ging noch weiter und zeigte, daß Goethe kein Genie sei, sondern nur ein Talent, er rühmte Schiller als Gegensatz u. s. w. Das geschah einige Zeit vor der Juliusrevolution, Herr Menzel war damals der größte Verehrer des Mittelalters, sowohl in Hinsicht der Kunstwerke als der Institutionen desselben, er schmähte mit unaufhörlichem Ingrimm den Johann Heinrich Voß, pries mit unerhörter Begeisterung den Herrn Joseph Görres: sein Haß gegen Goethe war daher ächt und er schrieb gegen ihn aus Ueberzeugung, also nicht, wie viele meinten, um sich dadurch bekannt zu machen. Obgleich ich selber damals ein Gegner Goethes war, so war ich doch unzufrieden über die Herbheit womit Herr Menzel ihn kritisirte, und ich beklagte diesen Mangel an Pietät. Ich bemerkte: Goethe sei doch immer der König unserer Literatur; wenn man an einen solchen das kritische Messer lege, müsse man es nie an der gebührenden

Courtoiſie fehlen laſſen, gleich dem Scharfrichter, welcher Carl I. zu köpfen hatte, und, ehe er ſein Amt verrichtete, vor dem Könige niederkniete und ſeine allerhöchſte Verzeihung erbat.

Unter die Gegner Goethes gehörte auch der famoſe Hofrath Müllner und ſein einzig treu gebliebener Freund, der Herr Profeſſor Schütz, Sohn des alten Schütz. Noch einige andere, die minder famoſe Namen führten, z. B. ein Herr Spaun, der lange Zeit, wegen politiſcher Vergehen, im Zuchthauſe geſeſſen hat, gehörten zu den öffentlichen Gegnern Goethes. Unter uns geſagt, es war eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft. Was vorgebracht wurde, habe ich hinlänglich angedeutet; ſchwerer iſt es das beſondere Motiv zu errathen, das jeden Einzelnen bewogen haben mag ſeine antigoetheaniſchen Ueberzeugungen öffentlich auszuſprechen. Nur von einer Perſon kenne ich dieſes Motiv ganz genau, und da ich dieſes ſelber bin, ſo will ich jetzt ehrlich geſtehen: es war der Neid. Zu meinem Lobe muß ich jedoch nochmals erwähnen, daß ich in Goethe nie den Dichter angegriffen, ſondern nur den Menſchen. Ich habe nie ſeine Werke getadelt. Ich habe nie Mängel darin ſehen können, wie jene Kritiker, die mit ihren feingeſchliffenen Augengläſern, auch die Flecken im Monde bemerkt haben; — die ſcharfſichtigen Leute! was ſie für Flecken anſehen, das ſind blühende Wälder, ſilberne Ströme, erhabene Berge, lachende Thäler.

Nichts iſt thörigter als die Geringſchätzung Goethes zu Gunſten des Schiller, mit welchem man es keineswegs ehrlich meinte, und den man von jeher pries um Goethe herabzuſetzen. Oder wußte man wirklich nicht, daß jene hochgerühmten hochidealiſchen Geſtalten, jene Altarbilder der Tugend und Sittlichkeit, die Schiller aufgeſtellt, weit leichter zu verfertigen waren als jene ſündhaften, kleinweltlichen, befleckten Weſen, die uns Goethe in ſeinen Werken erblicken läßt? Wiſſen ſie denn nicht, daß mittelmäßige Maler meiſtens lebensgroße Heiligenbilder auf die Leinwand pinſeln, daß aber ſchon ein großer Meiſter dazu gehört, um etwa einen ſpaniſchen Betteljungen, der ſich lauſt, einen niederländiſchen Bauern, welcher kotzt, oder dem ein Zahn ausgezogen wird, und häßliche alte Weiber, wie wir ſie auf kleinen holländiſchen Kabinetbildchen ſehen, lebenswahr und techniſch vollendet zu malen? Das Große und Furchtbare läßt ſich in der Kunſt weit leichter darſtellen als das Kleine und Putzige. Die egyptiſchen Zauberer haben dem Moſes viele Kunſtſtücke nachmachen können, z. B. die Schlangen, das Blut, ſogar die Fröſche; aber, als er ſcheinbar weit leichtere Zauberdinge, nämlich Ungeziefer, hervorbrachte, da geſtanden ſie ihre Ohnmacht, und ſie konnten das kleine Ungeziefer nicht nachmachen, und ſie ſagten: da iſt der Finger Gottes. Scheltet immerhin über die Gemeinheiten im Fauſt, über die Scenen auf dem Brocken, im Auerbachskeller, ſcheltet auf die Liederlichkeiten im Meiſter — das könnt Ihr dennoch alles nicht nachmachen; da iſt der Finger Goethes! Aber Ihr wollt

das auch nicht nachmachen, und ich bete wie Ihr mit Abscheu behauptet: wir sind keine Herrenmeister, wir sind ganz Christen. Daß Ihr keine Herrenmeister seid, das weiß ich.

Goethes größtes Verdienst ist eben die Vollendung alles dessen was er darstellt: da giebt es keine Partien, die stark und während andere schwach, da ist kein Theil ausgemalt, während der andere nur skizzirt worden, da giebt es keine Verlegenheiten, kein herkömmliches Füllwerk, keine Vorliebe für Einzelheiten. Jede Person in seinen Romanen und Dramen behandelt er, wo sie vorkömmt, als wäre sie die Hauptperson. So ist es auch bei Homer, so bei Shakespeare. In den Werken aller großen Dichter giebt es eigentlich gar keine Nebenpersonen, jede Figur ist Hauptperson an ihrer Stelle. Solche Dichter gleichen den absoluten Fürsten, die den Menschen keinen selbstständigen Werth beimessen, sondern ihnen selber, nach eigenem Gutdünken, ihre höchste Geltung zuerkennen. Als ein französischer Gesandter einst gegen den Kaiser Paul von Rußland erwähnte, daß ein wichtiger Mann seines Reiches sich für irgend eine Sache interessire: da fiel ihm der Kaiser streng in die Rede, mit den merkwürdigen Worten: „es giebt in diesem Reiche keinen wichtigen Mann außer demjenigen, mit welchem Ich eben spreche, und nur so lange Ich mit ihm spreche ist er wichtig.“ Ein absoluter Dichter, der ebenfalls seine Macht von Gottes Gnade erhalten hat, betrachtet in gleicher Weise diejenige Person seines Geisterreichs als die wichtigste, die er eben sprechen läßt, die eben unter seine Feder gerathen, und aus solchem Kunstdespotismus entsteht jene wunderbare Vollendung der kleinsten Figuren in den Werken Homers, Shakespeares und Goethes.

Wenn ich etwas herbe von den Gegnern Goethes gesprochen habe, so dürfte ich noch viel Herberes von seinen Apologisten sagen. Die meisten derselben haben in ihrem Eifer noch größere Thorheiten vorgebracht. Auf der Grenze des Lächerlichen steht in dieser Hinsicht einer Namens Herr Eckermann, dem es übrigens nicht an Geist fehlt. In dem Kampfe gegen Herrn Pustkuchen hat Karl Immermann, der jetzt unser größter dramatischer Dichter ist, seine kritischen Sporen erworben; er hat da ein vortreffliches Schriftchen zu Tage gefördert. Zu meist haben sich die Berliner bei dieser Gelegenheit ausgezeichnet. Der bedeutendste Kämpe für Goethe war zu jeder Zeit Varnhagen von Ense, ein Mann, der Gedanken im Herzen trägt, die so groß sind wie die Welt, und sie in Worten ausspricht, die so kostbar und zierlich sind wie geschnittene Gemmen. Es ist jener vornehme Geist auf dessen Urtheil Goethe immer das meiste Gewicht gelegt hat. — Vielleicht ist es nützlich hier zu erwähnen, daß Herr Wilhelm von Humboldt bereits früher ein ausgezeichnetes Buch über Goethe geschrieben hat. Seit den letzten zehn Jahren brachte jede leipziger Messe mehrere Schriften über Goethe hervor. Die Untersuchungen

des Herrn Schubart über Goethe gehören zu den Merkwürdigkeiten der hohen Kritik. Was Herr Häring, der unter dem Namen Willibald Alexis schreibt, in verschiedenen Zeitschriften über Goethe gesagt hat, war eben so bedeutend wie geistreich. Herr Zimmermann, Professor zu Hamburg, hat in seinen mündlichen Vorträgen die vortrefflichsten Urtheile über Goethe ausgesprochen, die man zwar spärlich aber desto tiefsinniger in seinen dramaturgischen Blättern angedeutet findet. Auf verschiedenen deutschen Universitäten wurde ein Kollegium über Goethe gelesen, und von allen seinen Werken war es vorzüglich der Faust, womit sich das Publikum beschäftigte. Er wurde vielfach fortgesetzt und kommentirt, er ward die weltliche Bibel der Deutschen. —

Ich wäre kein Deutscher, wenn ich bei Erwähnung des Faustes nicht einige erklärende Gedanken darüber ausspräche. Denn vom größten Denker bis zum kleinsten Marktör, vom Philosophen bis herab zum Doktor der Philosophie, übt jeder seinen Scharfsinn an diesem Buche. Aber es ist wirklich eben so weit wie die Bibel, und, wie diese, umfaßt es Himmel und Erde, mitsammt dem Menschen und seiner Exegese. Der Stoff ist hier wieder der Hauptgrund weshalb der Faust so populär ist; daß er jedoch diesen Stoff herausgesucht aus den Volkssagen, das zeugt eben von Goethes unbewußtem Tiefsinn, von seinem Genie, das immer das Nächste und Rechte zu ergreifen wußte. Ich darf den Inhalt des Faust als bekannt voraussetzen; denn das Buch ist in der letzten Zeit auch in Frankreich berühmt geworden. Aber ich weiß nicht, ob hier die alte Volkssage selbst bekannt ist, ob auch hier zu Land, auf den Jahrmärkten, ein graues, fließpapiernes, schlechtgedrucktes und mit derben Holzschnitten verziertes Buch verkauft wird, worin umständlich zu lesen ist: wie der Erzzauberer Johannes Faustus, ein gelehrter Doktor, der alle Wissenschaften studirt hatte, am Ende seine Bücher wegwarf, und ein Bündniß mit dem Teufel schloß, wodurch er alle sinnlichen Freuden der Erde genießen konnte, aber auch seine Seele dem höllischen Verderben hingeben mußte. Das Volk im Mittelalter hat immer, wenn es irgendwo große Geistesmacht sah, dergleichen einem Teufelsbündniß zugeschrieben, und der Albertus Magnus, Raimund Lullus, Theophrastus Parazelsus, Agrippa von Nettesheim, auch in England der Roger Baco, galten für Zauberer, Schwarzkünstler, Teufelsbanner. Aber weit eigenthümlichere Dinge singt und sagt man von dem Doktor Faustus, welcher nicht bloß die Erkenntniß der Dinge sondern auch die reellsten Genüsse vom Teufel verlangt hat, und das ist eben der Faust, der die Buchdruckerei erfunden und zur Zeit lebte, wo man anfing, gegen die strenge Kirchenautorität zu predigen und selbstständig zu forschen: — so daß mit Faust die mittelalterliche Glaubensperiode aufhört und die moderne kritische Wissenschaftsperiode anfängt. Es ist, in der That, sehr bedeutsam, daß zur Zeit, wo, nach der Volksmeinung, der Faust gelebt hat, eben die

Reformation beginnt, und daß er ſelber die Kunſt erfunden haben ſoll, die dem Wiſſen einen Sieg über den Glauben verſchafft, nemlich die Buchdruckerei, eine Kunſt die uns aber auch die katholiſche Gemüthsruhe geraubt und uns in Zweifel und Revolutionen geſtürzt — ein Anderer als ich würde ſagen, endlich in die Gewalt des Teufels geliefert hat.

Minder bekannt als der Fauſt, iſt hier, in Frankreich, Goethes „Weſtöſtlicher Divan" ein ſpäteres Buch, von welchem Frau von Staël noch nicht Kenntniß hatte, und deſſen wir hier beſonders erwähnen müſſen. Es enthält die Denk- und Gefühlsweiſe des Orients, in blühenden Liedern und kernigen Sprüchen; und das duftet und glüht darin, wie ein Harem voll verliebter Odalisken mit ſchwarzen geſchminkten Gaſellenaugen und ſehnſüchtig weißen Armen. Es iſt dem Leſer dabei ſo ſchauerlich lüſtern zu Muthe, wie dem glücklichen Gaspar Debüreau, als er in Konſtantinopel oben auf der Leiter ſtand, und de haut en bas dasjenige ſah, was der Beherrſcher der Gläubigen nur de bas en haut zu ſehen pflegt. Manchmal iſt dem Leſer auch zu Muthe, als läge er behaglich ausgeſtreckt auf einem perſiſchen Teppich, und rauche aus einer lang-röhrigen Waſſerpfeife den gelben Tabak von Turkiſtan, während eine ſchwarze Sklavin ihm mit einem bunten Pfauenwedel Kühlung zuweht, und ein ſchöner Knabe ihm eine Schale mit ächtem Mokka-Kaffee darreicht: — den berauſchendſten Lebensgenuß hat hier Goethe in Verſe gebracht, und dieſe ſind ſo leicht, ſo glücklich, ſo hingehaucht, ſo ätheriſch, daß man ſich wundert wie dergleichen in deutſcher Sprache möglich war. Dabei giebt er auch in Proſa die allerſchönſten Erklärungen über Sitten und Treiben im Morgenlande, über das patriarchaliſche Leben der Araber; und da iſt Goethe immer ruhig lächelnd, und harmlos wie ein Kind, und weisheitsvoll wie ein Greis. Dieſe Proſa iſt ſo durchſichtig wie das grüne Meer, wenn heller Sommernachmittag und Windſtille, und man ganz klar hinabſchauen kann in die Tiefe, wo die verſunkenen Städte mit ihren verſchollenen Herrlichkeiten ſichtbar werden; — manchmal iſt aber auch jene Proſa ſo magiſch, ſo ahnungsvoll, wie der Himmel wenn die Abenddämmerung heraufgezogen: und die großen Goethe'ſchen Gedanken treten dann hervor, rein und golden, wie die Sterne. Unbeſchreiblich iſt der Zauber dieſes Buches: es iſt ein Selam, den der Occident dem Oriente geſchickt hat, und es ſind gar närriſche Blumen darunter: ſinnlich rothe Roſen, Hortenſien wie weiße nackte Mädchenbuſen, ſpaßhaftes Löwenmaul, Purpurdigitalis wie lange Menſchenfinger, verdrehte Krokosnaſen, und in der Mitte, lauſchend verborgen, ſtille deutſche Veilchen. Dieſer Selam aber bedeutet, daß der Occident ſeines frierend mageren Spiritualismus überdrüſſig geworden und an der geſunden Körperwelt des Orients ſich wieder erlaben möchte. Goethe, nachdem er, im Fauſt, ſein Mißbehagen an dem abſtract Geiſtigen und ſein Verlangen nach reellen Genüſſen aus-

gesprochen, warf sich gleichsam mit dem Geiste selbst in die Arme des Sensualismus, indem er den West-östlichen Diwan schrieb.

Es ist daher höchst bedeutsam, daß dieses Buch bald nach dem Faust erschien. Es war die letzte Phase Goethes und sein Beispiel war von großem Einfluß auf die Literatur. Unsere Lyriker besangen jetzt den Orient. — Erwähnenswerth mag es auch sein, daß Goethe, indem er Persien und Arabien so freudig besang, gegen Indien den bestimmtesten Widerwillen aussprach. Ihm mißfiel an diesem Lande das Bizarre, Verworrene, Unklare, und vielleicht entstand diese Abneigung dadurch, daß er bei den Sanskritischen Studien der Schlegel und ihrer Herren Freunde eine katholische Hinterlist witterte. Diese Herren betrachteten nämlich Hindostan als die Wiege der katholischen Weltordnung, sie sahen dort das Musterbild ihrer Hierarchie, sie fanden dort ihre Dreieinigkeit, ihre Menschwerdung, ihre Buße, ihre Sühne, ihre Kasteiungen und alle ihre sonstigen geliebten Steckenpferde. Goethes Widerwillen gegen Indien reizte nicht wenig diese Leute, und Herr August Wilhelm Schlegel nannte ihn deshalb mit gläsernem Aerger: „einen zum Islam bekehrten Heiden.“

Unter den Schriften, welche dieses Jahr über Goethe erschienen sind, verdient ein hinterlassenes Werk von Johannes Falk „Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt“ die rühmlichste Erwähnung. Der Verfasser hat uns in diesem Buche, außer einer detaillirten Abhandlung über den Faust (die nicht fehlen durfte!) die vortrefflichsten Notizen über Goethe mitgetheilt, und er zeigt uns denselben in allen Beziehungen des Lebens, ganz naturtreu, ganz unpartheiisch, mit allen seinen Tugenden und Fehlern. Hier sehen wir Goethe im Verhältniß zu seiner Mutter, deren Naturell sich so wunderbar im Sohne wieder abspiegelt; hier sehen wir ihn als Naturforscher, wie er eine Raupe beobachtet, die sich eingesponnen und als Schmetterling entpuppen wird; hier sehen wir ihn dem großen Herder gegenüber, der ernsthaft zürnt ob dem Indifferentismus, womit Goethe die Entpuppung der Menschheit selbst unbeachtet läßt; wir sehen ihn wie er, am Hofe des Großherzogs von Weimar, lustig improvisirend, unter blonden Hofdamen sitzt, gleich dem Apoll unter den Schafen des König Admetos; wir sehen ihn dann wieder, wie er, mit dem Stolze eines Talai-Lama den Kotzebue nicht anerkennen will; wie dieser, um ihn herabzusetzen eine öffentliche Feier zu Ehren Schillers veranstaltet; — überall aber sehen wir ihn klug, schön, liebenswürdig, eine holdselig erquickende Gestalt, ähnlich den ewigen Göttern.

In der That, die Uebereinstimmung der Persönlichkeit mit dem Genius, wie man sie bei außerordentlichen Menschen verlangt, fand man ganz bei Goethe. Seine äußere Erscheinung war eben so bedeutsam wie das Wort [illegible] seinen Schriften lebte; auch seine Gestalt war harmonisch, klar, freudig, [illegible] und man konnte griechische Kunst an ihm studiren, wie an einer

Antique. Dieſer würdevolle Leib war nie gekrümmt von chriſtlicher Wurmdemuth; die Züge des Antlitzes waren nicht verzerrt von chriſtlicher Zerknirſchung; dieſe Augen waren nicht chriſtlich ſünderhaft ſcheu, nicht andächtelnd und himmelnd, nicht flimmernd bewegt: — nein, ſeine Augen waren ruhig wie die eines Gottes. Es iſt nämlich überhaupt das Kennzeichen der Götter, daß ihr Blick feſt iſt und ihre Augen nicht unſicher hin und her zucken. Daher, wenn Agni, Varuna, Yama und Indra die Geſtalt des Nala annehmen, bei Damayantis Hochzeit, da erkennt dieſe ihren Geliebten an dem Zwinken ſeiner Augen, da wie geſagt die Augen der Götter immer unbewegt ſind. Letztere Eigenſchaft hatten auch die Augen des Napoleon. Daher bin ich überzeugt, daß er ein Gott war. Goethes Auge blieb in ſeinem hohen Alter eben ſo göttlich wie in ſeiner Jugend. Die Zeit hat auch ſein Haupt zwar mit Schnee bedecken, aber nicht beugen können. Er trug es ebenfalls immer ſtolz und hoch, und wenn er ſprach wurde er immer größer, und wenn er die Hand ausſtreckte, ſo war es, als ob er, mit dem Finger, den Sternen am Himmel den Weg vorſchreiben könne, den ſie wandeln ſollten. Um ſeinen Mund will man einen kalten Zug von Egoismus bemerkt haben; aber auch dieſer Zug iſt den ewigen Göttern eigen, und gar dem Vater der Götter, dem großen Jupiter, mit welchem ich Goethe ſchon oben verglichen. Wahrlich, als ich ihn in Weimar beſuchte und ihm gegenüber ſtand, blickte ich unwillkührlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler ſähe mit den Blitzen im Schnabel. Ich war nahe dran ihn griechiſch anzureden; da ich aber merkte, daß er deutſch verſtand, ſo erzählte ich ihm auf deutſch: daß die Pflaumen auf dem Wege zwiſchen Jena und Weimar ſehr gut ſchmecken. Ich hatte in ſo manchen langen Winternächten darüber nachgedacht, wie viel Erhabenes und Tiefſinniges ich dem Goethe ſagen würde, wenn ich ihn mal ſähe. Und als ich ihn endlich ſah, ſagte ich ihm, daß die ſächſiſchen Pflaumen ſehr gut ſchmecken. Und Goethe lächelte. Er lächelte mit denſelben Lippen womit er einſt die ſchöne Leda, die Europa, die Danae, die Semele und ſo manche andere Prinzeſſinnen oder auch gewöhnliche Nymphen geküßt hatte — —

Les Dieux s'en vont. Goethe iſt todt. Er ſtarb den 22ſten März des verfloſſenen Jahrs, des bedeutungsvollen Jahrs, wo unſere Erde ihre größten Renommeen verloren hat. Es iſt als ſei der Tod in dieſem Jahre plötzlich ariſtokratiſch geworden, als habe er die Notabilitäten dieſer Erde beſonders auszeichnen wollen, indem er ſie gleichzeitig ins Grab ſchickte. Vielleicht gar hat er jenſeits, im Schattenreich, eine Pairie ſtiften wollen, und in dieſem Falle wäre ſeine fournée ſehr gut gewählt. Oder hat der Tod, im Gegentheil, im verfloſſenen Jahr die Demokratie zu begünſtigen geſucht, indem er mit den großen Renommeen auch ihre Autoritäten vernichtete und die geiſtige Gleichheit beförderte? — —

Zweites Buch.

1.

Mit der Gewiſſenhaftigkeit, die ich mir ſtreng vorgeſchrieben, muß ich hier erwähnen, daß mehrere Franzoſen ſich bei mir beklagt, ich behandelte die Schlegel, namentlich Herrn Auguſt Wilhelm, mit allzuherben Worten. Ich glaube aber ſolche Beklagniß würde nicht ſtatt finden, wenn man hier mit der deutſchen Literaturgeſchichte genauer bekannt wäre. Viele Franzoſen kennen Herrn A. W. Schlegel nur aus dem Werke der Frau v. Staël, ſeiner edlen Beſchützerin. Die meiſten kennen ihn nur dem Namen nach; dieſer Name klingt ihnen nun im Gedächtniß als etwas verehrlich Berühmtes, wie etwa der Name Oſiris, wovon ſie auch nur wiſſen, daß es ein wunderlicher Kauz von Gott iſt, der in Egypten verehrt wurde. Welche ſonſtige Aehnlichkeit zwiſchen Herrn A. W. Schlegel und dem Oſiris ſtatt findet, iſt ihnen am allerwenigſten bekannt.

Da ich einſt zu den akademiſchen Schülern des ältern Schlegel gehört habe, ſo dürfte man mich vielleicht in Betreff deſſelben zu einiger Schonung verpflichtet glauben. Aber hat Herr A. W. Schlegel den alten Bürger geſchont, ſeinen literäriſchen Vater? Nein, und er handelte nach Brauch und Herkommen. Denn in der Literatur, wie in den Wäldern der nordamerikaniſchen Wilden werden die Väter von den Söhnen todtgeſchlagen, ſobald ſie alt und ſchwach geworden.

Ich habe ſchon in dem vorigen Abſchnitt bemerkt, daß Friedrich Schlegel bedeutender war, als Herr Auguſt Wilhelm; und, in der That, letzterer zehrte nur von den Ideen ſeines Bruders, und verſtand nur die Kunſt ſie auszuarbeiten. Fr. Schlegel war ein tiefſinniger Mann. Er erkannte alle Herrlichkeiten der Vergangenheit und er fühlte alle Schmerzen der Gegenwart. Aber er begriff nicht die Heiligkeit dieſer Schmerzen und ihre Nothwendigkeit für das künftige Heil der Welt. Er ſah die Sonne untergehn und blickte wehmüthig nach der Stelle dieſes Untergangs und klagte über das nächtliche Dunkel, das er heranziehen ſah; und er merkte nicht, daß ſchon ein neues Morgenroth an der entgegengeſetzten Seite leuchtete. Fr. Schlegel nannte einſt den Geſchichtsforſcher „einen umgekehrten Propheten.“ Dieſes Wort iſt die beſte

Bezeichnung für ihn ſelbſt. Die Gegenwart war ihm verhaßt, die Zukunft erſchreckte ihn, und nur in die Vergangenheit, die er liebte, drangen ſeine offenbarenden Seherblicke.

Der arme Fr. Schlegel, in den Schmerzen unſerer Zeit ſah er nicht die Schmerzen der Wiedergeburt, ſondern die Agonie des Sterbens, und aus Todesangſt flüchtete er ſich in die zitternden Ruinen der katholiſchen Kirche. Dieſe war jedenfalls der geeignetſte Zufluchtsort für ſeine Gemüthsſtimmung. Er hatte viel heiteren Uebermuth im Leben ausgeübt; aber er betrachtete ſolches als ſündhaft, als Sünde die ſpäterer Abbuße bedurfte, und der Verfaſſer der „Lucinde" mußte nothwendigerweiſe katholiſch werden.

Die Lucinde iſt ein Roman, und auſſer ſeinen Gedichten und einem dem Spaniſchen nachgebildeten Drama, Alarkos geheißen, iſt jener Roman die einzige Originalſchöpfung, die Fr. Schlegel hinterlaſſen. Es hat ſeiner Zeit nicht an Lobpreiſern dieſes Romans gefehlt. Der jetzige hochehrwürdige Herr Schleyermacher, hat damals enthuſiaſtiſche Briefe über die Lucinde herausgegeben. Es fehlte ſogar nicht an Critikern, die dieſes Produkt als ein Meiſterſtück prieſen und die beſtimmt prophezeiten, daß es einſt für das beſte Buch in der deutſchen Literatur gelten werde. Man hätte dieſe Leute von Obrigkeitswegen feſtſetzen ſollen, wie man in Rußland die Propheten, die ein öffentliches Unglück prophezeien, vorläufig ſo lange einſperrt, bis ihre Weiſſagung in Erfüllung gegangen. Nein, die Götter haben unſere Literatur vor jenem Unglück bewahrt; der Schlegelſche Roman wurde bald wegen ſeiner unzüchtigen Nichtigkeit, allgemein verworfen und iſt jetzt verſchollen. Lucinde iſt der Name der Heldin dieſes Romans, und ſie iſt ein ſinnlich witziges Weib, oder vielmehr eine Miſchung von Sinnlichkeit und Witz. Ihr Gebrechen iſt eben, daß ſie kein Weib iſt, ſondern eine unerquickliche Zuſammenſetzung von zwei Abſtrakzionen, Witz und Sinnlichkeit. Die Muttergottes mag es dem Verfaſſer verzeien, daß er dieſes Buch geſchrieben; nimmermehr verzeihen es ihm die Muſen.

Ein ähnlicher Roman, Florentin geheißen, wird dem ſeligen Schlegel irrthümlich zugeſchrieben. Dieſes Buch iſt, wie man ſagt, von ſeiner Gattin, einer Tochter des berühmten Moſes Mendelsſohn, die er ihrem erſten Gemahl entführt, und welche mit ihm zur römiſch katholiſchen Kirche übertrat.

Ich glaube, daß es Fr. Schlegel mit dem Katholicismus Ernſt war. Von vielen ſeiner Freunde glaube ich es nicht. Es iſt hier ſehr ſchwer die Wahrheit zu ermitteln. Religion und Heuchelei ſind Zwillingsſchweſtern, und beide ſehen ſich ſo ähnlich, daß ſie zuweilen nicht von einander zu unterſcheiden ſind. Dieſelbe Geſtalt, Kleidung und Sprache. Nur dehnt die letztere von beiden Schweſtern etwas weicher die Worte und wiederholt öfter das Wört-

chen „Liebe.“ — Ich rede von Deutſchland; in Frankreich iſt die eine Schweſter geſtorben, und wir ſehen die andere noch in tiefſter Trauer.

Seit dem Erſcheinen der Frau v. Staëlſchen de l'Allemagne, hat Fr. Schlegel das Publikum noch mit zwei großen Werken beſchenkt, die vielleicht ſeine beſten ſind und jedenfalls die rühmlichſte Erwähnung verdienen. Es ſind ſeine „Weisheit und Sprache der Indier,“ und ſeine „Vorleſungen über die Geſchichte der Literatur.“ Durch das erſtgenannte Buch hat er bei uns das Studium des Sanskrit nicht blos eingeleitet, ſondern auch begründet. Er wurde für Deutſchland, was William Jones für England war. In der genialſten Weiſe hatte er das Sanskrit erlernt, und die wenigen Bruchſtücke, die er in jenem Buche mittheilt, ſind meiſterhaft überſetzt. Durch ſein tiefes Anſchauungsvermögen erkannte er ganz die Bedeutung der epiſchen Versart der Indier, der Sloka, die ſo breit dahinflutet wie der Ganges, der heilig klare Fluß. Wie kleinlich zeigte ſich dagegen Herr A. W. Schlegel, welcher einige Fragmente aus dem Sanskrit in Hexametern überſetzte, und ſich dabei nicht genug zu rühmen wußte, daß er in ſeiner Ueberſetzung keine Trochäen einſchlüpfen laſſen und ſo manches metriſche Kunſtſtück der Alexandriner nachgeſchnitzelt hat. Fr. Schlegels Werk über Indien iſt gewiß ins Franzöſiſche überſetzt, und ich kann mir das weitere Lob erſparen. Zu tadeln habe ich nur den Hintergedanken des Buches. Es iſt im Intereſſe des Katholicismus geſchrieben. Nicht blos die Myſterien deſſelben, ſondern auch die ganze katholiſche Hirarchie und ihre Kämpfe mit der weltlichen Macht hatten dieſe Leute in den indiſchen Gedichten wiedergefunden. Im Mahabarata und im Ramayana ſahen ſie gleichſam ein Elephanten-Mittelalter. In der That, wenn, in letzterwähntem Epos, der König Wiswamitra mit dem Prieſter Waſiſchta hadert, ſo betrifft ſolcher Hader dieſelben Intereſſen, um die bei uns der Kaiſer mit dem Papſte ſtritt, obgleich der Streitpunkt hier in Europa die Inveſtitur und dort in Indien die Kuh Sabala genannt ward.

In Betreff der Schlegelſchen Vorleſungen über Literatur läßt ſich Aehnliches rügen. Friedrich Schlegel überſieht hier die ganze Literatur von einem hohen Standpunkt aus, aber dieſer hohe Standpunkt iſt doch immer der Glockenthurm einer katholiſchen Kirche. Und bei allem, was Schlegel ſagt, hört man dieſe Glocken läuten; manchmal hört man ſogar die Thurmraben krächzen, die ihn umflattern. Mir iſt als dufte der Weihrauch des Hochamts aus dieſem Buche, und als ſähe ich aus den ſchönſten Stellen deſſelben lauter tonſurirte Gedanken hervorlauſchen. Indeſſen, trotz dieſer Gebrechen, wüßte ich kein beſſeres Buch dieſes Fachs. Nur durch Zuſammenſtellung der Herderſchen Arbeiten ſolcher Art könnte man ſich eine beſſere Ueberſicht der Literatur aller Völker verſchaffen. Denn Herder ſaß nicht wie ein literariſcher Großinquiſitor zu Gericht über die verſchiedenen Nazionen, und verdammte oder abſolvirte ſie nach

dem Grade ihres Glaubens. Nein, Herder betrachtete die ganze Menschheit als eine große Harfe in der Hand des großen Meisters, jedes Volk dünkt ihm eine besonders gestimmte Saite dieser Riesenharfe, und er begriff die Universal-Harmonie ihrer verschiedenen Klänge.

Fr. Schlegel starb im Sommer 1829, wie man sagte, in Folge einer gastronomischen Unmäßigkeit. Er wurde 57 Jahr alt. Sein Tod veranlaßte einen der widerwärtigsten literarischen Scandale. Seine Freunde waren ungehalten über die inofficiöse Weise, womit die liberale Presse diesen Todesfall besprochen; sie verlästerten und schimpften und schmähten daher die deutschen Liberalen. Jedoch von keinem derselben konnten sie sagen: „daß er das Weib seines Gastfreundes verführt und noch lange Zeit nachher von den Allmosen des beleidigten Gatten gelebt habe."

Ich muß jetzt, weil man es doch verlangt, von dem älteren Bruder, Herrn A. W. Schlegel, sprechen. Wollte ich in Deutschland noch von ihm reden, so würde man mich dort mit Verwunderung ansehen.

Wer spricht jetzt noch in Paris von der Giraffe?

Herr A. W. Schlegel ist geboren zu Hannover den 5ten September 1767. Ich weiß das nicht von ihm selber. Ich war nie so ungallant, ihn über sein Alter zu befragen. Jenes Datum fand ich, wenn ich nicht irre, in Spindlers Lexikon der deutschen Schriftstellerinnen. Herr A. W. Schlegel ist daher jetzt 64 Jahr alt. Herr Alexander v. Humboldt und andere Naturforscher behaupten er sei älter. Auch Champolion war dieser Meinung. Wenn ich von seinen literarischen Verdiensten reden soll, so muß ich ihn wieder zunächst als Uebersetzer rühmen. Hier hat er unbestreitbar das Außerordentliche geleistet. Namentlich seine Uebertragung des Shakespeare in die deutsche Sprache ist meisterhaft, unübertreffbar. Vielleicht mit Ausnahme des Herren Gries und des Herren Grafen Platen, ist Herr A. W. Schlegel überhaupt der größte Metriker Deutschlands. In allen übrigen Thätigkeiten gebührt ihm nur der zweite, wo nicht gar der dritte Rang. In der ästhetischen Critik fehlt ihm, wie ich schon gesagt, der Boden einer Philosophie, und weit überragen ihn andere Zeitgenossen, namentlich Solger. Im Studium des Altdeutschen steht thurmhoch über ihn erhaben Herr Jakob Grimm, der uns, durch seine deutsche Grammatik, von jener Oberflächlichkeit befreite, womit man, nach dem Beispiel der Schlegel, die altdeutschen Sprachdenkmale erklärt hatte. Herr Schlegel konnte es vielleicht im Studium des Altdeutschen weit bringen, wenn er nicht ins Sanskrit hinübergesprungen wäre. Aber das Altdeutsche war außer der Mode gekommen und mit dem Sanskrit konnte man frisches Aufsehen erregen. Auch hier blieb er gewissermaßen Dilettant, die Iniciative seiner Gedanken gehört noch seinem Bruder Friedrich und das Wissenschaftliche, das Reelle, in seinen sanskritischen Leistungen gehört, wie jeder weiß, dem

Herren Laſſen, ſeinem gelehrten Collaborator. Herr Franz Bopp zu Berlin iſt in Deutſchland der eigentliche Sanskritgelehrte, er iſt der Erſte in ſeinem Fache. In der Geſchichtskunde hat ſich Herr Schlegel einmal an dem Ruhme Niebuhrs, den er angriff, feſtkrämpen wollen; aber vergleicht man ihn mit dieſem großen Forſcher, oder vergleicht man ihn mit einem Johannes v. Müller, einem Heeren, einem Schloſſer und ähnlichen Hiſtorikern, ſo muß man über ihn die Achſel zucken. Wie weit hat er es aber als Dichter gebracht? Dies iſt ſchwer zu beſtimmen.

Der Violinſpieler Solomons, welcher dem König von England, Georg III., Unterricht gab, ſagte einſt zu ſeinem erhabenen Schüler: „die Violinſpieler werden eingetheilt in drei Claſſen; zur erſten Claſſe gehören die, welche gar nicht ſpielen können, zur zweiten Claſſe gehören die, welche ſehr ſchlecht ſpielen, und zur dritten Claſſe gehören endlich die, welche gut ſpielen; Ew. Majeſtät hat ſich ſchon bis zur zweiten Claſſe emporgeſchwungen.“

Gehört nun Herr A. W. Schlegel zur erſten Claſſe oder zur zweiten Claſſe? Die Einen ſagen, er ſei gar kein Dichter; die Anderen ſagen, er ſei ein ſehr ſchlechter Dichter. So viel weiß ich, er iſt kein Paganini.

Seine Berühmtheit erlangte Herr A. W. Schlegel eigentlich nur durch die unerhörte Keckheit, womit er die vorhandenen literariſchen Autoritäten angriff. Er riß die Lorbeerkränze von den alten Perucken und erregte bei dieſer Gelegenheit viel Puderſtaub. Sein Ruhm iſt eine natürliche Tochter des Scandals.

Wie ich ſchon mehrmals erwähnt, die Critik, womit Herr Schlegel die vorhandenen Autoritäten angriff, beruhte durchaus auf keiner Philoſophie. Nachdem wir von jenem Erſtaunen, worin jede Vermeſſenheit uns verſetzt, zurückgekommen, erkennen wir ganz und gar die innere Leerheit der ſogenannten Schlegelſchen Critik. Z. B. wenn er den Dichter Bürger herabſetzen will, ſo vergleicht er deſſen Balladen mit den altengliſchen Balladen, die Percy geſammelt, und er zeigt, wie dieſe viel einfacher, naiver, alterthümlicher und folglich poetiſcher gedichtet ſeien. Hinlänglich begriffen hat Herr Schlegel den Geiſt der Vergangenheit, beſonders des Mittelalters, und es gelingt ihm daher dieſen Geiſt auch in den Kunſtdenkmälern der Vergangenheit nachzuweiſen, und ihre Schönheiten aus dieſem Geſichtspunkte zu demonſtriren. Aber Alles was Gegenwart iſt, begreift er nicht; höchſtens erlauſcht er nur etwas von der Phyſiognomie, einige äußerliche Züge der Gegenwart, und das ſind gewöhnlich die minder ſchönen Züge; indem er nicht den Geiſt begreift, der ſie belebt, ſo ſieht er in unſerem ganzen modernen Leben nur eine proſaiſche Fratze. Ueberhaupt, nur ein großer Dichter vermag die Poeſie ſeiner eigenen Zeit zu erkennen; die Poeſie einer Vergangenheit offenbart ſich uns weit leichter, und ihre Erkenntniß iſt leichter mitzutheilen. Daher gelang es Herrn Schlegel beim großen Haufen die Dichtungen, worin die Vergangenheit eingeſargt liegt, auf

Koſten der Dichtungen, worin unſere moderne Gegenwart athmet und lebt, emporzupreiſen. Aber der Tod iſt nicht poetiſcher als das Leben. Die altengliſchen Gedichte, die Percy geſammelt, geben den Geiſt ihrer Zeit, und Bürgers Gedichte geben den Geiſt der unſrigen. Dieſen Geiſt begriff Herr Schlegel nicht; ſonſt würde er in dem Ungeſtüm, womit dieſer Geiſt zuweilen aus den Bürgerſchen Gedichten hervorbricht, keineswegs den rohen Schrei eines ungebildeten Magiſters gehört haben, ſondern vielmehr die gewaltigen Schmerzlaute eines Titanen, welchen eine Ariſtokrazie von hannövriſchen Junkern und Schulpedanten zu Tode quälte. Dieſes war nemlich die Lage des Verfaſſers der Leonore, und die Lage ſo mancher anderen genialen Menſchen, die als arme Dozenten in Göttingen darbten, verkümmerten, und in Elend ſtarben. Wie konnte der vornehme, von vornehmen Gönnern beſchützte, renovirte, baroniſirte, bebänderte Ritter Auguſt Wilhelm von Schlegel jene Verſe begreifen, worin Bürger laut ausruft: daß ein Ehrenmann, ehe er die Gnade der Großen erbettle, ſich lieber aus der Welt heraus hungern ſolle!

Der Name „Bürger" iſt im Deutſchen gleichbedeutend mit dem Worte *citoyen*.

Was den Ruhm des Herrn Schlegel noch geſteigert, war das Aufſehen, welches er ſpäter hier in Frankreich erregte, als er auch die literariſchen Autoritäten der Franzoſen angriff. Wir ſahen mit ſtolzer Freude, wie unſer kampfluſtiger Landsmann den Franzoſen zeigte, daß ihre ganze klaſſiſche Literatur nichts werth ſei, daß Molière ein Poſſenreißer und kein Dichter ſei, daß Racine ebenfalls nichts tauge, daß man uns Deutſche hingegen als die Könige des Parnaſſus betrachten müſſe. Sein Refrain war immer, daß die Franzoſen das proſaiſchſte Volk der Welt ſeien und daß es in Frankreich gar keine Poeſie gäbe. Dieſes ſagte der Mann zu einer Zeit, als vor ſeinen Augen noch ſo mancher Chorführer der Convenzion, der großen Titanentragödie, leibhaftig umherwandelte; zu einer Zeit als Napoleon jeden Tag ein gutes Epos improviſirte, als Paris wimmelte von Helden, Königen und Göttern . . . . . Herr Schlegel hat jedoch von dem allem nichts geſehen; wenn er hier war, ſah er ſich ſelber beſtändig im Spiegel, und da iſt es wohl erklärlich, daß er in Frankreich gar keine Poeſie ſah.

Aber Herr Schlegel, wie ich ſchon oben geſagt, vermochte immer nur die Poeſie der Vergangenheit und nicht der Gegenwart zu begreifen. Alles was modernes Leben iſt, mußte ihm proſaiſch erſcheinen, und unzugänglich blieb ihm die Poeſie Frankreichs, des Mutterbodens der modernen Geſellſchaft. Racine mußte gleich der Erſte ſein, den er nicht begreifen konnte. Denn dieſer große Dichter ſteht ſchon als Herold der modernen Zeit neben dem großen Könige, mit welchem die moderne Zeit beginnt. Racine war der erſte moderne Dichter, wie Ludwig XIV. der erſte moderne König war. In Corneille

athmet noch das Mittelalter. In ihm und in der Fronde röchelt noch das alte Ritterthum. Man nennt ihn auch deshalb manchmal romantiſch. In Racine iſt aber die Denkweiſe des Mittelalters ganz erloſchen; in ihm erwachen lauter neue Gefühle; er iſt das Organ einer neuen Geſellſchaft; in ſeiner Bruſt dufteten die erſten Veilchen unſeres modernen Lebens; ja wir könnten ſogar ſchon die Lorbeeren darin knospen ſehen, die erſt ſpäter, in der jüngſten Zeit, ſo gewaltig emporgeſchoſſen. Wer weiß, wie viel Thaten aus Racines zärtlichen Verſen erblüht ſind! Die franzöſiſchen Helden, die bei den Pyramiden, bei Marengo, bei Auſterlitz, bei Moskau und bei Waterloo begraben liegen, ſie hatten alle einſt Racines Verſe gehört, und ihr Kaiſer hatte ſie gehört aus dem Munde Talmas. Wer weiß wie viel Zentner Ruhm von der Vendomeſäule eigentlich dem Racine gebühren. Ob Euripides ein größerer Dichter iſt als Racine, das weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß letzterer eine lebendige Quelle von Liebe und Ehrgefühl war, und mit ſeinem Tranke ein ganzes Volk berauſcht und entzückt und begeiſtert hat. Was verlangt ihr mehr von einem Dichter? Wir ſind alle Menſchen, wir ſteigen ins Grab und laſſen zurück unſer Wort, und wenn dieſes ſeine Miſſion erfüllt hat, dann kehrt es zurück in die Bruſt Gottes, den Sammelplatz der Dichterworte, die Heimath aller Harmonie.

Hätte ſich nun Herr Schlegel darauf beſchränkt, zu behaupten, daß die Miſſion des Raciniſchen Wortes vollendet ſei, und daß die fortgerückte Zeit ganz anderer Dichter bedürfe, ſo hätten ſeine Angriffe einigen Grund. Aber grundlos waren ſie, wenn er Racines Schwäche durch eine Vergleichung mit älteren Dichtern erweiſen wollte. Nicht blos ahnte er nichts von der unendlichen Anmuth, dem ſüßen Scherz, dem tiefen Reiz, welcher darin lag, daß Racine ſeine neuen franzöſiſchen Helden mit antiquen Gewändern koſtumirte, und zu dem Intereſſe einer modernen Leidenſchaft noch das Intereſſante einer geiſtreichen Maskerade miſchte: Herr Schlegel war ſogar tölpelhaft genug, jene Vermummung für baare Münze zu nehmen, die Griechen von Verſailles nach den Griechen von Athen zu beurtheilen, und die Phädra des Racine mit der Phädra des Euripides zu vergleichen! Dieſe Manier, die Gegenwart mit dem Maaßſtabe der Vergangenheit zu meſſen, war bei Herrn Schlegel ſo eingewurzelt, daß er immer mit dem Lorbeerzweig eines älteren Dichters den Rücken der jüngeren Dichter zu geiſeln pflegte, und daß er, um wieder den Euripides ſelber herabzuſetzen, nichts beſſeres wußte, als daß er ihn mit dem älteren Sophokles, oder gar mit dem Aeſchylus, verglich.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier entwickeln wie Herr Schlegel gegen den Euripides, den er in jener Manier herabzuwürdigen geſucht, eben ſo, wie einſt Ariſtophanes, das größte Unrecht verübt. Letzterer, der Ariſtophanes, befand ſich, in dieſer Hinſicht, auf einem Standpunkte, welcher mit dem

Standpunkte der romantiſchen Schule die größte Aehnlichkeit darbietet; ſeiner Polemik liegen ähnliche Gefühle und Tendenzen zum Grunde, und wenn man Herrn Tieck einen romantiſchen Ariſtophanes nannte, ſo könnte man mit Fug den Paroditen des Euripides und Sokrates einen klaſſiſchen Tieck nennen. Wie Herr Tieck und die Schlegel, trotz der eignen Ungläubigkeit, dennoch den Untergang des Katholizismus bedauerten; wie ſie dieſen Glauben bei der Menge zu reſtauriren wünſchten; wie ſie in dieſer Abſicht die proteſtantiſchen Rationaliſten, die Aufklärer, die ächten noch mehr als die falſchen, mit Spott und Verläſterung befehdeten; wie ſie gegen Männer, die im Leben und in der Literatur, eine ehrſame Bürgerlichkeit beförderten, die grimmigſte Abneigung hegten; wie ſie dieſe Bürgerlichkeit als philiſterhafte Kleinmiſère perſiflirten, und dagegen beſtändig das große Heldenleben des feudaliſtiſchen Mittelalters gerühmt und gefeiert: ſo hat auch Ariſtophanes, welcher ſelber die Götter verſpöttelte, dennoch die Philoſophen gehaßt, die dem ganzen Olymp den Untergang bereiteten; er haßte den razionaliſtiſchen Sokrates, welcher eine beſſere Moral predigte; er haßte die Dichter, die gleichſam ſchon ein modernes Leben ausſprachen, welches ſich von der früheren griechiſchen Götter-, Helden- und Königsperiode eben ſo unterſchied, wie unſere jetzige Zeit von den mittelalterlichen Feudalzeiten; er haßte den Euripides, welcher nicht mehr wie Aeſchylus und Sophokles von dem griechiſchen Mittelalter trunken war, ſondern ſich ſchon der bürgerlichen Tragödie näherte. Ich zweifle ob ſich Herr Schlegel der wahren Beweggründe bewußt war, warum er den Euripides ſo ſehr herabſetzte, in Vergleichung mit Aeſchylus und Sophokles: ich glaube ein unbewußtes Gefühl leitete ihn, in dem alten Tragiker roch er das modern demokratiſche und proteſtantiſche Element, welches ſchon dem ritterſchaftlichen und olympiſch katholiſchen Ariſtophanes ſo ſehr verhaßt war.

Vielleicht aber erzeige ich Herren A. W. Schlegel eine unverdiente Ehre, indem ich ihm beſtimmte Sympathien und Antipathien beimeſſe. Es iſt möglich, daß er gar keine hatte. Er war in ſeiner Jugend ein Heleniſt und wurde erſt ſpäter ein Romantiker. Er wurde Chorführer der neuen Schule, dieſe wurde nach ihm und ſeinem Bruder benamſet, und er ſelber war vielleicht derjenige, dem es mit der Schlegelſchen Schule am wenigſten Ernſt war. Er unterſtützte ſie mit ſeinen Talenten, er ſtudierte ſich in ſie hinein, er freute ſich damit ſo lang es gut ging, und als es mit der Schule ein ſchlechtes Ende nahm, hat er ſich wieder in ein neues Fach hineinſtudiert.

Obgleich nun die Schule zu Grunde ging, ſo haben doch die Anſtrengungen des Herrn Schlegel gute Früchte getragen für unſere Literatur. Namentlich hatte er gezeigt, wie man wiſſenſchaftliche Gegenſtände in eleganter Sprache behandeln kann. Früherhin wagten wenige deutſche Gelehrte ein wiſſenſchaftliches Buch in einem klaren und anziehenden Style zu ſchreiben. Man

ſchrieb ein verworrenes, trocknes Deutſch, welches nach Talglichtern und Tabak roch. Herr Schlegel gehörte zu den wenigen Deutſchen die keinen Tabak rauchen, eine Tugend, welche er der Geſellſchaft der Frau von Staël verdankte. Ueberhaupt verdankt er jener Dame die äußere Politur, welche er in Deutſchland mit ſo vielem Vortheil geltend machen konnte. In dieſer Hinſicht war der Tod der vortrefflichen Frau v. Staël ein großer Verluſt für dieſen deutſchen Gelehrten, der in ihrem Salon ſo viele Gelegenheit fand, die neueſten Moden kennen zu lernen, und, als ihr Begleiter in allen Hauptſtädten Europas, die ſchöne Welt ſehen und ſich die ſchönſten Weltſitten aneignen konnte. Solche bildende Verhältniſſe waren ihm ſo ſehr zum heiteren Lebensbedürfniſſe geworden, daß er, nach dem Tode ſeiner edlen Beſchützerin, nicht abgeneigt war, der berühmten Catalani ſeine Begleitung auf ihren Reiſen anzubieten.

Wie geſagt, die Beförderung der Eleganz iſt ein Hauptverdienſt des Herrn Schlegel, und durch ihn kam auch in das Leben der deutſchen Dichter mehr Civiliſazion. Schon Goethe hatte das einflußreichſte Beiſpiel gegeben, wie man ein deutſcher Dichter ſein kann, und dennoch den äußerlichen Anſtand zu bewahren vermag. In früheren Zeiten verachteten die deutſchen Dichter alle convenzionellen Formen, und der Name „deutſcher Dichter" oder gar der Name „poetiſches Genie" erlangte die unerfreulichſte Bedeutung. Ein deutſcher Dichter war ehemals ein Menſch, der einen abgeſchabten, zerriſſenen Rock trug, Kindtauf- und Hochzeitgedichte für einen Thaler das Stück verfertigte, ſtatt der guten Geſellſchaft, die ihn abwies, deſto beſſere Getränke genoß, auch wohl des Abends betrunken in der Goſſe lag, zärtlich geküßt von Lunas gefühlvollen Strahlen. Wenn ſie alt geworden, pflegten dieſe Menſchen noch tiefer in ihr Elend zu verſinken, und es war freilich ein Elend ohne Sorge, oder deſſen einzige Sorge darin beſteht: wo man den meiſten Schnaps für das wenigſte Geld haben kann!

So hatte auch ich mir einen deutſchen Dichter vorgeſtellt. Wie angenehm verwundert war ich daher Anno 1819, als ich, ein ganz junger Menſch, die Univerſität Bonn beſuchte, und dort die Ehre hatte, den Herrn Dichter A. W. Schlegel, das poetiſche Genie, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Es war, mit Ausnahme des Napoleon, der erſte große Mann den ich damals geſehen, und ich werde nie dieſen erhabenen Anblick vergeſſen. Noch heute fühle ich den heiligen Schauer, der durch meine Seele zog, wenn ich vor ſeinem Katheder ſtand und ihn ſprechen hörte. Ich trug damals einen weißen Flauſchrock, eine rothe Mütze, lange blonde Haare und keine Handſchuhe. Herr A. W. Schlegel trug aber Glaceehandſchuh, und war noch ganz nach der neueſten pariſer Mode gekleidet; er war noch ganz parfümirt von guter Geſellſchaft und eau de mille fleurs; er war die Zierlichkeit und die Eleganz ſelbſt, und

wenn er vom Großkanzler von England sprach, setzte er hinzu „mein Freund,“ und neben ihm stand sein Bedienter in der freiherrlich Schlegel'schen Hauslivree, und zupfte die Wachslichter, die auf silbernen Armleuchtern brannten, und nebst einem Glase Zuckerwasser vor dem Wundermanne auf dem Katheder standen. Livreebedienter! Wachslichter! silberne Armleuchter! mein Freund der Großkanzler von England! Glacehandschuh! Zuckerwasser! welche unerhörte Dinge im Collegium eines deutschen Professors! Dieser Glanz blendete uns junge Leute nicht wenig, und mich besonders, und ich machte auf Herrn Schlegel damals drei Oden, wovon jede anfing mit den Worten: O du, der du, u. s. w. Aber nur in der Prose hätte ich es gewagt, einen so vornehmen Mann zu duzen. Sein Aeußeres gab ihm wirklich eine gewisse Vornehmheit. Auf seinem dünnen Köpfchen glänzten nur noch wenige silberne Härchen, und sein Leib war so dünn, so abgezehrt, so durchsichtig, daß er ganz Geist zu sein schien, daß er fast aussah wie ein Sinnbild des Spiritualismus.

Trotz dem hatte er damals geheurathet, und er, der Chef der Romantiker, heurathete die Tochter des Kirchenrath Paulus zu Heidelberg, des Chefs der deutschen Nazionalisten. Es war eine symbolische Ehe, die Romantik vermählte sich gleichsam mit dem Nazionalismus; sie blieb aber ohne Früchte. Im Gegentheil, die Trennung zwischen der Romantik und dem Nazionalismus wurde dadurch noch größer, und schon gleich am andern Morgen nach der Hochzeitnacht lief der Nazionalismus wieder nach Hause, und wollte nichts mehr mit der Romantik zu schaffen haben. Denn der Nazionalismus, wie er denn immer vernünftig ist, wollte nicht bloß symbolisch vermählt sein, und, sobald er die hölzerne Nichtigkeit der romantischen Kunst erkannt, lief er davon. Ich weiß, ich rede hier dunkel und will mich daher so klar als möglich ausdrücken:

Typhon, der böse Typhon, haßte den Osiris (welcher, wie ihr wißt, ein ägyptischer Gott ist), und als er ihn in seine Gewalt bekam, riß er ihn in Stücken. Isis, die arme Isis, die Gattin des Osiris, suchte diese Stücke mühsam zusammen, flickte sie an einander und es gelang ihr den zerrissenen Gatten wieder ganz herzustellen; ganz? ach nein, es fehlte ein Hauptstück, welches die arme Göttin nicht wieder finden konnte, arme Isis! Sie mußte sich daher begnügen mit einer Ergänzung von Holz, aber Holz ist nur Holz, arme Isis! Hierdurch entstand nun in Egypten ein scandaloser Mythos und in Heidelberg ein mystischer Scandal.

Herrn A. W. Schlegel verlor man seitdem ganz außer Augen. Er war verschollen. Mißmuth über solches Vergessenwerden trieb ihn endlich, nach langjähriger Abwesenheit, wieder einmal nach Berlin, der ehemaligen Hauptstadt seines literarischen Glanzes, und er hielt dort wieder einige Vorlesungen

über Aeſthetik. Aber er hatte unterdeſſen nichts Neues gelernt, und er ſprach jetzt zu einem Publikum, welches von Hegel eine Philoſophie der Kunſt, eine Wiſſenſchaft der Aeſthetik, erhalten hatte. Man ſpottete und zuckte die Achſel. Es ging ihm wie einer alten Comödiantin, die nach zwanzigjähriger Abweſenheit den Schauplatz ihres ehemaligen Succes wieder betritt, und nicht begreift warum die Leute lachen ſtatt zu applaudiren. Der Mann hatte ſich entſetzlich verändert und er ergötzte Berlin vier Wochen lang durch die Etalage ſeiner Lächerlichkeiten. Er war ein alter eitler Geck geworden, der ſich überall zum Narren halten ließ. Man erzählt darüber die unglaublichſten Dinge.

Hier in Paris hatte ich die Betrübniß, Herrn A. W. Schlegel perſönlich wieder zu ſehen. Wahrlich, von dieſer Veränderung hatte ich doch keine Vorſtellung, bis ich mich mit eigenen Augen davon überzeugte. Es war vor einem Jahre, kurz nach meiner Ankunft in der Hauptſtadt. Ich ging eben das Haus zu ſehen, worin Molière gewohnt hat; denn ich ehre große Dichter, und ſuche überall mit religiöſer Andacht die Spuren ihres irdiſchen Wandels. Das iſt ein Kultus. Auf meinem Wege, unfern von jenem geheiligten Hauſe, erblickte ich ein Weſen, in deſſen verwebten Zügen ſich eine Aehnlichkeit mit dem ehemaligen A. W. Schlegel kund gab. Ich glaubte ſeinen Geiſt zu ſehen. Aber es war nur ſein Leib. Der Geiſt iſt todt und der Leib ſpukt noch auf der Erde, und er iſt unterdeſſen ziemlich fett geworden; an den dünnen ſpiritualiſtiſchen Beinen hatte ſich wieder Fleiſch angeſetzt; es war ſogar ein Bauch zu ſehen, und oben drüber hingen eine Menge Ordensbänder. Das ſonſt ſo feine greiſe Köpfchen trug eine goldgelbe Perücke. Er war gekleidet nach der neueſten Mode jenes Jahrs, in welchem Frau von Staël geſtorben. Dabei lächelte er ſo veraltet ſüß, wie eine bejahrte Dame, die ein Stück Zucker im Munde hat, und bewegte ſich ſo jugendlich wie ein kokettes Kind. Es war wirklich eine ſonderbare Verjüngung mit ihm vorgegangen; er hatte gleichſam eine ſpaßhafte zweite Auflage ſeiner Jugend erlebt; er ſchien ganz wieder in die Blüthe gekommen zu ſein, und die Röthe ſeiner Wangen habe ich ſogar in Verdacht, daß ſie keine Schminke war, ſondern eine geſunde Ironie der Natur.

Mir war in dieſem Augenblick als ſähe ich den ſeligen Molière am Fenſter ſtehen, und als lächelte er zu mir herab, hindeutend auf jene melancholiſch heitere Erſcheinung. Alle Lächerlichkeit derſelben ward mir auf einmal ſo ganz einleuchtend; ich begriff die ganze Tiefe und Fülle des Spaßes, der darin enthalten war; ich begriff ganz den Luſtſpielcharakter jener fabelhaft ridikülen Perſonage, die leider keinen großen Komiker gefunden hat um ſie gehörig für die Bühne zu benutzen. Molière allein wäre der Mann geweſen, der eine ſolche Figur für das Theater Français bearbeiten konnte, er allein hatte das dazu nöthige Talent; — und das ahnte Herr A. W. Schlegel ſchon früh-

zeitig, und er haßte den Molière aus demſelben Grunde, weshalb Napoleon den Tacitus gehaßt hat. Wie Napoleon Bonaparte, der franzöſiſche Cäſar, wohl fühlte, daß ihn der republikaniſche Geſchichtſchreiber ebenfalls nicht mit Roſenfarben geſchildert hätte; ſo hatte auch Herr A. W. Schlegel, der deutſche Oſiris, längſt geahnt, daß er dem Molière, dem großen Komiker, wenn dieſer jetzt lebte, nimmermehr entgangen wäre. Und Napoleon ſagte von Tacitus, er ſei der Verläumder des Tiberius, und Herr Auguſt Wilhelm Schlegel ſagte von Molière, daß er gar kein Dichter, ſondern nur ein Poſſenreißer geweſen ſei.

Herr A. W. Schlegel verließ bald darauf Paris, nachdem er vorher von Sr. Majeſtät, Ludwig Philipp I., König der Franzoſen, mit dem Orden der Ehrenlegion dekorirt worden. Der Moniteur hat bis jetzt noch gezögert, dieſe Begebenheit gehörig zu berichten; aber Thalia, die Muſe der Komödie, hat ſie haſtig aufgezeichnet in ihr lachendes Notizenbuch.

2.

Nach den Schlegeln war Herr Ludwig Tieck einer der thätigſten Schriftſteller der romantiſchen Schule. Für dieſe kämpfte und dichtete er. Er war Poet, ein Name, den keiner von den beiden Schlegeln verdient. Er war der wirkliche Sohn des Phöbus Apollo, und, wie ſein ewig jugendlicher Vater, führte er nicht bloß die Leier, ſondern auch den Bogen mit dem Köcher voll klingender Pfeile. Er war trunken von lyriſcher Luſt und kritiſcher Grauſamkeit, wie der delphiſche Gott. Hatte er, gleich dieſem, irgend einen literariſchen Marſyas erbärmlichſt geſchunden, dann griff er, mit den blutigen Fingern, wieder luſtig in die goldenen Saiten ſeiner Leyer und ſang ein freudiges Minnelied.

Die poetiſche Polemik, die Herr Tieck, in dramatiſcher Form, gegen die Gegner der Schule führte, gehört zu den außerordentlichſten Erſcheinungen unſerer Literatur. Es ſind ſatyriſche Dramen, die man gewöhnlich mit den Luſtſpielen des Ariſtophanes vergleicht. Aber ſie unterſcheiden ſich von dieſen faſt eben ſo wie eine Sophokleiſche Tragödie ſich von einer Shakeſpeare'ſchen unterſcheidet. Hatte nemlich die antique Comödie ganz den einheitlichen Zuſchnitt, den ſtrengen Gang und die zierlichſt ausgebildete metriſche Sprache der antiquen Tragödie, als deren Parodie ſie gelten konnte, ſo ſind die dramatiſchen Satyren des Herrn Tieck ganz ſo abentheuerlich zugeſchnitten, ganz ſo engliſch unregelmäßig und ſo metriſch willkührlich wie die Tragödien des Shakeſpeare. War dieſe Form eine neue Erfindung des Herrn Tieck? Nein, ſie exiſtirte

bereits unter dem Volke, namentlich unter dem Volke in Italien. Wer Italieniſch verſteht, kann ſich einen ziemlich richtigen Begriff jener Tieck'ſchen Dramen verſchaffen, wenn er ſich in die buntſcheckig bizarren, venezianiſch phantaſtiſchen Mährchen-Comödien des Gozzi noch etwas deutſchen Mondſchein hineinträumt. Sogar die meiſten ſeiner Masken hat Herr Tieck dieſem heiteren Kinde der Lagunen entlehnt. Nach ſeinem Beiſpiel haben viele deutſche Dichter ſich ebenfalls dieſer Form bemächtigt, und wir erhielten Luſtſpiele, deren komiſche Wirkung nicht durch einen launigen Charakter oder durch eine ſpaßhafte Intrigue herbeigeführt wird, ſondern die uns gleich unmittelbar in eine komiſche Welt verſetzen, in eine Welt, wo die Thiere wie Menſchen ſprechen und handeln, und wo Zufall und Willkühr an die Stelle der natürlichen Ordnung der Dinge getreten iſt. Dieſes finden wir auch bei Ariſtophanes. Nur daß letzterer dieſe Form gewählt, um uns ſeine tiefſinnigſten Weltanſchauungen zu offenbaren, wie z. B. in den Vögeln, wo das wahnwitzigſte Treiben der Menſchen, ihre Sucht, in der leeren Luft die herrlichſten Schlöſſer zu bauen, ihr Trotz gegen die ewigen Götter, und ihre eingebildete Siegesfreude in den poſſirlichſten Fratzen dargeſtellt iſt. Darum eben iſt Ariſtophanes ſo groß, weil ſeine Weltanſicht ſo groß war, weil ſie größer, ja tragiſcher war als die der Tragiker ſelbſt, weil ſeine Comödien wirklich „ſcherzende Tragödien" waren: denn z. B. Paiſteteros wird nicht am Ende des Stückes, wie etwa ein moderner Dichter thun würde, in ſeiner lächerlichen Nichtigkeit dargeſtellt, ſondern vielmehr er gewinnt die Baſilea, die ſchöne wundermächtige Baſilea, er ſteigt mit dieſer himmliſchen Gemahlin empor in ſeine Luftſtadt, die Götter ſind gezwungen, ſich ſeinem Willen zu fügen, die Narrheit feiert ihre Vermählung mit der Macht und das Stück ſchließt mit jubelnden Hymenäen. Giebt es für einen vernünftigen Menſchen etwas grauenhaft Tragiſcheres als dieſer Narrenſieg und Narrentriumph! So hoch aber verſtiegen ſich nicht unſere deutſchen Ariſtophaneſſe; ſie enthielten ſich jeder höheren Weltanſchauung; über die zwei wichtigſten Verhältniſſe des Menſchen, das politiſche und das religiöſe, ſchwiegen ſie mit großer Beſcheidenheit; nur das Thema, das Ariſtophanes in den Fröſchen beſprochen, wagten ſie zu behandeln: zum Hauptgegenſtand ihrer dramatiſchen Satyre wählten ſie das Theater ſelbſt, und ſie ſatyriſirten, mit mehr oder minderer Laune, die Mängel unſerer Bühne. — —

Wir haben jetzt Ruhe in Deutſchland, die Theaterkritik und die Novelle wird wieder Hauptſache; und, da Herr Tieck in dieſen beiden Leiſtungen excellirt, ſo wird ihm von allen Freunden der Kunſt die gebührende Bewunderung gezollt. Er iſt, in der That, der beſte Novelliſt in Deutſchland. Jedoch alle ſeine erzählenden Erzeugniſſe ſind weder von derſelben Gattung noch von demſelben Werthe. Wie bei den Malern, kann man auch bei Herrn Tieck mehrere

zeitig, und er haßte den Molière aus demſelben Grunde, weshalb Napoleon den Tacitus gehaßt hat. Wie Napoleon Bonaparte, der franzöſiſche Cäſar, wohl fühlte, daß ihn der republikaniſche Geſchichtſchreiber ebenfalls nicht mit Roſenfarben geſchildert hätte; ſo hatte auch Herr A. W. Schlegel, der deutſche Oſiris, längſt geahnt, daß er dem Molière, dem großen Komiker, wenn dieſer jetzt lebte, nimmermehr entgangen wäre. Und Napoleon ſagte von Tacitus, er ſei der Verläumder des Tiberius, und Herr Auguſt Wilhelm Schlegel ſagte von Molière, daß er gar kein Dichter, ſondern nur ein Poſſenreißer geweſen ſei.

Herr A. W. Schlegel verließ bald darauf Paris, nachdem er vorher von Sr. Majeſtät, Ludwig Philipp I., König der Franzoſen, mit dem Orden der Ehrenlegion dekorirt worden. Der Moniteur hat bis jetzt noch gezögert, dieſe Begebenheit gehörig zu berichten; aber Thalia, die Muſe der Komödie, hat ſie haſtig aufgezeichnet in ihr lachendes Notizenbuch.

2.

Nach den Schlegeln war Herr Ludwig Tieck einer der thätigſten Schriftſteller der romantiſchen Schule. Für dieſe kämpfte und dichtete er. Er war Poet, ein Name, den keiner von den beiden Schlegeln verdient. Er war der wirkliche Sohn des Phöbus Apollo, und, wie ſein ewig jugendlicher Vater, führte er nicht bloß die Leier, ſondern auch den Bogen mit dem Köcher voll klingender Pfeile. Er war trunken von lyriſcher Luſt und kritiſcher Grauſamkeit, wie der delphiſche Gott. Hatte er, gleich dieſem, irgend einen literariſchen Marſyas erbärmlichſt geſchunden, dann griff er, mit den blutigen Fingern, wieder luſtig in die goldenen Saiten ſeiner Leyer und ſang ein freudiges Minnelied.

Die poetiſche Polemik, die Herr Tieck, in dramatiſcher Form, gegen die Gegner der Schule führte, gehört zu den außerordentlichſten Erſcheinungen unſerer Literatur. Es ſind ſatyriſche Dramen, die man gewöhnlich mit den Luſtſpielen des Ariſtophanes vergleicht. Aber ſie unterſcheiden ſich von dieſen faſt eben ſo wie eine Sophokleiſche Tragödie ſich von einer Shakeſpeare'ſchen unterſcheidet. Hatte nemlich die antique Comödie ganz den einheitlichen Zuſchnitt, den ſtrengen Gang und die zierlichſt ausgebildete metriſche Sprache der antiquen Tragödie, als deren Parodie ſie gelten konnte, ſo ſind die dramatiſchen Satyren des Herrn Tieck ganz ſo abentheuerlich zugeſchnitten, ganz ſo engliſch unregelmäßig und ſo metriſch willkührlich wie die Tragödien des Shakeſpeare. War dieſe Form eine neue Erfindung des Herrn Tieck? Nein, ſie exiſtirte

bereits unter dem Volke, namentlich unter dem Volke in Italien. Wer Italieniſch verſteht, kann ſich einen ziemlich richtigen Begriff jener Tieck'ſchen Dramen verſchaffen, wenn er ſich in die buntſcheckig bizarren, venezianiſch phantaſtiſchen Mährchen-Comödien des Gozzi noch etwas deutſchen Mondſchein hineinträumt. Sogar die meiſten ſeiner Masken hat Herr Tieck dieſem heiteren Kinde der Lagunen entlehnt. Nach ſeinem Beiſpiel haben viele deutſche Dichter ſich ebenfalls dieſer Form bemächtigt, und wir erhielten Luſtſpiele, deren komiſche Wirkung nicht durch einen launigen Charakter oder durch eine ſpaßhafte Intrigue herbeigeführt wird, ſondern die uns gleich unmittelbar in eine komiſche Welt verſetzen, in eine Welt, wo die Thiere wie Menſchen ſprechen und handeln, und wo Zufall und Willkühr an die Stelle der natürlichen Ordnung der Dinge getreten iſt. Dieſes finden wir auch bei Ariſtophanes. Nur daß letzterer dieſe Form gewählt, um uns ſeine tiefſinnigſten Weltanſchauungen zu offenbaren, wie z. B. in den Vögeln, wo das wahnwitzigſte Treiben der Menſchen, ihre Sucht, in der leeren Luft die herrlichſten Schlöſſer zu bauen, ihr Trotz gegen die ewigen Götter, und ihre eingebildete Siegesfreude in den poſſirlichſten Fratzen dargeſtellt iſt. Darum eben iſt Ariſtophanes ſo groß, weil ſeine Weltanſicht ſo groß war, weil ſie größer, ja tragiſcher war als die der Tragiker ſelbſt, weil ſeine Comödien wirklich „ſcherzende Tragödien" waren: denn z. B. Paiſteteros wird nicht am Ende des Stückes, wie etwa ein moderner Dichter thun würde, in ſeiner lächerlichen Nichtigkeit dargeſtellt, ſondern vielmehr er gewinnt die Baſilea, die ſchöne wundermächtige Baſilea, er ſteigt mit dieſer himmliſchen Gemahlin empor in ſeine Luftſtadt, die Götter ſind gezwungen, ſich ſeinem Willen zu fügen, die Narrheit feiert ihre Vermählung mit der Macht und das Stück ſchließt mit jubelnden Hymenäen. Giebt es für einen vernünftigen Menſchen etwas grauenhaft Tragiſcheres als dieſer Narrenſieg und Narrentriumph! So hoch aber verſtiegen ſich nicht unſere deutſchen Ariſtophaneſſe; ſie enthielten ſich jeder höheren Weltanſchauung; über die zwei wichtigſten Verhältniſſe des Menſchen, das politiſche und das religiöſe, ſchwiegen ſie mit großer Beſcheidenheit; nur das Thema, das Ariſtophanes in den Fröſchen beſprochen, wagten ſie zu behandeln: zum Hauptgegenſtand ihrer dramatiſchen Satyre wählten ſie das Theater ſelbſt, und ſie ſatyriſirten, mit mehr oder minderer Laune, die Mängel unſerer Bühne. — —

Wir haben jetzt Ruhe in Deutſchland, die Theaterkritik und die Novelle wird wieder Hauptſache; und, da Herr Tieck in dieſen beiden Leiſtungen excellirt, ſo wird ihm von allen Freunden der Kunſt die gebührende Bewunderung gezollt. Er iſt, in der That, der beſte Novelliſt in Deutſchland. Jedoch alle ſeine erzählenden Erzeugniſſe ſind weder von derſelben Gattung noch von demſelben Werthe. Wie bei den Malern, kann man auch bei Herrn Tieck mehrere

Manieren unterſcheiden. Seine erſte Manier gehört noch ganz der früheren alten Schule. Er ſchrieb damals nur auf Antrieb und Beſtellung eines Buchhändlers, welcher eben kein anderer war als der ſelige Nikolay ſelbſt, der eigenſinnigſte Champion der Aufklärung und Humanität, der große Feind des Aberglaubens, des Myſtizismus und der Romantik. Nikolay war ein ſchlechter Schriftſteller, eine proſaiſche Perücke, und er hat ſich mit ſeiner Jeſuitenriecherei oft ſehr lächerlich gemacht. Aber wir Spätergeboreuen, wir müſſen doch eingeſtehen, daß der alte Nikolay ein grundehrlicher Mann war, der es redlich mit dem deutſchen Volke meinte, und der aus Liebe für die heilige Sache der Wahrheit ſogar das ſchlimmſte Martyrthum, das Lächerlichwerden, nicht ſcheute. Wie man mir zu Berlin erzählt, lebte Herr Tieck früherhin in dem Hauſe dieſes Mannes, er wohnte eine Etage höher als Nikolay, und die neue Zeit trampelte ſchon über dem Kopfe der alten Zeit.

Die Werke, die Herr Tieck in ſeiner erſten Manier ſchrieb, meiſtens Erzählungen und große lange Romane, worunter William Lovell der beſte, ſind ſehr unbedeutend, ja ſogar ohne Poeſie. Es iſt als ob dieſe poetiſch reiche Natur in der Jugend geitzig geweſen ſei, und alle ihre geiſtigen Reichthümer für eine ſpätere Zeit aufbewahrt habe. Oder kannte Herr Tieck ſelber nicht die Reichthümer ſeiner eigenen Bruſt, und die Schlegel mußten dieſe erſt mit der Wünſchelruthe entdecken? So wie Herr Tieck mit den Schlegeln in Berührung kam, erſchloſſen ſich alle Schätze ſeiner Phantaſie, ſeines Gemüthes und ſeines Witzes. Da leuchteten die Diamanten, da quollen die klarſten Perlen, und vor allem blitzte da der Karfunkel, der fabelhafte Edelſtein, wovon die romantiſchen Poeten damals ſo viel geſagt und geſungen. Dieſe reiche Bruſt war die eigentliche Schatzkammer, wo die Schlegel für ihre literäriſchen Feldzüge die Kriegskoſten ſchöpften. Herr Tieck mußte für die Schule die ſchon erwähnten ſatyriſchen Luſtſpiele ſchreiben und zugleich nach den neuen äſthetiſchen Rezepten eine Menge Poeſien jeder Gattung verfertigen. Das iſt nun die zweite Manier des Herrn Ludwig Tieck. Seine empfehlenswertheſten dramatiſchen Produkte in dieſer Manier ſind „der Kaiſer Octavian,“ „die heilige Genofeva“ und der „Fortunat,“ drei Dramen, die den gleichnamigen Volksbüchern nachgebildet ſind. Dieſe alten Sagen, die das deutſche Volk noch immer bewahrt, hat hier der Dichter in neuen koſtbaren Gewanden gekleidet. Aber, ehrlich geſtanden, ich liebe ſie mehr in der alten naiven treuherzigen Form. So ſchön auch die Tieckſche Genofewa iſt, ſo habe ich doch weit lieber das alte, zu Köln am Rhein ſehr ſchlecht gedruckte Volksbuch mit ſeinen ſchlechten Holzſchnitten, worauf aber gar rührend zu ſchauen iſt, wie die arme nackte Pfalzgräfin nur ihre langen Haare zur keuſchen Bedeckung hat, und ihren kleinen Schmerzenreich an den Zitzen einer mitleidigen Hirſchkuh ſaugen läßt.

Weit kostbarer noch als jene Dramen sind die Novellen, die Herr Tieck in seiner zweiten Manier geschrieben. Auch diese sind meistens den alten Volkssagen nachgebildet. Die vorzüglichsten sind: „der blonde Eckbert," und „der Runenberg." In diesen Dichtungen herrscht eine geheimnißvolle Innigkeit, ein sonderbares Einverständniß mit der Natur, besonders mit dem Pflanzen- und Steinreich. Der Leser fühlt sich da wie in einem verzauberten Walde; er hört die unterirdischen Quellen melodisch rauschen; er glaubt manchmal, im Geflüster der Bäume, seinen eigenen Namen zu vernehmen; die breitblättrigen Schlingpflanzen umstricken manchmal beängstigend seinen Fuß; wildfremde Wunderblumen schauen ihn an mit ihren bunten sehnsüchtigen Augen; unsichtbare Lippen küssen seine Wangen mit neckender Zärtlichkeit; hohe Pilze, wie goldne Glocken, wachsen klingend empor am Fuße der Bäume; große schweigende Vögel wiegen sich auf den Zweigen, und nicken herab mit ihren klugen, langen Schnäbeln; alles athmet, alles lauscht, alles ist schauernd erwartungsvoll: — da ertönt plötzlich das weiche Waldhorn, und auf weißem Zelter jagt vorüber ein schönes Frauenbild, mit wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Faust. Und dieses schöne Fräulein ist so schön, so blond, so veilchenäugig, so lächelnd und zugleich so ernsthaft, so wahr und zugleich so ironisch, so keusch und zugleich so schmachtend, wie die Phantasie unseres vortrefflichen Ludwig Tieck. Ja, seine Phantasie ist ein holdseliges Ritterfräulein, das im Zauberwalde nach fabelhaften Thieren jagt, vielleicht gar nach dem seltenen Einhorn, das sich nur von einer reinen Jungfrau fangen läßt.

Eine merkwürdige Veränderung begiebt sich aber jetzt mit Herrn Tieck, und diese bekundet sich in seiner dritten Manier. Als er nach dem Sturze der Schlegel eine lange Zeit geschwiegen, trat er wieder öffentlich auf, und zwar in einer Weise, wie man sie von ihm am wenigsten erwartet hätte. Der ehemalige Enthusiast, welcher einst, aus schwärmerischem Eifer, sich in den Schooß der katholischen Kirche begeben, welcher Aufklärung und Protestantismus so gewaltig bekämpft, welcher nur Mittelalter, nur feudalistisches Mittelalter athmete, welcher die Kunst nur in der naiven Herzensergießung liebte: dieser trat jetzt auf als Gegner der Schwärmerei, als Darsteller des modernsten Bürgerlebens, als Künstler, der in der Kunst das klarste Selbstbewußtsein verlangte, kurz als ein vernünftiger Mann. So sehen wir ihn in einer Reihe neuer Novellen, wovon auch ein in Frankreich bekannt geworden. Das Studium Goethes ist darin sicht so wie überhaupt Herr Tieck in seiner dritten Manier als ein wahrer Schü Goethes erscheint. Dieselbe artistische Klarheit, Heiterkeit, Ruhe und Ironie. War es früher der Schlegelschen Schule nicht , den zu sich heranzuziehen, so sehen wir jetzt, wie diese Schule, repräsentirt Herrn Ludwig Tieck, zu Goethe überging.

Dies mahnt an eine mahometanische Sage. Der Prophet hatte zu dem Berge gesagt: Berg komm zu mir. Aber der Berg kam nicht. Und siehe! das größere Wunder geschah, der Prophet ging zu dem Berge.

Herr Tieck ist geboren zu Berlin, den 31. Mai 1773. Seit einer Reihe Jahre hat er sich zu Dresden niedergelassen, wo er sich meistens mit dem Theater beschäftigte, und er, welcher in seinen früheren Schriften die Hofräthe als Typus der Lächerlichkeit beständig persifflirt hatte, er selber wurde jetzt königlich sächsischer Hofrath. Der liebe Gott ist doch immer noch ein größerer Ironiker als Herr Tieck.

Es ist jetzt ein sonderbares Mißverhältniß eingetreten zwischen dem Verstande und der Phantasie dieses Schriftstellers. Jener, der Tieckſche Verstand ist ein honetter, nüchterner Spießbürger, der dem Nützlichkeitssystem huldigt und nichts von Schwärmerei wissen will; jene aber, die Tieckſche Phantasie, ist noch immer das ritterliche Frauenbild mit den wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Faust. Diese beiden führen eine kuriose Ehe, und es ist manchmal betrübsam zu schauen, wie das arme hochadlige Weib dem trockenen bürgerlichen Gatten in seiner Wirthschaft, oder gar in seinem Käseladen behülflich sein söll. Manchmal aber, des Nachts, wenn der Herr Gemahl, mit seiner baumwollenen Mütze über dem Kopfe, ruhig schnarcht, erhebt die edle Dame sich von dem ehelichen Zwangslager, und besteigt ihr weißes Roß, und jagt wieder lustig, wie sonst, im romantischen Zauberwald.

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß der Tieckſche Verstand, in seinen jüngsten Novellen, noch grämlicher geworden, und daß zugleich seine Phantasie von ihrer romantischen Natur immer mehr und mehr einbüßt, und in kühlen Nächten, sogar mit gähnendem Behagen, im Ehebette liegen bleibt und sich dem dürren Gemahle fast liebevoll anschließt.

Herr Tieck ist jedoch immer noch ein großer Dichter. Denn er kann Gestalten schaffen, und aus seinem Herzen dringen Worte, die unsere eigenen Herzen bewegen. Aber ein zages Wesen, etwas Unbestimmtes, Unsicheres, eine gewisse Schwächlichkeit ist nicht bloß jetzt, sondern war von jeher an ihm bemerkbar. Dieser Mangel an entschlossener Kraft giebt sich nur allzusehr kund in allem was er that und schrieb. Wenigstens in allem was er schrieb, offenbart sich keine Selbstständigkeit. Seine erste Manier zeigt ihn als gar nichts; seine zweite Manier zeigt ihn als einen getreuen Schildknappen der Schlegel; seine dritte Manier zeigt ihn als einen Nachahmer Goethes. Seine Theaterkritiken, die unter dem Titel „dramaturgische Blätter" gesammelt, sind noch das Originalste, was er geliefert hat. Aber es sind Theaterkritiken.

Um den Hamlet ganz als Schwächling zu schildern, läßt Shakespeare ihn auch, im Gespräche mit den Comödianten, als einen guten Theaterkritiker erscheinen.

Mit den ernsten Disciplinen hatte sich Herr Tieck nie sonderlich befaßt. Er studirte moderne Sprachen und die älteren Urkunden unserer vaterländischen Poesie. Den klassischen Studien soll er immer fremd geblieben sein, als ein ächter Romantiker. Nie beschäftige er sich mit Philosophie; diese scheint ihm sogar widerwärtig gewesen zu sein. Auf den Feldern der Wissenschaft brach Herr Tieck nur Blumen und dünne Jerten, um mit ersteren die Nasen seiner Freunde, und mit letzteren die Rücken seiner Gegner zu regaliren. Mit dem gelehrten Feldbau hat er sich nie abgegeben. Seine Schriften sind Blumensträuße und Stockbündel; nirgends eine Garbe mit Kornähren.

Außer Goethe ist es Cervantes, welchen Herr Tieck am meisten nachgeahmt. Die humoristische Ironie, ich könnte auch sagen, der ironische Humor dieser beiden modernen Dichter, verbreitet auch ihren Duft in den Novellen aus Herrn Tiecks dritter Manier. Ironie und Humor sind da so verschmolzen, daß sie ein und dasselbe zu sein scheinen. Von dieser humoristischen Ironie ist viel bei uns die Rede, die Goethesche Kunstschule preist sie als eine besondere Herrlichkeit ihres Meisters, und sie spielt jetzt eine große Rolle in der deutschen Literatur.

Ich habe nachträglich noch zwei Arbeiten des Herrn Tieck zu rühmen, wodurch er sich ganz besonders den Dank des deutschen Publikums erworben. Das sind seine Uebersetzung einer Reihe englischer Dramen aus der shakespeareschen Zeit, und seine Uebersetzung des Don Quixote. Letztere ist ihm ganz besonders gelungen, keiner hat die närrische Grandezza des ingeniosen Hidalgo von La Mancha so gut begriffen und so treu wieder gegeben wie unser vortrefflicher Tieck.

Spaßhaft genug ist es, daß gerade die romantische Schule uns die beste Uebersetzung eines Buches geliefert hat, worin ihre eigne Narrheit am ergötzlichsten durchgehechelt wird. Denn diese Schule war ja von demselben Wahnsinn befangen, der auch den edlen Manchaner zu allen seinen Narrheiten begeisterte; auch sie wo[illegible] [illegible]itterthum wieder restauriren; auch sie wollte eine ab[illegible] [illegible]eder ins Leben rufen. Oder hat Miguel de Cer[illegible] [illegible]ärrischen Heldengedichte auch andere Ritter per[illegible] [illegible], die für irgend eine Idee kä[illegible] [illegible]ürren Ritter die [illegible] [illegible]appen den re[illegible] [illegible]falls die läc[illegible] [illegible]rachten ge[illegible] [illegible]el, hinter de[illegible] [illegible] und sein Es[illegible] [illegible] ja, die

Dies mahnt an eine mahometaniſche Sage. Der Prophet hatte zu dem Berge geſagt: Berg komm zu mir. Aber der Berg kam nicht. Und ſiehe! das größere Wunder geſchah, der Prophet ging zu dem Berge.

Herr Tieck iſt geboren zu Berlin, den 31. Mai 1773. Seit einer Reihe Jahre hat er ſich zu Dresden niedergelaſſen, wo er ſich meiſtens mit dem Theater beſchäftigte, und er, welcher in ſeinen früheren Schriften die Hofräthe als Typus der Lächerlichkeit beſtändig perſifflirt hatte, er ſelber wurde jetzt königlich ſächſiſcher Hofrath. Der liebe Gott iſt doch immer noch ein größerer Ironiker als Herr Tieck.

Es iſt jetzt ein ſonderbares Mißverhältniß eingetreten zwiſchen dem Verſtande und der Phantaſie dieſes Schriftſtellers. Jener, der Tieckſche Verſtand iſt ein honetter, nüchterner Spießbürger, der dem Nützlichkeitsſyſtem huldigt und nichts von Schwärmerei wiſſen will; jene aber, die Tieckſche Phantaſie, iſt noch immer das ritterliche Frauenbild mit den wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Fauſt. Dieſe beiden führen eine kurioſe Ehe, und es iſt manchmal betrübſam zu ſchauen, wie das arme hochadlige Weib dem trockenen bürgerlichen Gatten in ſeiner Wirthſchaft, oder gar in ſeinem Käſeladen behülflich ſein ſoll. Manchmal aber, des Nachts, wenn der Herr Gemahl, mit ſeiner baumwollenen Mütze über dem Kopfe, ruhig ſchnarcht, erhebt die edle Dame ſich von dem ehelichen Zwangslager, und beſteigt ihr weißes Roß, und jagt wieder luſtig, wie ſonſt, im romantiſchen Zauberwald.

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß der Tieckſche Verſtand, in ſeinen jüngſten Novellen, noch grämlicher geworden, und daß zugleich ſeine Phantaſie von ihrer romantiſchen Natur immer mehr und mehr einbüßt, und in kühlen Nächten, ſogar mit gähnendem Behagen, im Ehebette liegen bleibt und ſich dem dürren Gemahle faſt liebevoll anſchließt.

Herr Tieck iſt jedoch immer noch ein großer Dichter. Denn er kann Geſtalten ſchaffen, und aus ſeinem Herzen dringen Worte, die unſere eigenen Herzen bewegen. Aber ein zages Weſen, etwas Unbeſtimmtes, Unſicheres, eine gewiſſe Schwächlichkeit iſt nicht bloß jetzt, ſondern war von jeher an ihm bemerkbar. Dieſer Mangel an entſchloſſener Kraft giebt ſich nur allzuſehr kund in allem was er that und ſchrieb. Wenigſtens in allem was er ſchrieb, offenbart ſich keine Selbſtſtändigkeit. Seine erſte Manier zeigt ihn als gar nichts; ſeine zweite Manier zeigt ihn als einen getreuen Schildknappen der Schlegel; ſeine dritte Manier zeigt ihn als einen Nachahmer Goethes. Seine Theaterkritiken, die unter dem Titel „dramaturgiſche Blätter" geſammelt, ſind noch das Originalſte, was er geliefert hat. Aber es ſind Theaterkritiken.

Um den Hamlet ganz als Schwächling zu ſchildern, läßt Shakeſpeare ihn auch, im Geſpräche mit den Comödianten, als einen guten Theaterkritiker erſcheinen.

Mit den ernſten Disciplinen hatte ſich Herr Tieck nie ſonderlich befaßt. Er ſtudirte moderne Sprachen und die älteren Urkunden unſerer vaterländiſchen Poeſie. Den klaſſiſchen Studien ſoll er immer fremd geblieben ſein, als ein ächter Romantiker. Nie beſchäftige er ſich mit Philoſophie; dieſe ſcheint ihm ſogar widerwärtig geweſen zu ſein. Auf den Feldern der Wiſſenſchaft brach Herr Tieck nur Blumen und dünne Zerten, um mit erſteren die Naſen ſeiner Freunde, und mit letzteren die Rücken ſeiner Gegner zu regaliren. Mit dem gelehrten Feldbau hat er ſich nie abgegeben. Seine Schriften ſind Blumenſträuße und Stockbündel; nirgends eine Garbe mit Kornähren.

Außer Goethe iſt es Cervantes, welchen Herr Tieck am meiſten nachgeahmt. Die humoriſtiſche Ironie, ich könnte auch ſagen, der ironiſche Humor dieſer beiden modernen Dichter, verbreitet auch ihren Duft in den Novellen aus Herrn Tiecks dritter Manier. Ironie und Humor ſind da ſo verſchmolzen, daß ſie ein und daſſelbe zu ſein ſcheinen. Von dieſer humoriſtiſchen Ironie iſt viel bei uns die Rede, die Goetheſche Kunſtſchule preiſt ſie als eine beſondere Herrlichkeit ihres Meiſters, und ſie ſpielt jetzt eine große Rolle in der deutſchen Literatur.

Ich habe nachträglich noch zwei Arbeiten des Herrn Tieck zu rühmen, wodurch er ſich ganz beſonders den Dank des deutſchen Publikums erworben. Das ſind ſeine Ueberſetzung einer Reihe engliſcher Dramen aus der ſhakeſpeareſchen Zeit, und ſeine Ueberſetzung des Don Quixote. Letztere iſt ihm ganz beſonders gelungen, keiner hat die närriſche Grandezza des ingenioſen Hidalgo von La Mancha ſo gut begriffen und ſo treu wieder gegeben wie unſer vortrefflicher Tieck.

Spaßhaft genug iſt es, daß gerade die romantiſche Schule uns die beſte Ueberſetzung eines Buches geliefert hat, worin ihre eigne Narrheit am ergötzlichſten durchgehechelt wird. Denn dieſe Schule war ja von demſelben Wahnſinn befangen, der auch den edlen Manchaner zu allen ſeinen Narrheiten begeiſterte; auch ſie wollte das mittelalterliche Ritterthum wieder reſtauriren; auch ſie wollte eine abgeſtorbene Vergangenheit wieder ins Leben rufen. Oder hat Miguel de Cervantes Savedra in ſeinem närriſchen Heldengedichte auch andere Ritter perſifflirn wollen, nämlich alle Menſchen, die für irgend eine Idee kämpfen und leiden? Hat er wirklich in ſeinem langen, dürren Ritter die idealiſche Begeiſterung überhaupt, und in deſſen dickem Schildknappen den realen Verſtand parodiren wollen? Immerhin, letzterer ſpielt jedenfalls die lächerlichere Figur; denn der reale Verſtand mit allen ſeinen hergebrachten gemeinnützigen Sprüchwörtern muß dennoch, auf ſeinem ruhigen Eſel, hinter der Begeiſterung einher trottiren; trotz ſeiner beſſern Einſicht muß er und ſein Eſel alles Ungemach theilen, das dem edlen Ritter ſo oft zuſtößt: ja, die

ideale Begeiſterung iſt von ſo gewaltig hinreißender Art, daß der reale Verſtand, mitſammt ſeinen Eſeln, ihr immer unwillkührlich nachfolgen muß.

Oder hat der tiefſinnige Spanier noch tiefer die menſchliche Natur verhöhnen wollen? Hat er vielleicht in der Geſtalt des Don Quixote unſeren Geiſt, und in der Geſtalt des Sancho Panſa unſeren Leib allegoriſirt, und das ganze Gedicht wäre alsdenn nichts anders als ein großes Myſterium, wo die Frage über den Geiſt und die Materie in ihrer gräßlichſten Wahrheit diskutirt wird? So viel ſehe ich in dem Buche, daß der arme, materielle Sancho für die ſpirituellen Don Quixoterien ſehr viel leiden muß, daß er für die nobelſten Abſichten ſeines Herren ſehr oft die ignobelſten Prügel empfängt, und daß er immer verſtändiger iſt, als ſein hochtrabender Herr; denn er weiß, daß Prügel ſehr ſchlecht, die Würſtchen einer Olla-Potrida aber ſehr gut ſchmecken. Wirklich, der Leib ſcheint oft mehr Einſicht zu haben, als der Geiſt, und der Menſch denkt oft viel richtiger mit Rücken und Magen, als mit dem Kopf.

3.

Unter den Verrücktheiten der romantiſchen Schule in Deutſchland verdient das unaufhörliche Rühmen und Preiſen des Jakob Böhme eine beſondere Erwähnung. Dieſer Name war gleichſam das Schiboleth dieſer Leute. Wenn ſie den Namen Jakob Böhme ausſprachen, dann ſchnitten ſie ihre tiefſinnigſten Geſichter. War das Ernſt oder Spaß?

Jener Jakob Böhme war ein Schuſter, der Anno 1575 zu Wörlitz, in der Oberlauſitz, das Licht der Welt erblickt und eine Menge theoſophiſcher Schriften hinterlaſſen hat. Dieſe ſind in deutſcher Sprache geſchrieben, und waren daher unſern Romantikern um ſo zugänglicher. Ob jener ſonderbare Schuſter ein ſo ausgezeichneter Philoſoph geweſen iſt, wie viele deutſche Myſtiker behaupten, darüber kann ich nicht allzu genau urtheilen, da ich ihn gar nicht geleſen; ich bin aber überzeugt, daß er keine ſo gute Stiefel gemacht hat wie Herr Sakoski. Die Schuſter ſpielen überhaupt eine Rolle in unſerer Literatur, und Hans Sachs, ein Schuſter, welcher im Jahre 1454 zu Nürremberg geboren iſt, und dort ſein Leben verbracht, ward von der romantiſchen Schule als einer unſerer beſten Dichter geprieſen. Ich habe ihn nie geleſen, und ich muß geſtehen, daß ich zweifle ob Herr Sakoski jemals ſo gute Verſe gemacht hat, wie unſer alter, vortrefflicher Hans Sachs.

Des Herrn Schellings Einfluß auf die romantiſche Schule habe ich bereits angedeutet. Da ich ihn ſpäter beſonders beſprechen werde, kann ich mir hier ſeine ausführliche Beurtheilung erſparen. Jedenfalls verdient dieſer Mann

unſere größte Aufmerkſamkeit. Denn in früherer Zeit iſt durch ihn in der deutſchen Geiſterwelt eine große Revoluzion entſtanden, und in ſpäterer Zeit hat er ſich ſo verändert, daß die Unerfahrnen in die größten Irrthümer gerathen, wenn ſie den früheren Schelling mit dem jetzigen verwechſeln möchten. Der frühere Schelling war ein kühner Proteſtant, der gegen den Fichteſchen Idealismus proteſtirte. Dieſer Idealismus war ein ſonderbares Syſtem, das beſonders einem Franzoſen befremdlich ſein muß. Denn während in Frankreich eine Philoſophie aufkam, die den Geiſt gleichſam verkörperte, die den Geiſt nur als eine Modifikazion der Materie anerkannte, kurz, während hier der Materialismus herrſchend geworden, erhob ſich in Deutſchland eine Philoſophie, die, ganz im Gegentheil, nur den Geiſt als etwas Wirkliches annahm, die alle Materie nur für eine Modifikazion des Geiſtes erklärte, die ſogar die Exiſtenz der Materie läugnete. Es ſchien faſt, der Geiſt habe jenſeits des Rheins Rache geſucht für die Beleidigung, die ihm dieſſeits des Rheines widerfahren. Als man den Geiſt hier in Frankreich läugnete, da emigrirte er gleichſam nach Deutſchland und läugnete dort die Materie. Fichte könnte man in dieſer Beziehung als den Herzog von Braunſchweig des Spiritualismus betrachten, und ſeine idealiſtiſche Philoſophie wäre nichts als ein Manifeſt gegen den franzöſiſchen Materialismus. Aber dieſe Philoſophie, die wirklich die höchſte Spitze des Spiritualismus bildet, konnte ſich eben ſo wenig erhalten, wie der kraſſe Materialismus der Franzoſen, und Herr Schelling war der Mann, welcher mit der Lehre auftrat: daß die Materie, oder, wie er es nannte, die Natur, nicht bloß in unſerem Geiſte, ſondern auch in der Wirklichkeit exiſtire, daß unſere Anſchauung von den Dingen identiſch ſei mit den Dingen ſelbſt. Dieſes iſt nun die Schellingſche Identitätslehre, oder, wie man ſie auch nennt, die Naturphiloſophie.

Solches geſchah zu Anfang des Jahrhunderts. Herr Schelling war damals ein großer Mann. Unterdeſſen aber erſchien Hegel auf dem philoſophiſchen Schauplatz; Herr Schelling, welcher in den letzten Zeiten faſt nichts ſchrieb, wurde verdunkelt, ja, er gerieth in Vergeſſenheit und behielt nur noch eine literärhiſtoriſche Bedeutung. Die Hegelſche Philoſophie ward die herrſchende, Hegel ward Souverain im Reiche der Geiſter, und der arme Schelling, ein heruntergekommener, mediatiſirter Philoſoph, wandelte trübſelig umher unter den anderen mediatiſirten Herren zu München. Da ſah ich ihn einſt und hätte ſchier Thränen vergießen können über den jammervollen Anblick. Und was er ſprach war noch das Allerjämmerlichſte, es war ein neidiſches Schmähen auf Hegel, der ihn ſüpplantirt. Wie ein Schuſter über einen andern Schuſter ſpricht, den er beſchuldigt, er habe ſein Leder geſtohlen und Stiefel daraus gemacht: ſo hörte ich Herrn Schelling, als ich ihn zufällig mal ſah, über Hegel ſprechen, über Hegel, welcher ihm „ſeine Ideen genom-

men;" und „meine Ideen ſind es, die er genommen," und wieder „meine Ideen," war der beſtändige Refrain des armen Mannes. Wahrlich, ſprach der Schuſter Jakob Böhme einſt wie ein Philoſoph, ſo ſpricht der Philoſoph Schelling jetzt wie ein Schuſter.

Nichts iſt lächerlicher als das reklamirte Eigenthumsrecht an Ideen. Hegel hat freilich ſehr viele Schellingſche Ideen zu ſeiner Philoſophie benutzt; aber Herr Schelling hätte doch nie mit dieſen Ideen etwas anzufangen gewußt. Er hat immer nur philoſophiert, aber nimmermehr eine Philoſophie geben können. Und dann dürfte man wohl behaupten, daß Herr Schelling mehr von Spinoza entlehnt hat, als Hegel von ihm ſelber. Wenn man den Spinoza einſt aus ſeiner ſtarren, altkarteſianiſchen, mathematiſchen Form erlöſt, und ihn dem großen Publikum zugänglicher macht, dann wird ſich vielleicht zeigen, daß er mehr als jeder Andere über Ideendiebſtahl klagen dürfte. Alle unſere heutigen Philoſophen, vielleicht oft ohne es zu wiſſen, ſehen ſie durch die Brillen, die Baruch Spinoza geſchliffen hat.

Mißgunſt und Neid hat Engel zum Falle gebracht, und es iſt leider nur zu gewiß, daß Unmuth wegen Hegels immer ſteigendem Anſehen, den armen Herrn Schelling dahin geführt, wo wir ihn jetzt ſehen. — Herr Schelling verrieth die Philoſophie an die katholiſche Religion. Alle Zeugniſſe ſtimmen hierin überein, und es war längſt vorauszuſehen, daß es dazu kommen mußte. Aus dem Munde einiger Machthaber zu München hatte ich ſo oft die Worte gehört: „man müſſe den Glauben verbinden mit dem Wiſſen." Dieſe Phraſe war unſchuldig wie die Blume und dahinter lauerte die Schlange. Jetzt weiß ich was Ihr gewollt habt. Herr Schelling muß jetzt dazu dienen, mit allen Kräften ſeines Geiſtes die katholiſche Religion zu rechtfertigen, und alles, was er unter dem Namen Philoſophie jetzt lehrt, iſt nichts anders als eine Rechtfertigung des Katholizismus. Dabei ſpekulirte man noch auf den Nebenvortheil, daß der gefeierte Name die weisheitsdürſtende deutſche Jugend nach München lockt. Andächtig kniet dieſe Jugend vor dem Manne, den ſie für den Hoheprieſter der Wahrheit hält, und arglos empfängt ſie aus ſeinen Händen die vergiftete Hoſtie.

Unter den Schülern des Herrn Schelling nennt Deutſchland in beſonders rühmlicher Weiſe den Herrn Steffens, der jetzt Profeſſor der Philoſophie in Berlin. Er lebte zu Jena als die Schlegel dort ihr Weſen trieben, und ſein Name erklingt häufig in den Annalen der romantiſchen Schule. Er hat ſpäterhin auch einige Novellen geſchrieben, worin viel Scharfſinn und wenig Poeſie zu finden iſt. Bedeutender ſind ſeine wiſſenſchaftlichen Werke, namentlich ſeine Anthropologie. Dieſe iſt voll originaler Ideen. Von dieſer Seite iſt ihm weniger Anerkennung zu Theil geworden, als er wohl verdiente. Andere haben die Kunſt verſtanden, ſeine Ideen zu bearbeiten, und ſie als die ihrigen ins

Publikum zu bringen. Herr Steffens durfte mehr als sein Meister sich beklagen, daß man ihm seine Ideen entwendet. Unter seinen Ideen gab es aber eine, die sich keiner zugeeignet hat, und es ist seine Hauptidee, die erhabene Idee: „Henrik Steffens, geboren den 2ten Mai 1773 zu Stavangar, bei Drohntheim in Norweg, sei der größte Mann seines Jahrhunderts.“

Seit den letzten Jahren ist dieser Mann in die Hände der Pietisten gerathen und seine Philosophie ist jetzt nichts als ein weinerlicher, lauwarm wäßrigter Pietismus.

Ein ähnlicher Geist ist Herr Joseph Görres, dessen ich schon mehrmals erwähnt, und der ebenfalls zur Schellingschen Schule gehört. Er ist in Deutschland bekannt unter dem Namen: „der vierte Allierte.“ So hatte ihn nemlich ein französischer Journalist genannt, im Jahre 1814, als er den Haß gegen Frankreich predigte. Von diesem Complimente zehrt der Mann noch bis auf den heutigen Tag. Aber, in der That, niemand vermochte, so gewaltig wie er, vermittelst nazionaler Erinnerungen, den Haß der Deutschen gegen die Franzosen zu entflammen; und das Journal, das er in dieser Absicht schrieb, „der rheinische Merkur,“ ist voll von solchen Beschwörungsformeln, die, käme es wieder zum Kriege, noch immer einige Wirkung ausüben möchten. Seitdem kam Herr Görres fast in Vergessenheit. —— Er ist eine Hauptstütze der katholischen Propaganda zu München. Dort sah ich ihn, vor einigen Jahren, in der Blüthe seiner Erniedrigung. Vor einem Auditorium, das meistens aus katholischen Seminaristen bestand, hielt er Vorlesungen über allgemeine Weltgeschichte, und war schon bis zum Sündenfall gekommen. Welch ein schreckliches Ende nehmen doch die Feinde Frankreichs! Der vierte Allierte ist jetzt dazu verdammt, den katholischen Seminaristen, der Ecole-Polytechnique des Obscurantismus, jahraus, jahrein, tagtäglich den Sündenfall zu erzählen! In dem Vortrage des Mannes herrschte, wie in seinen Büchern, die größte Confusion, die größte Begriff- und Sprachverwirrung, und, nicht ohne Grund, hat man ihn oft mit dem babilonischen Thurm verglichen. Er gleicht wirklich einem ungeheuren Thurm, worin hunderttausend Gedanken sich abarbeiten und sich besprechen und zurufen und zanken, ohne daß der eine den andern versteht. Manchmal schien der Lärm in seinem Kopfe ein wenig zu schweigen, und er sprach dann lang und langsam und langweilig, und von seinen mißmüthigen Lippen fielen die monotonen Worte herab, wie trübe Regentropfen von einer bleiernen Dachtraufe.

Wenn manchmal die alte demagogische Wildheit wieder in ihm erwachte und mit seinen mönchisch frommen Demuthsworten widerwärtig kontrastirte; wenn er christlich liebevoll wimmerte, während er blutdürstig wüthend hin und hersprang: dann glaubte man eine tonsurirte Hyäne zu sehen.

Herr Görres ist geboren zu Coblenz, den 25ten Januar 1776.

Die übrigen Particularitäten seines Lebens, wie die des Lebens der meisten seiner Genossen, bitte ich mir zu erlassen. Ich habe vielleicht in der Beurtheilung seiner Freunde, der beiden Schlegel, die Grenze überschritten wie weit man das Leben dieser Leute besprechen darf.

Ach! wie betrübsam ist es, wenn man nicht blos jene Dioskuren, sondern wenn man überhaupt die Sterne unserer Literatur in der Nähe betrachtet! Die Sterne des Himmels erscheinen uns aber vielleicht deßhalb so schön und rein, weil wir weit von ihnen entfernt stehen und ihr Privatleben nicht kennen. Es giebt gewiß dort oben ebenfalls manche Sterne, welche lügen und betteln; Sterne, welche heucheln; Sterne, welche gezwungen sind, alle möglichen Schlechtigkeiten zu begehen; Sterne, welche sich einander küssen und verrathen; Sterne, welche ihren Feinden und, was noch schmerzlicher ist, sogar ihren Freunden schmeicheln, eben so gut wie hier unten. Jene Cometen, die man dort oben manchmal wie Mänaden des Himmels, mit aufgelöstem Strahlenhaar, umherschweifen sieht, das sind vielleicht liederliche Sterne, die am Ende sich reuig und devot in einen obscuren Winkel des Firmaments verkriechen und die Sonne hassen.)

Indem ich hier von deutschen Philosophen gesprochen, kann ich nicht umhin, einen Irrthum zu berichtigen, den ich in Betreff der deutschen Philosophie hier in Frankreich allzusehr verbreitet finde. Seit nemlich einige Franzosen sich mit der Schellingschen und Hegelschen Philosophie beschäftigt, die Resultate ihrer Studien in französischer Sprache mitgetheilt, auch wohl auf französische Verhältnisse angewendet: seitdem klagen die Freunde des klaren Denkens und der Freiheit, daß man aus Deuschland die aberwitzigsten Träumereien und Sophismen einführe, womit man die Geister zu verwirren, und jede Lüge und jeden Despotismus mit dem Scheine der Wahrheit und des Rechts zu umkleiden verstünde. Mit einem Worte, diese edlen, für die Interessen des Liberalismus besorgten Leute, klagen über den schädlichen Einfluß der deutschen Philosophie in Frankreich. Aber der armen deutschen Philosophie geschieht Unrecht. Denn erstens ist das keine deutsche Philosophie, was den Franzosen bisher unter diesem Titel, namentlich von Herren Victor Cousin, präsentirt worden. Herr Cousin hat sehr viel geistreiches Wischiwaschi, aber keine deutsche Philosophie vorgetragen. Zweitens die eigentliche deutsche Philosophie ist die, welche ganz unmittelbar aus Kants Critik der reinen Vernunft hervorgegangen, und, den Charakter dieses Ursprungs bewahrend, sich wenig um politische oder religiöse Verhältnisse, desto mehr aber um die letzten Gründe aller Erkenntniß bekümmerte.

Es ist wahr, die metaphysischen Systeme der meisten deutschen Philosophen glichen nur allzu sehr bloßem Spinnweb. Aber was schadete das? Konnte doch der Jesuitismus dieses Spinnweb nicht zu seinen Lügennetzen benutzen,

und konnte doch eben so wenig der Despotismus seine Stricke daraus drehen, um die Geister zu binden. Nur seit Schelling verlor die deutsche Philosophie diesen dünnen, aber harmlosen Charakter. Unsere Philosophen kritisiren seitdem nicht mehr die letzten Gründe der Erkenntnisse und des Seins überhaupt, sie schwebten nicht mehr in idealistischen Abstrakzionen, sondern sie suchten Gründe, um das Vorhandene zu rechtfertigen, sie wurden Justifikatoren dessen, was da ist. Während unsere früheren Philosophen, arm und entsagend, in kümmerlichen Dachstübchen hockten und ihre Systeme ausgrübelten, stecken unsere jetzigen Philosophen in der brillanten Livree der Macht, sie wurden Staatsphilosophen, nemlich sie ersannen philosophische Rechtfertigungen aller Interessen des Staates, worin sie sich angestellt befanden. Z. B. Hegel, Professor in dem protestantischen Berlin, hat in seinem Systeme auch die ganze evangelisch protestantische Dogmatik aufgenommen; und Herr Schelling, Professor in dem katholischen München, justifizirt jetzt, in seinen Vorlesungen, selbst die extravagantesten Lehrsätze der römisch katholisch apostolischen Kirche.

Ja, wie einst die alexandrinischen Philosophen allen ihren Scharfsinn aufgeboten, um, durch allegorische Auslegungen, die sinkende Religion des Jupiter vor dem gänzlichen Untergang zu bewahren, so versuchen unsere deutschen Philosophen etwas Aehnliches für die Religion Christi. Es kümmert uns wenig zu untersuchen, ob diese Philosophen einen uneigennützigen Zweck haben; sehen wir sie aber in Verbindung mit der Parthei der Priester, deren materielle Interessen mit der Erhaltung des Katholizismus verknüpft ist, so nennen wir sie Jesuiten. Sie mögen sich aber nicht einbilden, daß wir sie mit den älteren Jesuiten verwechseln. Diese waren groß und gewaltig, voll Weisheit und Willenskraft. O, der schwächlichen Zwerge, die da wähnen, sie würden die Schwierigkeiten besiegen, woran sogar jene schwarzen Riesen gescheitert! Nie hat der menschliche Geist größere Combinazionen ersonnen, als die, wodurch die alten Jesuiten den Katholizismus zu erhalten suchten. Aber es gelang ihnen nicht, weil sie nur für die Erhaltung des Katholizismus und nicht für den Katholizismus selbst begeistert waren. An letzterem, an und für sich, war ihnen eigentlich nicht viel gelegen; daher profanirten sie zuweilen das katholische Prinzip selbst, um es nur zur Herrschaft zu bringen; sie verständigten sich mit dem Heidenthum, mit den Gewalthabern der Erde, beförderten deren Lüste, wurden Mörder und Handelsleute, und, wo es darauf ankam, wurden sie sogar Atheisten. Aber vergebens gewährten ihre Beichtiger die freundlichsten Absoluzionen und buhlten ihre Casuisten mit jedem Laster und Verbrechen. Vergebens haben sie mit den Laien in Kunst und Wissenschaft gewetteifert, um beide als Mittel zu benutzen. Hier wird ihre Ohnmacht ganz sichtbar. Sie beneideten alle großen Gelehrten und Künstler und konnten doch nichts Außerordentliches entdecken oder schaffen.

Sie haben fromme Hymnen gedichtet und Dome gebaut; aber in ihren Gedichten weht kein freier Geiſt, ſondern ſeufzt nur der zitternde Gehorſam für die Oberen des Ordens; und gar in ihren Bauwerken ſieht man nur eine ängſtliche Unfreiheit, ſteinerne Schmiegſamkeit, Erhabenheit auf Befehl. Mit Recht ſagte einſt Barault: die Jeſuiten konnten die Erde nicht zum Himmel erheben, und ſie zogen den Himmel herab zur Erde. Fruchtlos war all ihr Thun und Wirken. Aus der Lüge kann kein Leben erblühen und Gott kann nicht gerettet werden durch den Teufel.

Herr Schelling iſt geboren, den 27. Januar 1775, in Würtemberg.

4.

Ueber das Verhältniß des Herrn Schelling zur romantiſchen Schule habe ich nur wenig Andeutung geben können. Sein Einfluß war meiſtens perſönlicher Art. Dann iſt auch, ſeit durch ihn die Naturphiloſophie in Schwung gekommen, die Natur viel ſinniger von den Dichtern aufgefaßt worden. Die einen verſenkten ſich mit allen ihren menſchlichen Gefühlen in die Natur hinein; die anderen hatten einige Zauberformeln ſich gemerkt, womit man etwas Menſchliches aus der Natur hervorſchauen und hervorſprechen laſſen konnte. Erſtere waren die eigentlichen Myſtiker und glichen in vieler Hinſicht den indiſchen Religioſen, die in der Natur aufgehen, und endlich mit der Natur in Gemeinſchaft zu fühlen beginnen. Die Anderen waren vielmehr Beſchwörer, ſie riefen mit eigenem Willen ſogar die feindlichen Geiſter aus der Natur hervor, ſie glichen dem arabiſchen Zauberer, der nach Willkühr jeden Stein zu beleben, und jedes Leben zu verſteinern weiß. Zu den Erſteren gehörte zunächſt Novalis, zu den Anderen zunächſt Hoffmann. Novalis ſah überall nur Wunder und liebliche Wunder; er belauſchte das Geſpräch der Pflanzen, er wußte das Geheimniß jeder jungen Roſe, er identifizirte ſich endlich mit der ganzen Natur, und, als es Herbſt wurde und die Blätter abfielen, da ſtarb er. Hoffmann hingegen ſah überall nur Geſpenſter, ſie nickten ihm entgegen aus jeder chineſiſchen Theekanne und jeder berliner Perücke; er war ein Zauberer, der die Menſchen in Beſtien verwandelte und dieſe ſogar in königlich preußiſche Hofräthe; er konnte die Todten aus den Gräbern hervorrufen, aber das Leben ſelbſt ſtieß ihn von ſich als einen trüben Spuk. Das fühlte er; er fühlte, daß er ſelbſt ein Geſpenſt geworden; die ganze Natur war ihm jetzt ein mißgeſchliffener Spiegel, worin er, tauſendfältig verzerrt, nur ſeine eigene Todtenlarve erblickte; und ſeine Werke ſind nichts anders als ein entſetzlicher Angſtſchrei in zwanzig Bänden.

Hoffmann gehört nicht zu der romantiſchen Schule. Er ſtand in keiner Berührung mit den Schlegeln, und noch viel weniger mit ihren Tendenzen. Ich erwähnte ſeiner hier nur im Gegenſatz zu Novalis, der ganz eigentlich ein Poet aus jener Schule iſt. Novalis iſt hier minder bekannt als Hoffmann, welcher von Loeve-Veimars in einem ſo vortrefflichen Anzuge dem franzöſiſchen Publikum vorgeſtellt worden und dadurch in Frankreich eine große Reputazion erlangt hat. Bei uns in Deutſchland iſt jetzt Hoffmann keineswegs in Vogue, aber er war es früher. In ſeiner Periode wurde er viel geleſen, aber nur von Menſchen, deren Nerven zu ſtark oder zu ſchwach waren, als daß ſie von gelinden Akkorden affizirt werden konnten. Die eigentlichen Geiſtreichen und die poetiſchen Naturen wollten nichts von ihm wiſſen. Dieſen war der Novalis viel lieber. Aber, ehrlich geſtanden, Hoffmann war als Dichter viel bedeutender als Novalis. Denn letzterer, mit ſeinen idealiſchen Gebilden, ſchwebt immer in der blauen Luft, während Hoffmann, mit allen ſeinen bizarren Fratzen, ſich doch immer an der irdiſchen Realität feſtklammert. Wie aber der Rieſe Antheus unbezwingbar ſtark blieb, wenn er mit dem Fuße die Mutter Erde berührte, und ſeine Kraft verlor, ſobald ihn Herkules in die Höhe hob: ſo iſt auch der Dichter ſtark und gewaltig, ſo lange er den Boden der Wirklichkeit nicht verläßt, und er wird ohnmächtig, ſobald er ſchwärmeriſch in der blauen Luft umherſchwebt.

Die große Aehnlichkeit zwiſchen beiden Dichtern beſteht wohl darin, daß ihre Poeſie eigentlich eine Krankheit war. In dieſer Hinſicht hat man geäußert, daß die Beurtheilung ihrer Schriften nicht das Geſchäft des Kritikers, ſondern des Arztes ſei. Der Roſenſchein in den Dichtungen des Novalis iſt nicht die Farbe der Geſundheit, ſondern der Schwindſucht, und die Purpurglut in Hoffmanns Phantaſieſtücken iſt nicht die Flamme des Genies, ſondern des Fiebers.

Aber haben wir ein Recht zu ſolchen Bemerkungen, wir, die wir nicht allzu ſehr mit Geſundheit geſegnet ſind? Und gar jetzt, wo die Literatur wie ein großes Lazareth ausſieht? Oder iſt die Poeſie vielleicht eine Krankheit des Menſchen, wie die Perle eigentlich nur der Krankheitsſtoff iſt, woran das arme Auſterthier leidet?

Novalis wurde geboren den 2. Mai 1772. Sein eigentlicher Name iſt Hardenberg. Er liebte eine junge Dame, die an der Schwindſucht litt und an dieſem Uebel ſtarb. In allem, was er ſchrieb, weht dieſe trübe Geſchichte, ſein Leben war nur ein träumeriſches Hinſterben, und er ſtarb an der Schwindſucht, im Jahe 1801, ehe er ſein neun und zwanzigſtes Lebensjahr und ſeinen Roman vollendet hatte. Dieſer Roman iſt in ſeiner jetzigen Geſtalt nur das Fragment eines großen allegoriſchen Gedichtes, das, wie die göttliche Komödie des Dante, alle irdiſchen und himmliſchen Dinge feiern ſollte. Heinrich von

Ofterdingen, der berühmte Dichter, ist der Held dieses Romans. Wir sehen ihn als Jüngling in Eisenach, dem lieblichen Städtchen, welches am Fuße jener alten Wartburg liegt, wo schon das Größte, aber auch schon das Dümmste geschehen; wo nemlich Luther seine Bibel übersetzt, und einige alberne Deutschthümler den Gensdarmerieoder des Herrn Kamptz verbrannt haben. In dieser Burg ward auch einst jener Sängerkrieg geführt, wo, unter anderen Dichtern, auch Heinrich von Ofterdingen mit Klingsohr von Ungerland den gefährlichen Wettstreit in der Dichtkunst gesungen, den uns die Manessische Sammlung aufbewahrt hat. Dem Scharfrichter sollte das Haupt des Unterliegenden verfallen sein und der Landgraf von Thüringen war Schiedsrichter. Bedeutungsvoll hebt sich nun die Wartburg, der Schauplatz seines späteren Ruhms, über die Wiege des Helden, und der Anfang des Romans von Novalis zeigt ihn, wie gesagt, in dem väterlichen Hause zu Eisenach. „Die Eltern liegen schon und schlafen, die Wanduhr schlägt ihren einförmigen Tact, vor den klappernden Fenstern saust der Wind; abwechselnd wird die Stube hell von dem Schimmer des Mondes.

„Der Jüngling lag unruhig auf seinem Lager, und gedachte des Fremden und seiner Erzählungen. Nicht die Schätze sind es, die ein so unaussprechliches Verlangen in mir geweckt haben, sagte er zu sich selbst, fern ab liegt mir alle Habsucht: aber die blaue Blume sehne ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinne und ich kann nicht anders dichten und denken. So ist mir noch nie zu Muthe gewesen: es ist als hätte ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinübergeschlummert; denn in der Welt, in der ich sonst lebte, wer hätte da sich um Blumen bekümmert; und gar von einer so seltsamen Leidenschaft für eine Blume habe ich damals nie gehört."

Mit solchen Worten beginnt „Heinrich von Ofterdingen," und überall in diesem Roman leuchtet und duftet die blaue Blume. Sonderbar und bedeutungsvoll ist es, daß selbst die fabelhaftesten Personen in diesem Buche uns so bekannt dünken, als hätten wir in früheren Zeiten schon recht traulich mit ihnen gelebt. Alte Erinnerungen erwachen, selbst Sophia trägt so wohlbekannte Gesichtszüge, und es treten uns ganze Buchenalleen ins Gedächtniß, wo wir mit ihr auf und abgegangen und heiter gekost. Aber das Alles liegt so dämmernd hinter uns, wie ein halbvergessener Traum.

Die Muse des Novalis war ein schlankes, weißes Mädchen mit ernsthaft blauen Augen, goldnen Hyazinthenlocken, lächelnden Lippen und einem kleinen rothen Muttermahl an der linken Seite des Kinns. Ich denke mir nemlich als Muse der Novalisschen Poesie eben dasselbe Mädchen, das mich zuerst mit Novalis bekannt machte, als ich den rothen Maroquinband mit Goldschnitt, welcher den Ofterdingen enthielt, in ihren schönen Händen erblickte. Sie trug immer ein blaues Kleid und hieß Sophia. Einige Stazionen von Göt-

tingen lebte ſie bei ihrer Schweſter, der Frau Poſtmeiſterin, einer heiteren, dicken, rothbäckigen Frau mit einem hohen Buſen, der, mit ſeinen ausgezackten ſteifen Blonden wie eine Feſtung ausſah; dieſe Feſtung war aber unüberwindlich, die Frau war ein Gibraltar der Tugend. Es war eine thätige, wirthſchaftliche, praktiſche Frau, und doch beſtand ihr einziges Vergnügen darin, Hoffmannſche Romane zu leſen. In Hoffmann fand ſie den Mann, der es verſtand, ihre derbe Natur zu rütteln und in angenehme Bewegung zu ſetzen. Ihrer blaſſen zarten Schweſter hingegen gab ſchon der Anblick eines Hoffmannſchen Buches die unangenehmſte Empfindung, und berührte ſie ein ſolches unverſehens, ſo zuckte ſie zuſammen. Sie war ſo zart wie eine Sinnpflanze, und ihre Worte waren ſo duftig, ſo reinklingend, und, wenn man ſie zuſammenſetzte, waren es Verſe. Ich habe manches, was ſie ſprach, aufgeſchrieben, und es ſind ſonderbare Gedichte, ganz in der Novaliſchen Weiſe, nur noch geiſtiger und verhallender. Eins dieſer Gedichte, das ſie zu mir ſprach, als ich Abſchied von ihr nahm um nach Italien zu reiſen, iſt mir beſonders lieb. In einem herbſtlichen Garten, wo eine Illumination ſtatt gefunden, hört man das Geſpräch zwiſchen dem letzten Lämpchen, der letzten Roſe und einem wilden Schwan. Die Morgennebel brechen jetzt heran, das letzte Lämpchen iſt erloſchen, die Roſe iſt entblättert und der Schwan entfaltet ſeine weißen Flügel und fliegt nach Süden.

Es giebt nemlich im Hannövriſchen viele wilde Schwäne, die im Herbſt nach dem wärmeren Süden auswandern und im Sommer wieder zu uns heimkehren. Sie bringen den Winter wahrſcheinlich in Afrika zu. Denn in der Bruſt eines todten Schwans fanden wir einmal einen Pfeil, welchen Profeſſor Blumenbach für einen afrikaniſchen erkannte. Der arme Vogel, mit dem Pfeil in der Bruſt, war er doch nach dem nordiſchen Neſte zurückgekehrt, um dort zu ſterben. Mancher Schwan aber mag, von ſolchen Pfeilen getroffen, nicht im Stande geweſen ſein, ſeine Reiſe zu vollenden, und er blieb vielleicht kraftlos zurück in einer brennenden Sandwüſte, oder er ſitzt jetzt mit ermatteten Schwingen, auf irgend einer egyptiſchen Pyramide, und ſchaut ſehnſüchtig nach dem Norden, nach dem kühlen Sommerneſte im Lande Hannover.

Als ich, im Spätherbſt 1828, aus dem Süden zurückkehrte, (und zwar mit dem brennenden Pfeil in der Bruſt,) führte mich mein Weg in die Nähe von Göttingen, und bei meiner dicken Freundin, der Poſthalterin, ſtieg ich ab, um Pferde zu wechſeln. Ich hatte ſie ſeit Jahr und Tag nicht geſehen, und die gute Frau ſchien ſehr verändert. Ihr Buſen glich noch immer einer Feſtung, aber einer geſchleiften; die Baſtionen raſirt, die zwei Hauptthürme nur hängende Ruinen, keine Schildwache bewachte mehr den Eingang, und das Herz, die Citadelle, war gebrochen. Wie ich von dem Poſtillon Pieper erfuhr, hatte ſie ſogar die Luſt an den Hoffmannſchen Romanen verloren, und ſie trank jetzt

vor Schlafengehn deſto mehr Branntewein. Das iſt auch viel einfacher; denn den Branntwein haben die Leute immer ſelbſt im Hauſe, die Hoffmannſchen Romane hingegen mußten ſie vier Stunden weit aus der Deuerlichſchen Leſebibliothek zu Göttingen holen laſſen. Der Poſtillon Pieper war ein kleiner Kerl, der dabei ſo ſauer ausſah, als habe er Eſſig geſoffen und ſei davon ganz zuſammengezogen. Als ich dieſen Menſchen nach der Schweſter der Frau Poſthalterin befragte, antwortete er: Mademoiſelle Sophia wird bald ſterben und iſt ſchon jetzt ein Engel. Wie vortrefflich mußte ein Weſen ſein, wovon ſogar der ſaure Pieper ſagte: ſie ſei ein Engel! Und er ſagte dieſes, während er, mit ſeinem hochbeſtiefelten Fuße, das ſchnatternde und flatternde Federvieh fortſcheuchte. Das Poſthaus, einſt lachend weiß, hatte ſich eben ſo wie ſeine Wirthin verändert, es war krankhaft vergilbt, und die Mauern hatten tiefe Runzeln bekommen. Im Hofraum lagen zerſchlagene Wagen, und neben dem Miſthaufen, an einer Stange, hing, zum Trocknen, ein durchnäßter, ſcharlachrother Poſtillionsmantel. Mademoiſelle Sophia ſtand oben am Fenſter und las, und, als ich zu ihr hinaufkam, fand ich wieder in ihren Händen ein Buch, deſſen Einband von rothem Maroquin mit Goldſchnitt, und es war wieder der Ofterdingen von Novalis. Sie hatte alſo immer und immer noch in dieſem Buche geleſen, und ſie hatte ſich die Schwindſucht herausgeleſen, und ſah aus wie ein leuchtender Schatten. Aber ſie war jetzt von einer geiſtigen Schönheit, deren Anblick mich aufs ſchmerzlichſte bewegte. Ich nahm ihre beiden blaſſen, mageren Hände und ſah ihr tief hinein in die blauen Augen und fragte ſie endlich: Mademoiſelle Sophia, wie befinden Sie ſich? Ich befinde mich gut, antwortete ſie, und bald noch beſſer! und ſie zeigte zum Fenſter hinaus nach dem neuen Kirchhof, einem kleinen Hügel, unfern des Hauſes. Auf dieſem kahlen Hügel ſtand eine einzige ſchmale dürre Pappel, woran nur noch wenige Blätter hingen, und das bewegte ſich im Herbſtwind, nicht wie ein lebender Baum, ſondern wie das Geſpenſt eines Baumes.

Unter dieſer Pappel liegt jetzt Mademoiſelle Sophia, und ihr hinterlaſſenes Andenken, das Buch in rothem Maroquin mit Goldſchnitt, der Heinrich von Ofterdingen des Novalis, liegt eben jetzt vor mir auf meinem Schreibtiſch, und ich benutzte es bei der Abfaſſung dieſes Capitels.

Drittes Buch.

1.

Kennt Ihr China, das Vaterland der geflügelten Drachen und der porzelanenen Theekannen? Das ganze Land iſt ein Raritätenkabinet, umgeben von einer unmenſchlich langen Mauer und hunderttauſend tartariſchen Schildwachen. Aber die Vögel und die Gedanken der europäiſchen Gelehrten fliegen darüber, und, wenn ſie ſich dort ſattſam umgeſehen und wieder heimkehren, erzählen ſie uns die köſtlichſten Dinge von dem kurioſen Lande und kurioſen Volke. Die Natur mit ihren grellen, verſchnörkelten Erſcheinungen, abentheuerlichen Rieſenblumen, Zwergbäumen, verſchnitzelten Bergen, barok wollüſtigen Früchten, aberwitzig geputzten Vögeln, iſt dort eine eben ſo fabelhafte Carrikatur wie der Menſch mit ſeinem ſpitzigen Zopfkopf, ſeinen Bücklingen, langen Nägeln, altklugem Weſen und kindiſch einſilbiger Sprache. Menſch und Natur können dort einander nicht ohne innere Lachluſt anſehen. Sie lachen aber nicht laut, weil ſie beide viel zu civiliſirt höflich ſind; und, um das Lachen zu unterdrücken, ſchneiden ſie die ernſthaft poſſirlichſten Geſichter. Es giebt dort weder Schatten noch Perſpektive. Auf den buntſcheckigen Häuſern heben ſich, über einander geſtapelt, eine Menge Dächer, die wie aufgeſpannte Regenſchirme ausſehen, und woran lauter metallne Glöckchen hängen, ſo daß ſogar der Wind, wenn er vorbeiſtreift, durch ein närriſches Geklingel ſich lächerlich machen muß.

In einem ſolchen Glockenhauſe wohnte einſt eine Prinzeſſin, deren Füßchen noch kleiner waren, als die der übrigen Chineſinnen, deren kleine, ſchräggeſchlitzte Aeuglein noch ſüßträumeriſcher zwinkten als die der übrigen Damen des himmliſchen Reiches, und in deren kleinem kichernden Herze die allertollſten Launen niſteten. Es war nämlich ihre höchſte Wonne, wenn ſie koſtbare Seiden- und Goldſtoffe zerreißen konnte. Wenn das recht kniſterte und krakte unter ihren zerreißenden Fingern, dann jauchzte ſie vor Entzücken. Als ſie aber endlich ihr ganzes Vermögen an ſolcher Liebhaberei verſchwendet, als ſie all ihr Hab und Gut zerriſſen hatte, ward ſie, auf Anrathen ſämmtlicher Mandarine, als eine unheilbare Wahnſinnige, in einen runden Thurm eingeſperrt.

Dieſe chineſiſche Prinzeſſin, die perſonifizirte Caprize, iſt zugleich die perſonifizirte Muſe eines deutſchen Dichters, der in einer Geſchichte der romantiſchen Poeſie nicht unerwähnt bleiben darf. Es iſt die Muſe die uns aus den Poeſien des Herrn Clemens Brentano ſo wahnſinnig entgegenlacht. Da zerreiſt ſie die glatteſten Atlasſchleppen und die glänzendſten Goldtreſſen, und ihre zerſtörungsſüchtige Liebenswürdigkeit, und ihre jauchzend blühende Tollheit erfüllt unſere Seele mit unheimlichem Entzücken und lüſterner Angſt. Seit funfzehn Jahren lebt aber Herr Brentano entfernt von der Welt, eingeſchloſſen, ja, eingemauert in ſeinem Katholizismus. Es gab nichts koſtbares mehr zu zerreißen. Er hat, wie man ſagt, die Herzen zerriſſen die ihn liebten, und jeder ſeiner Freunde klagt über muthwillige Verletzung. Gegen ſich ſelbſt und ſein poetiſches Talent hat er am meiſten ſeine Zerſtörungsſucht geübt. Ich mache beſonders aufmerkſam auf ein Luſtſpiel dieſes Dichters, betitelt: „Ponce de Leon.“ Es giebt nichts Zerriſſeneres als dieſes Stück, ſowohl in Hinſicht der Gedanken als auch der Sprache. Aber alle dieſe Fetzen leben und kreiſeln in bunter Luſt. Man glaubt einen Maskenball von Worten und Gedanken zu ſehen. Das tummelt ſich alles in ſüßeſter Verwirrung und nur der gemeinſame Wahnſinn bringt eine gewiſſe Einheit hervor. Wie Harlekine rennen die verrückteſten Wortſpiele durch das ganze Stück und ſchlagen überall hin mit ihrer glatten Pritſche. Eine ernſthafte Redensart tritt manchmal auf, ſtottert aber wie der Dottore von Bologna. Da ſchlendert eine Phraſe wie ein weißer Pierrot mit zu weiten ſchleppenden Aermeln und allzugroßen Weſtenknöpfen. Da ſpringen buckligte Witze mit kurzen Beinchen, wie Polizinelle. Liebesworte wie neckende Colombinen flattern umher, mit Wehmuth im Herzen. Und das tanzt und hüpft und wirbelt und ſchnarrt, und drüberhin erſchallen die Trompeten der bachantiſchen Zerſtörungsluſt.

Eine große Tragödie deſſelben Dichters, „die Gründung Prags“ iſt ebenfalls ſehr merkwürdig. Es ſind Scenen darin, wo man von den geheimnißvollſten Schauern der uralten Sagen angeweht wird. Da rauſchen die dunkel böhmiſchen Wälder, da wandeln noch die zornigen Slavengötter, da ſchmettern noch die heidniſchen Nachtigallen; aber die Wipfel der Bäume beſtrahlt ſchon das ſanfte Morgenroth des Chriſtenthums. Auch einige gute Erzählungen hat Herr Brentano geſchrieben, namentlich „die Geſchichte vom braven Kasperl und dem ſchönen Nanerl.“ Als das ſchöne Nanerl noch ein Kind war und mit ihrer Großmutter in die Scharfrichterei ging, um dort, wie das gemeine Volk in Deutſchland zu thun pflegt, einige heilſame Arzneien zu kaufen, da bewegte ſich plötzlich etwas in dem großen Schranke, vor welchem das ſchöne Nanerl eben ſtand, und das Kind rief mit Entſetzen: eine Maus! eine Maus! Aber der Scharfrichter erſchrack noch weit mehr, und wurde ernſthaft wie der Tod, und ſagte zu der Großmutter: „liebe Frau! in

diesem Schmuck hinter dem Rücken nur das innere für sich selbst, wenn ihn jemand noch erst sehen will. Der Schwer sieht auf den Bund seiner Kinder. Einmal nur ist es ihm klein nur ein wenig dann nie. Das Schwert ist dann zufrieden gestellt mit einem Trinken Blut und trägt den ferneren Frieden. Die Großmutter gab jedoch diesen verwirrenden Rath den Gedanken nur machte es späterhin genügsam ersetzen, als das ihrem Manne weniger offen wurde mit deutlichen Schwerte.

Herr Clemens Brentano war wohl zehn Jahr alt, wenn er sich in Frankfurt, einmütterlich zurückerinnert als ein herrlichstrahlendes Pfeiler der katholischen Propaganda. Sein Name ist in der ganzen Welt verbreitet und nur wenn die Rede von der Volksliedern, da er mit seinem verstorbenen Freunde Achim von Arnim herausgegeben, wird er noch manchmal genannt. Er hat nämlich in Gemeinschaft mit ersterem, unter dem Titel: „des Knaben Wunderhorn," eine Sammlung Lieder herausgegeben, die in, heiß noch im Munde des Volkes, theils auch in fliegenden Blättern und älteren Druckschriften gefunden haben. Diese Sammlung kann in nicht genug rühmen: es enthält die holdseligsten Blüthen des deutschen Geistes, und wer das deutsche Volk von einer liebenswürdigen Seite kennen lernen will, der lese diese Volkslieder. In diesem Augenblick liegt dieses Buch vor mir, und es ist mir als rieche ich den Duft der deutschen Linden. Die Linde spielt nämlich eine Hauptrolle in diesen Liedern, in ihrem Schatten knien des Abends die Liebenden, sie ist ihr Lieblingsbaum, und vielleicht aus dem Grunde, weil das Lindenblatt die Form eines Menschenherzens zeigt. Diese Bemerkung machte einst ein deutscher Dichter, der mir am liebsten ist, nämlich ich. Auf dem Titelblatte jenes Buches ist ein Knabe, der das Horn bläst; und wenn ein Deutscher in der Fremde dieses Bild lange betrachtet, glaubt er die wohlbekanntesten Töne zu vernehmen, und es könnte ihn wohl dabei das Heimweh beschleichen, wie den schweizer Landsknecht, der auf der Straßburger Bastei Schildwache stand, fern den Kuhreigen hörte, die Pique von sich warf, über den Rhein schwamm, aber bald wieder eingefangen und als Deserteur erschossen wurde. Das Knaben Wunderhorn enthält darüber das rührende Lied:

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an,
Das Alphorn hört ich drüben wohl anstimmen,
Ins Vaterland mußt ich hinüberschwimmen
Das ging nicht an.

Ein' Stund in der Nacht
Sie haben mich gebracht:

Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus,
Ach Gott, ſie fiſchten mich im Strome auf,
Mit mir iſt's aus.

Früh Morgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment;
Ich ſoll da bitten um Pardon,
Und ich bekomm doch meinen Lohn,
Das weiß ich ſchon.

Ihr Brüder allzumal,
Heut ſeht Ihr mich zum letztenmal;
Der Hirtenbub iſt doch nur Schuld daran,
Das Alphorn hat mir ſolches angethan,
Das klag ich an. — — —

Welch ein ſchönes Gedicht! Es liegt in dieſen Volksliedern ein ſonderbarer Zauber. Die Kunſtpoeten wollen dieſe Naturerzeugniſſe nachahmen, in derſelben Weiſe, wie man künſtliche Mineralwaſſer verfertigt. Aber wenn ſie auch, durch chemiſchen Prozeß die Beſtandtheile ermitteln, ſo entgeht ihnen doch die Hauptſache, die unzerſetzbare ſympathetiſche Naturkraft. In dieſen Liedern fühlt man den Herzſchlag des deutſchen Volks. Hier offenbart ſich all ſeine düſtere Heiterkeit, all ſeine närriſche Vernunft. Hier trommelt der deutſche Zorn, hier pfeift der deutſche Spott, hier küßt die deutſche Liebe. Hier perlt der ächt deutſche Wein und die ächt deutſche Thräne. Letztere iſt manchmal doch noch köſtlicher als erſterer; es iſt viel Eiſen und Salz darin. Welche Naivität in der Treue! In der Untreue, welche Ehrlichkeit. Welch ein ehrlicher Kerl iſt der Schwartenhals, obgleich er Straßenraub treibt. Hört einmal die phlegmatiſch rührende Geſchichte, die er von ſich ſelber erzählt:

„Ich kam vor einer Frau Wirthin Haus,
Man fragt mich, wer ich wäre?
Ich bin ein armer Schwartenhals,
Ich eß' und trink ſo gerne.

„Man führt mich in die Stuben ein,
Da bot man mir zu trinken,
Die Augen ließ ich umher gehn,
Den Becher ließ ich ſinken.

„Man ſetzt mich oben an den Tiſch
Als ob ich ein Kaufherr wäre,
Und da es an ein Zahlen ging,
Mein Säckel ſtand mir leere.

Da ich des Nachts wollt ſchlafen gehn,
Man wies mich in die Scheuer,
Da ward mir armen Schwartenhals
Mein Lachen viel zu theuer.

„Und da ich in die Scheuer kam,
Da hub ich an zu niſteln,
Da ſtachen mich die Hagendorn,
Dazu die rauhen Diſteln.

„Da ich zu Morgens früh aufſtand,
Der Reif lag auf dem Dache,
Da mußt ich armer Schwartenhals
Meins Unglücks ſelber lachen.

„Ich nahm mein Schwert wohl in die Hand,
Und gürt' es an die Seiten,
Ich Armer mußt' zu Fuße gehn,
Weil ich nicht hatt' zu reiten.

„Ich hob mich auf und ging davon,
Und macht' mich auf die Straßen,
Mir kam ein reicher Kaufmannsſohn,
Sein' Taſch' mußt' er mir laſſen."

Dieſer arme Schwartenhals iſt der deutſcheſte Charakter den ich kenne. Welche Ruhe, welche bewußte Kraft herrſcht in dieſem Gedichte! Aber auch unſer Gretel ſollt Ihr kennen lernen. Es iſt ein aufrichtiges Mädel und ich liebe ſie ſehr. Der Hans ſprach zu dem Gretel:

„Nun ſchürz' dich, Gretlein, ſchürz' dich,
Wohl auf mit mir davon,
Das Korn iſt abgeſchnitten,
Der Wein iſt abgethan."

Sie antwortet vergnügt:

„Ach Hänslein, liebes Hänslein,
So laß mich bei dir ſein,
Die Wochen auf dem Felde,
Den Feiertag beim Wein."

Da nahm er's bei den Händen,
Bei ihrer ſchneeweißen Hand,
Er führt ſie an ein Ende,
Da er ein Wirthhaus fand.

„Nun Wirthin, liebe Wirthin,
Schaut um nach kühlem Wein,
Die Kleider dieſes Gretlein
Müſſen verſchlemmet ſein.“

Die Gret' hub an zu weinen,
Ihr Unmuth, der war groß,
Daß ihr die lichte Zähre
Ueber die Wänglein floß.

„Ach Hänslein, liebes Hänslein,
Du redeteſt nicht alſo,
Als du mich heim ausführteſt
Aus meines Vaters Hof.“

Er nahm ſie bei den Händen,
Bei ihrer ſchneeweißen Hand,
Er führt ſie an ein Ende,
Da er ein Gärtlein fand. — — —

„Ach Gretlein, liebes Gretlein,
Warum weineſt du ſo ſehr,
Reuet dich dein freier Muth,
Oder reut dich deine Ehr?“

„Es reut mich nicht mein freier Muth,
Dazu auch nicht meine Ehr';
Es reuen mich meine Kleider,
Die werden mir nimmermehr.“

Das iſt kein Goethe'ſches Gretchen, und ihre Reue wäre kein Stoff für Scheffer. Da iſt kein deutſcher Mondſchein. Es liegt eben ſo wenig Sentimentalität drin, wenn ein junger Fant des Nachts bei ſeinem Mädel Einlaß verlangt, und ſie ihn abweiſt mit den Worten:

„Reit du nach jener Straße,
Reit du nach jener Haide,
Woher du gekommen biſt;
Da liegt ein breiter Stein,
Den Kopf darauf nur leg',
Trägſt keine Federn weg.“

Aber Mondſchein, Mondſchein die Hülle und Fülle, und die ganze Seele übergießend, ſtrahlt in dem Liede:

Wenn ich ein Vöglein wär',
Und auch zwei Flüglein hätt',
Flög' ich zu dir;
Weils aber nicht kann ſein,
Bleib' ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bei dir,
Und red' mit dir;
Wenn ich erwachen thu',
Bin ich allein.

Es vergeht keine Stund' in der Nacht,
Da mein Herze nicht erwacht,
Und an dich gedenkt:
Daß du mir viel tauſendmal
Dein Herz geſchenkt.

Fragt man nun entzückt nach dem Verfaſſer ſolcher Lieder, ſo antworten dieſe wohl ſelbſt mit ihren Schlußworten

Wer hat das ſchöne Liedel erdacht?
Es habens drei Gäns übers Waſſer gebracht,
Zwei graue und eine weiße.

Gewöhnlich iſt es aber wanderndes Volk, Vagabunden, Soldaten, fahrende Schüler oder Handwerksburſchen, die ſolch ein Lied gedichtet. Es ſind beſonders die Handwerksburſchen. Gar oft, auf meinen Fußreiſen, verkehrte ich mit dieſen Leuten und bemerkte, wie ſie zuweilen, angeregt von irgend einem ungewöhnlichen Ereigniſſe, ein Stück Volkslied improviſirten oder in die freie Luft hineinpfiffen. Das erlauſchten nun die Vögelein, die auf den Baumzweigen ſaßen; und kam nachher ein anderer Burſch, mit Ränzel und Wanderſtab, vorbeigeſchlendert, dann pfiffen ſie ihm jenes Stücklein ins Ohr, und er ſang die fehlenden Verſe hinzu, und das Lied war fertig. Die Worte fallen ſolchen Burſchen vom Himmel herab auf die Lippen, und er braucht ſie nur auszuſprechen, und ſie ſind dann noch poetiſcher als all die ſchönen poetiſchen Phraſen, die wir aus der Tiefe unſeres Herzens hervorgrübeln. Der Charakter jener deutſchen Handwerksburſchen lebt und webt in dergleichen Volksliedern. Es iſt eine merkwürdige Menſchenſorte. Ohne Sous in der Taſche, wandern dieſe Handwerksburſchen durch ganz Deutſchland, harmlos, fröhlich und frei. Gewöhnlich fand ich, daß drei zuſammen auf ſolche Wanderſchaft ausgingen. Von dieſen dreien war der Eine immer der Raiſonneur; er raiſonnirte mit humoriſtiſcher Laune über alles was vorkam, über

vor Schlafengehn desto mehr Branntewein. Das ist auch viel einfacher; denn den Branntwein haben die Leute immer selbst im Hause, die Hoffmannschen Romane hingegen mußten sie vier Stunden weit aus der Deuerlichschen Lesebibliothek zu Göttingen holen lassen. Der Postillon Pieper war ein kleiner Kerl, der dabei so sauer aussah, als habe er Essig gesoffen und sei davon ganz zusammengezogen. Als ich diesen Menschen nach der Schwester der Frau Posthalterin befragte, antwortete er: Mademoiselle Sophia wird bald sterben und ist schon jetzt ein Engel. Wie vortrefflich mußte ein Wesen sein, wovon sogar der saure Pieper sagte: sie sei ein Engel! Und er sagte dieses, während er, mit seinem hochbestiefelten Fuße, das schnatternde und flatternde Federvieh fortscheuchte. Das Posthaus, einst lachend weiß, hatte sich eben so wie seine Wirthin verändert, es war krankhaft vergilbt, und die Mauern hatten tiefe Runzeln bekommen. Im Hofraum lagen zerschlagene Wagen, und neben dem Misthaufen, an einer Stange, hing, zum Trocknen, ein durchnäßter, scharlachrother Postillionsmantel. Mademoiselle Sophia stand oben am Fenster und las, und, als ich zu ihr hinaufkam, fand ich wieder in ihren Händen ein Buch, dessen Einband von rothem Maroquin mit Goldschnitt, und es war wieder der Ofterdingen von Novalis. Sie hatte also immer und immer noch in diesem Buche gelesen, und sie hatte sich die Schwindsucht herausgelesen, und sah aus wie ein leuchtender Schatten. Aber sie war jetzt von einer geistigen Schönheit, deren Anblick mich aufs schmerzlichste bewegte. Ich nahm ihre beiden blassen, mageren Hände und sah ihr tief hinein in die blauen Augen und fragte sie endlich: Mademoiselle Sophia, wie befinden Sie sich? Ich befinde mich gut, antwortete sie, und bald noch besser! und sie zeigte zum Fenster hinaus nach dem neuen Kirchhof, einem kleinen Hügel, unfern des Hauses. Auf diesem kahlen Hügel stand eine einzige schmale dürre Pappel, woran nur noch wenige Blätter hingen, und das bewegte sich im Herbstwind, nicht wie ein lebender Baum, sondern wie das Gespenst eines Baumes.

Unter dieser Pappel liegt jetzt Mademoiselle Sophia, und ihr hinterlassenes Andenken, das Buch in rothem Maroquin mit Goldschnitt, der Heinrich von Ofterdingen des Novalis, liegt eben jetzt vor mir auf meinem Schreibtisch, und ich benutzte es bei der Abfassung dieses Capitels.

Drittes Buch.

1.

Kennt Ihr China, das Vaterland der geflügelten Drachen und der porzelanenen Theekannen? Das ganze Land iſt ein Raritätenkabinet, umgeben von einer unmenſchlich langen Mauer und hunderttauſend tartariſchen Schildwachen. Aber die Vögel und die Gedanken der europäiſchen Gelehrten fliegen darüber, und, wenn ſie ſich dort ſattſam umgeſehen und wieder heimkehren, erzählen ſie uns die köſtlichſten Dinge von dem kurioſen Lande und kurioſen Volke. Die Natur mit ihren grellen, verſchnörkelten Erſcheinungen, abentheuerlichen Rieſenblumen, Zwergbäumen, verſchnitzelten Bergen, barok wollüſtigen Früchten, aberwitzig geputzten Vögeln, iſt dort eine eben ſo fabelhafte Carrikatur wie der Menſch mit ſeinem ſpitzigen Zopfkopf, ſeinen Bücklingen, langen Nägeln, altklugem Weſen und kindiſch einſilbiger Sprache. Menſch und Natur können dort einander nicht ohne innere Lachluſt anſehen. Sie lachen aber nicht laut, weil ſie beide viel zu civiliſirt höflich ſind; und, um das Lachen zu unterdrücken, ſchneiden ſie die ernſthaft poſſirlichſten Geſichter. Es giebt dort weder Schatten noch Perſpektive. Auf den buntſcheckigen Häuſern heben ſich, über einander geſtapelt, eine Menge Dächer, die wie aufgeſpannte Regenſchirme ausſehen, und woran lauter metallne Glöckchen hängen, ſo daß ſogar der Wind, wenn er vorbeiſtreift, durch ein närriſches Geklingel ſich lächerlich machen muß.

In einem ſolchen Glockenhauſe wohnte einſt eine Prinzeſſin, deren Füßchen noch kleiner waren, als die der übrigen Chineſinnen, deren kleine, ſchräggeſchlitzte Aeuglein noch ſüßträumeriſcher zwinkten als die der übrigen Damen des himmliſchen Reiches, und in deren kleinem kichernden Herze die allertollſten Launen niſteten. Es war nämlich ihre höchſte Wonne, wenn ſie koſtbare Seiden- und Goldſtoffe zerreißen konnte. Wenn das recht kniſterte und krakte unter ihren zerreißenden Fingern, dann jauchzte ſie vor Entzücken. Als ſie aber endlich ihr ganzes Vermögen an ſolcher Liebhaberei verſchwendet, als ſie all ihr Hab und Gut zerriſſen hatte, ward ſie, auf Anrathen ſämmtlicher Mandarine, als eine unheilbare Wahnſinnige, in einen runden Thurm eingeſperrt.

vor Schlafengehn deſto mehr Branntewein. Das iſt auch viel einfacher; denn den Branntwein haben die Leute immer ſelbſt im Hauſe, die Hoffmannſchen Romane hingegen mußten ſie vier Stunden weit aus der Deuerlichſchen Leſebibliothek zu Göttingen holen laſſen. Der Poſtillon Pieper war ein kleiner Kerl, der dabei ſo ſauer ausſah, als habe er Eſſig geſoffen und ſei davon ganz zuſammengezogen. Als ich dieſen Menſchen nach der Schweſter der Frau Poſthalterin befragte, antwortete er: Mademoiſelle Sophia wird bald ſterben und iſt ſchon jetzt ein Engel. Wie vortrefflich mußte ein Weſen ſein, wovon ſogar der ſaure Pieper ſagte: ſie ſei ein Engel! Und er ſagte dieſes, während er, mit ſeinem hochbeſtiefelten Fuße, das ſchnatternde und flatternde Federvieh fortſcheuchte. Das Poſthaus, einſt lachend weiß, hatte ſich eben ſo wie ſeine Wirthin verändert, es war krankhaft vergilbt, und die Mauern hatten tiefe Runzeln bekommen. Im Hofraum lagen zerſchlagene Wagen, und neben dem Miſthaufen, an einer Stange, hing, zum Trocknen, ein durchnäßter, ſcharlachrother Poſtillionsmantel. Mademoiſelle Sophia ſtand oben am Fenſter und las, und, als ich zu ihr hinaufkam, fand ich wieder in ihren Händen ein Buch, deſſen Einband von rothem Maroquin mit Goldſchnitt, und es war wieder der Ofterdingen von Novalis. Sie hatte alſo immer und immer noch in dieſem Buche geleſen, und ſie hatte ſich die Schwindſucht herausgeleſen, und ſah aus wie ein leuchtender Schatten. Aber ſie war jetzt von einer geiſtigen Schönheit, deren Anblick mich aufs ſchmerzlichſte bewegte. Ich nahm ihre beiden blaſſen, mageren Hände und ſah ihr tief hinein in die blauen Augen und fragte ſie endlich: Mademoiſelle Sophia, wie befinden Sie ſich? Ich befinde mich gut, antwortete ſie, und bald noch beſſer! und ſie zeigte zum Fenſter hinaus nach dem neuen Kirchhof, einem kleinen Hügel, unfern des Hauſes. Auf dieſem kahlen Hügel ſtand eine einzige ſchmale dürre Pappel, woran nur noch wenige Blätter hingen, und das bewegte ſich im Herbſtwind, nicht wie ein lebender Baum, ſondern wie das Geſpenſt eines Baumes.

Unter dieſer Pappel liegt jetzt Mademoiſelle Sophia, und ihr hinterlaſſenes Andenken, das Buch in rothem Maroquin mit Goldſchnitt, der Heinrich von Ofterdingen des Novalis, liegt eben jetzt vor mir auf meinem Schreibtiſch, und ich benutzte es bei der Abfaſſung dieſes Capitels.

Drittes Buch.

1.

Kennt Ihr China, das Vaterland der geflügelten Drachen und der porzelanenen Theekannen? Das ganze Land iſt ein Raritätenkabinet, umgeben von einer unmenſchlich langen Mauer und hunderttauſend tartariſchen Schildwachen. Aber die Vögel und die Gedanken der europäiſchen Gelehrten fliegen darüber, und, wenn ſie ſich dort ſattſam umgeſehen und wieder heimkehren, erzählen ſie uns die köſtlichſten Dinge von dem kurioſen Lande und kurioſen Volke. Die Natur mit ihren grellen, verſchnörkelten Erſcheinungen, abentheuerlichen Rieſenblumen, Zwergbäumen, verſchnitzelten Bergen, barok wollüſtigen Früchten, aberwitzig geputzten Vögeln, iſt dort eine eben ſo fabelhafte Carrikatur wie der Menſch mit ſeinem ſpitzigen Zopfkopf, ſeinen Bücklingen, langen Nägeln, altklugem Weſen und kindiſch einſilbiger Sprache. Menſch und Natur können dort einander nicht ohne innere Lachluſt anſehen. Sie lachen aber nicht laut, weil ſie beide viel zu civiliſirt höflich ſind; und, um das Lachen zu unterdrücken, ſchneiden ſie die ernſthaft poſſirlichſten Geſichter. Es giebt dort weder Schatten noch Perſpektive. Auf den buntſcheckigen Häuſern heben ſich, über einander geſtapelt, eine Menge Dächer, die wie aufgeſpannte Regenſchirme ausſehen, und woran lauter metallne Glöckchen hängen, ſo daß ſogar der Wind, wenn er vorbeiſtreift, durch ein närriſches Geklingel ſich lächerlich machen muß.

In einem ſolchen Glockenhauſe wohnte einſt eine Prinzeſſin, deren Füßchen noch kleiner waren, als die der übrigen Chineſinnen, deren kleine, ſchräggeſchlitzte Aeuglein noch ſüßträumeriſcher zwinkten als die der übrigen Damen des himmliſchen Reiches, und in deren kleinem kichernden Herze die allertollſten Launen niſteten. Es war nämlich ihre höchſte Wonne, wenn ſie koſtbare Seiden- und Goldſtoffe zerreißen konnte. Wenn das recht kniſterte und krakte unter ihren zerreißenden Fingern, dann jauchzte ſie vor Entzücken. Als ſie aber endlich ihr ganzes Vermögen an ſolcher Liebhaberei verſchwendet, als ſie all ihr Hab und Gut zerriſſen hatte, ward ſie, auf Anrathen ſämmtlicher Mandarine, als eine unheilbare Wahnſinnige, in einen runden Thurm eingeſperrt.

Dieſe chineſiſche Prinzeſſin, die perſonifizirte Caprize, iſt zugleich die perſonifizirte Muſe eines deutſchen Dichters, der in einer Geſchichte der romantiſchen Poeſie nicht unerwähnt bleiben darf. Es iſt die Muſe die uns aus den Poeſien des Herrn Clemens Brentano ſo wahnſinnig entgegenlacht. Da zerreiſt ſie die glatteſten Atlasſchleppen und die glänzendſten Goldtreſſen, und ihre zerſtörungsſüchtige Liebenswürdigkeit, und ihre jauchzend blühende Tollheit erfüllt unſere Seele mit unheimlichem Entzücken und lüſterner Angſt. Seit funfzehn Jahren lebt aber Herr Brentano entfernt von der Welt, eingeſchloſſen, ja, eingemauert in ſeinem Katholizismus. Es gab nichts koſtbares mehr zu zerreißen. Er hat, wie man ſagt, die Herzen zerriſſen die ihn liebten, und jeder ſeiner Freunde klagt über muthwillige Verletzung. Gegen ſich ſelbſt und ſein poetiſches Talent hat er am meiſten ſeine Zerſtörungsſucht geübt. Ich mache beſonders aufmerkſam auf ein Luſtſpiel dieſes Dichters, betitelt: „Ponce de Leon.“ Es giebt nichts Zerriſſeneres als dieſes Stück, ſowohl in Hinſicht der Gedanken als auch der Sprache. Aber alle dieſe Fetzen leben und kreiſeln in bunter Luſt. Man glaubt einen Maskenball von Worten und Gedanken zu ſehen. Das tummelt ſich alles in ſüßeſter Verwirrung und nur der gemeinſame Wahnſinn bringt eine gewiſſe Einheit hervor. Wie Harlekine rennen die verrückteſten Wortſpiele durch das ganze Stück und ſchlagen überall hin mit ihrer glatten Pritſche. Eine ernſthafte Redensart tritt manchmal auf, ſtottert aber wie der Dottore von Bologna. Da ſchlendert eine Phraſe wie ein weißer Pierrot mit zu weiten ſchleppenden Aermeln und allzugroßen Weſtenknöpfen. Da ſpringen bucklige Witze mit kurzen Beinchen, wie Polizinelle. Liebesworte wie neckende Colombinen flattern umher, mit Wehmuth im Herzen. Und das tanzt und hüpft und wirbelt und ſchnarrt, und drüberhin erſchallen die Trompeten der bacchantiſchen Zerſtörungsluſt.

Eine große Tragödie deſſelben Dichters, „die Gründung Prags“ iſt ebenfalls ſehr merkwürdig. Es ſind Scenen darin, wo man von den geheimnißvollſten Schauern der uralten Sagen angeweht wird. Da rauſchen die dunkel böhmiſchen Wälder, da wandeln noch die zornigen Slavengötter, da ſchmettern noch die heidniſchen Nachtigallen; aber die Wipfel der Bäume beſtrahlt ſchon das ſanfte Morgenroth des Chriſtenthums. Auch einige gute Erzählungen hat Herr Brentano geſchrieben, namentlich „die Geſchichte vom braven Kasperl und dem ſchönen Nanerl.“ Als das ſchöne Nanerl noch ein Kind war und mit ihrer Großmutter in die Scharfrichterei ging, um dort, wie das gemeine Volk in Deutſchland zu thun pflegt, einige heilſame Arzneien zu kaufen, da bewegte ſich plötzlich etwas in dem großen Schranke, vor welchem das ſchöne Nanerl eben ſtand, und das Kind rief mit Entſetzen: eine Maus! eine Maus! Aber der Scharfrichter erſchrack noch weit mehr, und wurde ernſthaft wie der Tod, und ſagte zu der Großmutter: „liebe Frau! in

dieſem Schranke hängt mein Richtſchwert, und das bewegt ſich jedesmal von ſelbſt, wenn ihm jemand nahet der einſt damit geköpft werden ſoll. Mein Schwert lechzt nach dem Blute dieſes Kindes. Erlaubt mir, daß ich die Kleine nur ein wenig damit am Hälschen ritze. Das Schwert iſt dann zufrieden geſtellt mit einem Tröpfchen Blut und trägt kein fürderes Verlangen." Die Großmutter gab jedoch dieſem vernünftigen Rathe kein Gehör, und mochte es ſpäterhin genugſam bereuen, als das ſchöne Nauerl wirklich geköpft wurde mit demſelben Schwerte.

Herr Clemens Brentano mag wohl jetzt 50 Jahr alt ſein, und er lebt zu Frankfurt, einſiedleriſch zurückgezogen, als ein korreſpondirendes Mitglied der katholiſchen Propaganda. Sein Name iſt in der letzten Zeit faſt verſchollen, und nur wenn die Rede von den Volksliedern, die er mit ſeinem verſtorbenen Freunde Achim von Arnim herausgegeben, wird er noch zuweilen genannt. Er hat nämlich in Gemeinſchaft mit letzterem, unter dem Titel: „des Knaben Wunderhorn," eine Sammlung Lieder herausgegeben, die ſie, theils noch im Munde des Volkes, theils auch in fliegenden Blättern und ſeltenen Druckſchriften gefunden haben. Dieſes Buch kann ich nicht genug rühmen: es enthält die holdſeligſten Blüthen des deutſchen Geiſtes, und wer das deutſche Volk von einer liebenswürdigen Seite kennen lernen will, der leſe dieſe Volkslieder. In dieſem Augenblick liegt dieſes Buch vor mir, und es iſt mir als röche ich den Duft der deutſchen Linden. Die Linde ſpielt nämlich eine Hauptrolle in dieſen Liedern, in ihrem Schatten koſen des Abends die Liebenden, ſie iſt ihr Lieblingsbaum, und vielleicht aus dem Grunde, weil das Lindenblatt die Form eines Menſchenherzens zeigt. Dieſe Bemerkung machte einſt ein deutſcher Dichter, der mir am liebſten iſt, nämlich ich. Auf dem Titelblatte jenes Buches iſt ein Knabe, der das Horn bläſt; und wenn ein Deutſcher in der Fremde dieſes Bild lange betrachtet, glaubt er die wohlbekannteſten Töne zu vernehmen, und es könnte ihn wohl dabei das Heimweh beſchleichen, wie den ſchweizer Landsknecht, der auf der Straßburger Baſtei Schildwache ſtand, fern den Kuhreigen hörte, die Pique von ſich warf, über den Rhein ſchwamm, aber bald wieder eingefangen und als Deſerteur erſchoſſen wurde. Das Knaben Wunderhorn enthält darüber das rührende Lied:

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an,
Das Alphorn hört ich drüben wohl anſtimmen,
In's Vaterland mußt ich hinüberſchwimmen
Das ging nicht an.

Ein' Stund in der Nacht
Sie haben mich gebracht:

Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus,
Ach Gott, ſie fiſchten mich im Strome auf,
Mit mir iſt's aus.

Früh Morgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment;
Ich ſoll da bitten um Pardon,
Und ich bekomm doch meinen Lohn,
Das weiß ich ſchon.

Ihr Brüder allzumal,
Heut ſeht Ihr mich zum letztenmal;
Der Hirtenbub iſt doch nur Schuld daran,
Das Alphorn hat mir ſolches angethan,
Das klag ich an. — — —

Welch ein ſchönes Gedicht! Es liegt in dieſen Volksliedern ein ſonderbarer Zauber. Die Kunſtpoeten wollen dieſe Naturerzeugniſſe nachahmen, in derſelben Weiſe, wie man künſtliche Mineralwaſſer verfertigt. Aber wenn ſie auch, durch chemiſchen Prozeß die Beſtandtheile ermitteln, ſo entgeht ihnen doch die Hauptſache, die unzerſetzbare ſympathetiſche Naturkraft. In dieſen Liedern fühlt man den Herzſchlag des deutſchen Volks. Hier offenbart ſich all ſeine düſtere Heiterkeit, all ſeine närriſche Vernunft. Hier trommelt der deutſche Zorn, hier pfeift der deutſche Spott, hier küßt die deutſche Liebe. Hier perlt der ächt deutſche Wein und die ächt deutſche Thräne. Letztere iſt manchmal doch noch köſtlicher als erſterer; es iſt viel Eiſen und Salz darin. Welche Naivität in der Treue! In der Untreue, welche Ehrlichkeit. Welch ein ehrlicher Kerl iſt der Schwartenhals, obgleich er Straßenraub treibt. Hört einmal die phlegmatiſch rührende Geſchichte, die er von ſich ſelber erzählt:

„Ich kam vor einer Frau Wirthin Haus,
Man fragt mich, wer ich wäre?
Ich bin ein armer Schwartenhals,
Ich eß' und trink ſo gerne.

„Man führt mich in die Stuben ein,
Da bot man mir zu trinken,
Die Augen ließ ich umher gehn,
Den Becher ließ ich ſinken.

„Man ſetzt mich oben an den Tiſch
Als ob ich ein Kaufherr wäre,
Und da es an ein Zahlen ging,
Mein Säckel ſtand mir leere.

Da ich des Nachts wollt ſchlafen gehn,
Man wies mich in die Scheuer,
Da ward mir armen Schwartenhals
Mein Lachen viel zu theuer.

„Und da ich in die Scheuer kam,
Da hub ich an zu niſteln,
Da ſtachen mich die Hagendorn,
Dazu die rauhen Diſteln.

„Da ich zu Morgens früh aufſtand,
Der Reif lag auf dem Dache,
Da mußt ich armer Schwartenhals
Meins Unglücks ſelber lachen.

„Ich nahm mein Schwert wohl in die Hand,
Und gürt' es an die Seiten,
Ich Armer mußt' zu Fuße gehn,
Weil ich nicht hatt' zu reiten.

„Ich hob mich auf und ging davon,
Und macht' mich auf die Straßen,
Mir kam ein reicher Kaufmannsſohn,
Sein' Taſch' mußt' er mir laſſen."

Dieſer arme Schwartenhals iſt der deutſcheſte Charakter den ich kenne. Welche Ruhe, welche bewußte Kraft herrſcht in dieſem Gedichte! Aber auch unſer Gretel ſollt Ihr kennen lernen. Es iſt ein aufrichtiges Mädel und ich liebe ſie ſehr. Der Hans ſprach zu dem Gretel:

„Nun ſchürz' dich, Gretlein, ſchürz' dich,
Wohl auf mit mir davon,
Das Korn iſt abgeſchnitten,
Der Wein iſt abgethan."

Sie antwortet vergnügt:

„Ach Hänslein, liebes Hänslein,
So laß mich bei dir ſein,
Die Wochen auf dem Felde,
Den Feiertag beim Wein."

Da nahm er's bei den Händen,
Bei ihrer ſchneeweißen Hand,
Er führt ſie an ein Ende,
Da er ein Wirthhaus fand.

„Nun Wirthin, liebe Wirthin,
Schaut um nach kühlem Wein,
Die Kleider dieſes Gretlein
Müſſen verſchlemmet ſein.“

Die Gret' hub an zu weinen,
Ihr Unmuth, der war groß,
Daß ihr die lichte Zähre
Ueber die Wänglein floß.

„Ach Hänslein, liebes Hänslein,
Du redeteſt nicht alſo,
Als du mich heim ausführteſt
Aus meines Vaters Hof.“

Er nahm ſie bei den Händen,
Bei ihrer ſchneeweißen Hand,
Er führt ſie an ein Ende,
Da er ein Gärtlein fand. — — —

„Ach Gretlein, liebes Gretlein,
Warum weineſt du ſo ſehr,
Reuet dich dein freier Muth,
Oder reut dich deine Ehr?“

„Es reut mich nicht mein freier Muth,
Dazu auch nicht meine Ehr';
Es reuen mich meine Kleider,
Die werden mir nimmermehr.“

Das iſt kein Goethe'ſches Gretchen, und ihre Reue wäre kein Stoff für Scheffer. Da iſt kein deutſcher Mondſchein. Es liegt eben ſo wenig Sentimentalität drin, wenn ein junger Fant des Nachts bei ſeinem Mädel Einlaß verlangt, und ſie ihn abweiſt mit den Worten:

„Reit du nach jener Straße,
Reit du nach jener Haide,
Woher du gekommen biſt;
Da liegt ein breiter Stein,
Den Kopf darauf nur leg',
Trägſt keine Federn weg.“

Aber Mondſchein, Mondſchein die Hülle und Fülle, und die ganze Seele übergießend, ſtrahlt in dem Liede:

[illegible]

[illegible]

[illegible]

jeden bunten Vogel der in der Luft flog, über jeden Musterreuter der vorüberritt, und kamen sie gar in eine schlechte Gegend, wo ärmliche Hütten und zerlumptes Bettelvolk, dann bemerkte er auch wohl ironisch: der liebe Gott hat die Welt in sechs Tagen erschaffen, aber, seht einmal, es ist auch eine Arbeit darnach! Der zweite Weggeselle bricht nur zuweilen mit einigen wüthenden Bemerkungen hinein; er kann kein Wort sagen ohne dabei zu fluchen; er schimpft grimmig auf alle Meister, bei denen er gearbeitet; und sein beständiger Refrain ist, wie sehr er es bereue, daß er der Frau Wirthin in Halberstadt, die ihm tägtich Kohl und Wasserrüben vorgesetzt, nicht eine Tracht Schläge zum Andenken zurückließ. Bei dem Wort „Halberstadt" seufzt aber der dritte Bursche aus tiefer Brust; er ist der jüngste, macht zum ersten Mal seine Ausfahrt in die Welt, denkt noch immer an Feinsliebchens schwarzbraune Augen, läßt immer den Kopf hängen und spricht nie ein Wort.

„Des Knaben Wunderhorn" ist ein zu merkwürdiges Denkmal unserer Literatur und hat auf die Lyriker der romantischen Schule, namentlich auf unseren vortrefflichen Herrn Uhland, einen zu bedeutenden Einfluß geübt, als daß ich es unbesprochen lassen durfte. Dieses Buch und das Niebelungenlied spielten die Hauptrolle in jener Periode. Auch von letzterem muß hier eine besondere Erwähnung geschehen. Es war lange Zeit von nichts anderem als vom Nibelungenlied bei uns die Rede, und die klassischen Philologen wurden nicht wenig geärgert, wenn man dieses Epos mit der Ilias verglich, oder wenn man gar darüber stritt, welches von beiden Gedichten das vorzüglichere sei? Und das Publikum sah dabei aus wie ein Knabe, den man ernsthaft fragt: hast du lieber ein Pferd oder einen Pfefferkuchen? Jedenfalls ist aber dieses Niebelungenlied von großer gewaltiger Kraft. Ein Franzose kann sich schwerlich einen Begriff davon machen. Und gar von der Sprache, worin es gedichtet ist. Es ist eine Sprache von Stein und die Verse sind gleichsam gereimte Quadern. Hie und da, aus den Spalten, quellen rothe Blumen hervor, wie Blutstropfen, oder zieht sich der lange Epheu herunter, wie grüne Thränen. Von den Riesenleidenschaften, die sich in diesem Gedichte bewegen, könnt Ihr kleinen artigen Leutchen Euch noch viel weniger einen Begriff machen. Denkt Euch, es wäre eine helle Sommernacht, die Sterne, bleich wie Silber, aber groß wie Sonnen, träten hervor am blauen Himmel, und alle gothischen Dome von Europa hätten sich ein Rendez-vous gegeben auf einer ungeheuer weiten Ebene, und da kämen nun ruhig herangeschritten der straßburger Münster, der köllner Dom, der Glockenthurm von Florenz, die Kathedrale von Rouen, u. s. w. und diese machten der schönen Notre-Dame-de-Paris ganz artig die Cour. Es ist wahr, daß ihr Gang ein bischen unbeholfen ist, daß einige darunter sich sehr linkisch benehmen, und daß man über ihr verliebtes Wackeln manchmal lachen *könnte*. Aber dieses Lachen hätte doch ein Ende, sobald man sähe, wie sie in

Wuth gerathen, wie sie sich unter einander würgen, wie [illegible]
ris verzweiflungsvoll ihre beiden Steinarme gen Himmel [illegible]
ein Schwert ergreift, und dem größten aller Dome [illegible]
herunterschlägt. Aber nein, Ihr könnt Euch auch [illegible]
nen des Niebelungenlieds keinen Begriff machen: [illegible]
kein Stein ist so hart, wie der grimme Hagen und [illegible]

Wer hat aber dieses Leid verfaßt? Eben so [illegible]
weiß man den Namen des Dichters, der das [illegible]
Sonderbar! von den vortrefflichsten Büchern [illegible]
sonstigen Denkmälern der Kunst, weiß man selten [illegible]
Baumeister, der den kölner Dom erdacht? [illegible]
malt, worauf die schöne Gottesmutter und [illegible]
lich abkonterfeit sind? Wer hat das Buch [illegible]
Menschengeschlechter getröstet hat? [illegible]
Namen ihrer Wohlthäter: die Namen [illegible]
Heil seiner Mitbürger gesorgt, finden [illegible]
ihr dickes Gedächtniß bewahrt nur [illegible]
Kriegshelden. Der Baum [illegible]
ihn gepflegt in der Kälte, getränkt [illegible]
geschützt hat; aber er bewahrt [illegible]
unbarmherzig eingeschnitten [illegible]
mer wachsender Größe [illegible]

Wegen [illegible]
man auch [illegible]
da ich [illegible]
da er [illegible]
von [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

kennung zollten, haben ſie doch nie öffentlich ihn nach Gebühr geprieſen. Ja, einige Schriftſteller pflegten ſogar wegwerfend von ihm ſich zu äußern, und das waren eben diejenigen, die ſeine Weiſe nachahmten. Man könnte das Wort auf ſie anwenden, das Steevens von Voltaire gebraucht, als dieſer den Shakeſpeare ſchmähte, nachdem er deſſen Othello zu ſeinem Orosman benutzt; er ſagte nemlich: dieſe Leute gleichen den Dieben, die nachher das Haus anſtecken, wo ſie geſtohlen haben. Warum hat Herr Tieck nie von Arnim gehörig geſprochen, er, der über ſo manches unbedeutende Machwerk ſo viel Geiſtreiches ſagen konnte? Die Herren Schlegel haben ebenfalls den Arnim ignorirt. Nur nach ſeinem Tode erhielt er eine Art Nekrolog von einem Mitglied der Schule.

Ich glaube, Arnims Renommee konnte beſonders deshalb nicht aufkommen, weil er ſeinen Freunden, der katholiſchen Parthei, noch immer viel zu proteſtantiſch blieb, und weil wieder die proteſtantiſche Parthei ihn für einen Kryptokatholiken hielt. Aber warum hat ihn das Volk abgelehnt, das Volk, welchem ſeine Romane und Novellen in jeder Leihbibliothek zugänglich waren? Auch Hoffmann wurde in unſeren Literaturzeitungen und äſthetiſchen Blättern faſt gar nicht beſprochen, die höhere Kritik beobachtete in Betreff ſeiner ein vornehmes Schweigen, und doch wurde er allgemein geleſen. Warum vernachläſſigte nun das deutſche Volk einen Schriftſteller, deſſen Phantaſie von weltumfaſſender Weite, deſſen Gemüth von ſchauerlichſter Tiefe, und deſſen Darſtellungsgabe ſo unübertrefflich war? Etwas fehlte dieſem Dichter, und dieſes Etwas iſt es eben, was das Volk in den Büchern ſucht: das Leben. Das Volk verlangt, daß die Schriftſteller ſeine Tagesleidenſchaften mitfühlen, daß ſie die Empfindungen ſeiner eigenen Bruſt entweder angenehm anregen oder verletzen: das Volk will bewegt werden. Dieſes Bedürfniß konnte aber Arnim nicht befriedigen. Er war kein Dichter des Lebens, ſondern des Todes. In allem was er ſchrieb, herrſcht nur eine ſchattenhafte Bewegung, die Figuren tummeln ſich haſtig, ſie bewegen die Lippen, als wenn ſie ſprächen, aber man ſieht nur ihre Worte, man hört ſie nicht. Dieſe Figuren ſpringen, ringen, ſtellen ſich auf den Kopf, nahen ſich uns heimlich, und flüſtern uns leiſe ins Ohr: wir ſind todt. Solches Schauſpiel würde allzu grauenhaft und peinigend ſein, wäre nicht die Arnimſche Grazie, die über jede dieſer Dichtungen verbreitet iſt, wie das Lächeln eines Kindes, aber eines todten Kindes. Arnim kann die Liebe ſchildern, zuweilen auch die Sinnlichkeit, aber ſogar da können wir nicht mit ihm fühlen; wir ſehen ſchöne Leiber, wogende Buſen, feingebaute Hüften, aber ein kaltes, feuchtes Leichengewand umhüllt dieſes Alles. Manchmal iſt Arnim witzig, und wir müſſen ſogar lachen; aber es iſt doch, als wenn der Tod uns kitzle mit ſeiner Senſe. Gewöhnlich jedoch iſt er ernſthaft, und zwar wie ein todter Deutſcher. Ein lebendiger Deutſcher iſt ſchon ein hinlänglich ernſt-

haftes Geschöpf, und nun erst ein todter Deutscher! Ein Franzose hat gar keine Idee davon, wie ernsthaft wir erst im Tode sind; da sind unsere Gesichter noch viel länger, und die Würmer, die uns speisen, werden melancholisch, wenn sie uns dabei ansehen. Die Franzosen wähnen Wunder, wie schrecklich ernsthaft der Hoffmann sein könne; aber das ist Kinderspiel in Vergleichung mit Arnim. Wenn Hoffmann seine Todten beschwört und sie aus den Gräbern hervorsteigen und ihn umtanzen: dann zittert er selber vor Entsetzen, und tanzt selber in ihrer Mitte, und schneidet dabei die tollsten Astengrimassen. Wenn aber Arnim seine Todten beschwört, so ist es, als ob ein General [illegible] schau halte, und er sitzt so ruhig auf seinem hohen Geisterschimmel, und läßt die entsetzlichen Schaaren vor sich vorbeidefiliren, und sie [illegible] ihm hinauf und scheinen sich vor ihm zu fürchten. Er nickt ihnen aber freundlich zu.

Ludwig Achim von Arnim ward geboren 17[illegible], [illegible] und starb den Winter 1830. Er schrieb [illegible] Novellen. Seine Dramen sind voll [illegible] darunter betitelt „der Auerhahn." [illegible] größten Dichters nicht unwürdig. [illegible] geweile da geschildert! Der eine [illegible] storbenen Landgrafen sitzt allein, [illegible] spricht gähnend mit sich selber, und [illegible] immer länger wüchsen, und [illegible] pfiffe. Sein Bruder, der gute [illegible] in den Kleidern des seligen [illegible] wehmüthig gedenkt er, wie er [illegible] half, wie dieser ihm oft eine [illegible] nen nicht mehr beißen konnte, [illegible] Tritt gab; diese letztere [illegible] und er beklagt, daß nun der [illegible] könne.

Arnims Romane heißen „die Kronwächter" [illegible] Auch ersterer hat einen vortrefflichen Anfang. [illegible] Wartthurme von Waiblingen, in den [illegible] seiner wackeren dicken Frau, die [illegible] der Stadt behauptet. In der That, [illegible] sagte, sie sei eben in der Thurmwohnung [illegible] enge Thurmtreppe nicht mehr herabsteigen könne, [illegible] ersten Ehegatten, des alten Thürmers, genöthigt gewesen sei, [illegible] mer zu heirathen. Ueber solche böse Nachrede grämte sich [illegible]

den nicht wenig; und ſie konnte nur deßhalb die Thurmtreppe nicht hinabſteigen, weil ſie am Schwindel litt.

Der zweite Roman von Arnim, „die Gräfin Dolores," hat ebenfalls den allervortrefflichſten Anfang, und der Verfaſſer ſchildert uns da die Poeſie der Armuth und zwar einer adelichen Armuth, die er, der damals ſelber in großer Dürftigkeit lebte, ſehr oft zum Thema gewählt hat. Welch ein Meiſter iſt Arnim auch hier in der Darſtellung der Zerſtörniß! Ich meine es immer vor Augen zu ſehen, das wüſte Schloß der jungen Gräfin Dolores, das um ſo wüſter ausſieht, da es der alte Graf in einem heiter italieniſchen Geſchmacke, aber nicht fertig gebaut hat. Nun iſt es eine moderne Ruine, und im Schloßgarten iſt alles verödet; die geſchnittenen Taxusalleen ſind ſtruppig verwildert, die Bäume wachſen ſich einander in den Weg, der Lorbeer und der Oleander ranken ſchmerzlich am Boden, die ſchönen großen Blumen werden von verdrießlichem Unkraut umſchlungen, die Götterſtatuen ſind von ihren Poſtamenten herabgefallen, und ein paar muthwillige Bettelbuben kauern neben einer armen Venus, die im hohen Graſe liegt, und mit Brenneſſeln geiſeln ſie ihr den marmornen Hintern. Wenn der alte Graf, nach langer Abweſenheit, wieder in ſein Schloß heimkehrt, iſt ihm das ſonderbare Benehmen ſeiner Hausgenoſſenſchaft, beſonders ſeiner Frau, ſehr auffallend, es paſſirt bei Tiſche ſo allerlei Befremdliches, und das kommt wohl daher, weil die arme Frau vor Gram geſtorben und eben ſo wie das übrige Hausgeſinde längſt todt war. Der Graf ſcheint es aber am Ende ſelbſt zu ahnen, daß er ſich unter lauter Geſpenſtern befindet, und, ohne ſich etwas merken zu laſſen, reiſt er in der Stille wieder ab.

Unter Arnims Novellen dünkt mir die koſtbarſte ſeine „Iſabella von Egypten." Hier ſehen wir das wanderſchaftliche Treiben der Zigeuner, die man hier in Frankreich Bohémiens, auch Egyptiens nennt. Hier lebt und webt das ſeltſame Mährchenvolk mit ſeinen braunen Geſichtern, freundlichen Wahrſageraugen, und ſeinem wehmüthigen Geheimniß. Die bunte, gaukelnde Heiterkeit verhüllt einen großen myſtiſchen Schmerz. Die Zigeuner müſſen nemlich nach der Sage, die in dieſer Novelle gar lieblich erzählt wird, eine Zeit lang in der ganzen Welt herumwandeln, zur Abbuße jener ungaſtlichen Härte, womit einſt ihre Vorfahren die heilige Muttergottes mit ihrem Kinde abgewieſen, als dieſe, auf ihrer Flucht in Egypten, ein Nachtlager von ihnen verlangte. Deßhalb hielt man ſich auch berechtigt, ſie mit Grauſamkeit zu behandeln. Da man im Mittelalter noch keine Schellingſchen Philoſophen hatte, ſo mußte die Poeſie damals die Beſchönigung der unwürdigſten und grauſamſten Geſetze übernehmen. Gegen niemand waren dieſe Geſetze barbariſcher als gegen die armen Zigeuner. In manchen Ländern erlaubten ſie, jeden Zigeuner, bei Diebſtahlverdacht, ohne Unterſuchung und Urthel, aufzu-

knüpfen. So wurde ihr Oberhaupt Michael, genannt Herzog von Egypten, unschuldig gehenkt. Mit diesem trüben Ereigniß beginnt die Arnimsche Novelle. Nächtlich nehmen die Zigeuner ihren todten Herzog vom Galgen herab, legen ihm den rothen Fürstenmantel um die Schulter, setzen ihm die silberne Krone auf das Haupt und versenken ihn in die Schelde, fest überzeugt, daß ihn der mitleidige Strom nach Hause bringt, nach dem geliebten Egypten. Die arme Zigeunerprinzessin Isabella, seine Tochter, weiß nichts von dieser traurigen Begebenheit, sie wohnt einsam in einem verfallenen Hause an der Schelde, und hört, des Nachts, wie es so sonderbar im Wasser rauscht, und sie sieht plötzlich wie ihr bleicher Vater hervortaucht, im purpurnen Todtenschmuck, und der Mond wirft sein schmerzliches Licht auf die silberne Krone. Das Herz des schönen Kindes will schier brechen vor unnennbarem Jammer, vergebens will sie den todten Vater festhalten; er schwimmt ruhig weiter nach Egypten, nach seinem heimathlichen Wunderland, wo man seiner Ankunft harrt, um ihn in einer der großen Pyramiden nach Würden zu begraben. Rührend ist das Todtenmal womit das arme Kind den verstorbenen Vater ehrt; sie legt ihren weißen Schleier über einen Feldstein, und darauf stellt sie Speiß und Trank, welches sie feierlich genießt. Tief rührend ist alles was uns der vortreffliche Arnim von den Zigeunern erzählt, denen er schon an anderen Orten sein Mitleid gewidmet, z. B. in seiner Nachrede zum „Wunderhorn," wo er behauptet, daß wir den Zigeunern so viel Gutes und Heilsames, namentlich die mehrsten unserer Arzneien verdanken. Wir hätten sie mit Undank verstoßen und verfolgt. Mit all ihrer Liebe, klagt er, hätten sie bei uns keine Heimath erwerben können. Er vergleicht sie in dieser Hinsicht mit den kleinen Zwergen, wovon die Sage erzählt, daß sie alles herbeischafften was sich ihre großen starken Feinde zu Gastmälern wünschten, aber einmal für wenige Erbsen, die sie aus Noth vom Felde ablasen, jämmerlich geschlagen und aus dem Lande gejagt wurden. Das war nun ein wehmüthiger Anblick, wie die armen kleinen Menschen nächtlich über die Brücke wegtrappelten, gleich einer Schafherde, und jeder dort ein Münzchen niederlegen mußte, bis sie ein Faß damit füllten.

Eine Uebersetzung der erwähnten Novelle, Isabella von Egypten, würde den Franzosen nicht bloß eine Idee von Arnims Schriften geben, sondern auch zeigen, daß all die furchtbaren, unheimlichen, grausigen und gespenstischen Geschichten, die sie sich in der letzten Zeit gar mühsam abgequält, in Vergleichung mit Arnimschen Dichtungen, nur rosige Morgenträume einer Operntänzerin zu sein scheinen. In sämmtlichen französischen Schauergeschichten ist nicht so viel Unheimliches zusammengepackt wie in jener Kutsche, die Arnim von Bracke nach Brüssel fahren läßt, und worin folgende vier Personagen bei einander sitzen:

1) Eine alte Zigeunerin, welche zugleich Hexe iſt. Sie ſieht aus wie die ſchönſte von den ſieben Todſünden, und ſtrotzt im bunteſten Goldflitter und Seidenputz.

2) Ein todter Bärenhäuter, welcher, um einige Dukaten zu verdienen, aus dem Grabe geſtiegen und ſich auf ſieben Jahr als Bedienter verdingt. Es iſt ein fetter Leichnam, der einen Oberrock von weißem Bärenfell trägt, weßhalb er auch Bärenhäuter genannt wird, und der dennoch immer friert.

3) Ein Golem; nemlich eine Figur von Lehm, welche ganz wie ein ſchönes Weib geformt iſt, und wie ein ſchönes Weib ſich gebährdet. Auf der Stirn, verborgen unter den ſchwarzen Locken, ſteht mit hebräiſchen Buchſtaben das Wort „Wahrheit," und wenn man dieſes auslöſcht, fällt die ganze Figur wieder leblos zuſammen, als eitel Lehm.

4) Der Feldmarſchall Cornelius Nepos, welcher durchaus nicht mit dem berühmteu Hiſtoriker dieſes Namens verwandt iſt, ja welcher ſich nicht einmal einer bürgerlichen Abkunft rühmen kann, indem er von Geburt eigentlich eine Wurzel iſt, eine Alraunwurzel, welche die Franzoſen Mandragora nennen. Dieſe Wurzel wächſt unter dem Galgen, wo die zweideutigſten Thränen eines Gehenkten gefloſſen ſind. Sie gab einen entſetzlichen Schrei, als die ſchöne Iſabella ſie dort um Mitternacht aus dem Boden geriſſen. Sie ſah aus wie ein Zwerg, nur daß ſie weder Augen, Mund noch Ohren hatte. Das liebe Mädchen pflanzte ihr ins Geſicht zwei ſchwarze Wachholderkerne und eine rothe Hagebutte, woraus Augen und Mund entſtanden. Nachher ſtreute ſie dem Männlein auch ein bischen Hirſe auf den Kopf, welches als Haar, aber etwas ſtruppig, in die Höhe wuchs. Sie wiegte das Mißgeſchöpf in ihren weißen Armen, wenn es wie ein Kind greinte; mit ihren holdſeligen Roſenlippen küßte ſie ihm das Hagebuttmaul ganz ſchief; ſie küßte ihm vor Liebe faſt die Wachholderäuglein aus dem Kopf; und der garſtige Knirbs wurde dadurch ſo verzogen, daß er am Ende Feldmarſchall werden wollte, und eine brillante Feldmarſchalluniform anzog, und ſich durchaus Herr Feldmarſchall titulieren ließ.

Nicht wahr, das ſind vier ſehr ausgezeichnete Perſonen? Wenn Ihr die Morgue, die Todtenacker, die Cour de Mirakle und ſämmtliche Peſthöfe des Mittelalters ausplündert, werdet Ihr doch keine ſo gute Geſellſchaft zuſammenbringen, wie jene die in einer einzigen Kutſche von Brake nach Brüſſel fuhr. Ihr Franzoſen ſolltet doch endlich einſehen, daß das Grauenhafte nicht Euer Fach, und daß Frankreich kein geeigneter Boden für Geſpenſter jener Art. Wenn Ihr Geſpenſter beſchwört, müſſen wir lachen. Ja, wir Deutſchen, die wir bei Euren heiterſten Witzen ganz ernſthaft bleiben können, wir lachen deſto herzlicher bei Euren Geſpenſtergeſchichten. Denn Eure Geſpenſter ſind doch immer Franzoſen; und franzöſiſche Geſpenſter! welch ein Wider-

ſpruch in den Worten! In dem Wort „Geſpenſt“ liegt ſo viel Einſames, Mürriſches, Deutſches, Schweigendes, und in dem Worte „Franzöſiſch“ liegt hingegen ſo viel Geſelliges, Artiges, Franzöſiſches, Schwatzendes! Wie könnte ein Franzoſe ein Geſpenſt ſein, oder gar wie könnten in Paris Geſpenſter exiſtiren! In Paris, im Foyer der europäiſchen Geſellſchaft! Zwiſchen zwölf und ein Uhr, der Stunde, die nun einmal von jeher den Geſpenſtern zum Spuken angewieſen iſt, rauſcht noch das lebendigſte Leben in den Gaſſen von Paris, in der Oper klingt eben dann das brauſendſte Finale, aus den Varietés und dem Gymnas ſtrömen die heiterſten Gruppen, und das wimmelt und tänzelt und lacht und ſchäkert auf den Boulevards, und man geht in die Soiree. Wie müßte ſich ein armes ſpukendes Geſpenſt unglücklich fühlen in dieſer heiteren Menſchenbewegung! Und wie könnte ein Franzoſe, ſelbſt wenn er todt iſt, den zum Spuken nöthigen Ernſt beibehalten, wenn ihn von allen Seiten die bunteſte Volksluſt umjauchzt! Ich ſelbſt, obgleich ein Deutſcher, im Fall ich todt wäre und hier in Paris des Nachts ſpuken ſollte, ich könnte meine Geſpenſterwürde gewiß nicht behaupten, wenn mir etwa an einer Straßenecke irgend eine jener Göttinnen des Leichtſinns entgegenrennte, die einem dann ſo köſtlich ins Geſicht zu lachen wiſſen. Gäbe es wirklich in Paris Geſpenſter, ſo bin ich überzeugt, geſellig wie die Franzoſen ſind, ſie würden ſich ſogar als Geſpenſter einander anſchließen, ſie würden bald Geſpenſterreünions bilden, ſie würden ein Todtenkafeehaus ſtiften, eine Todtenzeitung herausgeben, eine Pariſer Todtenrevüe, und es gäbe bald Todtenſoirees, où l'on fera de la musique. Ich bin überzeugt, die Geſpenſter würden ſich hier in Paris weit mehr amüſiren als bei uns die Lebenden. Was mich betrifft, wüßte ich, daß man ſolcherweiſe in Paris als Geſpenſt exiſtiren könnte, ich würde den Tod nicht mehr fürchten. Ich würde nur maßregeln treffen, daß ich am Ende auf dem Père-Lachaiſe beerdigt werde und in Paris ſpuken kann, zwiſchen zwölf und ein Uhr. Welche köſtliche Stunde! Ihr deutſchen Landsleute, wenn Ihr nach meinem Tode mal nach Paris kommt, und mich des Nachts hier als Geſpenſt erblickt, erſchreckt nicht; ich ſpuke nicht in furchtbar unglücklich deutſcher Weiſe, ich ſpuke vielmehr zu meinem Vergnügen.

Da man, wie ich in allen Geſpenſtergeſchichten geleſen, gewöhnlich an den Orten ſpuken muß, wo man Geld begraben hat, ſo will ich aus Vorſorge einige Sous irgendwo auf den Boulevards begraben. Bis jetzt habe ich zwar ſchon in Paris Geld todtgeſchlagen, aber nie begraben.

O Ihr armen franzöſiſchen Schriftſteller, Ihr ſolltet doch endlich einſehen, daß Eure Schauerromane und Spukgeſchichten ganz unpaſſend ſind für ein Land, wo es entweder gar keine Geſpenſter giebt, oder wo doch die Geſpenſter ſo geſellſchaftlich heiter wie wir anderen ſich gehaben würden. Ihr kommt mir vor wie die Kinder, die ſich Masken vors Geſicht halten, um ſich einander

Furcht einzuſagen. Es ſind ernſthafte, furchtbare Larven, aber durch die Augenlucken ſchauen fröhliche Kinderaugen. Wir Deutſchen hingegen tragen zuweilen die freundlich jugendlichſten Larven, und aus den Augen lauſcht der greiſe Tod. Ihr ſeid ein zierliches, liebenswürdiges, vernünftiges und lebendiges Volk, und nur das Schöne und Edle und Menſchliche liegt im Bereiche Eurer Kunſt. Das haben ſchon Eure älteren Schriftſteller eingeſehen, und Ihr, die neueren, werdet am Ende ebenfalls zu dieſer Einſicht gelangen. Laßt ab vom Schauerlichen und Geſpenſtiſchen. Laßt uns Deutſchen alle Schreckniſſe des Wahnſinns, des Fiebertraums und der Geiſterwelt. Deutſchland iſt ein gedeihlicheres Land für alte Hexen, todte Bärenhäuter, Golems jedes Geſchlechts, und beſonders für Feldmarſchälle wie der kleine Cornelius Nepos. Nur jenſeits des Rheins können ſolche Geſpenſter gedeihen; nimmermehr in Frankreich. Als ich hieher reiſte, begleiteten mich meine Geſpenſter bis an die franzöſiſche Grenze. Da nahmen ſie betrübt von mir Abſchied. Denn der Anblick der dreifarbigen Fahne verſcheucht die Geſpenſter jeder Art. —

3.

Die Geſchichte der Literatur iſt eben ſo ſchwierig zu beſchreiben wie die Naturgeſchichte. Dort wie hier hält man ſich an die beſonders hervortretenden Erſcheinungen. Aber wie in einem kleinen Waſſerglas eine ganze Welt wunderlicher Thierchen enthalten iſt, die eben ſo ſehr von der Allmacht Gottes zeugen, wie die größten Beſtien: ſo enthält der kleinſte Muſenalmanach zuweilen eine Anzahl Dichterlinge, die dem ſtillen Forſcher eben ſo intereſſant dünken, wie die größten Elephanten der Literatur. Gott iſt groß!

Die meiſten Literaturhiſtoriker geben uns wirklich eine Literaturgeſchichte wie eine wohlgeordnete Menagerie, und immer beſonders abgeſperrt, zeigen ſie uns epiſche Säugedichter, lyriſche Luftdichter, dramatiſche Waſſerdichter, proſaiſche Amphibien, die ſowohl Land- wie Seeromane ſchreiben, humoriſtiſche Molusken u. ſ. w. Andere, im Gegentheil, treiben die Literaturgeſchichte pragmatiſch, beginnen mit den urſprünglichen Menſchheitsgefühlen, die ſich in den verſchiedenen Epochen ausgebildet und endlich eine Kunſtform angenommen; ſie beginnen ab ovo, wie der Geſchichtſchreiber, der den trojaniſchen Krieg mit der Erzählung vom Ei der Leda eröffnet. Und wie dieſer handeln ſie thöricht. Denn ich bin überzeugt, wenn man das Ei der Leda zu einer Omelette verwendet hätte, würden ſich dennoch Hektor und Achilles vor dem ſkäiſchen Thore begegnet und ritterlich bekämpft haben. Die großen *Fakta* und die großen Bücher entſtehen nicht aus Geringfügigkeiten, ſondern

ſie ſind nothwendig, ſondern ſie hängen zuſammen mit den Kreisläufen von Sonne, Mond und Sterne und ſie entſtehen vielleicht durch deren Influenz auf die Erde. Die Fakta ſind nur die Reſultate der Ideen; . . . aber wie kommt es, daß zu gewiſſen Zeiten ſich gewiſſe Ideen ſo gewaltig geltend machen, daß ſie das ganze Leben der Menſchen, ihr Tichten und Trachten, ihr Denken und Schreiben, aufs wunderbarſte umgeſtalten? Es iſt vielleicht an der Zeit eine literariſche Aſtrologie zu ſchreiben und die Erſcheinung gewiſſer Ideen, oder gewiſſer Bücher worin dieſe ſich offenbaren, aus der Conſtellazion der Geſtirne zu erklären.

Oder entſpricht das Aufkommen gewiſſer Ideen nur momentanen Bedürfniſſen der Menſchen? Suchen ſie immer die Ideen, womit ſie ihre jedesmaligen Wünſche legitimiren können? In der That, die Menſchen ſind ihrem innerſten Weſen nach lauter Doktrinäre; ſie wiſſen immer eine Doktrin zu finden, die alle ihre Entſagungen oder Begehrniſſe juſtifizirt. In böſen mageren Tagen, wo die Freude ziemlich unerreichbar geworden, huldigen ſie dem Dogma der Abſtinenz und behaupten die irdiſchen Trauben ſeien ſauer; werden jedoch die Zeiten wohlhabender, wird es den Leuten möglich emporzulangen nach den ſchönen Früchten dieſer Welt, dann tritt auch eine heitere Doktrin ans Licht, die dem Leben alle ſeine Süßigkeiten und ſein volles, unveräußerliches Genußrecht vindizirt.

Nahen wir dem Ende der chriſtlichen Faſtenzeit und bricht das roſige Weltalter der Freude ſchon leuchtend heran? Wie wird die heitere Doktrin die Zukunft geſtalten?

In der Bruſt der Schriftſteller eines Volkes liegt ſchon das Abbild von deſſen Zukunft, und ein Kritiker, der mit hinlänglich ſcharfem Meſſer einen neueren Dichter ſezirte, könnte, wie aus den Eingeweiden eines Opferthieres, ſehr leicht prophezeien, wie ſich Deutſchland in der Folge geſtalten wird. Ich würde herzlich gern, als ein literäriſcher Calchas, in dieſer Abſicht einige unſerer jüngſten Poeten kritiſch abſchlachten, müßte ich nicht befürchten in ihren Eingeweiden viele Dinge zu ſehen, über die ich mich hier nicht ausſprechen darf. Man kann nämlich unſere neueſte deutſche Literatur nicht beſprechen, ohne ins tiefſte Gebiet der Politik zu gerathen. In Frankreich, wo ſich die belletriſtiſchen Schriftſteller von der politiſchen Zeitbewegung zu entfernen ſuchen, ſogar mehr als löblich, da mag man jezt die Schöngeiſter des Tages beurtheilen und den Tag ſelbſt unbeſprochen laſſen können. Aber jenſeits des Rheines werfen ſich jezt die belletriſtiſchen Schriftſteller mit Eifer in die Tagesbewegung, wovon ſie ſich ſo lange entfernt gehalten. Ihr Franzoſen ſeid während funfzig Jahren beſtändig auf den Beinen geweſen und ſeid jezt müde; wir Deutſche hingegen haben bis jezt am Studiertiſche geſeſſen, und

haben alte Klaſſiker kommentirt, und möchten uns jetzt einige Bewegung machen.

Derſelbe Grund, den ich oben angedeutet, verhindert mich mit gehöriger Würdigung einen Schriftſteller zu beſprechen, über welchen Frau von Staël nur flüchtige Andeutungen gegeben und auf welchen ſeitdem, durch die geiſtreichen Artikel von Philareth Chales, das franzöſiſche Publikum noch beſonders aufmerkſam geworden. Ich rede von Jean Paul Friedrich Richter. Man hat ihn den Einzigen genannt. Ein treffliches Urtheil, das ich jetzt erſt ganz begreife, nachdem ich vergeblich darüber nachgeſonnen, an welcher Stelle man in einer Literaturgeſchichte von ihm reden müßte. Er iſt faſt gleichzeitig mit der romantiſchen Schule aufgetreten, ohne im mindeſten daran Theil zu nehmen, und eben ſo wenig hegte er ſpäter die mindeſte Gemeinſchaft mit der goetheſchen Kunſtſchule. Er ſteht ganz iſolirt in ſeiner Zeit, eben weil er, im Gegenſatz zu den beiden Schulen, ſich ganz ſeiner Zeit hingegeben und ſein Herz ganz davon erfüllt war. Sein Herz und ſeine Schriften waren eins und daſſelbe. Dieſe Eigenſchaft, dieſe Ganzheit finden wir auch bei den Schriftſtellern des heutigen jungen Deutſchlands, die ebenfalls keinen Unterſchied machen wollen zwiſchen Leben und Schreiben, die nimmermehr die Politik trennen von Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion, und die zu gleicher Zeit Künſtler, Tribune und Apoſtel ſind.

Ja, ich wiederhole das Wort Apoſtel, denn ich weiß kein bezeichnenderes Wort. Ein neuer Glaube beſeelt ſie mit einer Leidenſchaft, von welcher die Schriftſteller der früheren Periode keine Ahnung hatten. Es iſt dieſes der Glaube an den Fortſchritt, ein Glaube der aus dem Wiſſen entſprang. Wir haben die Lande gemeſſen, die Naturkräfte gewogen, die Mittel der Induſtrie berechnet, und ſiehe wir haben ausgefunden: daß dieſe Erde groß genug iſt; daß ſie jedem hinlänglichen Raum bietet, die Hütte ſeines Glückes darauf zu bauen; daß dieſe Erde uns alle anſtändig ernähren kann, wenn wir alle arbeiten und nicht Einer auf Koſten des Anderen leben will; und daß wir nicht nöthig haben die größere und ärmere Klaſſe an den Himmel zu verweiſen. — Die Zahl dieſer Wiſſenden und Gläubigen iſt freilich noch gering. Aber die Zeit iſt gekommen wo die Völker nicht mehr nach Köpfen gezählt werden, ſondern nach Herzen. Und iſt das große Herz eines einzigen Heinrich Laube nicht mehr werth, als ein ganzer Thiergarten von Raupachen und Comödianten?

Ich habe den Namen Heinrich Laube genannt; denn, wie könnte ich von dem jungen Deutſchland ſprechen, ohne des großen flammenden Herzens zu gedenken, das daraus am glänzendſten hervorleuchtet. Heinrich Laube, einer jener Schriftſteller, die ſeit der Juliusrevolution aufgetreten ſind, iſt für Deutſchland von einer ſocialen Bedeutung, deren ganzes Gewicht jetzt noch

nicht ermessen werden kann. [illegible]
Autoren der vergangenen Periode [illegible]
Eifer des jungen Deutschlands. [illegible]
hohen Kunstsinn [illegible]
eben so sehr wie für das [illegible]
für edle Form: [illegible]
Kämpen für [illegible]
der ihm angeboren, [illegible]
tischen Pöbels, [illegible]
zu verlästern [illegible]

In dieser Hinsicht [illegible]
Herr Carl Gutzkow [illegible]
wähne, so [illegible]
traue, noch [illegible]
nein, auch Carl Gutzkow [illegible]
Kraft und [illegible]
erfreuen mich [illegible]
aber in allem [illegible]
selbstbewußte [illegible]
als die [illegible]
kenischen Geistes.

Herr Carl Gutzkow [illegible]
sich [illegible]
[illegible]
Schlesier, [illegible]
ich hier, [illegible]
lassen darf. [illegible]
zu werden [illegible]
nicht der [illegible]
mich zu sehr von meinem Thema entfernt: [illegible]
mit einigen Worten reden.

Ich habe erwähnt wie Jean Paul Friedrich Richter in seiner Hauptrichtung dem jungen Deutschland voranging. Dieses letztere jedoch, aufs Praktische angewiesen, hat sich der abstrusen Verworrenheit, der barocken Darstellungsart und des ungenießbaren Styles der Jean-Paul'schen Schriften zu enthalten gewußt. Von diesem Style kann sich ein klarer wohlredigirter französischer Kopf nimmermehr einen Begriff machen. Jean Pauls Periodenbau besteht aus lauter kleinen Stübchen, die manchmal so eng sind, daß wenn eine Idee dort mit einer anderen zusammentrifft, sie sich beide die Köpfe zerstoßen; oben an der Decke sind lauter Haken woran Jean Paul allerlei Gedanken hängt

auch an den Winter stets lauter gebratne Schlaraffen, warme Gerichte verlangt. Jean Paul ist ein deutscher Schriftsteller in so weit, wie er an Gedanken und Gesichten, aber er ist nie zur Reife gekommen, und mit dem Verstande einer Gesichte und eines Gedichtes kommt er und mehr Erkenntniß als Empfindung. Gedanken und Gefühle, die zu entgegengesetzten Bäumen aufwachsen müssen, wenn sie sich ordentlich Wurzel fassen und mit aller ihrer Kraft, Blüthen und Früchten sich entwickeln sollen: diese treibt er aus, wenn sie kaum noch kleine Pflänzchen, oft sogar noch bloße Keime sind, und ganze Gesellschaften werden aus Gedanken, auf einer gewöhnlichen Schüssel, als Gemüse aufgesetzt. Liebt ich nun eine wunderliche, exzentrische Kost: denn mein Magen kann junge Eichen, Zedern, Palmen und Bananen in reicher Menge vertragen. Jean Paul ist ein großer Dichter und Philosoph, aber man kann nicht unklüglerischer sein als eben er im Schaffen und Denken. Er hat in seinen Romanen ächtpoetische Gestalten zur Welt gebracht, aber alle diese Geburten schleppen eine närrisch lange Nabelschnur mit sich herum und verwickeln und würgen sich damit. Statt Gedanken giebt er uns eigentlich sein Denken selbst, wir sehen die materielle Thätigkeit seines Gehirns; er giebt uns, so zu sagen, mehr Gehirn als Gedanken. In allen Richtungen treiben dabei seine Witze, die Höhe seines erhitzten Geistes. Er ist der launigste Schriftsteller und zugleich der sentimentalste. Ja, die Sentimentalität überwindet ihn immer und sein Lachen verwandelt sich jählings in Weinen. Er vermummt sich manchmal in einen bettelhaften plumpen Gesellen, aber dann plötzlich, wie die Fürsten inkognito, die wir auf dem Theater sehen, knöpft er den groben Oberrock auf, und wir erblicken alsdann den strahlenden Stern.

Hierin gleicht Jean Paul ganz dem großen Irländer, womit man ihn oft verglichen. Auch der Verfasser des Tristram Shandy, wenn er sich in den rohesten Trivialitäten verloren, weiß uns plötzlich, durch erhabene Uebergänge, an seine fürstliche Würde, an seine Ebenbürtigkeit mit Shakespeare, zu erinnern. Wie Lorenz Sterne hat auch Jean Paul in seinen Schriften seine Persönlichkeit Preis gegeben, er hat sich ebenfalls in menschlichster Blöße gezeigt, aber doch mit einer gewissen unbeholfenen Scheu, besonders in geschlechtlicher Hinsicht. Lorenz Sterne zeigt sich dem Publikum ganz entkleidet, er ist ganz nackt; Jean Paul hingegen hat nur Löcher in der Hose. Mit Unrecht glauben einige Kritiker, Jean Paul habe mehr wahres Gefühl besessen als Sterne, weil dieser, sobald der Gegenstand den er behandelt eine tragische Höhe erreicht, plötzlich in den scherzhaftesten, lachendsten Ton überspringt; statt daß Jean Paul, wenn der Gegenstand mindesten ernsthaft wird, allmälig zu flennen beginnt und [illegible] Thränendrüsen austräufen läßt. Nein, Sterne fühlte vielleicht nicht tiefer als Jean Paul, denn er ist ein größerer Dichter. Er ist, [illegible] erwähnt, ebenbürtig mit William

Shakeſpeare, und auch ihn, den Lorenz Sterne, haben die Muſen erzogen auf dem Parnaß. Aber, nach Frauenart, haben ſie ihn, beſonders durch ihre Liebkoſungen, ſchon frühe verdorben. Er war das Schooßkind der bleichen tragiſchen Göttin. Einſt, in einem Anfall von grauſamer Zärtlichkeit, küßte dieſe ihm das junge Herz ſo gewaltig, ſo liebeſtark, ſo inbrünſtig ſaugend, daß das Herz zu bluten begann und plötzlich alle Schmerzen dieſer Welt verſtand und von unendlichem Mitleid erfüllt wurde. Armes, junges Dichterherz! Aber die jüngere Tochter Mnemeſines, die roſige Göttin des Scherzes, hüpfte ſchnell hinzu und nahm den leidenden Knaben in ihre Arme und ſuchte ihn zu erheitern mit Lachen und Singen und gab ihm als Spielzeug die komiſche Larve und die närriſchen Glöckchen, und küßte begütigend ſeine Lippen, und küßte ihm darauf all ihren Leichtſinn, all ihre trotzige Luſt, all ihre witzige Neckerei.

Und ſeitdem geriethen Sternes Herz und Sternes Lippen in einen ſonderbaren Widerſpruch: wenn ſein Herz manchmal ganz tragiſch bewegt iſt, und er ſeine tiefſten blutenden Herzensgefühle ausſprechen will, dann, zu ſeiner eignen Verwunderung, flattern von ſeinen Lippen die lachend ergötzlichſten Worte.

4.

Im Mittelalter herrſchte unter dem Volke die Meinung: wenn irgend ein Gebäude zu errichten ſei, müſſe man etwas Lebendiges ſchlachten und auf dem Blute deſſelben den Grundſtein legen; dadurch werde das Gebäude feſt und unerſchütterlich ſtehen bleiben. War es nun der altheidniſche Wahnwitz, daß man ſich die Gunſt der Götter durch Blutopfer erwerbe, oder war es Mißbegriff der chriſtlichen Verſöhnungslehre was dieſe Meinung von der Wunderkraft des Blutes, von einer Heiligung durch Blut, von dieſem Glauben an Blut hervorgebracht hat: genug, er war herrſchend, und in Liedern und Sagen lebt die ſchauerliche Kunde, wie man Kinder oder Thiere geſchlachtet, um mit ihrem Blute große Bauwerke zu feſtigen. Heut zu Tage iſt die Menſchheit verſtändiger; wir glauben nicht mehr an die Wunderkraft des Blutes, weder an das Blut eines Edelmanns noch eines Gottes, und die große Menge glaubt nur an Geld. Beſteht nun die heutige Religion in der Geldwerdung Gottes oder in der Gottwerdung des Geldes? Genug, die Leute glauben nur an Geld; nur dem gemünzten Metall, den ſilbernen und goldenen Hoſtien, ſchreiben ſie eine Wunderkraft zu; das Geld iſt der Anfang und das Ende aller ihrer Werke; und wenn ſie ein Gebäude zu errichten

haben, ſo tragen ſie große Sorge, daß unter den Grundſtein einige Geldſtücke, eine Kapſel mit allerlei Münzen, gelegt werden.

Ja, wie im Mittelalter Alles, die einzelnen Bauwerke eben ſo wie das ganze Staats- und Kirchengebäude, auf dem Glauben an Blut beruhte, ſo beruhen alle unſere heutigen Inſtituzionen auf dem Glauben an Geld, auf wirklichem Geld. Jenes war Aberglauben, doch dieſes iſt der baare Egoismus. Erſteren zerſtörte die Vernunft, letzteren wird das Gefühl zerſtören. Die Grundlage der menſchlichen Geſellſchaft wird einſt eine beſſere ſein, und alle großen Herzen Europas ſind ſchmerzhaft beſchäftigt, dieſe neue beſſere Baſis zu entdecken.

Vielleicht war es der Mißmuth ob dem jetzigen Geldglauben, der Widerwille gegen den Egoismus, den ſie überall hervorgrinſen ſahen, was in Deutſchland einige Dichter von der romantiſchen Schule, die es ehrlich meinten, zuerſt bewogen hatte, aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurückzuflüchten und die Reſtaurazion des Mittelalters zu befördern. Dieſes mag namentlich bei denjenigen der Fall ſein, die nicht die eigentliche Coterie bildeten. Zu dieſer letztern gehörten die Schriftſteller die ich im zweiten Buche beſonders abgehandelt, nachdem ich im erſten Buche die Romantiſche Schule im Allgemeinen beſprochen. Nur wegen dieſer literar-hiſtoriſchen Bedeutung, nicht wegen ihres inneren Werthes, habe ich von dieſen Coteriegenoſſen, die in Gemeinſchaft wirkten, zuerſt und ganz umſtändlich geredet. Man wird mich daher nicht mißverſtehen, wenn von Zacharias Werner, von dem Baron de la Motte Fouqué und von Herrn Ludwig Uhland eine ſpätere und kärglichere Meldung geſchieht. Dieſe drei Schriftſteller verdienten vielmehr, ihrem Werthe nach, weit ausführlicher beſprochen und gerühmt zu werden. Denn Zacharias Werner war der einzige Dramatiker der Schule, deſſen Stücke auf der Bühne aufgeführt und vom Parterre applaudirt wurden. Der Herr Baron de la Motte Fouqué war der einzige epiſche Dichter der Schule, deſſen Romane das ganze Publikum anſprachen. Und Herr Ludwig Uhland iſt der einzige Lyriker der Schule, deſſen Lieder in die Herzen der großen Menge gedrungen ſind und noch jetzt im Munde der Menſchen leben.

In dieſer Hinſicht verdienen die erwähnten drei Dichter einen Vorzug vor Herrn Ludwig Tieck, den ich als einen der beſten Schriftſteller der Schule geprieſen habe. Herr Tieck hat nemlich, obgleich das Theater ſein Steckenpferd iſt und er von Kind auf bis heute ſich mit dem Comödiantenthum und mit den kleinſten Details deſſelben, beſchäftigt hat, doch immer darauf verzichten müſſen, jemals von der Bühne herab die Menſchen zu bewegen, wie es dem Zacharias Werner gelungen iſt. Herr Tieck hat ſich immer ein Hauspublikum halten müſſen, dem er ſelber ſeine Stücke vorbeklamirte und auf deren Händeklatſchen ganz ſicher zu rechnen war. Während Herr de la Motte Fouqué

von der Herzogin bis zur Wäscherin mit gleicher Luſt geleſen wurde und als die Sonne der Leihbibliotheken ſtralte, war Herr Tieck nur die Aſtrallampe der Theegeſellſchaften, die, angeglänzt von ſeiner Poeſie, bei der Vorleſung ſeiner Novellen, ganz ſeelenruhig ihren Thee verſchluckten. Die Kraft dieſer Poeſie mußte immer deſto mehr hervortreten, je mehr ſie mit der Schwäche des Thees kontraſtirte, und in Berlin, wo man den matteſten Thee trinkt, mußte Herr Tieck als einer der kräftigſten Dichter erſcheinen. Während die Lieder unſeres vortrefflichen Uhland in Wald und Thal erſchollen, und noch jetzt von wilden Studenten gebrüllt und von zarten Jungfrauen gelispelt werden, iſt kein einziges Lied des Herrn Tieck in unſere Seelen gedrungen, kein einziges Lied des Herrn Ludwig Tieck iſt in unſerem Ohre geblieben, das große Publikum kennt kein einziges Lied dieſes großen Lyrikers.

Zacharias-Werner iſt geboren zu Königsberg in Preußen, den 18. Nov. 1768. Seine Verbindung mit den Schlegeln war keine perſönliche, ſondern nur eine ſympathetiſche. Er begriff in der Ferne was ſie wollten, und that ſein Möglichſtes in ihrem Sinne zu dichten. Aber er konnte ſich für die Reſtaurazion des Mittelalters nur einſeitig, nemlich nur für die hierarchiſch katholiſche Seite deſſelben, begeiſtern; die feudaliſtiſche Seite hat ſein Gemüth nicht ſo ſtark in Bewegung geſetzt. Hierüber hat uns ſein Landsmann T. A. Hoffmann, in den Serapionsbrüdern, einen merkwürdigen Aufſchluß ertheilt. Er erzählt nemlich, daß Werners Mutter gemüthskrank geweſen und während ihrer Schwangerſchaft ſich eingebildet, daß ſie die Muttergottes ſei und den Heiland zur Welt bringe. Der Geiſt Werners trug nun, ſein ganzes Leben hindurch, das Muttermahl dieſes religiöſen Wahnſinns. Die entſetzlichſte Religionsſchwärmerei finden wir in allen ſeinen Dichtungen. Eine einzige, der Vierundzwanzigſte Februar, iſt frei davon und gehört zu den koſtbarſten Erzeugniſſen unſerer dramatiſchen Literatur. Sie hat, mehr als Werners übrige Stücke, auf dem Theater den größten Enthuſiasmus hervorgebracht. Seine anderen dramatiſchen Werke haben den großen Haufen weniger angeſprochen, weil es dem Dichter, bei aller draſtiſchen Kraft, faſt gänzlich an Kenntniß der Theaterverhältniſſe fehlte.

Der Biograph Hoffmanns, der Herr Criminalrath Hitzig, hat auch Werners Leben beſchrieben. Eine gewiſſenhafte Arbeit, für den Pſychologen eben ſo intereſſant wie für den Literarhiſtoriker. Wie man mir jüngſt erzählt, war Werner auch einige Zeit in Paris, wo er an den peripatetiſchen Philoſophinnen, die damals des Abends im brillanteſten Putz, die Gallerien des Palais-Royal durchwandelten, ſein beſonderes Wohlgefallen fand. Sie liefen immer hinter ihm drein, und neckten ihn, und lachten über ſeinen komiſchen Anzug und ſeine noch komiſcheren Manieren. Das war die gute alte Zeit! Ach, wie das Palais-royal ſo hat ſich auch Zacharias Werner ſpäterhin ſehr verändert; die

letzte Lampe der Luſt erloſch im Gemüthe des vertrübten Mannes, zu Wien trat er in den Orden der Ligorianer, und in der Sankt-Stephanskirche predigte er dort über die Nichtigkeit aller irdiſchen Dinge. Er hatte ausgefunden, daß alles auf Erden eitel ſei. Der Gürtel der Venus, behauptete er jetzt, ſei nur eine häßliche Schlange, und die erhabene Juno trage unter ihrem weißen Gewande ein paar hirſchlederne, nicht ſehr reinliche Poſtilionshoſen. Der Pater Zacharias kaſteite ſich jetzt und faſtete und eiferte gegen unſere verſtockte Weltluſt. Verflucht iſt das Fleiſch! ſchrie er ſo laut und mit ſo grell oſtpreußiſchem Accent, daß die Heiligenbilder in Sankt Stephan erzitterten und die Wiener Griſetten allerliebſt lächelten. Außer dieſer wichtigen Neuigkeit erzählte er den Leuten beſtändig: daß er ein großer Sünder ſei.

Genau betrachtet, iſt ſich der Mann immer konſequent geblieben, nur daß er früherhin bloß beſang, was er ſpäterhin wirklich übte. Die Helden ſeiner meiſten Dramen ſind ſchon mönchiſch entſagende Liebende, ascetiſche Wollüſtlinge, die in der Abſtinenz eine erhöhte Wonne entdeckt haben, die durch die Marter des Fleiſches ihre Genußſucht ſpiritualiſiren, die in den Tiefen der religiöſen Myſtik die ſchauerlichſten Seeligkeiten ſuchen, heilige Rouës.

Kurz vor ſeinem Tode war die Freude an dramatiſcher Geſtaltung noch einmal in Wernern erwacht, nnd er ſchrieb noch eine Tragödie, betitelt: die Mutter der Makkabäer. Hier galt es aber nicht den profanen Lebensernſt mit romantiſchen Späßen zu feſtoniren; zu dem heiligen Stoff wählte er auch einen kirchlich breitgezogenen Ton, die Rhythmen ſind feierlich gemeſſen wie Glockengeläute, bewegen ſich langſam wie eine Charfreitagsprozeſſion, und es iſt eine paleſtinaſche Legende in griechiſcher Tragödienform. Das Stück fand wenig Beifall bei den Menſchen hier unten; ob es den Engeln im Himmel beſſer gefiel, das weiß ich nicht.

Aber der Pater Zacharias ſtarb bald darauf, Anfang des Jahres 1823, nachdem er über 54 Jahr auf dieſer ſündigen Erde gewandelt.

Wir laſſen ihn ruhen, den Todten, und wenden uns zu dem zweiten Dichter des romantiſchen Triumvirats. Es iſt der vortreffliche Freiherr Friedrich de la Motte Fouqué, geboren in der Mark Brandenburg im Jahr 1777 und zum Profeſſor ernannt an der Univerſität Halle, im Jahr 1833. Früher ſtand er als Major im königl. Preuß. Militärdienſt und gehört zu den Sangeshelden oder Heldenſängern, deren Leyer und Schwert, während dem ſogenannten Freiheitskriege, am lauteſten erklang. Sein Lorbeer iſt von ächter Art. Er iſt ein wahrer Dichter und die Weihe der Poeſie ruht auf ſeinem Haupte. Wenigen Schriftſtellern ward ſo allgemeine Huldigung zu Theil, wie einſt unſerem vortrefflichen Fouqué. Jetzt hat er ſeine Leſer nur noch unter dem Publikum der Leihbibliotheken. Aber dieſes Publikum iſt immer groß genug, und Herr Fouqué kann ſich rühmen, daß er der einzige

von der romantischen Schule ist, an dessen Schriften auch die niederen Klassen Geschmack gefunden. Während man in den ästhetischen Theezirkeln Berlins über den heruntergekommenen Ritter die Nase rümpfte, fand ich, in einer kleinen Harzstadt, ein wunderschönes Mädchen, welches von Fouqué mit entzückender Begeisterung sprach und erröthend gestand: daß sie gern ein Jahr ihres Lebens dafür hingäbe, wenn sie nur einmahl den Verfasser der Undine küssen könnte. — Und dieses Mädchen hatte die schönsten Lippen, die ich jemals gesehen.

Aber welch ein wunderliebliches Gedicht ist die Undine! Dieses Gedicht ist selbst ein Kuß! der Genius der Poesie küßte den schlafenden Frühling, und dieser schlug lächelnd die Augen auf, und alle Rosen dufteten und alle Nachtigallen sangen, und was die Rosen dufteten und alle Nachtigallen sangen, das hat unser vortrefflicher Fouqué in Worte gekleidet und er nannte es: Undine.

Ich weiß nicht, ob diese Novelle ins Französische übersetzt worden. Es ist die Geschichte von der schönen Wasserfee, die keine Seele hat, die nur dadurch, daß sie sich in einen Ritter verliebt, eine Seele bekömmt .... aber, ach! mit dieser Seele bekömmt sie auch unsere menschlichen Schmerzen, ihr ritterlicher Gemahl wird treulos, und sie küßt ihn todt. Denn der Tod ist in diesem Buche ebenfalls nur ein Kuß.

Diese Undine könnte man als die Muse der Fouquéschen Poesie betrachten. Obgleich sie unendlich schön ist, obgleich sie eben so leidet wie wir und irdischer Kummer sie hinlänglich belastet, so ist sie doch kein eigentlich menschliches Wesen. Unsere Zeit aber stößt alle Luft- und Wassergebilde von sich, selbst die schönsten, sie verlangt wirkliche Gestalten des Lebens, und am allerwenigsten verlangt sie Nixen, die in adelige Ritter verliebt sind. Das war es. Die retrograde Richtung, das beständige Loblied auf den Geburtadel, die unaufhörliche Verherrlichung des alten Feudalwesens, die ewige Ritterthümelei, mißbehagte am Ende den bürgerlich Gebildeten im deutschen Publikum, und man wandte sich ab von dem unzeitgemäßen Sänger. In der That, dieser beständige Singsang von Harnischen, Turnierrossen, Burgfrauen, ehrsamen Zunftmeistern, Zwergen, Knappen, Schloßkapellen, Minne und Glaube, und wie der mittelalterliche Trödel sonst heißt, wurde uns endlich lästig; und als der ingeniose Hidalgo Friedrich de la Motte Fouqué sich immer tiefer in seine Ritterbücher versenkte, und im Traume der Vergangenheit das Verständniß der Gegenwart einbüßte: da mußten sogar seine besten Freunde sich kopfschüttelnd von ihm abwenden.

Die Werke, die er in dieser späteren Zeit schrieb, sind ungenießbar. Die Gebrechen seiner früheren Schriften sind hier aufs höchste gesteigert. Seine Rittergestalten bestehen nur aus Eisen und Gemüth; sie haben weder

Fleiſch noch Vernunft. Seine Frauenbilder ſind nur Bilder, oder vielmehr nur Puppen, deren goldne Locken gar zierlich herabwallen, über die anmuthigen Blumengeſichter. Wie die Werke von Walter Scott mahnen auch die Fouquéſchen Ritterromane an die gewirkten Tapeten, die wir Gobelins nennen, und die durch reiche Geſtaltung und Farbenpracht mehr unſer Auge als unſere Seele ergötzen. Das ſind Ritterfeſte, Schäferſpiele, Zweikämpfe, alte Trachten, alles recht hübſch neben einander, abenteuerlich ohne tieferen Sinn, bunte Oberflächlichkeit. Bei den Nachahmern Fouqués wie bei den Nachahmern des Walter Scott iſt dieſe Manier, ſtatt der inneren Natur der Menſchen und Dinge nur ihre äußere Erſcheinung und das Coſtum zu ſchildern, noch trübſeliger ausgebildet. Dieſe flache Art und leichte Weiſe graſſirt heutigen Tages in Deutſchland eben ſo gut wie in England und Frankreich. Wenn auch die Darſtellungen nicht mehr die Ritterzeit verherrlichen, ſondern auch unſere modernen Zuſtände betreffen, ſo iſt es doch noch immer die vorige Manier, die ſtatt der Weſenheit der Erſcheinung nur das Zufällige derſelben auffaßt. Statt Menſchenkenntniß bekunden unſere neueren Romanziérs bloß Kleiderkenntniß, und ſie fußen vielleicht auf dem Sprüchwort: Kleider machen Leute. Wie anders die älteren Romanenſchreiber, beſonders bei den Engländern. Richardſon giebt uns die Anatomie der Empfindungen. Goldſmidt behandelt pragmatiſch die Herzensakzionen ſeiner Helden. Der Verfaſſer des Triſtram Shandy zeigt uns die verborgenſten Tiefen der Seele; er öffnet eine Lucke der Seele, erlaubt uns einen Blick in ihre Abgründe, Paradieſe und Schmutzwinkel, und läßt gleich die Gardine davor wieder fallen. Wir haben von vorn in das ſeltſame Theater hineingeſchaut, Beleuchtung und Perſpektive hat ihre Wirkung nicht verfehlt, und indem wir das Unendliche geſchaut zu haben meinen, iſt unſer Gefühl unendlich geworden, poetiſch. Was Fielding betrifft, ſo führt er uns gleich hinter die Kuliſſen, er zeigt uns die falſche Schminke auf allen Gefühlen, die plumpeſten Springfedern der zarteſten Handlungen, das Kolophonium, das nachher als Begeiſterung aufblitzen wird, die Pauke worauf noch friedlich der Klopfer ruht, der ſpäterhin den gewaltigſten Donner der Leidenſchaft daraus hervortrommeln wird; kurz, er zeigt uns jene ganze innere Machinerie, die große Lüge, wodurch uns die Menſchen anders erſcheinen als ſie wirklich ſind, und wodurch alle freudige Realität des Lebens verloren geht. Doch wozu als Beiſpiel die Engländer wählen, da unſer Goethe, in ſeinem Wilhelm Meiſter, das beſte Muſter eines Romans geliefert hat.

Die Zahl der Fouquéſchen Romane iſt Legion; er iſt einer der fruchtbarſten Schriftſteller. „Der Zauberring“ und „Thiodolph der Isländer“ verdienen beſonders rühmend angeführt zu werden. Seine metriſchen Dramen, die nicht für die Bühne beſtimmt ſind, enthalten große Schönheiten. Beſon-

bers „Sigurd, der Schlangentödter" ist ein kühnes Werk, worin die altscandinavische Heldensage mit all ihrem Riesen- und Zauberwesen sich abspiegelt. Die Hauptperson des Dramas, der Sigurd, ist eine ungeheure Gestalt. Er ist stark wie die Felsen von Norweg und ungestüm wie das Meer, das sie umrauscht. Er hat so viel Muth wie hundert Löwen und so viel Verstand wie zwei Esel.

Herr Fouqué hat auch Lieder gedichtet. Sie sind die Lieblichkeit selbst. Sie sind so leicht, so bunt, so glänzend, so heiter dahin flatternd; es sind süße lyrische Kolibri.

Der eigentliche Liederdichter aber ist Herr Ludwig Uhland, der geboren zu Tübingen im Jahr 1787 jetzt als Advokat in Stuttgart lebt. Dieser Schriftsteller hat einen Band Gedichte, zwei Tragödien und zwei Abhandlungen über Walter von der Vogelweide und über französische Troubaduren geschrieben. Es sind zwei kleine historische Untersuchungen und zeugen von fleißigem Studium des Mittelalters. Die Tragödien heißen „Ludwig der Bayer" und „Herzog Ernst von Schwaben." Erstere habe ich nicht gelesen; ist mir auch nicht als die vorzüglichere gerühmt worden. Die zweite jedoch enthält große Schönheiten und erfreut durch Adel der Gefühle und Würde der Gesinnung. Es weht darin ein süßer Hauch der Poesie, wie er in den Stücken, die jetzt auf unserem Theater so viel Beifall ärndten, nimmermehr angetroffen wird. Deutsche Treue ist das Thema dieses Dramas, und wir sehen sie hier, stark wie eine Eiche, allen Stürmen trotzen; deutsche Liebe blüht, kaum bemerkbar, in der Ferne, doch ihr Veilchenduft dringt uns um so rührender ins Herz. Dieses Drama, oder vielmehr dieses Lied, enthält Stellen, welche zu den schönsten Perlen unserer Literatur gehören. Aber das Theaterpublikum hat das Stück dennoch mit Indifferenz aufgenommen oder vielmehr abgelehnt. Ich will die guten Leute des Parterres nicht allzubitter darob tadeln. Diese Leute haben bestimmte Bedürfnisse, deren Befriedigung sie vom Dichter verlangen. Die Produkte des Poeten sollen nicht eben den Sympathien seines eignen Herzens, sondern viel eher dem Begehr des Publikums entsprechen. Dieses letztere gleicht ganz dem hungrigen Beduinen in der Wüste, der einen Sack mit Erbsen gefunden zu haben glaubt und ihn hastig öffnet: aber ach! es sind nur Perlen. Das Publikum verspeist mit Wonne des Herrn Raupachs dürre Erbsen und Madame Birch-Pfeifers Saubohnen; Uhlands Perlen findet es ungenießbar.

Da die Franzosen höchstwahrscheinlich nicht wissen wer Madame Birch-Pfeifer und Herr Raupach ist, so muß ich hier erwähnen, daß dieses göttliche Paar, geschwisterlich neben einander stehend, wie Apoll und Diana, in den Tempeln unserer dramatischen Kunst am meisten verehrt wird. Ja, Herr Raupach ist eben so sehr dem Apoll wie Madame Birch-Pfeifer der Diana

vergleichbar. Was ihre reale Stellung betrifft, ſo iſt letztere als kaiſerl. öſtreichiſche Hofſchauſpielerin in Wien, und erſterer als königl. preußiſcher Theaterdichter in Berlin angeſtellt. Die Dame hat ſchon eine Menge Dramen geſchrieben worin ſie ſelber ſpielt. Ich kann nicht umhin hier einer Erſcheinung zu erwähnen, die den Franzoſen faſt unglaublich vorkommen wird: eine große Anzahl unſerer Schauſpieler ſind auch dramatiſche Dichter und ſchreiben ſich ſelbſt ihre Stücke. Man ſagt Herr Ludwig Tieck habe, durch eine unvorſichtige Aeußerung, dieſes Unglück veranlaßt. In ſeinen Cirkeln bemerkte er nemlich: daß die Schauſpieler in einem ſchlechten Stücke immer beſſer ſpielen können, als in einem guten Stücke. Fußend auf ſolchem Axiom griffen die Comödianten ſchaarenweis zur Feder, ſchrieben Trauerſpiele und Luſtſpiele die Hülle und Fülle, und es wurde uns manchmal ſchwer zu entſcheiden: dichtete der eitle Comödiant ſein Stück abſichtlich ſchlecht, um gut darin zu ſpielen? oder ſpielte er ſchlecht in ſo einem ſelbſtverfertigten Stücke, um uns glauben zu machen das Stück ſei gut? Der Schauſpieler und der Dichter, die bisher in einer Art von kollegialiſchem Verhältniſſe ſtanden, (ungefähr wie der Scharfrichter und der arme Sünder) traten jetzt in offne Feindſchaft. Die Schauſpieler ſuchten die Poeten ganz vom Theater zu verdrängen, unter dem Vorgeben: ſie verſtänden nichts von den Anforderungen der Bretterwelt, verſtänden nichts von draſtiſchen Effekten und Theaterkoups, wie nur der Schauſpieler ſie in der Praxis erlernt und ſie in ſeinen Stücken anzubringen weiß. Die Comödianten, oder wie ſie ſich am liebſten nennen, die Künſtler ſpielten daher vorzugsweiſe in ihren eignen Stücken oder wenigſtens in Stücken, die einer der Ihrigen, ein Künſtler, verfertigt hatte. In der That, dieſe entſprachen ganz ihren Bedürfniſſen; hier fanden ſie ihre Lieblingscoſtume, ihre fleiſchfarbige Trikotpoeſie, ihre applaudirten Abgänge, ihre herkömmlichen Grimaſſen, ihre Flittergold-Redensarten, ihr ganzes affectirtes Kunſtzigeunerthum: eine Sprache, die nur auf den Brettern geſprochen wird, Blumen, die nur dieſem erlogenen Boden entſproſſen, Früchte, die nur am Lichte der Orcheſterlampe gereift, eine Natur worin nicht der Odem Gottes, ſondern des Souffleurs weht, kuliſſenerſchütternde Tobſucht, ſanfte Wehmuth mit kitzelnder Flötenbegleitung, geſchminkte Unſchuld mit Laſterverſenkungen, Monatsgagengefühle, Trompetentuſch u. ſ. w.

Solchermaßen haben die Schauſpieler in Deutſchland ſich von den Poeten und auch von der Poeſie ſelbſt emanzipirt. Nur der Mittelmäßigkeit erlaubten ſie noch, ſich auf ihrem Gebiete zu produziren. Aber ſie geben genau Acht, daß es kein wahrer Dichter iſt, der, im Mantel der Mittelmäßigkeit, ſich bei ihnen eindrängt. Wie viel Prüfungen hat Herr Raupach überſtehen müſſen, ehe es ihm gelang, auf dem Theater Fuß zu faſſen! Und noch jetzt haben ſie ein waches Auge auf ihn, und wenn er mal ein Stück ſchreibt, das nicht

ganz und [illegible]
Comödianten [illegible]
zu Tage [illegible]
ist gar [illegible]
ein [illegible]
„es ist [illegible]
spielen, [illegible]
nur [illegible]

[illegible]
kommen [illegible]
Geburt [illegible]
[illegible]
Diese [illegible]
reiche [illegible]
um [illegible]
Hände [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
eine [illegible]
[illegible]
[illegible]
über [illegible]
[illegible]
Berlin — [illegible]
mit [illegible]
[illegible]
Tempel [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
er [illegible]
Schwabenkaiser. [illegible]
schicklich eingeschlossen [illegible]
zurichtet. Raumerische [illegible]
mit seinen russischen [illegible]

Mißduft verleidet uns am Ende noch die Erinnerung an die ſchönſten und edelſten Kaiſer des deutſchen Vaterlandes. Und die Polizei hemmt nicht ſolchen Frevel? Wenn ſie nicht gar ſelbſt die Hand im Spiel hat. Neue, emporſtrebende Regentenhäuſer lieben nicht bei dem Volke die Erinnerung an die alten Kaiſerſtämme, an deren Stelle ſie gern treten möchten. Nicht bei Immermann, nicht bei Grabbe, nicht einmal bei Herrn Uichtritz, ſondern bei dem Herrn Raupach, wird die berliner Theaterintendanz einen Barbaroſſa beſtellen. Aber ſtreng bleibt es Herrn Raupach unterſagt einen Hohenzollern unter den Sattel zu ſtecken; ſollte es ihm einmal danach gelüſten, ſo würde man ihm bald die Hausvogtei als Helikon anweiſen.

Die Ideenaſſoziazion, die durch Contraſte entſteht, iſt Schuld daran, daß ich, indem ich von Herrn Uhland reden wollte, plötzlich auf Herrn Raupach und Madame Birch-Pfeifer gerieth. Aber obgleich dieſes göttliche Paar, unſere Theaterdiana noch viel weniger als unſer Theaterapoll, nicht zur eigentlichen Literatur gehört, ſo mußte ich doch einmal von ihnen reden, weil ſie die jetzige Bretterwelt repräſentiren. Auf jeden Fall war ich es unſeren wahren Poeten ſchuldig, mit wenigen Worten in dieſem Buche zu erwähnen, von welcher Natur die Leute ſind, die bei uns die Herrſchaft der Bühne uſurpiren.

5.

Ich bin in dieſem Augenblick in einer ſonderbaren Verlegenheit. Ich darf die Gedichteſammlung des Herrn Ludwig Uhland nicht unbeſprochen laſſen, und dennoch befinde ich mich in einer Stimmung, die keineswegs ſolcher Beſprechung günſtig iſt. Schweigen könnte hier als Feigheit oder gar als Perfidie erſcheinen, und ehrlich offne Worte könnten als Mangel an Nächſtenliebe gedeutet werden. In der That, die Sippen und Magen der Uhlandſchen Muſe und die Hinterſaſſen ſeines Ruhmes werde ich mit der Begeiſterung, die mir heute zu Gebote ſteht, ſchwerlich befriedigen. Aber ich bitte Euch, Zeit und Ort, wo ich dieſes niederſchreibe, gehörig zu ermeſſen. Vor zwanzig Jahren, ich war ein Knabe, ja damals, mit welcher überſtrömenden Begeiſterung hatte ich den vortrefflichen Uhland zu feiern vermocht! Damals empfand ich ſeine Vortrefflichkeit vielleicht beſſer als jetzt; er ſtand mir näher an Empfindung und Denkvermögen. Aber ſo vieles hat ſich ſeitdem ereignet! Was mir ſo herrlich dünkte, jenes chevalereske und katholiſche Weſen, jene Ritter die im adlichen Turnei ſich hauen und ſtechen, jene ſanften Knappen und ſittigen Edelfrauen, jene Nordlandshelden und Minneſänger, jene Mönche und Nonnen, jene Vätergrüfte mit Ahnungsſchauern, jene blaſſen Entſagungsgefühle

mit Glockengeläute, und das ewige Wehmuthgewimmer, wie bitter ward es mir ſeitdem verleidet! Ja, einſt war es anders. Wie oft, auf den Trümmern des alten Schloſſes zu Düſſeldorf am Rhein, ſaß ich und deklamirte vor mich hin das ſchönſte aller Uhlandſchen Lieder:

Der ſchöne Schäfer zog ſo nah
Vorüber am Königsſchloß;
Die Jungfrau von der Zinne ſah,
Da war ihr Sehnen groß.

Sie rief ihm zu ein ſüßes Wort:
„O dürft ich gehn hinab zu Dir!
Wie glänzen weiß die Lämmer dort,
Wie roth die Blümlein hier!“

Der Jüngling ihr entgegenbot:
„O kämeſt du herab zu mir!
Wie glänzen ſo die Wänglein roth,
Wie weiß die Arme dir!“

Und als er nun mit ſtillem Weh
In jeder Früh vorübertrieb:
Da ſah er hin, bis in der Höh
Erſchien ſein holdes Lieb.

Dann rief er freundlich ihr hinauf:
„Willkommen, Königstöchterlein!“
Ihr ſüßes Wort ertönte drauf:
„Viel Dank, du Schäfer mein!“

Der Winter floh, der Lenz erſchien,
Die Blümlein blühten reich umher,
Der Schäfer thät zum Schloſſe ziehn,
Doch Sie erſchien nicht mehr.

Er rief hinauf ſo klagevoll:
„Willkommen, Königstöchterlein!“
Ein Geiſterlaut herunter ſcholl:
„Ade, du Schäfer mein!“

Wenn ich nun auf den Ruinen des alten Schloſſes ſaß und dieſes Lied deklamirte, hörte ich auch wohl zuweilen wie die Nixen im Rhein, der dort vorbeifließt, meine Worte nachäfften, und das ſeufzte und das ſtöhnte aus den Fluten mit komiſchem Pathos:

Publikum. Und in der That, wenn man die Frauen der Uhland'schen Gedichte genau betrachtet, so sind es nur schöne Schatten, verkörperter Mondschein, in den Adern Milch, in den Augen süße Thränen, nämlich Thränen ohne Salz. Vergleicht man die Uhland'schen Ritter mit den Rittern der alten Gesänge, so kommt es uns vor, als bestänben sie aus Harnischen von Blech, worin lauter Blumen stecken, statt Fleisch und Knochen. Die Uhlandschen Ritter duften daher für zarte Nasen weit minniglicher als die alten Kämpen, die recht dicke eiserne Hosen trugen und viel fraßen und noch mehr soffen.

Aber das soll kein Tadel sein. Herr Uhland wollte uns keineswegs in wahrhafter Copey die deutsche Vergangenheit vorführen, er wollte uns vielleicht nur durch ihren Widerschein ergötzen; und er ließ sie freundlich zurückspiegeln von der dämmernden Fläche seines Geistes. Dieses mag seinen Gedichten vielleicht einen besondern Reiz verleihen und ihnen die Liebe vieler sanften und guten Menschen erwerben. Die Bilder der Vergangenheit üben ihren Zauber selbst in der mattesten Beschwörung. Sogar Männer, die für die moderne Zeit Parthei gefaßt, bewahren immer eine geheime Sympathie für die Ueberlieferungen alter Tage; wunderbar berühren uns diese Geisterstimmen selbst in ihrem schwächsten Nachhall. Und es ist leicht begreiflich, daß die Balladen und Romanzen unseres vortrefflichen Uhlands, nicht blos bei Patrioten von 1813, bei frommen Jünglingen und minniglichen Jungfrauen, sondern auch bei manchen Höhergekräftigten und Neudenkenden den schönsten Beifall finden.

Ich habe bei dem Wort Patrioten die Jahrzahl 1813 hinzugefügt, um sie von den heutigen Vaterlandsfreunden zu unterscheiden. — Jene älteren Patrioten müssen an der Uhland'schen Muse das süßeste Wohlgefallen finden, da die meisten seiner Gedichte ganz von dem Geiste ihrer Zeit geschwängert sind, einer Zeit, wo sie selber noch in Jugendgefühlen und stolzen Hoffnungen schwelgten. Diese Vorliebe für Uhlands Gedichte überlieferten sie ihren Nachbetern, und den Jungen auf den Turnplätzen ward es einst als Patriotismus angerechnet, wenn sie sich Uhlands Gedichte anschafften. Sie fanden darin Lieder die selbst Max von Schenkendorf und Herr Ernst Moritz Arndt nicht besser gedichtet hätten. Und in der That, welcher Enkel des biderben Arminius und der blonden Thusnelda wird nicht befriedigt von dem Uhlandschen Gedichte:

Vorwärts! fort und immerfort:
Rußland rief das stolze Wort:
Vorwärts!

Preußen hört das st Bort,
Hört es n h fort:

uns abwendet, wenn ſie durchaus auf einen Ball gehen will, wohin kein ordentlicher Menſch ſie begleiten kann, und wenn ſie dann ganz aberwitzig bunt geputzt und trotzig friſirt, dem erſten beſten Lump den Arm reicht und uns den Rücken kehrt ....

Ade, du Schäfer mein!

Vielleicht erging es Herrn Uhland ſelber nicht beſſer als uns. Auch ſeine Stimmung muß ſich ſeitdem etwas verändert haben. Mit geringen Ausnahmen hat er ſeit zwanzig Jahren keine neue Gedichte zu Markte gebracht. Ich glaube nicht, daß dieſes ſchöne Dichtergemüth ſo kärglich von der Natur begabt geweſen und nur einen einzigen Frühling in ſich trug. Nein, ich erkläre mir das Verſtummen Uhlands vielmehr aus dem Widerſpruch, worin die Neigungen ſeiner Muſe mit den Anſprüchen ſeiner politiſchen Stellung gerathen ſind. Der elegiſche Dichter, der die katholiſch feudaliſtiſche Vergangenheit in ſo ſchönen Balladen und Romanzen zu beſingen wußte, der Oſſian des Mittelalters, wurde ſeitdem in der würtembergiſchen Ständeverſammlung, ein eifriger Vertreter der Volksrechte, ein kühner Sprecher für Bürgergleichheit und Geiſtesfreiheit. Daß dieſe demokratiſche und proteſtantiſche Geſinnung bei ihm ächt und lauter iſt, bewies Herr Uhland durch die großen perſönlichen Opfer, die er ihr brachte; hatte er einſt den Dichterlorbeer errungen, ſo erwarb er jetzt auch den Eichenkranz der Bürgertugend. Aber eben weil er es mit der neuen Zeit ſo ehrlich meinte, konnte er das alte Lied von der alten Zeit nicht mehr mit der vorigen Begeiſterung weiter ſingen; und da ſein Pegaſus nur ein Ritterroß war, das gern in die Vergangenheit zurücktrabte, aber gleich ſtätig wurde wenn es vorwärts ſollte in das moderne Leben, da iſt der wackere Uhland lächelnd abgeſtiegen, ließ ruhig abſatteln und den unfügſamen Gaul nach dem Stall bringen. Dort befindet er ſich noch bis auf heutigen Tag, und wie ſein College das Roß Bayard hat er alle möglichen Tugenden und nur einen einzigen Fehler: er iſt todt.

Schärferen Blicken als den meinigen will es nicht entgangen ſein, daß das hohe Ritterroß mit ſeinen bunten Wappendecken und ſtolzen Federbüſchen, nie recht gepaßt habe zu ſeinem bürgerlichen Reuter, der an den Füßen, ſtatt Stiefeln mit goldenen Sporen, nur Schuh mit ſeidenen Strümpfen, und auf dem Haupte, ſtatt eines Helms, nur einen tübinger Doktorhut getragen hat. Sie wollen entdeckt haben: daß Herr Ludwig Uhland niemals mit ſeinem Thema ganz übereinſtimmen konnte; daß er die naiven, grauenhaft kräftigen Töne des Mittelalters nicht eigentlich in idealiſirter Wahrheit wiedergiebt, ſondern ſie vielmehr in eine kränklich ſentimentale Melancholie auflöſt; daß er die ſtarken Klänge der Heldenſage und des Volkslieds in ſeinem Gemüthe gleichſam weich gekocht habe, um ſie genießbar zu machen für das moderne

Publikum. Und in der That, wenn man die Frauen der Uhland'schen Gedichte genau betrachtet, so sind es nur schöne Schatten, verkörperter Mondschein, in den Adern Milch, in den Augen süße Thränen, nämlich Thränen ohne Salz. Vergleicht man die Uhland'schen Ritter mit den Rittern der alten Gesänge, so kommt es uns vor, als bestänben sie aus Harnischen von Blech, worin lauter Blumen stecken, statt Fleisch und Knochen. Die Uhlandschen Ritter duften daher für zarte Nasen weit minniglicher als die alten Kämpen, die recht dicke eiserne Hosen trugen und viel fraßen und noch mehr soffen.

Aber das soll kein Tadel sein. Herr Uhland wollte uns keineswegs in wahrhafter Copey die deutsche Vergangenheit vorführen, er wollte uns vielleicht nur durch ihren Widerschein ergötzen; und er ließ sie freundlich zurückspiegeln von der dämmernden Fläche seines Geistes. Dieses mag seinen Gedichten vielleicht einen besondern Reiz verleihen und ihnen die Liebe vieler sanften und guten Menschen erwerben. Die Bilder der Vergangenheit üben ihren Zauber selbst in der mattesten Beschwörung. Sogar Männer, die für die moderne Zeit Parthei gefaßt, bewahren immer eine geheime Sympathie für die Ueberlieferungen alter Tage; wunderbar berühren uns diese Geisterstimmen selbst in ihrem schwächsten Nachhall. Und es ist leicht begreiflich, daß die Balladen und Romanzen unseres vortrefflichen Uhlands, nicht blos bei Patrioten von 1813, bei frommen Jünglingen und minniglichen Jungfrauen, sondern auch bei manchen Höhergekräftigten und Neudenkenden den schönsten Beifall finden.

Ich habe bei dem Wort Patrioten die Jahrzahl 1813 hinzugefügt, um sie von den heutigen Vaterlandsfreunden zu unterscheiden. — Jene älteren Patrioten müssen an der Uhland'schen Muse das süßeste Wohlgefallen finden, da die meisten seiner Gedichte ganz von dem Geiste ihrer Zeit geschwängert sind, einer Zeit, wo sie selber noch in Jugendgefühlen und stolzen Hoffnungen schwelgten. Diese Vorliebe für Uhlands Gedichte überlieferten sie ihren Nachbetern, und den Jungen auf den Turnplätzen ward es einst als Patriotismus angerechnet, wenn sie sich Uhlands Gedichte anschafften. Sie fanden darin Lieder die selbst Max von Schenkendorf und Herr Ernst Moritz Arndt nicht besser gedichtet hätten. Und in der That, welcher Enkel des biderben Arminius und der blonden Thusnelda wird nicht befriedigt von dem Uhlandschen Gedichte:

Vorwärts! fort und immerfort:
Rußland rief das stolze Wort:
Vorwärts!

Preußen hört das stolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort:
Vorwärts!

Auf gewaltiges Oeſterreich!
Vorwärts! thu's den andern gleich!
Vorwärts!

Auf, du altes Sachſenland!
Immer vorwärts, Hand in Hand!
Vorwärts!

Bayern, Heſſen, ſchlaget ein!
Schwaben, Franken, vor zum Rhein!
Vorwärts!

Vorwärts, Holland, Niederland!
Hoch das Schwert in freier Hand!
Vorwärts!

Grüß' Euch Gott, du Schweizerbund!
Elſaß, Lothringen, Burgund!
Vorwärts!

Vorwärts, Spanien, Engelland!
Reicht den Brüdern bald die Hand!
Vorwärts!

Vorwärts, fort und immerfort!
Guter Wind und naher Port!
Vorwärts!

Vorwärts heißt ein Feldmarſchall.
Vorwärts, tapfre Streiter all!
Vorwärts!

Ich wiederhole es, die Leute von 1813 finden in Herrn Uhlands Gedichten den Geiſt ihrer Zeit aufs koſtbarſte aufbewahrt, und nicht blos den politiſchen, ſondern auch den moraliſchen und äſthetiſchen Geiſt. Herr Uhland repräſentirt eine ganze Periode, und er repräſentirt ſie jetzt faſt allein, da die anderen Repräſentanten derſelben in Vergeſſenheit gerathen und ſich wirklich in dieſem Schriftſteller alle reſumiren. Der Ton, der in den Uhlandſchen Liedern, Balladen und Romanzen herrſcht, war der Ton aller ſeiner romantiſchen Zeitgenoſſen, und mancher darunter hat, wo nicht gar Beſſeres, doch wenigſtens eben ſo Gutes geliefert. Und hier iſt der Ort, wo ich noch manchen von der romantiſchen Schule rühmen kann, der, wie geſagt, in Betreff des Stoffes und der Tonart ſeiner Gedichte die ſprechendſte Aehnlichkeit mit Herrn Uhland bekundet, auch an poetiſchem Werthe ihm nicht nachzuſtehen braucht, und ſich

etwa nur durch mindere Sicherheit in der Form von ihm unterſcheidet. In der That, welch ein vortrefflicher Dichter iſt der Freiherr von Eichendorf; die Lieder, die er ſeinem Roman „Ahnung und Gegenwart" eingewebt hat, laſſen ſich von den Uhlandſchen gar nicht unterſcheiden, und zwar von den beſten derſelben. Der Unterſchied beſteht vielleicht nur in der grüneren Waldesfriſche und der kriſtallhafteren Wahrheit der Eichendorfſchen Gedichte. Herr Juſtinus Kerner, der faſt gar nicht bekannt iſt, verdient hier ebenfalls eine preiſende Erwähnung; auch er dichtete in derſelben Tonart und Weiſe die wackerſten Lieder; er iſt ein Landsmann des Herrn Uhland. Daſſelbe iſt der Fall bei Herrn Guſtav Schwab, einem berühmteren Dichter, der ebenfalls aus den ſchwäbiſchen Gauen hervorgeblüht, und uns noch jährlich mit hübſchen und duftenden Liedern erquickt. Beſonderes Talent beſitzt er für die Ballade und er hat die heimiſchen Sagen in dieſer Form aufs erfreuſamſte beſungen. Wilhelm Müller, den uns der Tod in ſeiner heiterſten Jugendfülle entriſſen, muß hier ebenfalls erwähnt werden. In der Nachbildung des deutſchen Volkslieds klingt er ganz zuſammen mit Herrn Uhland; mich will es ſogar bedünken, als ſei er in ſolchem Gebiete manchmal glücklicher und übertreffe ihn an Natürlichkeit. Er erkannte tiefer den Geiſt der alten Liedesformen, und brauchte ſie daher nicht äußerlich nachzuahmen; wir finden daher bei ihm ein freieres Handhaben der Uebergänge und ein verſtändiges Vermeiden aller veralteten Wendungen und Ausdrücke. Den verſtorbenen Wetzel, der jetzt vergeſſen und verſchollen iſt, muß ich ebenfalls hier in Erinnerung bringen; auch er iſt ein Wahlverwandter unſeres vortrefflichen Uhlands, und in einigen Liedern, die ich von ihm kenne, übertrifft er ihn an Süße und hinſchmelzender Innigkeit. Dieſe Lieder, halb Blume, halb Schmetterling, verdufteten und verflatterten in einem der ältern Jahrgänge von Brockhaus Urania. Daß Herr Clemens Brentano ſeine meiſten Lieder in derſelben Tonart und Gefühlsweiſe, wie Herr Uhland, gedichtet hat, verſteht ſich von ſelbſt; ſie ſchöpften beide aus derſelben Quelle, dem Volksgeſange, und bieten uns denſelben Trank; nur die Trinkſchale, die Form, iſt bei Herrn Uhland gerundeter. Von Adalbert von Chamiſſo darf ich hier eigentlich nicht reden; obgleich Zeitgenoſſe der romantiſchen Schule, an deren Bewegungen er Theil nahm, hat doch das Herz dieſes Mannes ſich in der letzten Zeit ſo wunderbar verjüngt, daß er in ganz neue Tonarten überging, ſich als einen der eigenthümlichſten und bedeutendſten modernen Dichter geltend machte, und weit mehr dem jungen als dem alten Deutſchland angehört. Aber in den Liedern ſeiner früheren Periode weht derſelbe Odem, der uns auch aus den Uhlandſchen Gedichten entgegenſtrömt; derſelbe Klang, dieſelbe Farbe, derſelbe Duft, dieſelbe Wehmuth, dieſelbe Thräne .... Chamiſſos Thränen ſind vielleicht rührender, weil ſie, gleich einem Quell, der aus einem Felſen ſpringt, aus einem weit ſtärkeren Herzen hervorbrechen.

Die Gedichte, die Herr Uhland in südlichen Versarten geschrieben, sind ebenfalls den Sonetten, Assonanzen und Ottaverimen seiner Mitschüler von der romantischen Schule aufs innigste verwandt, und man kann sie nimmermehr, sowohl der Form als dem Tone nach, davon unterscheiden. Aber wie gesagt, die meisten jener Uhlandschen Zeitgenossen, mitsammt ihren Gedichten, geriethen in Vergessenheit; letztere findet man nur noch mit Mühe in verschollenen Sammlungen, wie der „Dichterwald," die „Sängerfahrt," in einigen Frauen- und Musenalmanachen, die Herr Fouqué und Herr Tieck herausgegeben, in alten Zeitschriften, namentlich in Achim von Arnims „Trösteinsamkeit" und in der „Wünschelruthe" redigirt von Heinrich Straube und Rudolph Christiani, in den damaligen Tagesblättern und Gott weiß mehr wo!

Herr Uhland ist nicht der Vater einer Schule, wie Schiller oder Goethe oder sonst so Einer, aus deren Individualität ein besonderer Ton hervordrang, der in den Dichtungen ihrer Zeitgenossen einen bestimmten Wiederhall fand. Herr Uhland ist nicht der Vater, sondern er ist selbst nur das Kind einer Schule, die ihm einen Ton überliefert, der ihr ebenfalls nicht ursprünglich angehört, sondern den sie aus früheren Dichterwerken mühsam hervorgequetscht hatte. Aber, als Ersatz für diesen Mangel an Originalität, an eigenthümlicher Neuheit, bietet Herr Uhland eine Menge Vortrefflichkeiten, die eben so herrlich wie selten sind. Er ist der Stolz des glücklichen Schwabenlandes und alle Genossen deutscher Zunge erfreuen sich dieses edlen Sängergemüthes. In ihm resumiren sich die meisten seiner lyrischen Gespielen von der romantischen Schule, die das Publikum jetzt in dem einzigen Mann liebt und verehrt. Und wir verehren und lieben ihn jetzt vielleicht um so inniger, da wir im Begriffe sind, uns auf immer von ihm zu trennen.

6.

„Als nach langen Jahren Kaiser Otto III. an das Grab kam, wo Karls Gebeine bestattet ruhten, trat er mit zwei Bischöfen und dem Grafen von ~~Laumel~~ (der dieses alles berichtet hat) in die Höle ein. Die Leiche lag nicht, wie andere Todte; sondern saß aufrecht, wie ein Lebender auf einem Stuhl. Auf dem Haupte war eine Goldkrone, den Scepter hielt er in den Händen, die mit Handschuhen bekleidet waren, die Nägel der Finger hatten aber das Leder durchbort und waren herausgewachsen. Das Gewölbe war aus Marmor und Kalk sehr dauerhaft gemauert. Um hinein zu gelangen, mußte eine Oeffnung gebrochen werden; sobald man hineingelangt war, spürte man einen heftigen Geruch. Alle beugten sogleich die Knie, und erwiesen dem Todten Ehrerbie-

tung. Kaiſer Otto legte ihm ein weißes Gewand an, beſchnitt ihm die Nägel, und ließ alles Mangelhafte ausbeſſern. Von den Gliedern war nichts verfault, außer von der Naſenſpitze fehlte etwas; Otto ließ ſie von Gold wieder herſtellen. Zuletzt nahm er aus Karls Munde einen Zahn, ließ das Gewölbe wieder zumauern und ging von dannen.—Nachts darauf ſoll ihm im Traume Karl erſchienen ſein, und verkündigt haben: daß Otto nicht alt werden, und keinen Erben hinterlaſſen werde."

Solchen Bericht geben uns die „deutſchen Sagen." Es iſt dies aber nicht das einzige Beiſpiel der Art. So hat auch Euer König Franz das Grab des berühmten Roland öffnen laſſen, um ſelber zu ſehen, ob dieſer Held von ſo rieſenhafter Geſtalt geweſen, wie die Dichter rühmen. Dieſes geſchah kurz vor der Schlacht von Pavia. Sebaſtian von Portugal ließ die Grüfte ſeiner Vorfahren öffnen und betrachtete die todten Könige, ehe er nach Afrika zog.

Sonderbar ſchauerliche Neugier, die oft die Menſchen antreibt, in die Gräber der Vergangenheit hinabzuſchauen! Es geſchieht dieſes zu außerordentlichen Perioden, nach Abſchluß einer Zeit, oder kurz vor einer Kataſtrophe. In unſeren neueren Tagen haben wir eine ähnliche Erſcheinung erlebt; es war ein großer Souverain, das franzöſiſche Volk, welcher plötzlich die Luſt empfand, das Grab der Vergangenheit zu öffnen und die längſt verſchütteten, verſchollenen Zeiten bei Tageslicht zu betrachten. Es fehlte nicht an gelehrten Todtengräbern, die, mit Spaten und Brecheiſen, ſchnell bei der Hand waren, um den Schutt aufzuwühlen und die Grüfte zu erbrechen. Ein ſtarker Duft ließ ſich verſpüren, der, als gothiſches Haut-gout, diejenigen Naſen, die für Roſenöl blaſirt ſind, ſehr angenehm kitzelte. Die franzöſiſchen Schriftſteller knieten ehrerbietig nieder vor dem aufgedeckten Mittelalter. Der Eine legte ihm ein neues Gewand an, der Andere ſchnitt ihm die Nägel; ein Dritter ſetzte ihm eine neue Naſe an; zuletzt kamen gar einige Poeten, die dem Mittelalter die Zähne ausriſſen, alles wie Kaiſer Otto.

Ob der Geiſt des Mittelalters dieſen Zahnausreißern im Traume erſchienen iſt und ihrer ganzen romantiſchen Herrſchaft ein frühes Ende prophezeit hat, das weiß ich nicht. Ueberhaupt, ich erwähne dieſe Erſcheinung der franzöſiſchen Literatur nur aus dem Grunde, um beſtimmt zu erklären, daß ich weder direkt noch indirekt eine Befehdung derſelben im Sinne habe, wenn ich in dieſem Buche eine ähnliche Erſcheinung, die in Deutſchland ſtatt fand, mit etwas ſcharfen Worten beſprochen. Die Schriftſteller, die in Deutſchland das Mittelalter aus ſeinem Grabe hervorzogen, hatten andere Zwecke, wie man aus dieſen Blättern erſehen wird, und die Wirkung, die ſie auf die große Menge ausüben konnten, gefährdete die Freiheit und das Glück meines Vaterlandes. Die franzöſiſchen Schriftſteller hatten nur artiſtiſche Intereſſen und das franzöſiſche Publikum ſuchte nur ſeine plötzlich erwachte Neugier zu befrie-

digen. Die meiſten ſchauten in die Gräber der Vergangenheit nur in der Abſicht, um ſich ein intereſſantes Coſtum für den Carneval auszuſuchen. Die Mode des Gothiſchen war in Frankreich eben nur eine Mode, und ſie diente nur dazu, die Luſt der Gegenwart zu erhöhen. Man läßt ſich die Haare mittelalterlich lang vom Haupte herabwallen, und bei der flüchtigſten Bemerkung des Friſeurs, daß es nicht gut kleide, läßt man es kurz abſchneiden mitſammt den mittelalterlichen Ideen, die dazu gehören. Ach! in Deutſchland iſt das anders. Vielleicht eben weil das Mittelalter dort nicht, wie bei Euch, gänzlich todt und verweſt iſt.

Was ich in Betreff des Mittelalters im Allgemeinen angedeutet, findet auf die Religion deſſelben eine ganz beſondere Anwendung. Loyalität erfordert, daß ich eine Parthei, die man hier zu Land die katholiſche nennt, aufs allerbeſtimmteſte von jenen deplorablen Geſellen, die in Deutſchland dieſen Namen führen, unterſcheide. Nur von letzteren habe ich in dieſen Blättern geſprochen, und zwar mit Ausdrücken, die mir immer noch viel zu gelinde dünken. Es ſind die Feinde meines Vaterlandes, ein kriechendes Geſindel, heuchleriſch, verlogen, und von unüberwindlicher Feigheit. Das ziſchelt in Berlin, das ziſchelt in München, und während du auf dem Boulevard Montmartre wandelſt, fühlſt du plötzlich den Stich in der Ferſe. Aber wir zertreten ihr das Haupt, der alten Schlange. Es iſt die Parthei der Lüge, es ſind die Schergen des Despotismus, die Reſtauratoren aller Miſere, aller Greul und Narrethei der Vergangenheit. Wie himmelweit davon verſchieden iſt jene Parthei, die man hier die katholiſche nennt, und deren Häupter zu den talentreichſten Schriftſtellern Frankreichs gehören. Wenn ſie auch nicht eben unſere Waffenbrüder ſind, ſo kämpfen wir doch für dieſelben Intereſſen, nemlich für die Intereſſen der Menſchheit. In der Liebe für dieſelbe ſind wir einig; wir unterſcheiden uns nur in der Anſicht deſſen, was der Menſchheit frommt. Jene glauben die Menſchheit bedürfe nur des geiſtlichen Troſtes, wir hingegen ſind der Meinung, daß ſie vielmehr des körperlichen Glückes bedarf. Wenn jene die katholiſche Parthei in Frankreich, ihre eigne Bedeutung verkennend, ſich als die Parthei der Vergangenheit, als die Reſtauratoren des Glaubens derſelben, ankündigt, müſſen wir ſie gegen ihre eigne Ausſage in Schutz nehmen. Das achtzehnte Jahrhundert hat den Katholicismus in Frankreich ſo gründlich ekraſirt, daß faſt gar keine lebende Spur davon übrig geblieben, und daß derjenige, welcher den Katholicismus in Frankreich wieder herſtellen will, gleichſam eine ganz neue Religion predigt. Unter Frankreich verſtehe ich Paris, nicht die Provinz; denn was die Provinz denkt, iſt eine ebenſo gleichgültige Sache, als was unſere Beine denken; der Kopf iſt der Sitz unſerer Gedanken. Man ſagte mir, die Franzoſen in der Provinz ſeien gute Katholiken; ich kann es weder bejahen noch verneinen; die Menſchen welche ich in der Provinz fand,

ſahen alle aus wie Meilenzeiger, welche ihre mehr oder minder große Entfernung von der Hauptſtadt auf der Stirne geſchrieben trugen. Die Frauen dort ſuchen vielleicht Troſt im Chriſtenthum weil ſie nicht in Paris leben können. In Paris ſelbſt hat das Chriſtenthum ſeit der Revoluzion nicht mehr exiſtirt, und ſchon früher hatte es hier alle reelle Bedeutung verloren. In einem abgelegenen Kirchwinkel lag es lauernd, das Chriſtenthum, wie eine Spinne, und ſprang dann und wann haſtig hervor, wenn es ein Kind in der Wiege oder einen Greis im Sarge erhaſchen konnte. Ja, nur zu zwei Perioden, wenn er eben zur Welt kam oder wenn er eben die Welt wieder verließ, gerieth der Franzoſe in die Gewalt des katholiſchen Prieſters; während der ganzen Zwiſchenzeit war er bei Vernunft und lachte über Weihwaſſer und Oehlung. Aber heißt das eine Herrſchaft des Katholicismus? Eben weil dieſer in Frankreich ganz erloſchen war, konnte er unter Ludwig XVIII. und Carl X., durch den Reitz der Neuheit, auch einige uneigennützige Geiſter für ſich gewinnen. Der Katholicismus war damals ſo etwas Unerhörtes, ſo etwas Friſches, ſo etwas Ueberraſchendes! Die Religion, die kurz vor jener Zeit in Frankreich herrſchte, war die klaſſiſche Mythologie, und dieſe ſchöne Religion war dem franzöſiſchen Volke von ſeinen Schriftſtellern, Dichtern und Künſtlern mit ſolchem Erfolge geprediget worden, daß die Franzoſen zu Ende des vorigen Jahrhunderts, im Handeln wie im Gedanken, ganz heidniſch koſtumirt waren. Während der Revoluzion blühte die klaſſiſche Religion in ihrer gewaltigſten Herrlichkeit; es war nicht ein alexandriniſches Nachäffen, Paris war eine natürliche Fortſetzung von Athen und Rom. Unter dem Kaiſerreich erloſch wieder dieſer antique Geiſt, die griechiſchen Götter herrſchten nur noch im Theater, und die römiſche Tugend beſaß nur noch das Schlachtfeld; ein neuer Glaube war aufgekommen und dieſer reſümirte ſich in dem Namen: Napoleon! Dieſer Glaube herrſcht noch immer unter der Maſſe. Wer daher geſagt, das franzöſiſche Volk ſei irreligiös weil es nicht mehr an Chriſtus und ſeine Heiligen glaubt, hat Unrecht. Man muß vielmehr ſagen: die Irreligioſität der Franzoſen beſteht darin, daß ſie jetzt an einen Menſchen glauben, ſtatt an die unſterblichen Götter. Man muß ſagen: die Irreligioſität der Franzoſen beſteht darin, daß ſie nicht mehr an den Jupiter glauben, nicht mehr an Diana, nicht mehr an Minerva, nicht mehr an Venus. Dieſer letzte Punkt iſt zweifelhaft; ſo viel weiß ich, in Betreff der Grazien ſind die Franzöſinnen noch immer orthodox geblieben.

Ich hoffe man wird dieſe Bemerkungen nicht mißverſtehen; ſie ſollten ja eben dazu dienen den Leſer dieſes Buches vor einem argen Mißverſtändniſſe zu bewahren.

Anhang.

Ich wäre in Verzweiflung, wenn die wenigen Andeutungen, die mir (Seite 194) in Betreff des großen Eklektikers entschlüpft sind, ganz mißverstanden werden. Wahrlich, fern ist von mir die Absicht Herrn Victor Cousin zu verkleinern. Die Titel dieses berühmten Philosophen verpflichten mich sogar zu Preiß und Lob. Er gehört zu jenem lebenden Pantheon Frankreichs, welches wir die Pairie nennen, und seine geistreichen Gebeine ruhen auf den Sammetbänken des Luxembourgs.

Ich muß wahrlich alle Privatgefühle, die mich zu einem überlauten Enthusiasmus verleiten könnten, gewaltsam unterdrücken. Ich möchte nemlich auch nicht des Servilismus verdächtig werden; denn Herr Cousin ist sehr einflußreich im Staate, durch seine Stellung und Zunge. Diese Rücksicht könnte mich sogar bewegen, eben so freimüthig seine Fehler wie seine Tugenden zu besprechen. Wird er selber dieses mißbilligen? Gewiß nicht! Ich weiß, daß man große Geister nicht schöner ehren kann, als indem man ihre Mängel eben so gewissenhaft wie ihre Tugenden beleuchtet. Wenn man einen Herkules besingt, muß man auch erwähnen, daß er einmal die Löwenhaut abgelegt und am Spinnrocken gesessen; er bleibt ja darum doch immer ein Herkules! Wenn wir eben solche Umstände von Herrn Cousin berichten, dürfen wir jedoch feinlobend hinzufügen: Herr Cousin, wenn er auch zuweilen schwatzend am Spinnrocken saß, so hat er doch nie die Löwenhaut abgelegt.

In Vergleichung mit dem Herkules fortfahrend, dürften wir auch noch eines anderen schmeichelhaften Unterschieds erwähnen. Das Volk hat nemlich dem Sohne der Alkmene auch jene Werke zugeschrieben, die von verschiedenen seiner Zeitgenossen vollbracht worden; die Werke des Herren Cousin sind aber so kolossal, so erstaunlich, daß das Volk nie begriff, wie ein einziger Mensch dergleichen vollbringen konnte, und es entstand die Sage, daß die Werke, die unter dem Namen dieses Herrn erschienen sind, von mehren seiner Zeitgenossen herrühren.

So wird es auch einst Napoleon gehn; schon jetzt können wir nicht begreifen, wie ein einziger Held so viele Wunderthaten vollbringen konnte. Wie man dem großen Victor Cousin schon jetzt nachsagt, daß er fremde Talente zu exploitiren und ihre Arbeiten als die seinigen zu publiziren gewußt: so wird man

einſt auch von dem armen Napoleon behaupten, daß nicht er ſelber, ſondern Gott weiß wer? vielleicht gar Herr Sebaſtiani, die Schlachten von Marengo, Auſterlitz und Jena gewonnen habe.

Große Männer wirken nicht bloß durch Thaten, ſondern auch durch ihr perſönliches Leben. In dieſer Beziehung muß man Herrn Couſin ganz unbedingt loben. Hier erſcheint er in ſeiner tadelloſeſten Herrlichkeit. Er wirkte durch ſein eignes Beiſpiel zur Zerſtörung eines Vorurtheils, welches vielleicht bis jetzt die meiſten ſeiner Landsleute davon abgehalten hat, ſich dem Studium der Philoſophie, der wichtigſten aller Beſtrebungen, ganz hinzugeben. Hier zu Lande herrſchte nemlich die Meinung, daß man durch das Studium der Philoſophie für das praktiſche Leben untauglich werde, daß man durch metaphyſiſche Spekulationen den Sinn für induſtrielle Spekulationen verliere, und daß man, allem Aemterglanz entſagend, in naiver Armuth, und zurückgezogen von allen Intriguen leben müſſe, wenn man ein großer Philoſoph werden wolle. Dieſen Wahn, der ſo viele Franzoſen von dem Gebiete des Abſtrakten fernhielt, hat nun Herr Couſin glücklich zerſtört, und durch ſein eignes Beiſpiel hat er gezeigt: daß man ein unſterblicher Philoſoph und zu gleicher Zeit ein lebenslänglicher Pair-de-France werden kann.

Freilich einige Voltairianer erklären dieſes Phänomen aus dem einfachen Umſtande: daß von jenen zwei Eigenſchaften des Herrn Couſin nur die letztere konſtatirt ſei. Giebt es eine liebloſere, unchriſtlichere Erklärung? Nur ein Voltairianer iſt dergleichen Frivolität fähig!

Welcher große Mann iſt aber jemals der Perſifflage ſeiner Zeitgenoſſen entgangen? Haben die Athener mit ihren attiſchen Epigrammen den großen Alexander verſchont? Haben die Römer nicht Spottlieder auf Cäſar geſungen? Haben die Berliner nicht Pasquille gegen Friedrich den Großen gedichtet? Herrn Couſin trifft daſſelbe Schickſal, welches ſchon Alexander, Cäſar und Friedrich getroffen, und noch viele andere große Männer, mitten in Paris, treffen wird. Je größer der Mann, deſto leichter trifft ihn der Pfeil des Spottes. Zwerge ſind ſchon ſchwerer zu treffen.

Die Maſſe aber, das Volk, liebt nicht den Spott. Das Volk, wie das Genie, wie die Liebe, wie der Wald, wie das Meer, iſt von ernſthafter Natur, es iſt abgeneigt jedem boshaften Salonwitz, und große Erſcheinungen erklärt es in tiefſinnig myſtiſcher Weiſe. Alle ſeine Auslegungen tragen einen poetiſchen, wunderbaren, legendenhaften Charakter. So z. B. Paganinis erſtaunliches Violinſpiel ſucht das Volk dadurch zu erklären, daß dieſer Muſiker aus Eiferſucht ſeine Geliebte ermordet, deßhalb lange Jahre im Gefängniſſe zugebracht, dort zur einzigen Erheiterung nur eine Violine beſeſſen, und, indem er ſich Tag und Nacht darauf übte, endlich die höchſte Meiſterſchaft auf dieſem Inſtrumente erlangt habe. Die philoſophiſche Virtuoſität des Herrn

Couſin ſucht das Volk in ähnlicher Weiſe zu erklären, und man erzählt: daß einſt die deutſchen Regierungen unſeren großen Eklektiker für einen Freiheitshelden angeſehen und feſtgeſetzt haben, daß er im Gefängniſſe kein anderes Buch außer Kants Critik der reinen Vernunft zu leſen bekommen, daß er aus langer Weile beſtändig darin ſtudirt, und daß er dadurch jene Virtuoſität in der deutſchen Philoſophie erlangte, die ihm ſpäterhin, in Paris, ſo viele Applaudiſſements erwarb, als er die ſchwierigſten Paſſagen derſelben öffentlich vortrug.

Dieſes iſt eine ſehr ſchöne Volksſage, mährchenhaft, abentheuerlich, wie die von Orpheus, von Bileam, dem Sohne Boers, von Quaſer dem Weiſen, von Buddah, und jedes Jahrhundert wird daran modeln, bis endlich der Name Couſin eine ſymboliſche Bedeutung gewinnt, und die Mythologen in Herrn Couſin nicht mehr ein wirkliches Individuum ſehen, ſondern nur die Perſonifikazion des Märtyrers der Freiheit, der, im Kerker ſitzend, Troſt ſucht in der Weisheit, in der Critik der reinen Vernunft; ein künftiger Ballanche ſieht vielleicht in ihm eine Allegorie ſeiner Zeit ſelbſt, einer Zeit, wo die Critik und die reine Vernunft und die Weisheit gewöhnlich im Kerker ſaß.

Was nun wirklich dieſe Gefangenſchaftsgeſchichte des Herrn Couſin betrifft, ſo iſt ſie keineswegs ganz allegoriſchen Urſprungs. Er hat, in der That, einige Zeit der Demagogie verdächtig, in einem deutſchen Gefängniſſe zugebracht, eben ſo gut wie Lafayette und Richard Löwenherz. Daß aber Herr Couſin dort, in ſeinen Mußeſtunden, Kants Critik der reinen Vernunft ſtudirt habe, iſt, aus drei Gründen, zu bezweifeln. Erſtens: dieſes Buch iſt auf deutſch geſchrieben. Zweitens: man muß deutſch verſtehen, um dieſes Buch leſen zu können. Und drittens: Herr Couſin verſteht kein deutſch.

Ich will dieſes, bei Leibe! nicht in tadelnder Abſicht geſagt haben. Die Größe des Herrn Couſin tritt um ſo greller ins Licht, wenn man ſieht, daß er die deutſche Philoſophie erlernt hat, ohne die Sprache zu verſtehen, worin ſie gelehrt wird. Dieſer Genius, wie überragt er dadurch uns gewöhnliche Menſchen, die wir nur mit großer Mühe dieſe Philoſophie verſtehen, obgleich wir mit der deutſchen Sprache von kindauf ganz vertraut ſind! Das Weſen eines ſolchen Genius wird uns immer unerklärlich bleiben; das ſind jene intuitive Naturen, denen Kant das ſpontaneiſche Begreifen der Dinge in ihrer Totalität zuſchreibt, im Gegenſatz zu uns gewöhnlichen analytiſchen Naturen, die wir erſt durch ein Nacheinander und durch Combinazion der Einzeltheile, die Dinge zu begreifen wiſſen. Kant ſcheint geahnt zu haben, daß einſt ein ſolcher Mann erſcheinen werde, der ſogar ſeine Critik der reinen Vernunft, durch bloße intuitive Anſchauung, verſtehen wird, ohne diskurſiv analytiſch deutſch gelernt zu haben. Vielleicht aber ſind die Franzoſen überhaupt glücklicher organiſirt wie wir Deutſchen, und ich habe bemerkt, daß man

ihnen nur einen Tadel, nur einen geheimen Unterschätzung, nur einen wissenschaftlichen Anstoß nur ein Wenig zu wagen kommt, und darauf Wenig wissen sie in verschiedener Weise in ihrem Geiste zu kombiniren und zu verarbeiten, daß sie alsdann die Sache und mit dieser zugleich uns mit selber und über unser eigenes Wissen belehren können. Es will auch manchmal bedünken, als seien die Kinder der Franzosen, eher sie nur den Kinderschuhen, inmittig mit ihrer Spielzeit versehen, sie daß jene Idee, die dieser in den Kauf gelange, sich zum erziehlichen Mittel: eine weitere Einrichtung, wodurch sogar die ergiebigen und richtigsten Kinder über mehr und trefflicher erscheinen. Viele brillanten Kinder, ehemit wie die glänzendsten Kunstschützen, pflegen einen armen Teufelen, wenn er zuerst nach Paris kommt, sehr zu blenden.

Ich fürchte, ich komme aus den tiefen Gewässern der Liebe unversehens in das bittere Meer des Tadels. Ja, ich kann nicht umhin den Herrn Cousin wegen einer Umstandes hinter zu tadeln: nämlich Er, der die Wahrheit liebt noch mehr als den Plato und den Tennemann, Er ist ungerecht gegen sich selber, er verleumdet sich selber, indem er uns einreden möchte, er habe aus der Philosophie der Herren Schelling und Hegel allerlei entlehnt. Gegen diese Selbstanschuldigung muß ich Herrn Cousin in Schutz nehmen. Auf Wort und Gewissen! dieser ehrliche Mann hat aus der Philosophie der Herren Schelling und Hegel nicht das Mindeste gestohlen, und wenn er als ein Andenken von diesen beiden etwas mit nach Hause gebracht hat, so war es nur ihre Freundschaft. Das macht seinem Herzen Ehre. Aber von solchen fälschlichen Selbstanklagen giebt es viele Beispiele in der Psychologie. Ich kannte einen Mann, der von sich selber aussagte: er habe an der Tafel des Königs silberne Löffel gestohlen; und doch wußten wir alle, daß der arme Teufel nicht hoffähig war, und sich dieses Löffeldiebstahls anklagte, um uns glauben zu machen, er sei im Schlosse zu Gaste gewesen.

Nein, Herr Cousin hat in der deutschen Philosophie immer das sechste Gebot befolgt, hier hat er auch nicht eine einzige Idee, auch nicht ein Zuckerlöffelchen von Idee eingesteckt. Alle Zeugenaussagen stimmen darin überein, daß Herr Cousin in dieser Beziehung, ich sage in dieser Beziehung, die Ehrlichkeit selbst sei. Und es sind nicht bloß seine Freunde, sondern auch seine Gegner, die ihm dieses Zeugniß geben. Ein solches Zeugniß enthalten z. B. die berliner Jahrbücher der wissenschaftlichen Critik von diesem Jahre, und da der Verfasser dieser Urkunde, der große Hinrichs, keineswegs ein Lobhudler und seine Worte desto unverdächtiger sind, so will ich sie später in ihrem ganzen Umfange mittheilen. Es gilt einen großen Mann von einer schweren Anklage zu befreien, und nur deshalb erwähne ich das Zeugniß der berliner Jahrbücher die freilich durch einen etwas spöttischen Ton, womit sie von Herrn Cousin reden, mein eigenes Gemüth unangenehm berühren. Denn ich bin

ein wahrhafter Verehrer des großen Eklektikers, wie ich schon gezeigt in diesen Blättern, wo ich ihn mit allen möglichen großen Männern, mit Herkules, Napoleon, Alexander, Cäsar, Friedrich, Orpheus, Bileam den Sohn Boers, Quaser dem Weisen, Buddah, Lafayette, Richard Löwenherz und Paganini verglichen habe.

Ich bin vielleicht der erste, der diesen großen Namen auch den Namen Cousin beigesellt. Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas! werden freilich seine Feinde sagen, seine frivolen Gegner, jene Voltairianer, denen nichts heilig ist, die keine Religion haben, und die nicht einmal an Herrn Cousin glauben. Aber es wird nicht das erstemal sein, daß eine Nazion erst durch einen Fremden ihre großen Männer schätzen lernt. Ich habe vielleicht das Verdienst um Frankreich, daß ich den Werth des Herrn Cousin für die Gegenwart und seine Bedeutung für die Zukunft gewürdigt habe. Ich habe gezeigt, wie das Volk ihn schon bei Lebzeiten poetisch ausschmückt und Wunderdinge von ihm erzählt. Ich habe gezeigt wie er sich allmählig ins Sagenhafte verliert, und wie einst eine Zeit kommt, wo der Name Viktor Cousin eine Mythe sein wird. Jetzt ist er schon eine Fabel, kichern die Voltairianer.

O Ihr Verläßerer des Thrones und des Altars, Ihr Bösewichter, die Ihr, wie Schiller singt, „das Glänzende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen pflegt," ich prophezeihe Euch, daß die Renommee des Herrn Cousin, wie die französische Revolution, die Reise um die Welt macht! — Ich höre wieder boshaft hinzusetzen: In der That, die Renommee des Herrn Cousin macht eine Reise um die Welt, und von Frankreich ist sie bereits abgereist.

Der Schwabenſpiegel.

Vorbemerkung.

Die hier mitgetheilten Blätter wurden im Beginn des Frühlings, als Nachrede zum 2. Theil des Buchs der Lieder, und mit der Bitte um schleunigsten Abdruck, nach Deutschland gesendet. Ich dachte nun, das Buch sei dort längst erschienen, als mir vor ein paar Wochen mein Verleger meldete: in einem süddeutschen Staate, wo er das Manuscript zur Censur gegeben, habe man ihn während der ganzen Zeit mit dem Imprimatur hingehalten, und er schlüge mir vor, die Nachrede als besonderen Artikel in einer periodischen Publikazion vorweg abdrucken zu lassen. Indem ich sie also in solcher Weise dem verehrungswürdigen Leser mittheile, glaube ich, daß er, ohne große Anstrengung seines Scharfsinns, errathen wird, warum ich seit zwei und ein halb Jahren so vielen Schlichen und Ränken begegne, wenn ich jene Denunziatoren besprechen will, die ihrerseits, ganz ohne alle Censur- und Redakzionsbeschränkung, den größten Theil der deutschen Pressen mißbrauchen dürfen. —

Paris, im Spätherbst 1838.

Nach Brauch und Sitte deutſcher Dichterſchaft ſollte ich meiner Gedichtſammlung, die den Titel „Buch der Lieder" führt und jüngſt in erneutem Abdruck erſchienen iſt, auch die nachfolgenden Blätter einverleiben. Aber es wollte mich bedünken, als klänge in dem Buch der Lieder ein Grundton, der durch Beimiſchung ſpäterer Erzeugniſſe ſeine ſchöne Reinheit einbüßen möchte. Dieſe ſpäteren Produkzionen übergebe ich daher dem Publikum als beſonderen Nachtrag, und indem ich beſcheidentlich fühle, daß an dem Grundton dieſer zweiten Sammlung wenig zu ſtören iſt, füge ich ein dramatiſches Gedicht hinzu, welches, in einer früheſten Periode entſtanden, zu einer Reihe von Dichtungen gehört, die ſeitdem, durch betrübſames Mißgeſchick, unwiederbringlich verloren gegangen ſind. Dieſes dramatiſche Gedicht (Ratcliff) kann vielleicht in der Sammlung meiner poetiſchen Werke eine Lakune füllen und Zeugniß geben von Gefühlen, die in jenen verlorenen Dichtungen flammten oder wenigſtens kniſterten.

Etwas Aehnliches möchte ich in Beziehung auf „das Lied vom Tannhäuſer" andeuten. Es gehört einer Periode meines Lebens, wovon ich ebenfalls wenige ſchriftliche Urkunden dem Publikum mittheilen kann, oder vielmehr mittheilen darf.

Der Einfall, dieſes Buch mit einem Conterfei meines Antlitzes zu ſchmücken, iſt nicht von mir ausgegangen. Das Portrait des Verfaſſers vor den Büchern erinnert mich unwillkührlich an Genua, wo vor dem Narrenhospital die Bildſäule des Stifters aufgeſtellt iſt. Es war mein Verleger, welcher auf die Idee gekommen iſt, dem Nachtrag zum „Buch der Lieder," dieſem gedruckten Narrenhauſe, worin meine verrückten Gedanken eingeſperrt ſind, mein Bildniß voranzukleben. Mein Freund Julius Campe iſt ein Schalk, und wollte gewiß den lieben Kleinen von der ſchwäbiſchen Dichterſchule, die ſich gegen mein Geſicht verſchworen haben, einen Schabernack ſpielen . . . Wenn ſie jetzt an meinen Liedern klauben und knuspern, und die Thränen zählen, die darin vorkommen, ſo können ſie nicht umhin, manchmal meine Züge zu betrachten. Aber warum grollt Ihr mir ſo unverſöhnbar, Ihr guten Leutchen? Warum zieht Ihr gegen mich los in weitſchweifigen Artikeln, woran ich mich zu Tode langweilen könnte? Was habt Ihr gegen mein Geſicht? Beiläufig will ich hier bemerken, daß das Portrait im Muſenalmanach gar nicht getroffen iſt. Das Bild, welches Ihr heute ſchaut, iſt weit beſſer, beſonders der

Obertheil des Geſichtes; der untere Theil iſt viel zu ſchmächtig. Ich bin nämlich ſeit einiger Zeit ſehr dick und wohlbeleibt geworden, und ich fürchte, ich werde bald wie ein Bürgermeiſter ausſehn; — ach, die ſchwäbiſche Schule macht mir ſo viel Kummer!

Ich ſehe, wie der geneigte Leſer mit verwunderten Augen um Erklärung bittet: was ich unter dem Namen „ſchwäbiſche Schule" eigentlich verſtehe? Was iſt das, die ſchwäbiſche Schule? Es iſt noch nicht lange her, daß ich ſelber an mehre reiſende Schwaben dieſe Frage richtete, und um Auskunft bat. Sie wollten lange nicht mit der Sprache heraus und lächelten ſehr ſonderbar, etwa wie die Apotheker lächeln, wenn frühmorgens am erſten April eine leichtgläubige Magd zu ihnen in den Laden kömmt und für zwei Kreuzer Mückenhonig verlangt. In meiner Einfalt glaubte ich anfangs, unter dem Namen ſchwäbiſche Schule verſtünde man jenen blühenden Wald großer Männer, der dem Boden Schwabens entſproſſen, jene Rieſeneichen, die bis in den Mittelpunkt der Erde wurzeln und deren Wipfel hinaufragt bis an die Sterne ... Und ich frug: nicht wahr, Schiller gehört dazu, der wilde Schöpfer, der die Räuber ſchuf? ... Nein, lautete die Antwort, mit dem haben wir nichts zu ſchaffen, ſolche Räuberdichter gehören nicht zur ſchwäbiſchen Schule; bei uns geht's hübſch ordentlich zu, und der Schiller hat auch früh aus dem Land hinaus müſſen. Gehört denn Schelling zur ſchwäbiſchen Schule, Schelling, der irrende Weltweiſe, der König Arthus der Philoſophie, welcher vergeblich das abſolute Montſalvatſch aufſucht und verſchmachten muß in der myſtiſchen Wildniß? Wir verſtehen das nicht, antwortete man mir, aber ſoviel können wir Ihnen verſichern, der Schelling gehört nicht zur ſchwäbiſchen Schule. Gehört Hegel dazu, der Geiſtesweltumſegler, der unerſchrocken vorgedrungen bis zum Nordpol des Gedankens, wo einem das Gehirn einfriert im abſtrakten Eis? ... Den kennen wir gar nicht. Gehört denn David Strauß dazu, der David mit dem tödtlichen Schleuder? ... Gott bewahre uns vor dem, den haben wir ſogar exkommunizirt, und wollte der ſich in die ſchwäbiſche Schule aufnehmen laſſen, ſo bekäme er gewiß lauter ſchwarze Kugeln.

Aber um des Himmels willen — rief ich aus, nachdem ich faſt alle große Namen Schwabens aufgezählt hatte, und bis auf alte Zeiten zurückgegangen war, bis auf Keppler, den großen Stern, der den ganzen Himmel verſtanden, ja, bis auf die Hohenſtaufen, die ſo herrlich auf Erden leuchteten, irdiſche Sonnen im deutſchen Kaiſermantel — wer gehört denn eigentlich zur ſchwäbiſchen Schule?

Wohlan, antwortete man mir, wir wollen Ihnen die Wahrheit ſagen: die Renommeen, die Sie eben aufgezählt, ſind viel mehr europäiſch als ſchwäbiſch, ſie ſind gleichſam ausgewandert und haben ſich dem Auslande aufge-

drungen, ſtatt daß die Renommeen der ſchwäbiſchen Schule jenen Kosmopolitismus verachten und hübſch patriotiſch und gemüthlich zu Hauſe bleiben bei den Gelbveiglein und Metzelſuppen des theuren Schwabenlandes. — Und nun kam ich endlich dahinter, von welcher beſcheidenen Größe jene Berühmtheiten ſind, die ſich ſeitdem als ſchwäbiſche Schule aufgethan, in demſelben Gedankenkreiſe umherhüpfen, ſich mit denſelben Gefühlen ſchmücken und auch Pfeifenquäſte von derſelben Farbe tragen.

Der bedeutendſte von ihnen iſt der evangeliſche Paſtor Guſtav Schwab. Er iſt ein Hering in Vergleichung mit den anderen, die nur Sardellen ſind; verſteht ſich, Sardellen ohne Salz. Er hat einige ſchöne Lieder gedichtet, auch etwelche hübſche Balladen; freilich mit einem Schiller, mit einem großen Wallfiſch, muß man ihn nicht vergleichen. Nach ihm kommt der Doktor Juſtinus Kerner, welcher Geiſter und vergiftete Blutwürſte ſieht, und einmal dem Publikum auf's ernſthafteſte erzählt hat, daß ein paar Schuhe, ganz allein, ohne menſchliche Hülfe, langſam durch das Zimmer gegangen ſind, bis zum Bette der Seherin von Prevorſt. Das fehlt noch, daß man ſeine Stiefel des Abends feſtbinden muß, damit ſie einem nicht des Nachts trapp! trapp! vor's Bett kommen und mit lederner Geſpenſterſtimme die Gedichte des Herrn Juſtinus Kerner vordeklamiren! Letztere ſind nicht ganz und gar ſchlecht, der Mann iſt überhaupt nicht ohne Verdienſt, und von ihm möchte ich daſſelbe ſagen, was Napoleon von Murat geſagt hat, nämlich: „er iſt ein großer Narr, aber der beſte General der Cavallerie.“ Ich ſehe ſchon, wie ſämmtliche Inſaſſen von Weinsberg über dieſes Urtheil den Kopf ſchütteln und mit Befremden mir entgegnen: unſer theurer Landsmann, Herr Juſtinus, iſt freilich ein großer Narr, aber keineswegs der beſte General der Cavallerie! Nun, wie Ihr wollt, ich will Euch gern einräumen, daß er kein vorzüglicher Cavalleriegeneral iſt.

Herr Carl Mayer, welcher auf Latein Carolus Magnus heißt, iſt ein anderer Dichter der ſchwäbiſchen Schule und man verſichert, daß er den Geiſt und den Charakter derſelben am treueſten offenbare; er iſt eine matte Fliege und beſingt Maikäfer. Er ſoll ſehr berühmt ſein in der ganzen Umgegend von Waiblingen, vor deſſen Thoren man ihm eine Statue ſetzen will, und zwar eine Statue von Holz und in Lebensgröße. Dieſes hölzerne Ebenbild des Sängers ſoll alle Jahre mit Oelfarbe neu angeſtrichen werden, alle Jahr, im Frühling, wenn die Gelbveiglein düften und die Maikäfer ſummen. Auf dem Piedeſtal wird die Inſchrift zu leſen ſein: dieſer Ort darf nicht verunreinigt werden!

Ein ganz ausgezeichneter Dichter der ſchwäbiſchen Schule, verſichert man mir, iſt Herr *** — er ſei erſt kürzlich zum Bewußtſein, aber noch nicht zur Erſcheinung gekommen; er habe nämlich ſeine Gedichte noch nicht drucken

laſſen. Man ſagt mir, er beſinge nicht blos Maikäfer, ſondern ſogar Lerchen und Wachteln, was gewiß ſehr löblich iſt. Lerchen und Wachteln ſind wahrhaftig werth, daß man ſie beſinge, nämlich wenn ſie gebraten ſind. Ueber den Charakter und reſpektiven Werth der ***ſchen Dichtungen kann ich, ſo lange ſie noch nicht zur äußeren Erſcheinung gekommen ſind, gar kein Urtheil fällen, eben ſo wenig wie über die Meiſterwerke ſo vieler anderen großen Unbekannten der ſchwäbiſchen Schule.

Die ſchwäbiſche Schule hat wohl gefühlt, daß es ihrem Anſehen nicht ſchaden würde, wenn ſie neben ihren großen Unbekannten, die uns nur vermittels eines Hydro-Gasmikroſkops ſichtbar werden, auch einige kleine Bekannte, einige Renommeen, die nicht blos in der umfriedeten Heimlichkeit ſchwäbiſcher Gauen, ſondern auch im übrigen Deutſchland einige Geltung erworben, zu den ihrigen zählen könnte. Sie ſchrieben daher an den König Ludwig von Baiern, den gekrönten Sänger, welcher aber abſagen ließ. Uebrigens ließ er ſie freundlich grüßen und ſchickte ihnen ein Prachtexemplar ſeiner Poeſien mit Goldſchnitt und Einband von rothem Maroquin-Papier. Hierauf wandten ſich die Schwaben an den Hofrath Winkler, welcher unter dem Namen Theodor Hell ſeinen Dichterruhm verbreitet hat; dieſer aber antwortete, ſeine Stellung als Herausgeber der Abendzeitung erlaube ihm nicht, ſich in die ſchwäbiſche Schule aufnehmen zu laſſen, dazu komme, daß er ſelber eine ſächſiſche Schule ſtiften wolle, wozu er bereits eine bedeutende Anzahl poetiſcher Landsleute engagirt habe. In ähnlicher Weiſe haben auch einige berühmte Oberlauſitzer und Hinterpommern die Anträge der ſchwäbiſchen Schule abgewieſen.

In dieſer Noth begingen die Schwaben einen wahren Schwabenſtreich, ſie nahmen nämlich zu Mitgliedern ihrer ſchwäbiſchen Schule einen Ungar und einen Kaſchuben. Erſterer, der Ungar, nennt ſich Nicolaus Lenau, und iſt, ſeit der Juliusrevolution, durch ſeine liberalen Beſtrebungen, auch durch den anpreiſenden Eifer meines Freundes Laube, zu einer Renommee gekommen, die er bis zu einem gewiſſen Grade verdient. Die Ungarn haben jedenfalls viel dadurch verloren, daß ihr Landsmann Lenau unter die Schwaben gegangen iſt; indeſſen, ſo lange ſie ihren Tokayer behalten, können ſie ſich über dieſen Verluſt tröſten.

Die andere Acquiſition der ſchwäbiſchen Schule iſt minder brillant; ſie beſteht nämlich in der Perſon des gefeierten Wolfgang Menzel, welcher unter den Kaſchuben das Licht erblickt, an den Marken Polens und Deutſchlands, an jener Grenze, wo der germaniſche Flegel den ſlaviſchen Flegel verſteht, wie der alte Voß ſagen würde, der alte Johann Heinrich Voß, der ungeſchlachte aber ehrliche ſächſiſche Bauer, der, wie in ſeiner Geſichtsbildung ſo auch in ſeinem Gemüthe, die Merkmale des Deutſchthums trug.

Daß dieſes bei Herrn Wolfgang Menzel nicht der Fall iſt, daß er weder dem Aeußeren noch dem Inneren nach ein Deutſcher iſt, habe ich in der kleinen allerliebſten Schrift „Ueber den Denunzianten" gehörig bewieſen. Ich hätte, beiläufig geſtanden, dieſe kleine Schrift nicht herausgegeben, wenn mir die Abhandlungen über denſelben Gegenſtand, die großen Bomben von Ludwig Börne und David Strauß, vorher zu Geſicht gekommen wären. Aber dieſer kleinen Schrift, welche die Vorrede zum dritten Theil des Salons bilden ſollte, ward von dem Cenſor dieſes Buches das Imprimatur verweigert — „aus Pietät gegen Wolfgang Menzel" — und das arme Ding, obgleich in politiſcher und religiöſer Beziehung zahm genug abgefaßt, mußte während ſieben Monaten von einem Cenſor zum andern wandern, bis es endlich nothdürftig unter die Haube kam. Wenn du, geneigter Leſer, das Büchlein in der Buchhandlung von Hoffmann und Campe zu Hamburg ſelber holſt, ſo wird dir dort mein Freund Julius Campe bereitwillig erzählen, wie ſchwer es war, den Denunzianten in die Preſſe zu bringen, wie das Anſehen deſſelben durch gewiſſe Autoritäten geſchützt werden ſollte, und wie endlich durch unableugbare Urkunden, durch ein Autograph des Denunzianten, der ſich in den Händen von Theodor Mundt befindet, der Titel meiner Schrift auf's glänzendſte gerechtfertigt wird. Was der Gefeierte dagegen vorgebracht hat, iſt Dir vielleicht bekannt, mein theurer Leſer. Als ich ihm, Stück vor Stück, die Fetzen des falſchen Patriotismus und der erlogenen Moral vom Leibe riß, — da erhub er wieder ein ungeheures Geſchrei: die Religion ſei in Gefahr, die Pfeiler der Kirche brächen zuſammen, Heinrich Heine richte das Chriſtenthum zu Grunde! Ich habe herzlich lachen müſſen, denn dieſes Zetergeſchrei erinnerte mich an einen andern armen Sünder, der auf dem Marktplatz zu Lübek mit Staupenſchlag und Brandmark abgeſtraft wurde, und plötzlich, als das rothe Eiſen ſeinen Rücken berührte, ein entſetzliches Mordio erhob und beſtändig ſchrie: „Feuer! Feuer! es brennt, es brennt, die Kirche ſteht in Flammen!" Die alten Weiber erſchraken auch diesmal über ſolchen Feuerlärm, vernünftige Leute aber lachten und ſprachen: der arme Schelm! nur ſein eigner Rücken iſt entzündet, die Kirche ſteht ſicher auf ihrem alten Platze, auch hat dort die Polizei, aus Furcht vor Brandſtiftung, noch einige Spritzen aufgeſtellt, und aus frommer Vorſorge darf jetzt in der Nähe der Religion nicht einmal eine Cigarre geraucht werden! Wahrlich, das Chriſtenthum ward nie ängſtlicher geſchützt als eben jetzt.

Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, dem Gerüchte zu widerſprechen, als habe Herr Wolfgang Menzel, auf Andrang ſeiner Collegen, ſich endlich entſchloſſen, jene Großmuth zu benutzen, womit ich ihm geſtattete, ſich wenigſtens von dem Vorwurf der perſönlichen Feigheit zu reinigen. Ehrlich geſtanden, ich war immer darauf gefaßt, daß mir Ort und Zeit anberaumt würde,

wo der Ritter der Vaterlandsliebe, des Glaubens und der Jugend ſich bewähren wolle in all ſeiner Mannhaftigkeit. Aber leider bis auf dieſe Stunde wartete ich vergebens, und die Witzlinge in deutſchen Blättern moquirten ſich obendrein über meine Leichtgläubigkeit. Spottvögel haben ſich ſogar den Spaß erlaubt, mir im Namen der unglücklichen Gattin des Denunzianten einen Brief zu ſchreiben, worin die arme Frau ſich über die häuslichen Nöthen, die ſie ſeit dem Erſcheinen meiner kleinen Schrift zu erdulden habe, ſchmerzlich beklagt. Jetzt ſei gar kein Auskommen mehr mit ihrem Manne, der zu Hauſe zeigen wolle, daß er ein Held ſei. Die geringſte Anſpielung auf Feigheit brächte ihn zur Wuth. Eines Abends habe er das kleine Kind geprügelt, weil es „Häschen an der Wand" ſpielte. Jüngſt ſei er wie raſend aus der Ständekammer gekommen und habe wie ein Ajax getobt, weil dort alle Blicke auf ihn gerichtet geweſen, als die Geſetzfrage „ob man jemanden ungeſtraft dem öffentlichen Gelächter preisgeben dürfe?" diskutirt wurde. Ein andermal habe er bitterlich geweint, als einer von den undankbaren Juden, die er emanzipiren wolle, ihm ins Geſicht gemauſchelt: Sie ſind doch kein Patriot, Sie thun nichts fürs Volk, Sie ſind nicht der Aette ſondern die Memme des Vaterlandes. Aber gar des Nachts beginne der rechte Jammer und dann ſeufze er und wimmere und ſtöhne, daß ſich ein Stein drob erbarmen könnte. Das ſei nicht länger zum Aushalten, ſchloß der angebliche Brief der armen Frau, ſie wolle lieber ſterben, als dieſen Zuſtand länger ertragen, und um der Sache ein Ende zu machen, ſei ſie erbötig, ſtatt ihres furchſamen Gemahls, ſich ſelber mit mir zu ſchlagen. Gehorſame Dienerin.

Als ich dieſen Brief las, und in meiner Einfalt die offenbare Myſtifikation nicht gleich merkte, rief ich mit Begeiſterung: edles Weib! würdige Schwäbin! würdig deiner Mütter, die einſt zu Weinsberg ihre Männer huckepak trugen!

Die Weiber im Schwabenlande ſcheinen überhaupt mehr Energie zu beſitzen als ihre Männer, die nicht ſelten nur auf Geheiß ihrer Ehehälften zum Schwerte greifen. Weiß ich doch eine ſchöne Schwäbin, die mir ſeit Jahren wüthender als zwanzig Teufel den Krieg macht, und mich mit unverſöhnlicher Feindſchaft verfolgt.

Ein Naturforſcher hat ganz richtig die Bemerkung gemacht, daß im Sommer, beſonders in den Hundstagen, weit mehr gegen mich geſchrieben wird, als im Winter.

Daß es nicht die altpoetiſche Vornehmigkeit iſt, welche mich davon abhält, dergleichen Angriffe zu beſprechen, habe ich bereits an einem anderen Orte erwähnt. Eines Theils liegt mir ein gewiſſer Knebel im Munde ſobald ich mich gegen Anſchuldigung von Immoralität, oder irreligiöſer Frivolität oder gar politiſcher Inkonſequenz, durch Erörterung der letzten Gründe von all meinem Tichten und Trachten vertheidigen wollte. Anderen Theils befinde ich mich

meinen Widersachern gegenüber in derselben Lage, die Freund Semilasso irgendwo in seiner afrikanischen Reisebeschreibung mit der richtigen Empfindung erwähnt. Er erzählt uns nemlich, daß, als er in einem Beduinenlager übernachtete, rings um sein Zelt eine große Menge Hunde unaufhörlich bellten und heulten und winselten, was ihn aber am Schlafen gar nicht gehindert habe; „wäre es nur ein einziger Kläffer gewesen," setzt er hinzu, „so hätte ich die ganze Nacht kein Auge zuthun können." Das ist es: weil der Kläffer so viele sind, und weil der Mops den Spitz, dieser wieder den gemüthlichen Dachs, letzterer das edle Windspiel oder die fromme Dogge überbellt, und die schnöden Laute der verschiedenen Bestien im Gesammtgeheul verloren gehen, kann mir ein ganzer Hundelärm wenig anhaben.

Nein, Herr Gustav Pfizer eben so wenig wie die anderen hat mir jemals den Schlaf gekostet, und man darf es mir aufs Wort glauben, daß bei Erwähnung dieses Dichterlings auch nicht die mindeste Bitterkeit in meiner Seele waltet. Aber ich kann ihn, der Vollständigkeit wegen, nicht unerwähnt lassen; die schwäbische Schule zählt ihn nemlich zu den ihrigen, was mir sonderbar genug dünkt, da er, im Gegensatze zu dieser Genossenschaft, mehr als reflektirende Fledermaus, denn als gemüthlicher Maikäfer umherflattert, und vielmehr nach der schillerschen Todtengruft als nach Gelbveiglein riecht. Mir wurden mal seine Gedichte aus Stuttgart zugeschickt, und die freundlichen Begleitungszeilen veranlaßten mich, einen flüchtigen Blick hineinzuwerfen; ich fand sie herzlich schlecht. Dasselbe kann ich auch von seiner Prosa sagen; sie ist herzlich schlecht. Ich gestehe freilich, daß ich nichts anderes von ihm gelesen habe, als eine Abhandlung, die er gegen mich geschrieben. Sie ist geistlos und unbeholfen und miserabel stylisirt; letzteres ist um so unverzeihlicher, da die ganze Schule die Materialien dazu kostirt. Das Beste in der ganzen Abhandlung ist der wohlbekannte Kniff, womit man verstümmelte Sätze aus den [illegible] sten Schriften eines Autors zusammenstellt, um demselben jede [illegible] Gesinnung oder Gesinnungslosigkeit [illegible]. Freilich der Kniff ist nicht neu, doch bleibt er immer [illegible], da [illegible] Widerlegung möglich ist, [illegible] um zu beweisen: daß [illegible] meint, der andere zwar [illegible] der ihm eben seine richtige [illegible] reihten Sätze, nicht [illegible] logischen Zusammenhang [illegible] hervorzuklauben; daß [illegible] zeugen würden, [illegible] — ach! wenn man [illegible] der europäischen [illegible]

allen möglichen Veränderungen unterworfen, wie er heute etwas als äußerst wichtig verfechten muß, was ihm morgen ganz gleichgültig sein kann, wie er heute diesen Punkt, morgen einen andern zu beschützen oder anzugreifen hat, je nachdem es die Stellung der Gegenpartei, die wechselnden Allianzen, die Siege oder die Niederlagen des Tages erfordern!

Das einzige Neue und Eigenthümliche, was ich in der oben erwähnten Abhandlung des Herrn Gustav Pfizer gefunden habe, war hie und da nicht bloß eine listige Verkehrung des Wortsinnes meiner Schriften, sondern sogar die Fälschung meiner Worte selbst — dieses ist neu, ist eigenthümlich, wenigstens bis jetzt hat man in Deutschland noch nicht einen Autor mit verfälschten Worten citirt. Doch Herr Gustav Pfizer scheint noch ein junger Anfänger zu sein, es juckt ihm zwar die Begabniß des Fälschens in den Fingern, doch merkt man an ihm noch eine gewisse Befangenheit in der Ausübung, und wenn er z. B. „Hostien" citirt statt der gewöhnlichen „Oblaten" des Originaltextes oder mehrmals „göttlich" citirt statt des ursprünglichen „vortrefflich" — so weiß er doch noch nicht recht welchen Gebrauch er von solcher Fälschung machen kann. Er ist ein junger Anfänger. Aber sein Talent ist unläugbar, er hat es hinlänglich offenbart, die geziemendste Anerkennung darf ihm nicht verweigert werden, er verdient, daß ihm Wolfgang Menzel, mit der tapferen Hand, seinen schäbigsten Lorbeerkranz aufs Haupt drückt.

Indessen, ehrlich gestanden, ich rathe ihm sein Talent nicht bedeutender auszubilden. Es könnte ihn einst das Gelüste anwandeln jenes edle Talent auch auf außerliterärische Gegenstände anzuwenden. Es giebt Länder wo dergleichen mit einem Halsband von Hanf belohnt wird. Ich sah zu Old-Baily in London Jemanden hängen, der ein falsches Citat unter einen Wechsel geschrieben hatte — und der arme Schelm mochte es wohl aus Hunger gethan haben, nicht aus Büberei oder aus eitel Neid oder gar um eine kleine Lobspende im stuttgarter Literaturblatt, ein literärisches Trinkgeld, zu verdienen. Ich hatte deshalb Mitleid mit dem armen Schelm, bei dessen Exekution sehr viele Zögerungen vorfielen. Es ist ein Irrthum wenn man glaubt, daß das Hängen in England so schnell von Statten gehe. Die Zubereitungen dauerten fast eine Viertelstunde. Ich ärgere mich noch heute, wenn ich daran denke, mit welcher Langsamkeit dem armen Menschen die Schlinge um den Hals gelegt und die weiße Nachtmütze über die Augen gezogen wurde. Neben ihm standen seine Freunde, vielleicht die Genossen der Schule, wozu er gehörte, und harrten des Augenblicks, wo sie ihm den Liebesdienst erweisen konnten; dieser Liebesdienst besteht darin, daß sie den gehenkten Freund, um seine zuckende Todesqual abzukürzen, so stark als möglich an den Beinen ziehen.

Ich habe von Herrn Gustav Pfizer geredet, weil ich ihn, bei Besprechung der schwäbischen Schule, nicht füglich übergehen konnte. So viel darf ich versichern,

daß ich in der Heiterkeit meines Herzens, nicht den mindeſten Unmuth wider Herrn Pfizer empfinde. Im Gegentheil, ſollte ich je im Stande ſein ihm einen Liebesdienſt zu erweiſen, ſo werde ich ihn gewiß nicht lange zappeln laſſen.

— — — Und nun laß uns ernſthaft reden, lieber Leſer; was ich dir jetzt noch zu ſagen habe, verträgt ſich nicht mit dem ſcherzenden Tone, mit der leichtſinnig guten Laune, die mich beſeelte, während ich dieſe Blätter ſchrieb. Es liegt mir drückend etwas im Sinne, was ich nicht mit ganz freier Zunge zu erörtern vermag, und worüber dennoch das unzweideutigſte Geſtändniß nöthig wäre. Ich hege nämlich eine wahre Scheu, bei Gelegenheit — der ſchwäbiſchen Schule, auch von Ludwig Uhland zu ſprechen, von dem großen Dichter, den ich ſchier zu beleidigen fürchte, wenn ich ſeiner in ſo kläglicher Geſellſchaft gedenke. Und dennoch, da die erwähnten Dichterlinge den Ludwig Uhland zu den ihrigen zählen oder gar für ein Haupt ihrer Genoſſen ausgeben, ſo könnte man hier jedes Verſchweigen ſeines Namens als eine Unredlichkeit betrachten. Weit entfernt an ſeinem Werthe zu mäkeln, möchte ich vielmehr die Verehrung, die ich ſeinen Dichtungen zolle, mit den volltönendſten Worten an den Tag geben. Es wird ſich mir bald dazu eine paſſendere Gelegenheit bieten. Ich werde alsdann zur Genüge zeigen, daß ſich in meiner früheren Beurtheilung des trefflichen Sängers zwar einige grämliche Töne, einige zeitliche Verſtimmungen einſchleichen konnten, daß ich aber nie die Abſicht hegte, an ſeinem inneren Werthe, an ſeinem Talente ſelbſt eine Ungerechtigkeit zu begehen. Nur über die literärhiſtoriſchen Beziehungen, über die äußeren Verhältniſſe ſeiner Muſe, habe ich unumwunden eine Anſicht, die vielleicht ſeinen Freunden mißfällig, aber darum dennoch nicht minder wahr iſt, ausſprechen müſſen. Als ich nämlich Ludwig Uhland im Zuſammenhang mit der „Romantiſchen Schule“ in dem Buche welches eben dieſen Namen führt, flüchtig beurtheilte, habe ich deutlich genug nachgewieſen: daß der vortreffliche Sänger nicht eine neue, eigenthümliche Sangesart aufgebracht hat, ſondern nur die Töne der romantiſchen Schule gelehrig nachſprach; daß ſeitdem die Lieder ſeiner Schulgenoſſen verſchollen ſind, Uhlands Gedichteſammlung als das einzig überlebende lyriſche Denkmal jener Töne der romantiſchen Schule zu betrachten iſt; daß aber der Dichter ſelbſt, eben ſo gut wie die ganze Schule, längſt todt iſt. Eben ſo gut wie Schlegel, Tieck, wie Fouqué, iſt auch Uhland längſt verſtorben, und hat vor jenen edlen Leichen nur das größere Verdienſt, daß er ſeinen Tod wohl begriffen und ſeit zwanzig Jahren nichts mehr geſchrieben hat. Es iſt wahrlich ein eben ſo widerwärtiges wie lächerliches Schauſpiel, wenn jetzt meine ſchwäbiſchen Dichterlinge den Uhland zu den ihrigen zählen, wenn ſie den großen Todten aus ſeinem Grabmal hervorholen, ihm ein Fallhütchen aufs Haupt ſtülpen und ihn in ihr niedriges Schulſtübchen hereinzerren, — oder wenn ſie gar den erblichenen

Helden, wohlgeharnischt, aufs hohe Pferd packen, wie einst die Spanier ihren Cid, und solchermaßen gegen die Ungläubigen, gegen die Verächter der schwäbischen Schule, losrennen lassen!

Das fehlte mir noch, daß ich auch im Gebiete der Kunst mit Todten zu kämpfen hätte! Leider muß ich es oft genug in anderen Gebieten, und ich versichere euch, bei allen Schmerzen meiner Seele! solcher Kampf ist der fatalste und verdrießlichste. Da ist keine glühende Ungeduld, die da hetzt Hieb auf Hieb, bis die Kämpfer wie trunken hinsinken und verbluten. Ach, die Todten ermüden uns mehr als sie uns verwunden und der Streit verwandelt sich am Ende in eine fechtende Langeweile. Kennst du die Geschichte von dem jungen Ritter, der in den Zauberwald zog? Sein Haar war goldig, auf seinem Helm wehten die kecken Federn, unter dem Gitter des Visirs glühten die rothen Wangen, und unter dem blanken Harnisch pochte der frischeste Muth. In dem Walde aber flüsterten die Winde sehr sonderbar. Gar unheimlich schüttelten sich die Bäume, die manchmal häßlich verwachsen, an menschliche Mißbildungen erinnerten. Aus dem Laubwerk guckte hie und da ein gespenstisch weißer Vogel, der fast verhöhnend kicherte und lachte. Allerlei Fabelgethier huschte schattenhaft durch die Büsche. Mitunter freilich zwitscherte auch mancher harmlose Zeisig und nickte aus den breitblättrigen Schlingpflanzen manch stille schöne Blume. Der junge Fant aber, immer weiter vordringend, rief endlich mit Uebertrotz: wann erscheint denn der Kämpe, der mich besiegen kann? Da kam, nicht eben rüstig, aber doch nicht allzuschlotterig, herangezogen ein langer, magerer Ritter mit geschlossenem Visir, und stellte sich zum Kampfe. Sein Helmbusch war geknickt, sein Harnisch war eher verwittert als schlecht, sein Schwert war schartig, aber vom besten Stahl, und sein Arm war stark. Ich weiß nicht, wie lange die beiden mit einander fochten, doch mag es wohl geraume Zeit gedauert haben, denn die Blätter fielen unterdessen von den Bäumen, und diese standen kahl und frierend, und dann knospeten sie wieder aufs neue und grünten im Sonnenschein, und so wechselten die Jahrzeiten — ohne daß sie es merkten, die beiden Kämpfer, die beständig auf einander loshieben, anfangs unbarmherzig wild, später minder heftig, dann sogar etwas phlegmatisch, bis sie endlich ganz und gar die Schwerter sinken ließen, und erschöpft ihre Helmgitter aufschlossen — das gewährte einen betrübenden Anblick! Der eine Ritter, der herausgeforderte Kämpe, war ein Todter, und aus dem geöffneten Visir grinste ein fleischloser Schädel. Der andere Ritter, der als junger Fant in den Wald gezogen, trug jetzt ein verfallen fahles Greisenantlitz und sein Haar war schneeweiß.— Von den hohen Bäumen herab, wie verhöhnend, kicherte und lachte das gespenstisch weiße Gevögel.

Geschrieben zu Paris im Wonnemond 1838.

Shakeſpeare's

Mädchen und Frauen.

Notiz.

Die nachfolgenden Abhandlungen über Shakespeare's Frauen-Charaktere hat Heine auf Veranlaſſung der Brockhaus'ſchen Buchhandlung geſchrieben, welche dieſelben im Jahre 1838 nebſt einer Sammlung trefflich gezeichneter Portraits von Shakespeare's Frauen und Mädchen herausgab. Die Koſten unſerer Edition würden ſich beinahe verdoppeln, wenn wir die 45 Portraits mittheilen wollten, und beſchränken wir uns daher auf den Heine'ſchen Text, der auch ohne die künſtleriſche Zuthat von bleibendem Werthe iſt, ſo weit er die Charaktere aus den Tragödien betrifft.

Die Frauen-Portraits zu den Shakespeare'ſchen Comödien dagegen hat Heine nur durch charakteriſtiſche Citate aus den betreffenden Stücken erläutert, ohne ſelbſt etwas darüber zu ſchreiben. Dieſer Theil des Werkes kann daher in unſerer Edition füglich ausgelaſſen werden. Eine mehr in's Allgemeine gehende Abhandlung über die Frauen aus den Comödien findet der Leſer am Schluſſe dieſer Schrift unter dem Titel „Comödien."

Philadelphia, im Juli 1856.

Der Verleger.

Ich kenne einen guten Hamburger Chriſten, der ſich nie darüber zufrieden geben konnte, daß unſer Herr und Heiland von Geburt ein Jude war. Ein tiefer Unmuth ergriff ihn jedesmal, wenn er ſich eingeſtehen mußte, daß der Mann, der, ein Muſter der Vollkommenheit, die höchſte Verehrung verdient, dennoch zur Sippſchaft jener ungeſchnäuzten Langnaſen gehörte, die er auf der Straße als Trödler herumhauſiren ſieht, die er ſo gründlich verachtet, und die ihm noch fataler ſind, wenn ſie gar, wie er ſelber, ſich dem Großhandel mit Gewürzen und Farbeſtoffen zuwenden, und ſeine eigenen Intereſſen beeinträchtigen.

Wie es dieſem vortrefflichen Sohne Hammonias mit Jeſus Chriſtus geht, ſo geht es mir mit William Shakeſpeare. Es wird mir flau zu Muthe, wenn ich bedenke, daß er am Ende doch ein Engländer iſt, und dem widerwärtigſten Volke angehört, das Gott in ſeinem Zorne erſchaffen hat.

Welch ein widerwärtiges Volk, welch ein unerquickliches Land! Wie ſteifleinen, wie hausbacken, wie ſelbſtſüchtig, wie eng, wie engliſch! Ein Land, welches längſt der Ocean verſchluckt hätte, wenn er nicht befürchtete, daß es ihm Uebelkeiten im Magen verurſachen möchte ... Ein Volk, ein graues, gähnendes Ungeheuer, deſſen Athem nichts als Stickluft und tödtliche Langeweile, und das ſich gewiß mit einem koloſſalen Schiffstau am Ende ſelbſt aufhängt ...

Und in einem ſolchen Lande, und unter einem ſolchen Volke, hat William Shakeſpeare im April 1564 das Licht der Welt erblickt.

Aber das England jener Tage, wo in dem nordiſchen Bethlehem, welches Staffort upon Avon geheißen, der Mann geboren ward, dem wir das weltliche Evangelium, wie man die Shakeſpeare'ſchen Dramen nennen möchte, verdanken, das England jener Tage war gewiß von dem heutigen ſehr verſchieden; auch nannte man es merry England, und es blühete in Farbenglanz, Maskenſcherz, tiefſinniger Narrethei, ſprudelnder Thatenluſt, überſchwenglicher Leidenſchaft ... Das Leben war dort noch ein buntes Turnier, wo freilich die edelbürtigen Ritter im Schimpf und Ernſt die Hauptrolle ſpielten, aber der helle Trompetenton auch die bürgerlichen Herzen erſchütterte ... Und ſtatt des dicken Biers trank man den leichtſinnigen Wein, das demokratiſche Getränk, welches im Rauſche die Menſchen gleich macht, die ſich eben noch auf den nüchternen Schauplätzen der Wirklichkeit nach Rang und Geburt unterſchieden ...

All diese farbenreiche Lust ist seitdem erblichen, verschollen sind die freudigen Trompetenklänge, erloschen ist der scheue Rausch . . . Und das Buch, welches dramatische Werke von William Shakespeare heißt, ist als Trost für schlechte Zeiten, und als Beweis, daß jenes merry England wirklich existirt habe, in den Händen des Volkes zurückgeblieben.

Es ist ein Glück, daß Shakespeare eben noch zur rechten Zeit kam, daß er ein Zeitgenosse Elisabeths und Jakobs war, als freilich der Protestantismus sich bereits in der ungezügelten Denkfreiheit, aber keineswegs in der Lebensart und Gefühlsweise äußerte, und das Königthum, beleuchtet von den letzten Strahlen des untergehenden Ritterwesens, noch in aller Gloria der Poesie blühte und glänzte. Ja, der Volksglaube des Mittelalters, der Katholicismus, war erst in der Theorie zerstört; aber er lebte noch mit seinem vollen Zauber im Gemüthe der Menschen, und erhielt sich noch in ihren Sitten, Gebräuchen und Anschauungen. Erst später, Blume nach Blume, gelang es den Puritanern, die Religion der Vergangenheit gründlich zu entwurzeln, und über das ganze Land, wie eine graue Nebeldecke, jenen öden Trübsinn auszubreiten, der seitdem, entgeistet und entkräftet, zu einem lauwarmen, greinenden, dünnschläfrigen Pietismus sich verwässerte. Wie die Religion, so hatte auch das Königthum in England zu Shakespeare's Zeit noch nicht jene matte Umwandlung erlitten, die sich dort heutigen Tags unter dem Namen constitutioneller Regierungsform, wenn auch zum Besten der europäischen Freiheit, doch keineswegs zum Heile der Kunst geltend macht. Mit dem Blute Karls des Ersten, des großen, wahren, letzten Königs, floß auch alle Poesie aus den Adern Englands; und dreimal glücklich war der Dichter, der dieses kummervolle Ereigniß, das er vielleicht im Geiste ahnete, nimmermehr als Zeitgenosse erlebt hat. Shakespeare ward in unsren Tagen sehr oft ein Aristokrat genannt. Ich möchte dieser Anklage keineswegs widersprechen, und seine politischen Neigungen vielmehr entschuldigen, wenn ich bedenke, daß sein Zukunft-schauendes Dichterauge, aus bedeutenden Wahrzeichen, schon jene nivellirende Puritanerzeit vorausah, die mit dem Königthum, so auch aller Lebenslust, aller Poesie und aller heitern Kunst ein Ende machen würde.

Ja, während der Herrschaft der Puritaner ward die Kunst in England geächtet; namentlich wüthete der evangelische Eifer gegen das Theater, und sogar der Name Shakespeare erlosch für lange Jahre im Andenken des Volks. Es erregt Erstaunen, wenn man jetzt in den Flugschriften damaliger Zeit, z. B. in dem Histrio Mastix des famosen Prynn, die Ausbrüche des Zornes liest, womit über die arme Schauspielkunst das Anathema ausgekrächzt wurde. Sollen wir den Puritanern ob solchem Zelotismus allzu ernsthaft zürnen? Wahrlich nein; in der Geschichte hat jeder Recht, der seinem inwohnenden Prinzipe getreu bleibt, und die düstern Stutzköpfe folgten nur den Konsequen-

zen jenes kunſtfeindlichen Geiſtes, der ſich ſchon während der erſten Jahrhunderte der Kirche kund gab, und ſich mehr oder minder bilderſtürmend bis auf heutigen Tag geltend machte. Dieſe alte, unverſöhnliche Abneigung gegen das Theater iſt nichts als eine Seite jener Feindſchaft, die ſeit achtzehn Jahrhunderten zwiſchen zwei ganz heterogenen Weltanſchauungen waltet, und wovon die eine dem dürren Boden Judäas, die andere dem blühenden Griechenland entſproſſen iſt. Ja, ſchon ſeit achtzehn Jahrhunderten dauert der Groll zwiſchen Jeruſalem und Athen, zwiſchen dem heiligen Grab und der Wiege der Kunſt, zwiſchen dem Leben im Geiſte und dem Geiſt im Leben; und die Reibungen, öffentliche und heimliche Befehdungen, die dadurch entſtanden, offenbaren ſich dem eſoteriſchen Leſer in der Geſchichte der Menſchheit. Wenn wir in der heutigen Zeitung finden, daß der Erzbiſchof von Paris einem armen todten Schauſpieler die gebräuchlichen Begräbnißehren verweigert, ſo liegt ſolchem Verfahren keine beſondere Prieſterlaune zum Grunde, und nur der Kurzſichtige erblickt darin eine engſinnige Böswilligkeit. Es waltet hier vielmehr der Eifer eines alten Streites, eines Todeskampfs gegen die Kunſt, welche von dem helleniſchen Geiſt oft als Tribüne benutzt wurde, um von da herab das Leben zu predigen gegen den abtödtenden Judäismus: die Kirche verfolgte in den Schauſpielern die Organe des Griechenthums, und dieſe Verfolgung traf nicht ſelten auch die Dichter, die ihre Begeiſterung nur von Apollo herleiteten, und den proſcribirten Heidengöttern eine Zuflucht ſicherten im Lande der Poeſie. Oder iſt gar etwa Ranküne ein Spiel? Die unleidlichſten Feinde der gedrückten Kirche, während der zwei erſten Jahrhunderte, waren die Schauſpieler, und die Acta Sanctorum erzählen oft, wie dieſe verruchten Hiſtrionen auf den Theatern in Rom ſich dazu hergaben, zur Luſt des heidniſchen Pöbels, die Lebensart und Myſterien der Nazarener zu parodiren. Oder war es gegenſeitige Eiferſucht, was zwiſchen den Dienern des geiſtlichen und des weltlichen Wortes ſo bittern Zwieſpalt erzeugte?

Nächſt dem ascetiſchen Glaubenseifer, war es der republikaniſche Fanatismus, welcher die Puritaner beſeelte in ihrem Haß gegen die alt-engliſche Bühne, wo nicht blos das Heidenthum und die heidniſche Geſinnung, ſondern auch der Royalismus und die adligen Geſchlechter verherrlicht wurden. Ich habe an einem anderen Orte gezeigt, wie viele Aehnlichkeit in dieſer Beziehung zwiſchen den ehemaligen Puritanern und den heutigen Republikanern waltet. Mögen Apollo und die ewigen Muſen uns vor der Herrſchaft dieſer Leute bewahren!

Im Strudel der angedeuteten kirchlichen und politiſchen Umwälzungen verlor ſich auf lange Zeit der Name Shakeſpeare's, und es dauerte faſt ein ganzes Jahrhundert, ehe er wieder zu Ruhm und Ehre gelangte. Seitdem aber ſtieg ſein Anſehen von Tag zu Tag, und gleichſam eine geiſtige Sonne war

er für jenes Land, welches der wirklichen Sonne faſt während zwölf Monate im Jahre entbehrt, für jene Inſel der Verdammniß, jenes Botanibay ohne ſüdliches Clima, jenes ſteinkohlenqualmige, maſchinenſchnurrende, kirchengängeriſche und ſchlecht beſoffene England! Die gütige Natur enterbt nie gänzlich ihre Geſchöpfe, und indem ſie den Engländern alles was ſchön und lieblich iſt verſagte, und ihnen weder Stimme zum Geſang, noch Sinne zum Genuß verliehen, und ſie vielleicht nur mit ledernen Porterſchläuchen, ſtatt mit menſchlichen Seelen begabt hat, ertheilte ſie ihnen zum Erſatz ein groß Stück bürgerlicher Freiheit, das Talent ſich häuslich bequem einzurichten, und den William Shakeſpeare.

Ja, dieſer iſt die geiſtige Sonne, die jenes Land verherrlicht mit ihrem holdeſten Lichte, mit ihren gnadenreichen Strahlen. Alles mahnt uns dort an Shakeſpeare, und wie verklärt erſcheinen uns dadurch die gewöhnlichſten Gegenſtände. Ueberall umrauſcht uns dort der Fittig ſeines Genius, aus jeder bedeutenden Erſcheinung grüßt uns ſein klares Auge, und bei großartigen Vorfällen glauben wir ihn manchmal nicken zu ſehen, leiſe nicken, leiſe und lächelnd.

Dieſe unaufhörliche Erinnerung an Shakeſpeare und durch Shakeſpeare, ward mir recht deutlich während meines Aufenthalts in London, während ich, ein neugieriger Reiſender, dort von Morgens bis in die ſpäte Nacht nach den ſogenannten Merkwürdigkeiten herumlief. Jeder lyon mahnte an den größeren lyon, an Shakeſpeare. Alle jene Orte, die ich beſuchte, leben in ſeinen hiſtoriſchen Dramen ihr unſterbliches Leben, und waren mir eben dadurch von früheſter Jugend bekannt. Dieſe Dramen kennt aber dort zu Lande nicht blos der Gebildete, ſondern auch jeder im Volke, und ſogar der dicke Beefeater, der mit ſeinem rothen Rock und rothen Geſicht im Tower als Wegweiſer dient, und dir hinter dem Mittelthor das Verließ zeigt, wo Richard ſeine Neffen, die jungen Prinzen, hat ermorden laſſen, verweiſt dich an Shakeſpeare, welcher die näheren Umſtände dieſer grauſamen Geſchichte beſchrieben habe. Auch der Küſter, der dich in der Weſtminſterabtei herumführt, ſpricht immer von Shakeſpeare, in deſſen Tragödien jene todten Könige und Königinnen, die hier, in ſteinernem Conterfei, auf ihren Sarkophagen ausgeſtreckt liegen, und für einen Schilling ſechs Pence gezeigt werden, eine ſo wilde oder klägliche Rolle ſpielen. Er ſelber, die Bildſäule des großen Dichters, ſteht dort in Lebensgröße, eine erhabene Geſtalt mit ſinnigem Haupt, in den Händen eine Pergamentrolle . . . Es ſtehen vielleicht Zauberworte darauf, und wenn er um Mitternacht die weißen Lippen bewegt und die Todten beſchwört, die dort in den Grabmälern ruhen: ſo ſteigen ſie hervor, mit ihren verroſteten Harniſchen und verſchollenen Hofgewanden, die Ritter der weißen und der rothen Roſe, und auch die Damen heben ſich ſeufzend aus ihren Ruheſtätten, und ein

Schwertergeklirr, und ein Lachen und Fluchen erſchallt . . . Ganz wie zu Drurilane, wo ich die Shakeſpeare'ſchen Geſchichtsdramen ſo oft tragiren ſah, und wo Kean mir ſo gewaltig die Seele bewegte, wenn er verzweifelnd über die Bühne rannte:

"A horse, a horse, my kingdom for a horse!"

Ich müßte den ganzen Guide of London abſchreiben, wenn ich die Orte anführen wollte, wo mir dort Shakeſpeare in Erinnerung gebracht wurde. Am bedeutungsvollſten geſchah dieſes im Parlamente, nicht ſowohl deßhalb, weil das Local deſſelben jenes Weſtminſter-Hall iſt, wovon in den Shakeſpeare'ſchen Dramen ſo oft die Rede, ſondern weil, während ich den dortigen Debatten beiwohnte, einige mal von Shakeſpeare ſelber geſprochen wurde, und zwar wurden ſeine Verſe, nicht ihrer poetiſchen, ſondern ihrer hiſtoriſchen Bedeutung wegen, citirt. Zu meiner Verwunderung merkte ich, daß Shakeſpeare in England nicht blos als Dichter gefeiert, ſondern auch als Geſchichtsſchreiber von den höchſten Staatsbehörden, von dem Parlamente, anerkannt wird.

Dies führt mich auf die Bemerkung, daß es ungerecht ſei, wenn man bei den geſchichtlichen Dramen Shakeſpeare's die Anſprüche machen will, die nur ein Dramatiker, dem blos die Poeſie und ihre künſtleriſche Einkleidung der höchſte Zweck iſt, befriedigen kann. Die Aufgabe Shakeſpeares war nicht blos die Poeſie, ſondern auch die Geſchichte; er konnte die gegebenen Stoffe nicht willkürlich modeln, er konnte nicht die Ereigniſſe und Charaktere nach Laune geſtalten; und eben ſo wenig, wie Einheit der Zeit und des Ortes, konnte er Einheit des Intereſſe für eine einzige Perſon oder für eine einzige Thatſache beobachten. Dennoch in dieſen Geſchichtsdramen ſtrömt die Poeſie reichlicher und gewaltiger und ſüßer als in den Tragödien jener Dichter, die ihre Fabeln entweder ſelbſt erfinden oder nach Gutdünken umarbeiten, das ſtrengſte Ebenmaß der Form erzielen, und in der eigentlichen Kunſt, namentlich aber in dem enchaînement des scènes, den armen Shakeſpeare übertreffen.

Ja, das iſt es, der große Britte iſt nicht blos Dichter, ſondern auch Hiſtoriker; er handhabt nicht blos Melpomenes Dolch, ſondern auch Clios noch ſchärferen Griffel. In dieſer Beziehung gleicht er den früheſten Geſchichtſchreibern, die ebenfalls keinen Unterſchied wußten zwiſchen Poeſie und Hiſtorie, und nicht blos eine Nomenklatur des Geſchehenen, ein ſtäubiges Herbarium der Ereigniſſe, lieferten, ſondern die Wahrheit verklärten durch Geſang, und im Geſange nur die Stimme der Wahrheit tönen ließen. Die ſogenannte Objectivität, wovon heut ſo viel die Rede, iſt nichts als eine trockene Lüge; es iſt nicht möglich, die Vergangenheit zu ſchildern, ohne ihr die Färbung unſerer eigenen Gefühle zu verleihen. Ja, da der ſogenannte objective Geſchichtſchrei-

der doch immer ſein Wort an die Gegenwart richtet, ſo ſchreibt er unwillkürlich im Geiſte ſeiner eigenen Zeit, und dieſer Zeitgeiſt wird in ſeinen Schriften ſichtbar ſein, wie ſich in Briefen nicht blos der Charakter des Schreibers, ſondern auch des Empfängers offenbart. Jene ſogenannte Objectivität, die, mit ihrer Lebloſigkeit ſich brüſtend, auf der Schädelſtätte der Thatſachen thront, iſt ſchon deshalb als unwahr verwerflich, weil zur geſchichtlichen Wahrheit nicht blos die genauen Angaben des Faktums, ſondern auch gewiſſe Mittheilungen über den Eindruck, den jenes Faktum auf ſeine Zeitgenoſſen hervorgebracht hat, nothwendig ſind. Dieſe Mittheilungen ſind aber die ſchwierigſte Aufgabe; denn es gehört dazu nicht blos eine gewöhnliche Notizenkunde, ſondern auch das Anſchauungsvermögen des Dichters, dem, wie Shakeſpeare ſagt, „das Weſen und der Körper verſchollener Zeiten" ſichtbar geworden.

Und ihm waren ſie ſichtbar, nicht blos die Erſcheinungen ſeiner eigenen Landesgeſchichte, ſondern auch die, wovon die Annalen des Alterthums uns Kunde hinterlaſſen haben, wie wir es mit Erſtaunen bemerken in den Dramen, wo er das untergegangene Römerthum mit den wahrſten Farben ſchildert. Wie den Rittergeſtalten des Mittelalters, hat er auch den Helden der antiken Welt in die Nieren geſehen, und ihnen befohlen, das tiefſte Wort ihrer Seele auszuſprechen. Und immer wußte er die Wahrheit zur Poeſie zu erheben, und ſogar die gemüthloſen Römer, das harte nüchterne Volk der Proſa, dieſe Miſchlinge von roher Raubſucht und feinem Advokatenſinn, dieſe kaſuiſtiſche Soldateske, wußte er poetiſch zu verklären.

Aber auch in Beziehung auf ſeine römiſchen Dramen muß Shakeſpeare wieder den Vorwurf der Formloſigkeit anhören, und ſogar ein höchſt begabter Schriftſteller, Didrich Grabbe, nannte ſie „poetiſch verzierte Chroniken," wo aller Mittelpunkt fehle, wo man nicht wiſſe, wer Hauptperſon, wer Nebenperſon, und wo, wenn man auch auf Einheit des Orts und der Zeit verzichtet, doch nicht einmal Einheit des Intereſſe zu finden ſei. Sonderbarer Irrthum der ſchärfſten Kritiker! Nicht ſowohl die letztgenannte Einheit, ſondern auch die Einheiten von Ort und Zeit mangeln keineswegs unſerm großen Dichter. Nur ſind bei ihm die Begriffe etwas ausgedehnter als bei uns: Der Schauplatz ſeiner Dramen iſt dieſer Erdball, und das iſt ſeine Einheit des Ortes; die Ewigkeit iſt die Periode, während welcher ſeine Stücke ſpielen, und das iſt ſeine Einheit der Zeit; und beiden angemäß iſt der Held ſeiner Dramen, der dort als Mittelpunkt ſtrahlt, und die Einheit des Intereſſe repräſentirt ... Die Menſchheit iſt jener Held, jener Held, welcher beſtändig ſtirbt und beſtändig auferſteht — beſtändig liebt, beſtändig haßt, doch noch mehr liebt als haßt — ſich heute wie ein Wurm krümmt, morgen als ein Adler zur Sonne fliegt — heute eine Narrenkappe, morgen einen Lorbeer verdient, noch öfter beides zu gleicher Zeit — der große Zwerg, der kleine Rieſe, der homöopathiſch

zubereitete Gott, in welchem die Göttlichkeit zwar sehr verdünnt, aber doch immer existirt — ach! laßt uns von dem Heldenthum dieses Helden nicht zu viel reden, aus Bescheidenheit und Scham!

Dieselbe Treue und Wahrheit, welche Shakespeare in Betreff der Geschichte beurkundet, finden wir bei ihm in Betreff der Natur. Man pflegt zu sagen, daß er der Natur den Spiegel vorhalte. Dieser Ausdruck ist tadelhaft, da er über das Verhältniß des Dichters zur Natur irre leitet. In dem Dichtergeiste spiegelt sich nicht die Natur; sondern ein Bild derselben, das dem getreuesten Spiegelbilde ähnlich, ist dem Geiste des Dichters eingeboren; er bringt gleichsam die Welt mit zur Welt, und wenn er, aus dem träumenden Kindesalter erwachend, zum Bewußtsein seiner selbst gelangt, ist ihm jeder Theil der äußern Erscheinungswelt gleich in seinem ganzen Zusammenhang begreifbar; denn er trägt ja ein Gleichbild des Ganzen in seinem Geiste, er kennt die letzten Gründe aller Phänomene, die dem gewöhnlichen Geiste räthselhaft dünken, und auf dem Wege der gewöhnlichen Forschung nur mühsam, oder auch gar nicht, begriffen werden ... Und wie der Mathematiker, wenn man ihm nur das kleinste Fragment eines Kreises giebt, unverzüglich den ganzen Kreis und den Mittelpunkt desselben angeben kann: so auch der Dichter, wenn seiner Anschauung nur das kleinste Bruchstück der Erscheinungswelt von außen geboten wird, offenbart sich ihm gleich der ganze universelle Zusammenhang dieses Bruchstücks; er kennt gleichsam Circulatur und Centrum aller Dinge; er begreift die Dinge in ihrem weitesten Umfang und tiefsten Mittelpunkt.

Aber ein Bruchstück der Erscheinungswelt muß dem Dichter immer von außen geboten werden, ehe jener wunderbare Prozeß der Weltergänzung in ihm stattfinden kann; dieses Wahrnehmen eines Stücks der Erscheinungswelt geschieht durch die Sinne, und ist gleichsam das äußere Ereigniß, wovon die innern Offenbarungen bedingt sind, denen wir die Kunstwerke des Dichters verdanken. Je größer diese letztern, desto neugieriger sind wir jene äußeren Ereignisse zu kennen, welche dazu die erste Veranlassung gaben. Wir forschen gern nach Notizen über die wirklichen Lebensbeziehungen des Dichters. Diese Neugier ist um so thörichter, da, wie aus Obengesagtem schon hervorgeht, die Größe der äußeren Ereignisse in keinem Verhältnisse steht zu der Größe der Schöpfungen, die dadurch hervorgerufen wurden. Jene Ereignisse können sehr klein und scheinlos sein, und sind es gewöhnlich, wie das äußere Leben der Dichter überhaupt gewöhnlich sehr klein und scheinlos ist. Ich sage scheinlos und klein, denn ich will mich keiner betrübsamren Worte bedienen. Die Dichter präsentiren sich der Welt im Glanze ihrer Werke, und besonders wenn man sie aus der Ferne sieht, wird man von den Strahlen geblendet. O laßt uns nie in der Nähe ihren Wandel beobachten! Sie

ſind wie jene holden Lichter, die, am Sommerabend, aus Raſen und Lauben ſo prächtig hervorglänzen, daß man glauben ſollte, ſie ſeien die Sterne der Erde ... daß man glauben ſollte, ſie ſeien Diamanten und Smaragde, koſtbares Geſchmeide, welches die Königskinder, die im Garten ſpielten, an den Büſchen aufgehängt und dort vergaßen ... daß man glauben ſollte, ſie ſeien glühende Sonnentropfen, welche ſich im hohen Graſe verloren haben, und jetzt in der kühlen Nacht ſich erquicken und freudeblitzen, bis der Morgen kommt und das rothe Flammengeſtirn ſie wieder zu ſich heraufſaugt ... Ach! ſuche nicht am Tage die Spur jener Sterne, Edelſteine und Sonnentropfen! Statt ihrer ſiehſt du ein armes, mißfarbiges Würmchen, das am Wege kläglich dahinkriecht, deſſen Anblick dich anwidert, und das dein Fuß dennoch nicht zertreten will, aus ſonderbarem Mitleid!

Was war das Privatleben von Shakeſpeare? Trotz aller Forſchungen hat man faſt gar nichts davon ermitteln können, und das iſt ein Glück. Nur allerlei unbewieſene läppiſche Sagen haben ſich über die Jugend und das Leben des Dichters fortgepflanzt. Da ſoll er bei ſeinem Vater, welcher Metzger geweſen, ſelber die Ochſen abgeſchlachtet haben ... Dieſe letztern waren vielleicht die Ahnen jener engliſchen Commentatoren, die wahrſcheinlich aus Nachgroll ihm überall Unwiſſenheit und Kunſtfehler nachwieſen. Dann ſoll er Wollhändler geweſen ſein und ſchlechte Geſchäfte gemacht haben ... Armer Schelm! er meinte, wenn er Wollhändler würde, könne er endlich in der Wolle ſitzen. Ich glaube nichts von der ganzen Geſchichte; viel Geſchrei und wenig Wolle. Geneigter bin ich zu glauben, daß unſer Dichter wirklich Wilddieb geworden, und wegen eines Hirſchkalbs in gerichtliche Bedrängniß gerieth; weshalb ich ihn aber dennoch nicht ganz verdamme. „Auch Ehrlich hat einmal ein Kalb geſtohlen," ſagt ein deutſches Sprichwort. Hierauf ſoll er nach London entflohen ſein und dort, für ein Trinkgeld, die Pferde der großen Herrn vor der Thüre des Theaters beaufſichtigt haben ... So ungefähr lauten die Fabeln, die in der Literaturgeſchichte ein altes Weib dem andern nachklatſcht.

Authentiſche Urkunden über die Lebensverhältniſſe Shakeſpeare's ſind ſeine Sonette, die ich jedoch nicht beſprechen möchte, und die eben, ob der tiefen menſchlichen Miſere, die ſich darin offenbart, zu obigen Betrachtungen über das Privatleben der Poeten mich verleiteten.

Der Mangel an beſtimmteren Nachrichten über Shakeſpeare's Leben iſt leicht erklärbar, wenn man die politiſchen und religiöſen Stürme bedenkt, die bald nach ſeinem Tode ausbrachen, für einige Zeit eine vollſtändige Puritanerherrſchaft hervorriefen, auch ſpäter noch unerquicklich nachwirkten, und die goldene Eliſabethperiode der engliſchen Literatur nicht blos vernichteten, ſondern auch in gänzliche Vergeſſenheit brachten. Als man zu Anfang des

vorigen Jahrhunderts die Werke von Shakeſpeare wieder ans große Tageslicht zog, fehlten alle jene Tradizionen, welche zur Auslegung des Textes förderſam geweſen wären, und die Commentatoren mußten zu einer Kritik ihre Zuflucht nehmen, die in einem flachen Empirismus, und noch kläglicheren Materialismus, ihre letzten Gründe ſchöpfte. Nur mit Ausnahme von William Hazlitt hat England keinen einzigen bedeutenden Commentator Shakeſpeare's hervorgebracht; überall Kleinigkeitskrämerei, ſelbſtbeſpiegelnde Seichtigkeit, enthuſiaſtiſch thuender Dünkel, gelehrte Aufgeblaſenheit, die vor Wonne faſt zu platzen droht, wenn ſie dem armen Dichter irgend einen antiquariſchen, geographiſchen oder chronologiſchen Schnitzer nachweiſen und dabei bedauern kann, daß er leider die Alten nicht in der Urſprache ſtudirt, und auch ſonſt wenige Schulkenntniſſe beſeſſen habe. Er läßt ja die Römer Hüte tragen, läßt Schiffe landen in Böhmen, und zur Zeit Troyas läßt er den Ariſtoteles citiren! Das war mehr, als ein engliſcher Gelehrter, der in Orfort zum Magiſter Artium graduirt worden, vertragen konnte! Der einzige Commentator Shakeſpeare's, den ich als Ausnahme bezeichnet, und der auch in jeder Hinſicht einzig zu nennen iſt, war der ſelige Hazlitt, ein Geiſt, eben ſo glänzend wie tief, eine Miſchung von Diderot und Börne, flammende Begeiſterung für die Revolution neben dem glühendſten Kunſtſinn, immer ſprudelnd von Verve und Esprit.

Beſſer als die Engländer haben die Deutſchen den Shakeſpeare begriffen. Und hier muß wieder zuerſt jener theure Name genannt werden, den wir überall antreffen, wo es bei uns eine große Initiative galt. Gotthold Ephraim Leſſing war der erſte, welcher in Deutſchland ſeine Stimme für Shakeſpeare erhob. Er trug den ſchwerſten Bauſtein herbei zu einem Tempel für den größten aller Dichter, und, was noch preiſenswerther, er gab ſich die Mühe, den Boden, worauf dieſer Tempel erbaut werden ſollte, von dem alten Schutte zu reinigen. Die leichten franzöſiſchen Schaubuden, die ſich breit machten auf jenem Boden, riß er unbarmherzig nieder in ſeinem freudigen Baueifer. Gottſched ſchüttelte ſo verzweiflungsvoll die Locken ſeiner Perrücke, daß ganz Leipzig erbebte, und die Wangen ſeiner Gattin vor Angſt, oder auch von Puderſtaub, erbleichten. Man könnte behaupten, die ganze Leſſing'ſche Dramaturgie ſei im Intereſſe Shakeſpeare's geſchrieben.

Nach Leſſing iſt Wieland zu nennen. Durch ſeine Ueberſetzung des großen Poeten vermittelte er noch wirkſamer die Anerkennung deſſelben in Deutſchland. Sonderbar, der Dichter des Agathon und der Muſarion, der tändelnde Cavalière-Servente der Grazien, der Anhänger und Nachahmer der Franzoſen: er war es, den auf einmal der brittiſche Ernſt ſo gewaltig erfaßte, daß er ſelber den Helden auf's Schild hob, der ſeiner eigenen Herrſchaft ein Ende machen ſollte.

Die dritte große Stimme, die für Shakespeare in Deutschland erklang, gehörte unserem lieben theuern Herder, der sich mit unbedingter Begeisterung für ihn erklärte. Auch Göthe huldigte ihm mit großem Enthusiasmus; kurz, es war eine glänzende Reihe von Königen, welche, einer nach dem andern, ihre Stimme in die Urne warfen, und den William Shakespeare zum Kaiser der Literatur erwählten.

Dieser Kaiser saß schon fest auf seinem Throne, als auch der Ritter August Wilhelm von Schlegel und sein Schildknappe, der Hofrath Ludwig Tieck, zum Handkuße gelangten, und aller Welt versicherten, jetzt erst sei das Reich auf immer gesichert, das tausendjährige Reich des großen Williams.

Es wäre Ungerechtigkeit, wenn ich Herrn A. W. Schlegel die Verdienste absprechen wollte, die er durch seine Uebersetzung der Shakespeare'schen Dramen und durch seine Vorlesungen über dieselben erworben hat. Aber ehrlich gestanden, diesen letzteren fehlt allzusehr der philosophische Boden; sie schweifen allzu oberflächlich in einem frivolen Dilettantismus umher, und einige häßliche Hintergedanken treten allzu sichtbar hervor, als daß ich darüber ein unbedingtes Lob aussprechen dürfte. Des Herrn A. W. Schlegel's Begeisterung ist immer ein künstliches, ein absichtliches Hineinlügen in einen Rausch ohne Trunkenheit, und bei ihm, wie bei der übrigen romantischen Schule, sollte die Apotheose Shakespeare's indirekt zur Herabwürdigung Schiller's dienen. Die Schlegel'sche Uebersetzung ist gewiß bis jetzt die gelungenste, und entspricht den Anforderungen, die man an eine metrische Uebertragung machen kann. Die weibliche Natur seines Talents kommt hier dem Uebersetzer gar vortrefflich zu statten, und in seiner charakterlosen Kunstfertigkeit kann er sich dem fremden Geiste ganz liebevoll und treu anschmiegen.

Indessen, ich gestehe es, trotz dieser Tugenden, möchte ich zuweilen der alten Eschenburg'schen Uebersetzung, die ganz in Prosa abgefaßt ist, vor der Schlegel'schen den Vorzug ertheilen, und zwar aus folgenden Gründen:

Die Sprache des Shakespeare ist nicht demselben eigenthümlich, sondern sie ist ihm von seinen Vorgängern und Zeitgenossen überliefert; sie ist die herkömmliche Theatersprache, deren sich damals der dramatische Dichter bedienen mußte, er mochte sie nun seinem Genius passend finden oder nicht. Man braucht nur flüchtig in Dodsleys Collection of old plays zu blättern, und man bemerkt, daß in allen Tragödien und Lustspielen damaliger Zeit dieselbe Sprechart herrscht, derselbe Euphuismus, dieselbe Uebertreibung der Zierlichkeit, geschraubte Wortbildung, dieselben Conzetti, Wortspiele, Geistesschnörkeleien, die wir ebenfalls bei Shakespeare finden, und die von beschränkten Köpfen blindlings bewundert, aber von dem einsichtsvollen Leser, wo nicht getadelt, doch gewiß nur als eine Aeußerlichkeit, als eine Zeitbedingung, die nothwendiger Weise zu erfüllen war, entschuldigt werden. Nur in den

Stellen, wo der ganze Genius von Shakeſpeare hervortritt, wo ſeine höchſten Offenbarungen laut werden, da ſtreift er auch jene tradizionelle Theaterſprache von ſich ab, und zeigt ſich in einer erhaben ſchönen Nacktheit, in einer Einfachheit, die mit der ungeſchminkten Natur wetteifert und uns mit den ſüßeſten Schauern erfüllt. Ja, wo ſolche Stellen, da bekundet Shakeſpeare auch in der Sprache eine beſtimmte Eigenthümlichkeit, die aber der metriſche Ueberſetzer, der mit gebundenen Wortfüßen dem Gedanken nachhinkt, nimmermehr getreu abſpiegeln kann. Bei dem metriſchen Ueberſetzer verlieren ſich dieſe außerordentlichen Stellen in dem gewöhnlichen Gleiſe der Theaterſprache, und auch Herr Schlegel kann dieſem Schickſal nicht entgehen. Wozu aber die Mühe des metriſchen Ueberſetzens, wenn eben das Beſte des Dichters dadurch verloren geht, und nur das Tadelhafte wiedergegeben wird? Eine Ueberſetzung in Proſa, welche die prunkloſe, ſchlichte, naturähnliche Keuſchheit gewiſſer Stellen leichter reproduzirt, verdient daher gewiß den Vorzug vor der metriſchen.

In unmittelbarer Nachfolge Schlegel's hat ſich Herr L. Tieck als Erläuterer Shakeſpeare's einiges Verdienſt erworben. Dieſes geſchah namentlich durch ſeine dramaturgiſchen Blätter, welche vor vierzehn Jahren in der Abendzeitung erſchienen ſind, und unter Theaterliebhabern und Schauſpielern das größte Aufſehen erregten. Es herrſcht leider in jenen Blättern ein breitbeſchaulicher, langwürdiger Belehrungston, deſſen ſich der liebenswürdige Taugenichts, wie ihn Gutzkow nennt, mit einer gewiſſen geheimen Schalkheit befliſſen hat. Was ihm an Kenntniß der klaſſiſchen Sprachen, oder gar an Philoſophie, abging, erſetzte er durch Anſtand und Spaßloſigkeit, und man glaubt Sir John auf dem Seſſel zu ſehen, wie er dem Prinzen eine Standrede hält. Aber trotz der weitbauſchigen, doktrinellen Gravität, worunter der kleine Ludwig ſeine philologiſche und philoſophiſche Unwiſſenheit, ſeine Ignorantia, zu verbergen ſucht, befinden ſich in den erwähnten Blättern die ſcharfſinnigſten Bemerkungen über die Charaktere der Shakeſpeare'ſchen Helden, und hie und da begegnen wir ſogar jener poetiſchen Anſchauungsfähigkeit, die wir in den früheren Schriften des Herrn Tieck immer bewundert und mit Freude anerkannt haben.

Ach, dieſer Tieck, welcher einſt ein Dichter war, und, wo nicht zu den Höchſten, doch wenigſtens zu den Hochſtrebenden gezählt wurde, wie iſt er ſeitdem herunter gekommen! Wie kläglich iſt das abgehaſpelte Penſum, das er uns jetzt jährlich bietet, im Vergleiche mit den freien Erzeugniſſen ſeiner Muſe aus der frühern mondbeglänzten Mährchenweltzeit! Eben ſo lieb wie er uns einſt war, eben ſo widerwärtig iſt er uns jetzt, der ohnmächtige Neidhart, der die begeiſterten Schmerzen deutſcher Jugend in ſeinen Klatſchnovellen verläumdet! Auf ihn paſſen ſo ziemlich die Worte Shakeſpeare's: „Nichts ſchmeckt ſo ekel-

[illegible]

Dann an [illegible] Commentatoren des großen Dichters kann man [illegible] nicht [illegible] Franz Horn. Seine Erläuterungen Shakespeare's [illegible] sind [illegible] fünf Bände. Es ist [illegible] der [illegible] verdammenswerthe und verdammte Werk, daß er uns [illegible] vollständig [illegible] die kritiklose Bewunderung Shakespeare'scher Dramen. Sonderbar, [illegible] Mann, der uns [illegible] Shakespeare [illegible] seinen Werken [illegible] mit dem Enthusiasmus [illegible] Schwärmerei [illegible] Bewunderung [illegible] Shakespeare'schen Poesie. Aber merkwürdig [illegible] das Gefühl seiner eigenen Unzulänglichkeit [illegible] ihn zu [illegible] Bewundern Shakespeare'scher Kraft, und wenn er manchmal der genialen Dinge in seinen [illegible] Texten [illegible] Feuer auf den Dichter [illegible] und bis zur Himmelshöhe [illegible]: dann fällt [illegible] wieder [illegible] Erstaunen die Feder aus der Hand und er [illegible] und [illegible] meinte. Als Priester müßte er eigentlich, seinem [illegible] Wesen nach, jeden Dichter hassen, dessen Geist, ganz getränkt von blühender Heidenwelt, in jedem Worte das feindlichste Heidenthum athmet; er müßte ihn hassen, jenen Verkünder des Lebens, der, dem Glauben des Todes feindlich lebend, und in den süßesten Schauern alter Heidenwelt schwelgend, von den traurigen Seligkeiten der Demuth und der Entsagung und der Kasteiungen nichts wissen will. Aber er liebt ihn dennoch, und in seiner unendlichen Liebe möchte er den Shakespeare nachträglich zur wahren Kirche bekehren; er commentirt eine christliche Gesinnung in ihn hinein: sei es frommer Betrug oder Selbsttäuschung, diese christliche Gesinnung entdeckt er überall in den Shakespeare'schen Dramen, und das fromme Wasser seiner Erläuterungen ist gleichsam ein Taufbad von fünf Bänden, welches er dem großen Heiden auf den Kopf gießt.

Aber, ich wiederhole es, diese Erläuterungen sind nicht ganz ohne Geist. Manchmal bringt Franz Horn einen guten Einfall zur Welt; dann schneidet er allerlei langweilig süß-säuerliche Grimassen, und greint, und dreht sich und windet sich auf dem Gebärstuhl des Gedankens; und wenn er endlich mit dem guten Einfall niedergekommen, dann betrachtet er gerührt die Nabelschnur, und lächelt erschöpft, wie eine Wöchnerin. Es ist in der That eine eben so verdrießliche wie kurzweilige Erscheinung, daß grade unser schwächlicher pietistischer Franz den Shakespeare commentirt hat. In einem Lustspiel von Grabbe ist die Sache aufs ergötzlichste umgekehrt: Shakespeare, welcher nach dem Tode in die Hölle gekommen, muß dort Erläuterungen zu Franz Horn's Werken schreiben.

Widriger als die Glossen und die Erklärerei und das mühsame Lobhudeln der Commentatoren, war für die Popularisirung Shakespeare's die begeisterte

Liebe, womit talentvolle Schauſpieler ſeine Dramen aufführten, und ſomit dem Urtheil des geſammten Publikums zugänglich machten. Lichtenberg, in ſeinen Briefen aus England, giebt uns einige bedeutſame Nachrichten über die Meiſterſchaft, womit, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, auf der Londoner Bühne die Shakeſpeare'ſchen Charaktere dargeſtellt wurden. Ich ſage Charaktere, nicht die Werke in ihrer Ganzheit; denn bis auf heutige Stunde haben die brittiſchen Schauſpieler im Shakeſpeare nur die Charakteriſtik begriffen, keineswegs die Poeſie, und noch weniger die Kunſt. Solche Einſeitigkeit der Auffaſſung findet ſich aber jedenfalls in weit bornirterem Grade bei den Commentatoren, die durch die beſtäubte Brille der Gelehrſamkeit nimmermehr im Stande waren, das Allereinfachſte, das Zunächſtliegende, die Natur, in Shakeſpeare's Dramen zu ſehen. Garrik ſah klarer den Shakeſpeare'ſchen Gedanken als Dr. Johnſon, der John Bull der Gelehrſamkeit, auf deſſen Naſe die Königin Mab gewiß die drolligſten Sprünge machte, während er über den Sommernachtstraum ſchrieb; er wußte gewiß nicht, warum er bei Shakeſpeare mehr Naſenkitzel und Luſt zum Nieſen empfand als bei den übrigen Dichtern, die er kritiſirte.

Während Dr. Johnſohn die Shakeſpeare'ſchen Charaktere als todte Leichen ſezirte, und dabei ſeine dickſten Dummheiten in ciceronianiſchem Engliſch auskramte, und ſich mit plumper Selbſtgefälligkeit auf den Antitheſen ſeines lateiniſchen Periodenbaues ſchaukelte: ſtand Garrik auf der Bühne und erſchütterte das ganze Volk von England, indem er mit ſchauerlicher Beſchwörung jene Todten ins Leben rief, daß ſie vor aller Augen ihre grauenhaften, blutigen oder lächerlichen Geſchäfte verrichteten. Dieſer Garrik aber liebte den großen Dichter, und, zum Lohne für ſolche Liebe, liegt er begraben in Weſtminſter, neben dem Piedeſtal der Shakeſpeare'ſchen Statue, wie ein treuer Hund zu den Füßen ſeines Herrn.

Eine Ueberſiedelung des Garrik'ſchen Spiels nach Deutſchland verdanken wir dem berühmten Schröder, welcher auch einige der beſten Dramen Shakeſpeare's für die deutſche Bühne zuerſt bearbeitete. Wie Garrik, ſo hat auch Schröder weder die Poeſie noch die Kunſt begriffen, die ſich in jenen Dramen offenbart, ſondern er that nur einen verſtändigen Blick in die Natur, die ſich darin zunächſt ausſpricht; und weniger ſuchte er die holdſelige Harmonie und die innere Vollendung eines Stücks, als vielmehr die einzelnen Charaktere darin mit der einſeitigſten Naturtreue zu reproduziren. Zu dieſem Urtheil berechtigen mich ſowohl die Tradizionen ſeines Spieles, wie ſie ſich bis heutigen Tag auf der Hamburger Bühne erhielten als auch ſeine Bearbeitungen der Shakeſpeare'ſchen Stücke ſelbſt, worin alle Poeſie und Kunſt verwiſcht iſt, und nur durch Zuſammenfaſſung der ſchärfſten Züge eine feſte Zeichnung

[illegible]

[illegible]

[illegible]

der Betrachtung irgend eines Bildes allzu begeisterungsvoll versenkt; mit irgend einer banalen Bemerkung wissen sie Euch bald aus der beschaulichen Entzückung zu wecken.

Jedenfalls glaube ich mit dieser Publication den heimischen Freunden eine Freude zu machen. Der Anblick dieser schönen Frauengesichter möge ihnen die Betrübniß, wozu sie jetzt so sehr berechtigt sind, von der Stirne verscheuchen. Ach! daß ich Euch nichts Reelleres zu bieten vermag, als diese Schattenbilder der Schönheit! Daß ich Euch die rosige Wirklichkeit nicht erschließen kann! Ich wollte einst die Hellebarden brechen, womit man Euch die Gärten des Genusses versperrt . . . Aber die Hand war schwach, und die Hellebardiere lachten und stießen mich mit ihren Stangen gegen die Brust, und das vorlaut großmüthige Herz verstummte, aus Schaam, wo nicht gar aus Furcht. Ihr seufzet?

Tragödien.

Troilus und Cressida.

(Troilus and Cressida.)

Es ist die schwärmische Tochter des Priesters Calchas, welche ich hier dem verehrungswürdigen Publikus zuerst vorführe. Pandarus war ihr Oheim: ein wackerer Kuppler; seine vermittelnde Thätigkeit wäre jedoch schier entbehrlich gewesen. Troilus, ein Sohn des nichtsgenden Priamus, war ihr erster Liebhaber; sie erfüllte alle Formalitäten, sie schwur ihm ewige Treue, brach sie mit gehörigem Anstand, nur hielt einen herzzerreißenden Monolog über die Schwäche des weiblichen Herzens, ehe sie sich dem Diomedes ergab. Der Hocher Thersites, welcher ungalanter Weise immer den rechten Namen ausspricht, nennt sie eine Metze. Aber er wird wohl einst seine Ausdrücke mäßigen müssen; denn es kann sich wohl ereignen, daß die Schöne, von einem Helden zum andern, und immer zum geringeren, hinabsinkend, endlich ihm selber als süße Buhle anheimfällt.

Nicht ohne mancherlei Gründe habe ich an der Pforte dieser Gallerie das Bildniß der Cressida aufgestellt. Wahrlich nicht ihrer Tugend wegen, nicht weil sie ein Typus des gewöhnlichen Weibercharakters, gestattete ich ihr den Vorrang vor so manchen herrlichen Idealgestalten Shakespeare'scher Schöpfung; nein, ich eröffnete die Reihe mit dem Bilde jener zweideutigen Dame, weil ich, wenn ich unseres Dichters sämmtliche Werke herausgeben sollte, ebenfalls das Stück, welches den Namen Troilus und Cressida führt, allen andern voranstellen würde. Steevens, in seiner Prachtausgabe Shakespeare's, thut dasselbe, ich weiß nicht warum; doch zweifle ich, ob dieselben Gründe, die ich jetzt andeuten will, auch jenen englischen Herausgeber bestimmten.

Troilus und Cressida ist das einzige Drama von Shakespeare, worin er die nämlichen Heroen tragiren läßt, welche auch die griechischen Dichter zum Gegenstand ihrer dramatischen Spiele wählten; so daß sich uns, durch Vergleichung mit der Art und Weise, wie die ältern Poeten dieselben Stoffe behandelten, das Verfahren Shakespeare's recht klar offenbart. Während die klassi-

ſchen Dichter der Griechen nach erhabenſter Verklärung der Wirklichkeit ſtreben, und ſich zur Idealität emporſchwingen, bringt unſer moderner Tragiker mehr in die Tiefe der Dinge; er gräbt mit ſcharfgewetzter Geiſtesſchaufel in den ſtillen Boden der Erſcheinungen, und entblößt vor unſeren Augen ihre verborgenen Wurzeln. Im Gegenſatz zu den antiken Tragikern, die, wie die antiken Bildhauer, nur nach Schönheit und Adel rangen, und auf Koſten des Gehaltes die Form verherrlichten, richtete Shakeſpeare ſein Augenmerk zunächſt auf Wahrheit und Inhalt; daher ſeine Meiſterſchaft der Charakteriſtik, womit er nicht ſelten, an die verdrießlichſte Karrikatur ſtreifend, die Helden ihrer glänzenden Harniſche entkleidet und in dem lächerlichſten Schlafrock erſcheinen läßt. Die Kritiker, welche Troilus und Creſſida nach den Prinzipien beurtheilten, die Ariſtoteles aus den beſten griechiſchen Dramen abſtrahirt hat, mußten daher in die größten Verlegenheiten, wo nicht gar in die poſſirlichſten Irrthümer, gerathen. Als Tragödie war ihnen das Stück nicht ernſthaft und pathetiſch genug; denn alles darin ging ſo natürlich von ſtatten, faſt wie bei uns; und die Helden handelten eben ſo dumm, wo nicht gar gemein, wie bei uns; und der Haupthelb iſt ein Laps und die Heldin eine gewöhnliche Schürze, wie wir deren genug unter unſeren nächſten Bekannten wahrnehmen . . . und gar die gefeiertſten Namenträger, Renomeen der heroiſchen Vorzeit, z. B. der große Pelide Achilles, der tapfere Sohn der Thetis, wie miſerabel erſcheinen ſie hier! Auf der andern Seite konnte auch das Stück nicht für eine Komödie erklärt werden; denn vollſtrömig floß darin das Blut, und erhaben genug klangen darin die längſten Reden der Weisheit, wie z. B. die Betrachtungen, welche Ulyſſes über die Nothwendigkeit der Auctoritas anſtellt, und die bis auf heutige Stunde die größte Beherzigung verdienten.

Nein, ein Stück, worin ſolche Reden gewechſelt werden, das kann keine Komödie ſein, ſagten die Kritiker, und noch weniger durften ſie annehmen, daß ein armer Schelm, welcher, wie der Turnlehrer Maßmann, blutwenig Latein und gar kein Griechiſch verſtand, ſo verwegen ſein ſollte, die berühmten klaſſiſchen Helden zu einem Luſtſpiele zu gebrauchen!

Nein, Troilus und Creſſida iſt weder Luſtſpiel noch Trauerſpiel im gewöhnlichen Sinne; dieſes Stück gehört nicht zu einer beſtimmten Dichtungsart, und noch weniger kann man es mit den vorhandenen Maaßſtaben meſſen: es iſt Shakeſpeare's eigenthümlichſte Schöpfung. Wir können ihre hohe Vortrefflichkeit nur im Allgemeinen anerkennen; zu einer beſonderen Beurtheilung bedürften wir jener neuen Aeſthetik, die noch nicht geſchrieben iſt.

Wenn ich nun dieſes Drama unter der Rubrik „Tragödien" einregiſtrire, ſo will ich dadurch von vorn herein zeigen, wie ſtreng ich es mit ſolchen Ueberſchriften nehme. Mein alter Lehrer der Poetik, im Gymnaſium zu Düſſeldorf, bemerkte einſt ſehr ſcharfſinnig: „Diejenigen Stücke, worin nicht der

heitere Geiſt Thalias, ſondern die Schwermuth Melpomenes athmet, gehören in's Gebiet der Tragödie.“ Vielleicht trug ich jene umfaſſende Definizion im Sinne, als ich auf den Gedanken gerieth, Troilus und Creſſida unter die Tragödien zu ſtecken. Und in der That, es herrſcht darin eine jauchzende Bitterkeit, eine weltverhöhnende Ironie, wie ſie uns nie in den Spielen der komiſchen Muſe begegnete. Es iſt weit eher die tragiſche Göttin, welche überall in dieſem Stücke ſichtbar wird, nur daß ſie hier einmal luſtig thun und Spaß machen möchte . . . Und es iſt, als ſähen wir Melpomene auf einem Griſettenball den Chahut tanzen, freches Gelächter auf den bleichen Lippen, und den Tod im Herzen.

Caſſandra.

(Troilus und Creſſida.)

Es iſt die wahrſagende Tochter des Priamus, welche wir hier im Bildniſſe vorführen. Sie trägt im Herzen das ſchauerliche Vorwiſſen der Zukunft; ſie verkündet den Untergang Ilions, und jetzt, wo Hektor ſich waffnet, um mit dem ſchrecklichen Peliden zu kämpfen, fleht ſie und jammert ſie . . . Sie ſieht im Geiſte ſchon den geliebten Bruder aus offenen Todeswunden verbluten . . . Sie fleht und jammert. Vergebens! niemand hört auf ihren Rath, und eben ſo rettungslos wie das ganze verblendete Volk, ſinkt ſie in den Abgrund eines dunkeln Schickſals.

Kärgliche und eben nicht ſehr bedeutungsvolle Worte widmet Shakeſpeare der ſchönen Seherin; ſie iſt bei ihm nur eine gewöhnliche Unglücksprophetin, die mit Wehegeſchrei in der verfehmten Stadt umherläuft:

Ihr Auge rollt irre,
Ihr Haar flattert wirre,
Wie Figura zeigt.

Liebreicher hat ſie unſer großer Schiller in einem ſeiner ſchönſten Gedichte gefeiert. Hier klagt ſie dem pythiſchen Gotte mit den ſchneidenſten Jammertönen das Unglück, das er über ſeine Prieſterin verhängt . . . Ich ſelber hatte einmal in öffentlicher Schulprüfung jenes Gedicht zu deklamiren, und ſtecken blieb ich bei den Worten:

Frommt's den Schleier aufzuheben
Wo das nahe Schreckniß droht?
Nur der Irrthum iſt das Leben,
Und das Wiſſen iſt der Tod.

Helena.

(Troilus und Creſſida.)

Dieſe iſt die ſchöne Helena, deren Geſchichte ich Euch nicht ganz erzählen und erklären kann; ich müßte denn wirklich mit dem Ei der Leda beginnen.

Ihr Titularvater hieß Tyndarus, aber ihr wirklich geheimer Erzeuger war ein Gott, der in der Geſtalt eines Vogels ihre gebenedeiete Mutter befruchtet hatte, wie dergleichen im Alterthum oft geſchah. Früh verheirathet ward ſie nach Sparta; doch bei ihrer außerordentlichen Schönheit iſt es leicht begreiflich, daß ſie dort bald verführt wurde, und ihren Gemahl, den König Meneleus, zum Hahnerei machte.

Meine Damen, wer von Euch ſich ganz rein fühlt, werfe den erſten Stein auf die arme Schweſter. Ich will damit nicht ſagen, daß es keine ganz treuen Frauen geben könne. War doch ſchon das erſte Weib, die berühmte Eva, ein Muſter ehelicher Treue. Ohne den leiſeſten Ehebruchsgedanken, wandelte ſie an der Seite ihres Gemahls, des berühmten Adams, der damals der einzige Mann in der Welt war, und ein Schurzfell von Feigenblättern trug. Nur mit der Schlange konverſirte ſie gern, aber blos wegen der ſchönen franzöſiſchen Sprache, die ſie ſich dadurch aneignete, wie ſie denn überhaupt nach Bildung ſtrebte. O ihr Evastöchter, ein ſchönes Beiſpiel hat Euch Eure Stammmutter hinterlaſſen! . . .

Frau Venus, die unſterbliche Göttin aller Wonne, verſchaffte dem Prinzen Paris die Gunſt der ſchönen Helena; er verletzte die heilige Sitte des Gaſtrechts, und entfloh mit ſeiner holden Beute nach Troja, der ſichern Burg . . . was wir alle ebenfalls unter ſolchen Umſtänden gethan hätten. Wir alle, und darunter verſtehe ich ganz beſonders uns Deutſche, die wir gelehrter ſind als andere Völker, und uns von Jugend auf mit den Geſängen des Homers beſchäftigen. Die ſchöne Helena iſt unſer früheſter Liebing, und ſchon im Knabenalter, wenn wir auf den Schulbänken ſitzen, und der Magiſter uns die ſchönen griechiſchen Verſe explicirt, wo die trojaniſchen Greiſe beim Anblick der Helena in Entzückung gerathen . . . dann pochen ſchon die ſüßeſten Gefühle in unſerer jungen unerfahrenen Bruſt . . . Mit erröthenden Wangen und unſicherer Zunge antworten wir auf die grammatiſchen Fragen des Magiſters . . . Späterhin, wenn wir älter und ganz gelehrt, und ſogar Hexenmeiſter geworden ſind, und den Teufel ſelbſt beſchwören können, dann begehren wir von dem dienenden Geiſte, daß er uns die ſchöne Helena von Sparta verſchaffe. Ich habe es ſchon einmal geſagt, der Johannes Fauſtus iſt der wahre Repräſentant der Deutſchen, des Volkes, das im Wiſſen ſeine Luſt befriedigt, nicht im Leben. Obgleich dieſer berühmte Doktor, der Normal-Deutſche, endlich nach Sinnengenuß lechzt und ſchmachtet, ſucht er den Gegenſtand der Befriedigung

keineswegs auf den blühenden Fluren der Wirklichkeit, ſondern im gelehrten Moder der Bücherwelt; und, während ein franzöſiſcher oder italieniſcher Nekromant von dem Mephiſtopheles das ſchönſte Weib der Gegenwart gefordert hätte, begehrt der deutſche Fauſt ein Weib, welches bereits vor Jahrtauſenden geſtorben iſt, und ihm nur noch als ſchöner Schatten aus altgriechiſchen Pergamenten entgegenlächelt, die Helena von Sparta! Wie bedeutſam charakteriſirt dieſes Verlangen das innerſte Weſen des deutſchen Volkes!

Eben ſo kärglich wie die Caſſandra, hat Shakeſpeare im vorliegenden Stücke, in Troilus und Creſſida, die ſchöne Helena behandelt. Wir ſehen ſie nebſt Paris auftreten, und mit dem greiſen Kuppler Pandarus einige heiter neckende Geſpräche wechſeln. Sie foppt ihn, und endlich begehrt ſie, daß er mit ſeiner alten meckernden Stimme ein Liebeslied ſinge. Aber ſchmerzliche Schatten der Ahnung, die Vorgefühle eines entſetzlichen Ausgangs, beſchleichen manchmal ihr leichtfertiges Herz; aus den roſigſten Scherzen recken die Schlangen ihre ſchwarzen Köpfchen hervor, und ſie verräth ihren Gemüthszuſtand in den Worten:

„Laß uns ein Lied der Liebe hören ... dieſe Liebe wird uns alle zu Grunde richten. O Kupido! Kupido! Kupido!“

Virgilia.

(Coriolan.)

Sie iſt das Weib des Coriolan, eine ſchüchterne Taube, die nicht einmal zu girren wagt in Gegenwart des überſtolzen Gatten. Wenn dieſer aus dem Felde ſiegreich zurückkehrt, und alles ihm entgegenjubelt, ſenkt ſie demüthig ihr Antlitz, und der lächelnde Held nennt ſie ſehr ſinnig: „mein holdes Stillſchweigen!“ In dieſem Stillſchweigen liegt ihr ganzer Charakter; ſie ſchweigt wie die erröthende Roſe, wie die keuſche Perle, wie der ſehnſüchtige Abendſtern, wie das entzückte Menſchenherz ..... es iſt ein volles, koſtbares, glühendes Schweigen, das mehr ſagt als alle Beredſamkeit, als jeder rhetoriſche Wortſchwall. Sie iſt ein verſchämt ſanftes Weib, und in ihrer zarten Holdſeligkeit bildet ſie den reinſten Gegenſatz zu ihrer Schwieger, der römiſchen Wölfin Volumnia, die den Wolf Cajus Marcius einſt geſäugt mit ihrer eiſernen Milch. Ja, letztere iſt die wahre Matrone, und aus ihren patriziſchen Zitzen ſog die junge Brut nichts als wilden Muth, ungeſtümen Trotz und Verachtung des Volkes.

Wie ein Held durch ſolche früh eingezogenen Tugenden und Untugenden die Lorbeerkrone des Ruhmes erwirbt, dagegen aber die beſſere Krone, den bürger-

lichen Eichenkranz, einbüßt, und endlich bis zum entſetzlichſten Verbrechen, bis zum Verrath an dem Vaterland, herabſinkend, ganz ſchmählig untergeht: das zeigt uns Shakeſpeare in dem tragiſchen Drama, welches „Coriolan" betitelt iſt.

Nach Troilus und Creſſida, worin unſer Dichter ſeinen Stoff der altgriechiſchen Heroenzeit entnommen, wende ich mich zu dem Coriolan, weil wir hier ſehen, wie er römiſche Zuſtände zu behandeln verſtand. In dieſem Drama ſchildert er nämlich den Partheikampf der Patrizier und Plebejer im alten Rom.

Ich will nicht geradezu behaupten, daß dieſe Schilderung in allen Einzelheiten mit den Annalen der römiſchen Geſchichte übereinſtimme; aber das Weſen jener Kämpfe hat unſer Dichter aufs tiefſte begriffen und dargeſtellt. Wir können ſolches um ſo richtiger beurtheilen, da unſere Gegenwart manche Erſcheinungen aufweiſt, die dem betrübſamen Zwieſpalte gleichen, welcher einſt im alten Rom zwiſchen den bevorrechteten Patriziern und den herabgewürdigten Plebejern herrſchte. Man ſollte manchmal glauben, Shakeſpeare ſei ein heutiger Dichter, der im heutigen London lebe und unter römiſchen Masken die jetzigen Tories und Radikalen ſchildern wolle. Was uns in ſolcher Meinung noch beſtärken könnte, iſt die große Aehnlichkeit, die ſich überhaupt zwiſchen den alten Römern und heutigen Engländern, und den Staatsmännern beider Völker, vorfindet. In der That, eine gewiſſe poeſieloſe Härte, Habſucht, Blutgier, Unermüdlichkeit, Charakterfeſtigkeit, iſt den heutigen Engländern eben ſo eigen wie den alten Römern, nur daß dieſe weit mehr Landratten als Waſſerratten waren; in der Unliebenswürdigkeit, worin ſie beide den höchſten Gipfel erreicht haben, ſind ſie ſich gleich. Die auffallendſte Wahlverwandtſchaft bemerkt man bei dem Adel beider Völker. Der engliſche wie der ehemalige römiſche Edelmann, iſt patriotiſch: die Vaterlandsliebe hält ihn, trotz aller politiſchen Rechtsverſchiedenheit, mit den Plebejern aufs innigſte verbunden, und dieſes ſympathetiſche Band bewirkt, daß die engliſchen Ariſtokraten und Demokraten, wie einſt die römiſchen, ein ganzes, ein einiges Volk bilden. In andern Ländern, wo der Adel weniger an den Boden, ſondern mehr an die Perſon des Fürſten gefeſſelt iſt, oder gar ſich ganz den partikularen Intereſſen ſeines Standes hingiebt, iſt dieſes nicht der Fall. Dann finden wir bei dem engliſchen, wie einſt bei dem römiſchen Adel, das Streben nach Auctoritas, als das Höchſte, Ruhmwürdigſte, und mittelbar auch Einträglichſte; ich ſage das mittelbar Einträglichſte, da, wie einſt in Rom, ſo jetzt auch in England, die Verwaltung der höchſten Staatsämter nur durch mißbrauchten Einfluß und herkömmliche Erpreſſungen, alſo mittelbar, bezahlt wird. Jene Aemter ſind Zweck der Jugenderziehung in den hohen Familien bei den Engländern, ganz wie einſt bei den Römern; und, wie bei dieſen, ſo

auch bei jenen, gilt Kriegskunst und Beredsamkeit als die besten Hülfsmittel künftiger Auctoritas. Wie bei den Römern, so auch bei den Engländern, ist die Tradizion des Regierens und des Administrirens das Erbtheil der edlen Geschlechter; und dadurch werden die englischen Tories vielleicht eben so lange unentbehrlich sein, ja sich eben so lange in Macht erhalten, wie die senatorischen Familien des alten Roms.

Nichts aber ist dem heutigen Zustand in England so ähnlich, wie jene Stimmenbewerbung, die wir im Coriolan geschildert sehen. Mit welchem verbissenen Grimm, mit welcher höhnischen Ironie bettelt der römische Torie um die Wahlstimmen der guten Bürger, die er in der Seele so tief verachtet, deren Zustimmung ihm aber so unentbehrlich ist, um Consul zu werden! Nur daß die meisten englischen Lords, die, statt in Schlachten, nur in Fuchsjagden ihre Wunden erworben haben, und sich von ihren Müttern in der Verstellungskunst besser unterrichten lassen, bei den heutigen Parlamentswahlen ihren Grimm und Hohn nicht so zur Schau tragen, wie der starre Coriolan.

Wie immer, hat Shakespeare auch in dem vorliegenden Drama die höchste Unpartheilichkeit ausgeübt. Der Aristokrat hat hier Recht, wenn er seine plebejischen Stimmherrn verachtet; denn er fühlt, daß er selber tapferer im Kriege war, was bei den Römern als höchste Tugend galt. Die armen Stimmherrn, das Volk, haben indessen ebenfalls Recht, sich ihm, trotz dieser Tugend, zu widersetzen; denn er hat nicht undeutlich geäußert, daß er, als Consul, die Brodvertheilungen abschaffen wolle. „Das Brod ist aber das erste Recht des Volks."

Portia.

(Julius Cäsar.)

Der Hauptgrund von Cäsar's Popularität war die Großmuth, womit er das Volk behandelte, und seine Freigebigkeit. Das Volk ahnte in ihm den Begründer jener besseren Tage, die es unter seinen Nachkommen, den Kaisern, erleben sollte; denn diese gewährten dem Volke sein erstes Recht: sie gaben ihm sein tägliches Brod. Gern verzeihen wir den Kaisern die blutigste Willkühr, womit sie einige hundert patrizische Familien behandelten und die Privilegien derselben verspotteten; wir erkennen in ihnen, und mit Dank, die Zerstörer jener Adelsherrschaft, welche dem Volk für die härtesten Dienste nur kärglichen Lohn bewilligte; wir preisen sie als weltliche Heilande, die, erniedrigend die Hohen und erhöhend die Niedrigen, eine bürgerliche Gleichheit einführten. Mag immerhin der Advokat der Vergangenheit, der Patrizier Ta-

citus, die Privatlaster und Tollheiten der Cäsaren mit dem poetischsten Gifte beschreiben, wir wissen doch von ihnen das Bessere: sie fütterten das Volk.

Cäsar ist es, welcher die römische Aristokratie ihrem Untergang zuführt und den Sieg der Demokratie vorbereitet. Indessen, manche alte Patrizier hegen im Herzen noch den Geist des Republikanismus; sie können die Oberherrschaft eines Einzigen noch nicht vertragen; sie können nicht leben, wo ein Einziger das Haupt über das ihre erhebt, und sei es auch das herrliche Haupt eines Julius Cäsar; und sie wetzen ihre Dolche und tödten ihn.

Demokratie und Königthum stehen sich nicht feindlich gegenüber, wie man fälschlich in unsern Tagen behauptet hat. Die beste Demokratie wird immer diejenige sein, wo ein Einziger als Inkarnazion des Volkswillens an der Spitze des Staates steht, wie Gott an der Spitze der Weltregierung; unter jenem, dem inkarnirten Volkswillen, wie unter der Majestät Gottes, blüht die sicherste Menschengleichheit, die ächteste Demokratie. Aristokratismus und Republikanismus stehen einander ebenfalls nicht feindlich gegenüber, und das sehen wir am klarsten im vorliegenden Drama, wo sich eben in den hochmüthigsten Aristokraten der Geist des Republikanismus mit seinen schärfsten Charakterzügen ausspricht. Bei Cassius noch weit mehr als bei Brutus, treten uns diese Charakterzüge entgegen. Wir haben nämlich schon längst die Bemerkung gemacht, daß der Geist des Republikanismus in einer gewissen engbrüstigen Eifersucht besteht, die nichts über sich dulden will; in einem gewissen Zwergneid, der allem Emporragenden abhold ist, der nicht einmal die Tugend durch einen Menschen repräsentirt sehen möchte, fürchtend, daß solcher Tugendrepräsentant seine höhere Persönlichkeit geltend machen könne. Die Republikaner sind daher heut zu bescheidenheitsüchtige Deisten, und sähen gern in den Menschen nur kümmerliche Lehmfiguren, die, gleichgeknetet aus den Händen eines Schöpfers hervorgegangen, sich aller hochmüthigen Auszeichnungslust und ehrgeizigen Prunksucht enthalten sollten. Die englischen Republikaner huldigten einst einem ähnlichen Prinzipe, dem Puritanismus, und dasselbe gilt von den altrömischen Republikanern: sie waren nämlich Stoiker. Wenn man dieses bedenkt, muß man erstaunen, mit welchem Scharfsinn Shakespeare den Cassius geschildert hat, namentlich in seinem Gespräche mit Brutus, wenn er hört, wie das Volk den Cäsar, den es zum König erheben möchte, mit Jubelgeschrei begrüßt:

Ich weiß es nicht, wie ihr und andre Menschen
Von diesem Leben denkt; mir, für mich selbst,
Wär' es so lieb, nicht da sein, als zu leben
In Furcht vor einem Wesen wie ich selbst.
Ich kam wie Cäsar frei zur Welt, so ihr;

Wir müssen uns in gut, wir können Dinge,
Es gut wie er, des Römers Kraft ertragen:
Denn sieh, er einem armen, kranken Tage,
Als mit im Tiber er in Tiber nahm,
Sprach Cäsar zu mir: Bravo du, Cassius, nun
Wir nun zu Trinken er in ganz'ge Flut,
Und ins Gewässer zu schwimmen! — Auf ein Wort,
Bedenke, wie ich war, sieh' ich bitten,
Und reiß ihr folgen; wirklich that er's auch.
Der Strom brüllt' auf uns ein, wir schlugen ihn
Mit wilden Schlag, warfen ihn bei Seit',
Und stemmten ihr mit einer Brust des Trotzes;
Doch ich' mir das erwählte Ziel erreicht,
Rief Cäsar: Hilf mir, Cassius! ich sinke.
Ich, wie Aeneas, unser großer Ahn,
Aus Trojas Flammen einst auf seinen Schultern
Den alten Vater trug, so aus den Wellen
Zog ich den müden Cäsar. — Und der Mann
Ist nun zum Gott erhöht, und Cassius ist
Ein arm Geschöpf, und muß den Rücken beugen,
Nicht Cäsar nur nachlässig gegen ihn.
Als er in Spanien war, hatt' er ein Fieber,
Und wenn der Schau'r ihn ankam, merkt' ich wohl
Sein Beben: ja, er bebte, dieser Gott!
Das feige Blut der Lippen nahm die Flucht.
Sein Auge, dessen Blick die Welt bedräut,
Verlor den Glanz, und ächzen hört' ich ihn.
Ja, dieser Mund, der horchen hieß die Römer,
Und in ihr Buch einzeichnen seine Reden,
Ach, rief: Titinius! gieb mir zu trinken!
Wie'n krankes Mädchen. Götter! ich erstaune,
Wie nur ein Mann so schwächlicher Natur
Der stolzen Welt den Vorsprung abgewann,
Und nahm die Palm' allein.

Cäsar selber kennt seinen Mann sehr gut, und in einem Gespräche mit Antonius entfallen ihm die tiefsinnigen Worte:

Fasst wohlbeleibte Männer um mich sein,
Mit glatten Köpfen, und die Nachts gut schlafen:
Der Cassius dort hat einen hohlen Blick;

Er denkt zu viel; die Leute ſind gefährlich.

. . . . . .

Wär' er nur fetter! — Zwar ich fürcht' ihn nicht;
Doch wäre Furcht nicht meinem Namen fremd,
Ich kenne Niemand, den ich eher miede,
Als dieſen hagern Caſſius. Er lieſt viel;
Er iſt ein großer Prüfer, und durchſchaut
Das Thun der Menſchen ganz; er liebt kein Spiel,
Wie du, Antonius; hört nicht Muſik;
Er lächelt ſelten, und auf ſolche Weiſe,
Als ſpott er ſein, verachte ſeinen Geiſt,
Den irgend was zum Lächeln bringen konnte.
Und ſolche Männer haben nimmer Ruh',
So lang ſie jemand größer ſehn als ſich
Das iſt es, was ſie ſo gefährlich macht.

Caſſius iſt Republikaner, und wie wir es oft bei ſolchen Menſchen finden, er hat mehr Sinn für edle Männerfreundſchaft als für zarte Frauenliebe. Brutus hingegen opfert ſich für die Republik, nicht weil er ſeiner Natur nach Republikaner, ſondern weil er ein Tugendheld iſt, und in jener Aufopferung eine höchſte Aufgabe der Pflicht ſieht. Er iſt empfänglich für alle ſanften Gefühle, und mit weicher Seele hängt er an ſeiner Gattin Portia.

Portia, eine Tochter des Cato, ganz Römerin, iſt dennoch liebenswürdig, und ſelbſt in den höchſten Aufflügen ihres Heroismus offenbart ſie den weiblichſten Sinn und die ſinnigſte Weiblichkeit. Mit ängſtlichen Liebesaugen lauert ſie auf jeden Schatten, der über die Stirne ihres Gemahls dahin zieht und ſeine bekümmerten Gedanken verräth. Sie will wiſſen was ihn quält, ſie will die Laſt des Geheimniſſes, das ſeine Seele drückt, mit ihm theilen... Und als ſie es endlich weiß, iſt ſie dennoch ein Weib, unterliegt faſt den furchtbaren Beſorgniſſen, kann ſie nicht verbergen und geſteht ſelber:

Ich habe Mannesſinn, doch Weiberohnmacht.
Wie fällt doch ein Geheimniß Weibern ſchwer!

Cleopatra.

(Antonius und Cleopatra.)

Ja, dieſes iſt die berühmte Königin von Aegypten, welche den Antonius zu Grunde gerichtet hat.

Er wußte es ganz beſtimmt, durch dieſes Weib ſeinem Verderben entgegenging, er will ſich feſſeln entreißen...

Wir nährten uns ſo gut, wir können Beide,
So gut wie er, des Winters Froſt ertragen:
Denn einſt, an einem rauhen, ſtürm'ſchen Tage,
Als wild die Tiber an ihr Ufer tobte,
Sprach Cäſar zu mir: Wagſt du, Caſſius, nun
Mit mir zu ſpringen in die zorn'ge Flut,
Und bis dorthin zu ſchwimmen? — Auf dies Wort,
Bekleidet, wie ich war, ſtürzt' ich hinein,
Und hieß ihn folgen; wirklich that er's auch.
Der Strom brüllt' auf uns ein, wir ſchlugen ihn
Mit wackern Sehnen, warfen ihn bei Seit',
Und hemmten ihn mit einer Bruſt des Trotzes;
Doch eh' wir das erwählte Ziel erreicht,
Rief Cäſar: Hilf mir, Caſſius! ich ſinke.
Ich, wie Aeneas, unſer großer Ahn,
Aus Trojas Flammen einſt auf ſeinen Schultern
Den alten Vater trug, ſo aus den Wellen
Zog ich den müden Cäſar. — Und der Mann
Iſt nun zum Gott erhöht, und Caſſius iſt
Ein arm Geſchöpf, und muß den Rücken beugen,
Nickt Cäſar nur nachläſſig gegen ihn.
Als er in Spanien war, hatt' er ein Fieber,
Und wenn der Schau'r ihn ankam, merkt' ich wohl
Sein Beben: ja, er bebte, dieſer Gott!
Das feige Blut der Lippen nahm die Flucht.
Sein Auge, deſſen Blick die Welt bedräut,
Verlor den Glanz, und ächzen hört' ich ihn.
Ja, dieſer Mund, der horchen hieß die Römer,
Und in ihr Buch einzeichnen ſeine Reden,
Ach, rief: Titinius! gieb mir zu trinken!
Wie'n krankes Mädchen. Götter! ich erſtaune,
Wie nur ein Mann ſo ſchwächlicher Natur
Der ſtolzen Welt den Vorſprung abgewann,
Und nahm die Palm' allein.

Cäſar ſelber kennt ſeinen Mann ſehr gut, und in einem Geſpräche mit Antonius entfallen ihm die tiefſinnigen Worte:

Laßt wohlbeleibte Männer um mich ſein,
Mit glatten Köpfen, und die Nachts gut ſchlafen:
Der Caſſius dort hat einen hohlen Blick;

Er denkt zu viel; die Leute ſind gefährlich.

. . . . . .

Wär' er nur fetter! — Zwar ich fürcht' ihn nicht;
Doch wäre Furcht nicht meinem Namen fremd,
Ich kenne Niemand, den ich eher miede,
Als dieſen hagern Caſſius. Er lieſt viel;
Er iſt ein großer Prüfer, und durchſchaut
Das Thun der Menſchen ganz; er liebt kein Spiel,
Wie du, Antonius; hört nicht Muſik;
Er lächelt ſelten, und auf ſolche Weiſe,
Als ſpott er ſein, verachte ſeinen Geiſt,
Den irgend was zum Lächeln bringen konnte.
Und ſolche Männer haben nimmer Ruh',
So lang ſie jemand größer ſehn als ſich
Das iſt es, was ſie ſo gefährlich macht.

Caſſius iſt Republikaner, und wie wir es oft bei ſolchen Menſchen finden, er hat mehr Sinn für edle Männerfreundſchaft als für zarte Frauenliebe. Brutus hingegen opfert ſich für die Republik, nicht weil er ſeiner Natur nach Republikaner, ſondern weil er ein Tugendheld iſt, und in jener Aufopferung eine höchſte Aufgabe der Pflicht ſieht. Er iſt empfänglich für alle ſanften Gefühle, und mit weicher Seele hängt er an ſeiner Gattin Portia.

Portia, eine Tochter des Cato, ganz Römerin, iſt dennoch liebenswürdig, und ſelbſt in den höchſten Aufflügen ihres Heroismus offenbart ſie den weiblichſten Sinn und die ſinnigſte Weiblichkeit. Mit ängſtlichen Liebesaugen lauert ſie auf jeden Schatten, der über die Stirne ihres Gemahls dahin zieht und ſeine bekümmerten Gedanken verräth. Sie will wiſſen was ihn quält, ſie will die Laſt des Geheimniſſes, das ſeine Seele drückt, mit ihm theilen... Und als ſie es endlich weiß, iſt ſie dennoch ein Weib, unterliegt faſt den furchtbaren Beſorgniſſen, kann ſie nicht verbergen und geſteht ſelber:

Ich habe Mannesſinn, doch Weiberohnmacht.
Wie fällt doch ein Geheimniß Weibern ſchwer!

Cleopatra.

(Antonius und Cleopatra.)

Ja, dieſes iſt die berühmte Königin von Aegypten, welche den Antonius zu Grunde gerichtet hat.

Er wußte es ganz beſtimmt, daß er durch dieſes Weib ſeinem Verderben entgegenging, er will ſich ihren Zauberfeſſeln entreißen...

Schnell muß ich fort von hier.

Er flieht . . . doch nur um deſto eher zurückzukehren zu den Fleiſchtöpfen Aegyptens, zu ſeiner alten Nilſchlange, wie er ſie nennt . . . bald wühlt er ſich wieder mit ihr im prächtigen Schlamme zu Alexandrien, und dort, erzählt Octavius:

Dort auf dem Markt auf ſilberner Tribüne,
Auf goldnen Stühlen, thront er öffentlich
Mit der Cleopatra. Cäſarion ſaß
Zu ihren Füßen, den man für den Sohn
Von meinem Vater hält; und alle die
Unächten Kinder, die ſeit jener Zeit
Erzeugte ihre Wolluſt. Ihr verlieh
Aegypten er zum Eigenthum, und machte
Von Niederſyrien, Cyprus, Lydien ſie
Zur unumſchränkten Königin.
. . . . . .
An dem Ort
Wo man die öffentlichen Spiele giebt,
Da kündet er als Könige der Kön'ge
Die Söhne; gab Großmedien, Parthien
Armenien dem Alexander, wies
Dem Ptolemäus Syrien, Cilicien
Und auch Phönizien an. Sie ſelbſt erſchien
Im Schmuck der Göttin Iſis dieſen Tag,
Und wie man ſagt, ertheilte ſie vorher
Auf dieſe Weiſe oftmals ſchon Gehör.

Die ägyptiſche Zauberin hält nicht blos ſein Herz, ſondern auch ſein Hirn gefangen, und verwirrt ſogar ſein Feldherrntalent. Statt auf dem feſten Lande, wo er geübt im Siegen, liefert er die Schlacht auf der unſichern See, wo ſeine Tapferkeit ſich weniger geltend machen kann; — und dort, wohin das launenhafte Weib ihm durchaus folgen wollte, ergreift ſie plötzlich die Flucht nebſt allen ihren Schiffen, eben im entſcheidenden Momente des Kampfes: — und Antonius, „gleich einem brünſt'gen Entrich," mit ausgeſpannten Segelflügeln, flieht ihr nach, und läßt Ehre und Glück im Stich. Aber nicht blos durch die weiblichen Launen Cleopatras erleidet der unglückliche Held die ſchmählichſte Niederlage; ſpäterhin übt ſie gegen ihn ſogar den ſchwärzeſten Verrath, und läßt, im geheimen Einverſtändniß mit Octavius, ihre Flotte zum Feinde übergehen . . . Sie betrügt ihn aufs niederträchtigſte,

um im Schiffbruche ſeines Glücks ihre eigenen Güter zu retten, oder gar noch einige größere Vortheile zu erfiſchen . . . Sie treibt ihn in Verzweiflung und Tod durch Argliſt und Lüge . . . Und dennoch bis zum letzten Augenblicke liebt er ſie mit ganzem Herzen; ja, nach jedem Verrath, den ſie an ihm übte, entlodert ſeine Liebe um ſo flammender. Er flucht freilich über ihre jedesmalige Tücke, er kennt alle ihre Gebrechen, und in den roheſten Schimpfreden entladet ſich ſeine beſſere Einſicht, und er ſagt ihr die bitterſten Wahrheiten:

Ehe ich dich kannte, warſt du halb verwelkt!
Ha! ließ ich deßhalb ungedrückt in Rom
Mein Kiſſen; gab darum die Zeugung auf
Rechtmäß'ger Kinder und von einem Kleinod
Der Frauen, um von der getäuſcht zu ſein
Die gern ſieht, daß ſie Andre unterhalten?
. . . . . .
Du warſt von jeher eine Heuchlerin.
Doch werden wir in Miſſethaten hart,
Dann, — o des Unglücks! — ſchließen weiſe Götter
Die Augen uns; in unſern eigenen Koth
Verſenken ſie das klare Urtheil; machen,
Daß wir anbeten unſern Wahn und lachen,
Wenn wir hinſtolpern ins Verderben.
. . . . . .
Als kalten Biſſen auf
Des todten Cäſars Schüſſel fand ich dich;
Du warſt ein Ueberbleibſel ſchon des Cnejus
Pompejus; andrer heißer Stunden nicht
Zu denken, die vom allgemeinen Ruf
Nicht aufgezeichnet, du wollüſtig dir
Erhaſchteſt.

Aber wie jener Speer des Achilles, welcher die Wunden, die er ſchlug, wieder heilen konnte, ſo kann der Mund des Liebenden mit ſeinen Küſſen auch die tödtlichſten Stiche wieder heilen, womit ſein ſcharfes Wort das Gemüth des Geliebten verletzt hat . . . Und nach jeder Schändlichkeit, welche die alte Nilſchlange gegen den römiſchen Wolf ausübte, und nach jeder Schimpfrede, die dieſer darüber losheulte, züngeln ſie beide mit einander um ſo zärtlicher; noch im Sterben drückt er auf ihre Lippen von ſo vielen Küſſen noch den letzten Kuß . . .

Aber auch ſie, die ägyptiſche Schlange, wie liebt ſie ihren römiſchen Wolf! Ihre Verrätherein ſind nur äußerliche Windungen der böſen Wurmnatur,

ſie übt dergleichen mehr mechaniſch aus angeborner oder angewöhnter Unart... aber in der Tiefe ihrer Seele wohnt die unwandelbarſte Liebe für Antonius, ſie weiß es ſelbſt nicht, daß dieſe Liebe ſo ſtark iſt, ſie glaubt manchmal dieſe Liebe überwinden oder gar mit ihr ſpielen zu können, und ſie irrt ſich, und dieſer Irrthum wird ihr erſt recht klar in dem Augenblick, wo ſie den geliebten Mann auf immer verliert, und ihr Schmerz in die erhabenen Worte ausbricht:

Ich träumt': es gab einſt einen Feldherrn Mark
Anton! — O einen zweiten, gleichen Schlaf,
Um noch einmal ſolch einen Mann zu ſehn!
. . . . . .
Sein Geſicht
War wie des Himmels Antlitz. D'rinnen ſtand
Die Sonn' und auch ein Mond und liefen um,
Und leuchteten der Erde kleinem O.
. . . . . .
Seine Füße
Beſchritten Oceane; ſein empor-
Geſtreckter Arm umfauſte eine Welt;
Der Harmonie der Sphären glich die Stimme,
Wenn ſie den Freunden tönte; wenn er meint'
Den Erdkreis zu bezähmen, zu erſchüttern,
Wie Donner raſſelnd. Seine Güte kannte
Den Winter nie; ſie war ein Herbſt, der ſtets
Durch Ernten reicher ward. Delphinen gleich
War ſein Ergötzen, die den Rücken ob
Dem Elemente zeigen, das ſie hegt.
Es wandelten in ſeiner Liverei
Der Königs- und der Fürſtenkronen viel
Und Königreich und Inſeln fielen ihm
Wie Münzen aus der Taſche.

Dieſe Cleopatra iſt ein Weib. Sie liebt und verräth zu gleicher Zeit. Es iſt ein Irrthum zu glauben, daß die Weiber, wenn ſie uns verrathen, auch aufgehört haben uns zu lieben. Sie folgen nur ihrer angebornen Natur; und wenn ſie auch nicht den verbotenen Kelch leeren wollen, ſo möchten ſie doch manchmal ein bischen nippen, an dem Rande lecken, um wenigſtens zu koſten, wie Gift ſchmeckt. Nächſt Shakeſpeare, in vorliegender Tragödie, hat dieſes Phänomen niemand ſo gut geſchildert wie unſer alter Abbe Prevoſt in ſeinem Romane „Manon de Lescot." Die Intuizion des größten Dichters ſtimmt hier überein mit der nüchternen Beobachtung des kühlſten Proſaikers.

Ja, dieſe Cleopatra iſt ein Weib, in der holdſeligſten und vermaledeiteſten Bedeutung des Wortes! Sie erinnert mich an jenen Ausſpruch Leſſing's: als Gott das Weib ſchuf, nahm er den Thon zu fein. Die Ueberzartheit ſeines Stoffes verträgt ſich nun ſelten mit den Anſprüchen des Lebens. Dieſes Geſchöpf iſt zu gut und zu ſchlecht für dieſe Welt. Die lieblichſten Vorzüge werden hier die Urſache der verdrießlichſten Gebrechen. Mit entzückender Wahrheit ſchildert Shakeſpeare ſchon gleich beim Auftreten der Cleopatra den bunten flatterhaften Launengeiſt, der im Kopfe der ſchönen Königin beſtändig rumort, nicht ſelten in den bedenklichſten Fragen und Gelüſten überſprudelt, und vielleicht eben als der letzte Grund von all' ihrem Thun und Laſſen zu betrachten iſt. Nichts iſt charakteriſtiſcher als die fünfte Scene des erſten Akts, wo ſie von ihrer Kammerjungfer verlangt, daß ſie ihr Mandragora zu trinken gebe, damit dieſer Schlaftrunk ihr die Zeit ausfülle, während Antonius entfernt. Dann plagt ſie der Teufel ihren Kaſtraten Mardian zu rufen. Er frägt unterthänig, was ſeine Gebieterin begehre. Singen will ich dich nicht hören, antwortet ſie, denn nichts gefällt mir jetzt was Eunuchen eigen iſt — aber ſage mir: fühlſt du denn Leidenſchaft?

Mardian.

Ja, holde Königin!

Cleopatra.

In Wahrheit?

Mardian.

Nicht in Wahrheit;
Denn nichts vermag ich, als was in der Wahrheit
Mit Anſtand kann geſchehn, und doch empfind'
Ich heft'ge Triebe, denk' auch oft an das,
Was Mars mit Venus that.

Cleopatra.

O Charmian!
Wo glaubſt du, iſt er jetzt? Steht oder ſitzt er?
Geht er umher? beſteigt er jetzt ſein Roß!
Beglücktes Roß, das ſeine Laſt erträgt!
Sei tapfer, Roß! denn, weiſt du wen du trägſt?
Der Erde halben Atlas! Ihn, den Arm,
Den Helm der Menſchen! Sprechen wird er oder
Wird murmeln jetzt: Wo iſt nun meine Schlange
Des alten Nils? — Denn alſo nennt er mich.

Soll ich, ohne Furcht vor diffamatoriſchem Mißlächeln, meinen ganzen Gedanken ausſprechen, ſo muß ich ehrlich bekennen: dieſes ordnungsloſe Fühlen und Denken der Cleopatra, welches eine Folge des ordnungsloſen, müßigen und beunruhigten Lebenswandels, erinnert mich an eine gewiſſe Klaſſe verſchwenderiſcher Frauen, deren koſtſpieliger Haushalt von einer außerehlichen Freigebigkeit beſtritten wird, und die ihre Titulargatten ſehr oft mit Liebe und Treue, nicht ſelten auch mit bloßer Liebe, aber immer mit tollen Launen plagen und beglücken. Und war ſie denn im Grunde etwas anders, dieſe Cleopatra, die wahrlich mit ägyptiſchen Kroneinkünften nimmermehr ihren unerhörten Luxus bezahlen konnte, und von dem Antonius, ihrem römiſchen Entreteneur, die erpreßten Schätze ganzer Provinzen als Geſchenke empfing, und im eigentlichen Sinne des Wortes eine unterhaltene Königin war!

In dem aufgeregten, unſtäten, aus lauter Extremen zuſammengewürfelten, drückend ſchwülen Geiſte der Cleopatra, wetterleuchtet ein ſinnlich wilder, ſchwefelgelber Witz, der uns mehr erſchreckt als ergötzt. Plutarch giebt uns einen Begriff von dieſem Witze, der ſich mehr in Handlungen als in Worten ausſpricht, und ſchon in der Schule lachte ich mit ganzer Seele über den myſtifizirten Antonius, der mit ſeiner königlichen Geliebten auf den Fiſchfang ausfuhr, aber an ſeiner Schnur lauter eingeſalzene Fiſche heraufzog; denn die ſchlaue Aegypterin hatte heimlich eine Menge Taucher beſtellt, welche unter dem Waſſer an dem Angelhaken des verliebten Römers jedesmal einen eingeſalzenen Fiſch zu befeſtigen wußten. Freilich, unſer Lehrer machte bei dieſer Anekdote ein ſehr ernſthaftes Geſicht, und tadelte nicht wenig den frevelhaften Uebermuth, womit die Königin das Leben ihrer Unterthanen, jener armen Taucher, aufs Spiel ſetzte, um den beſagten Spaß auszuführen; unſer Lehrer war überhaupt kein Freund der Cleopatra, und er machte uns ſehr nachdrücklich darauf aufmerkſam, wie ſich der Antonius durch dieſes Weib ſeine ganze Staats-Carrière verdarb, in häusliche Unannehmlichkeiten verwickelte, und endlich ins Unglück ſtürzte.

Ja, mein alter Lehrer hatte Recht, es iſt äußerſt gefährlich, ſich mit einer Perſon, wie die Cleopatra, in ein näheres Verhältniß einzulaſſen. Ein Held kann dadurch zu Grunde gehen, aber auch nur ein Held. Der lieben Mittelmäßigkeit droht hier, wie überall, keine Gefahr.

Wie der Charakter der Cleopatra, ſo iſt auch ihre Stellung eine äußerſt witzige. Dieſes launiſche, luſtſüchtige, wetterwendiſche, fieberhaft kokette Weib, dieſe antike Pariſerin, dieſe Göttin des Lebens, gaukelt und herrſcht über Aegypten, dem ſchweigſam ſtarren Todtenland . . . Ihr kennt es wohl, jenes Aegypten, jenes geheimnißvolle Mizraim, jenes enge Nilthal, das wie ein Sarg ausſieht . . . Im hohen Schilfe greint das Krokodill oder das ausgeſetzte Kind der Offenbarung . . . Felſentempel mit koloſſalen Pfeilern, woran hei-

lige Thierfratzen lehnen, häßlich bunt bemalt . . . An der Pforte nickt der Hierogliphen-mützige Isismönch . . . In üppigen Villas halten die Mumien ihre Sieſta, und die vergoldete Larve ſchützt ſie vor den Fliegenſchwärmen der Verweſung . . . Wie ſtumme Gedanken ſtehen dort die ſchlanken Obelisken und die plumpen Pyramiden . . . Im Hintergrund grüßen die Mondberge Aethiopiens, welche die Quellen des Nils verhüllen . . . Ueberall Tod, Stein und Geheimniß . . . Und über dieſes Land herrſchte als Königin die ſchöne Cleopatra.

Wie witzig iſt Gott!

Lavinia.

(Titus Andronikus.)

In „Julius Cäſar" ſehen wir die letzten Zuckungen des republikaniſchen Geiſtes, der dem Aufkommen der Monarchie vergebens entgegenkämpft; die Republik hat ſich überlebt, und Brutus und Caſſius können nur den Mann ermorden, der zuerſt nach der königlichen Krone greift, keineswegs aber vermögen ſie das Königthum zu tödten, das in den Bedürfniſſen der Zeit ſchon tief wurzelt. In Antonius und Cleopatra ſehen wir, wie, ſtatt des einen gefallenen Cäſars, drei andre Cäſaren nach der Weltherrſchaft die kühnen Hände ſtrecken; die Prinzipienfrage iſt gelöſt und der Kampf, der zwiſchen dieſen Triumviren ausbricht, iſt nur eine Perſonenfrage: wer ſoll Imperator ſein, Herr über alle Menſchen und Lande? Die Tragödie, betitelt „Titus Andronikus," zeigt uns, daß auch dieſe unbeſchränkte Alleinherrſchaft im römiſchen Reiche dem Geſetze aller irdiſchen Erſcheinungen folgen, nämlich in Verweſung übergehen mußte, und nichts gewährt einen ſo widerwärtigen Anblick, wie jene ſpätern Cäſaren, die dem Wahnſinn und dem Verbrechen der Neronen und Caligulen, noch die windigſte Schwächlichkeit hinzufügten. Dieſen, den Neronen und Caligulen, ſchwindelte auf der Höhe ihrer Allmacht; ſich erhaben dünkend über alle Menſchlichkeit, wurden ſie Unmenſchen; ſich ſelber für Götter haltend, wurden ſie gottlos; ob ihrer Ungeheuerlichkeit aber können wir vor Erſtaunen ſie kaum mehr nach vernünftigen Maßſtaben beurtheilen. Die ſpäteren Cäſaren hingegen ſind weit mehr Gegenſtände unſeres Mitleids, unſeres Unwillens, unſeres Ekels; es fehlt ihnen die heidniſche Selbſtvergötterung, der Rauſch ihrer alleinigen Majeſtät, ihrer ſchauerlichen Unverantwortlichkeit . . . Sie ſind chriſtlich zerknirſcht, und der ſchwarze Beichtiger hat ihnen ins Gewiſſen geredet, und ſie ahnen jetzt, daß ſie nur armſelige Würmer ſind, daß ſie von der Gnade einer höhern Gottheit abhängen, und daß ſie einſt für ihre irdiſchen Sünden in der Hölle geſotten und gebraten werden.

Obgleich in Titus Andronikus noch das äußere Gepränge des Heidenthums waltet, so offenbart sich doch in diesem Stück schon der Charakter der spätern christlichen Zeit, und die moralische Verkehrtheit in allen sittlichen und bürgerlichen Dingen ist schon ganz byzantinisch. Dieses Stück gehört sicher zu Shakespeare's früheſten Erzeugnissen, obgleich manche Kritiker ihm die Autorschaft streitig machen; es herrscht darin eine Unbarmherzigkeit, eine schneidende Vorliebe für das Häßliche, ein titanisches Hadern mit den göttlichen Mächten, wie wir dergleichen in den Erstlingswerken der größten Dichter zu finden pflegen. Der Held, im Gegensatz zu seiner ganzen demoralisirten Umgebung, ist ein ächter Römer, ein Ueberbleibsel aus der alten starren Periode. Ob dergleichen Menschen damals noch existirten? Es ist möglich; denn die Natur liebt es von allen Creaturen, deren Gattung untergeht oder sich transformirt, noch irgend ein Exemplar aufzubewahren, und sei es auch als Versteinerung, wie wir dergleichen auf Bergeshöhen zu finden pflegen. Titus Andronikus ist ein solcher versteinerter Römer, und seine fossile Tugend ist eine wahre Curiosität zur Zeit der spätesten Cäsaren.

Die Schändung und Verstümmelung seiner Tochter Lavinia gehört zu den entsetzlichsten Scenen, die sich bei irgend einem Autor finden. Die Geschichte der Philomele in den Verwandlungen des Ovidius ist lange nicht so schauderhaft; denn der unglücklichen Römerin werden sogar die Hände abgehackt, damit sie nicht die Urheber des grausamsten Bubenstücks verrathen könne. Wie der Vater durch seine starre Männlichkeit, so mahnt die Tochter durch ihre hohe Weibeswürde an die sittlichere Vergangenheit; sie scheut nicht den Tod, sondern die Entehrung, und rührend sind die keuschen Worte, womit sie ihre Feindin, die Kaiserin Tamora, um Schonung anfleht, wenn die Söhne derselben ihren Leib beflecken wollen.

Nur schnellen Tod erfleh' ich! — und noch eins,
Was Weiblichkeit zu nennen mir verweigert:
Entzieh' mich ihrer Wollust, schrecklicher
Als Mord für mich, und wälze meine Leiche
In eine garst'ge Grube, wo kein Auge
Des Manns jemals meinen Körper sieht.
O, dies erfüll', und sei erbarmensvoll
Als Mörderin!

In dieser jungfräulichen Reinheit bildet Lavinia den vollendeten Gegensatz zu der erwähnten Kaiserin Tamora; hier, wie in den meisten seiner Dramen, stellt Shakespeare zwei ganz gemüthsverschiedene weibliche Gestalten neben einander, und veranschaulicht uns ihren Charakter durch den Contrast. Dieses sahen wir schon im Antonius und Cleopatra, wo neben der weißen, kalten,

ſittlichen, erzproſaiſchen und häuslichen Octavia unſere gelbe, ungezügelte, eitle und inbrünſtige Aegypterin deſto plaſtiſcher hervortritt.

Aber auch jene Tamora iſt eine ſchöne Figur, und es dünkt mir eine Ungerechtigkeit, daß der engliſche Grabſtichel in gegenwärtiger Gallerie Shakeſpeare'ſcher Frauen ihr Bildniß nicht eingezeichnet hat. Sie iſt ein ſchönes majeſtätiſches Weib, eine bezaubernd imperatoriſche Geſtalt, auf der Stirne das Zeichen der gefallenen Göttlichkeit, in den Augen eine weltverzehrende Wolluſt, prachtvoll laſterhaft, lechzend nach rothem Blut. Weitblickend milde, wie unſer Dichter ſich immer zeigt, hat er ſchon in der erſten Scene, wo Tamora erſcheint, alle die Greuel, die ſie ſpäter gegen Titus Andronikus ausübt, im Voraus juſtifizirt. Denn dieſer ſtarre Römer, ungerührt von ihren ſchmerzlichſten Mutterbitten, läßt ihren geliebten Sohn gleichſam vor ihren Augen hinrichten; ſobald ſie nun, in der werbenden Gunſt des jungen Kaiſers, die Hoffnungsſtrahlen einer künftigen Rache erblickt, entringeln ſich ihren Lippen die jauchzend finſtern Worte:

Ich will es ihnen zeigen, was es heißt,
Wenn eine Königin auf den Straßen kniet,
Und Gnad umſonſt erfleht.

Wie ihre Grauſamkeit entſchuldigt wird durch das erduldete Uebermaß von Qualen, ſo erſcheint die metzenhafte Lüderlichkeit, womit ſie ſich ſogar einem ſcheußlichen Mohren hingiebt, gewiſſermaßen veredelt durch die romantiſche Poeſie die ſich darin ausſpricht. Ja, zu den ſchauerlich ſüßeſten Zaubergemälden der romantiſchen Poeſie, gehört jene Scene, wo während der Jagd die Kaiſerin Tamora ihr Gefolge verlaſſen hat, und ganz alleim im Walde mit dem geliebten Mohren zuſammentrifft.

Warum ſo traurig, holder Aaron?
Da doch umher ſo heiter alles ſcheint.
Die Vögel ſingen überall im Buſch,
Die Schlange liegt im Sonnenſtrahl gerollt,
Das grüne Laub bebt von dem kühlen Hauch,
Und bildet bunte Schatten auf dem Boden.
Im ſüßen Schatten, Aaron, laß uns ſitzen,
Indeß die Echo ſchwatzhaft Hunde äfft,
Und wiederhallt der Hörner hellen Klang,
Als ſei die Jagd verdoppelt; — laß uns ſitzen,
Und horchen auf das gellende Getöſe.
Nach ſolchem Zweikampf, wie der war, den Dido —
Erzählt man — mit Aeneas einſt genoß,
Als glücklich ſie ein Sturmwind überfiel,

Und die verſchwiegne Grotte ſie verbarg,
Laß uns verſchlungen beide, Arm in Arm,
Wenn wir die Luſt genoſſen, goldnem Schlaf
Uns überlaſſen; während Hund und Horn
Und Vögel, mit der ſüßen Melodie
Uns das ſind, was der Amme Lied iſt, die
Damit das Kindlein lullt und wiegt zum Schlaf.

Während aber Wolluſtgluthen aus den Augen der ſchönen Kaiſerin hervorlodern und über die ſchwarze Geſtalt des Mohren wie lockende Lichter, wie züngelnde Flammen, ihr Spiel treiben, denkt dieſer an weit wichtigere Dinge, an die Ausführung der ſchändlichſten Intriguen, und ſeine Antwort bildet den ſchroffſten Gegenſatz zu der brünſtigen Anrede Tamoras.

Conſtanze.

(König Johann.)

Es war am 29. Auguſt des Jahrs 1827 nach Chriſti Geburt, als ich im Theater zu Berlin, bei der erſten Vorſtellung einer neuen Tragödie von Herrn E. Raupach, allmählig einſchlief.

Für das gebildete Publikum, das nicht ins Theater geht und nur die eigentliche Literatur kennt, muß ich hier bemerken, daß benannter Herr Raupach ein ſehr nützlicher Mann iſt, ein Tragödien- und Komödien-Liferant, welcher die Berliner Bühne jeden Monat mit einem neuen Meiſterwerke verſieht. Die Berliner Bühne iſt eine vortreffliche Anſtalt und beſonders nützlich für hegelſche Philoſophen, welche des Abends von dem harten Tagwerk des Denkens ausruhen wollen. Der Geiſt erholt ſich dort noch weit natürlicher als bei Wiſotzki. Man geht ins Theater, ſtreckt ſich nachläſſig hin auf die ſamtnen Bänke, lorgnirt die Augen ſeiner Nachbarinnen, oder die Beine der eben auftretenden Mimin, und wenn die Kerls von Komödianten nicht gar zu laut ſchreien, ſchläft man ruhig ein, wie ich es wirklich gethan, am 29. Auguſt des Jahres 1827 nach Chriſti Geburt.

Als ich erwachte, war alles dunkel rund um mich her, und bei dem Scheine einer mattflimmernden Lampe erkannte ich, daß ich mich ganz allein im leeren Schauſpielhauſe befand. Ich beſchloß den übrigen Theil der Nacht dort zu verbringen, ſuchte wieder gelinde einzuſchlafen, welches mir aber nicht mehr ſo gut gelang wie einige Stunden vorher, als der Mohnduft der Raupach'ſchen Verſe mir in die Naſe ſtieg; auch ſtörte mich allzuſehr das Knispern und Gepiepſe der Mäuſe. Unfern vom Orcheſter raſchelte eine ganze Mäuſe-

colonie, und da ich nicht blos Raupach'ſche Verſe, ſondern auch die Sprache aller übrigen Thiere verſtehe, ſo erlauſchte ich ganz unwillkührlich die Geſpräche jener Mäuſe. Sie ſprachen über Gegenſtände, die ein denkendes Geſchöpf am meiſten intereſſiren müſſen: über die letzten Gründe aller Erſcheinungen, über das Weſen der Dinge an und für ſich, über Schickſal und Freiheit des Willens, über die große Raupach'ſche Tragödie, die ſich kurz vorher mit allen möglichen Schreckniſſen vor ihren eignen Augen entfaltet, entwickelt und geendigt hatte.

Ihr jungen Leute, ſprach langſam ein alter Mauſerich, Ihr habt nur ein einziges Stück oder nur wenige ſolcher Stücke geſehen, ich aber bin ein Greis, und habe deren ſchon ſehr viele erlebt und ſie alle mit Aufmerkſamkeit betrachtet. Da habe ich nun gefunden, daß ſie ſich im Weſen alle ähnlich, daß ſie faſt nur Variazionen deſſelben Themas ſind, daß manchmal ganz dieſelben Expoſitionen, Verwicklungen und Kataſtrophen vorkommen. Es ſind immer dieſelben Menſchen und dieſelben Leidenſchaften, welche nur Coſtume und Redefiguren wechſeln. Da ſind immer dieſelben Beweggründe des Handelns, Liebe oder Haß, oder Ehrgeiz, oder Eiferſucht, der Held mag nun eine römiſche Toga oder einen altdeutſchen Harniſch, einen Turban oder einen Filz tragen, ſich antik oder romantiſch gebährden, einfach oder geblümt, in ſchlechten Jamben oder in noch ſchlechtern Trochäen ſprechen. Die ganze Geſchichte der Menſchheit, die man gern in verſchiedene Stücke, Akte und Auftritte eintheilen möchte, iſt doch immer eine und dieſelbe Geſchichte; es iſt eine nur maskirte Wiederkehr derſelben Naturen und Ereigniſſe, ein organiſcher Kreislauf, der immer von vorne wieder anfängt: und wenn man das einmal gemerkt hat, ſo ärgert man ſich nicht mehr über das Böſe, man freut ſich auch nicht mehr allzu ſtark über das Gute, man lächelt über die Narrheit jener Heroen, die ſich aufopfern für die Veredlung und Beglückung des Menſchengeſchlechts: man amüſirt ſich mit weiſer Gelaſſenheit.

Ein kicherndes Stimmchen, welches einem kleinen Spitzmäuschen zu gehören ſchien, bemerkte dagegen mit großer Haſt: Auch ich habe Beobachtungen angeſtellt, und nicht blos von einem einzigen Standpunkte aus, ich habe mir keine ſpringende Mühe verdrießen laſſen, ich verließ das Parterre und betrachtete mir die Dinge hinter den Couliſſen, und da habe ich gar befremdliche Entdeckungen gemacht. Dieſer Held, den Ihr eben bewundert, der iſt gar kein Held; denn ich ſah, wie ein junger Burſch ihn einen beſoffenen Schlingel nannte, und ihm diverſe Fußtritte gab, die er ruhig einſteckte. Jene tugendhafte Prinzeſſin, die ſich für ihre Tugend aufzuopfern ſchien, iſt weder eine Prinzeſſin noch tugendhaft; ich habe geſehen, wie ſie aus einem Porzelantöpfchen rothe Farbe genommen, ihre Wangen damit angeſtrichen, und dieſes galt nachher für Schamröthe; am Ende ſogar warf ſie ſich gähnend in die

Arme eines Gardeleutnants, der ihr auf Ehre versicherte, daß sie auf seiner Stube einen guten Häringsalat nebst einem Glase Punsch finden würde. Was Ihr für Donner und Blitz gehalten habt, das ist nur das Rollen einiger Blechwalzen und das Verbrennen einiger Loth gestoßenen Colophoniums. Aber gar jener dicke ehrliche Bürger, der lauter Uneigennützigkeit und Großmuth zu sein schien, der zankte sich sehr geldgierig mit einem dünnen Menschen, den er Herr Generalintendant titulirte, und von dem er einige Thaler Zulage verlangte. Ja, ich habe alles mit eigenen Augen gesehen, und mit eigenen Ohren gehört; all das Große und Edle, das uns hier voragirt wurde, ist Lug und Trug; Eigennutz und Selbstsucht sind die geheimen Triebfedern aller Handlungen, und ein vernünftiges Wesen läßt sich nicht trügen durch den Schein.

Hiergegen aber erhob sich eine seufzende, weinerliche Stimme, die mir schier bekannt dünkte, obgleich ich dennoch nicht wußte, ob sie einer männlichen oder weiblichen Maus gehörte. Sie begann mit einer Klage über die Frivolität des Zeitalters, jammerte über Unglauben und Zweifelsucht, und betheuerte viel von ihrer Liebe im Allgemeinen. Ich liebe Euch, seufzte sie, und ich sage Euch die Wahrheit. Die Wahrheit aber offenbarte sich mir durch die Gnade in einer geweiheten Stunde. Ich schlich ebenfalls umher, die letzten Gründe der bunten Begebenheiten, die auf dieser Bühne vorüberzogen, zu enträthseln und zu gleicher Zeit auch wohl ein Brodkrümchen zu finden, um meinen leiblichen Hunger zu stillen; denn ich liebe Euch. Da entdeckte ich plötzlich ein ziemlich geräumiges Loch oder vielmehr einen Kasten, worin zusammengekauert ein dünnes, graues Männchen saß, welches eine Rolle Papier in der Hand hielt, und mit monotoner leiser Stimme alle die Reden ruhig vor sich hin sprach, welche oben auf der Bühne so laut und leidenschaftlich deklamirt wurden. Ein mystischer Schauer zog über mein Fell, trotz meiner Unwürdigkeit war ich doch begnadigt worden, das Allerheiligste zu erschauen, ich befand mich in der seligen Nähe des geheimnißvollen Urwesens, des reinen Geistes, welcher mit seinem Willen die Körperwelt regiert, mit seinem Worte sie schafft, mit dem Worte sie belebt, mit dem Worte sie vernichtet; denn die Helden auf der Bühne, die ich noch kurz vorher so stark bewundert, ich sah, daß sie nur dann mit Sicherheit redeten, wenn sie Sein Wort ganz gläubig nachsprachen, daß sie hingegen ängstlich stammelten und stotterten, wenn sie sich stolz von Ihm entfernt, und Seine Stimmen nicht vernommen hatten: Alles, sah ich, war nur abhängige Creatur von Ihm, Er war der Alleinselbstständige in Seinem allerheiligsten Kasten. An jeder Seite seines Kastens erglühten die geheimnißvollen Lampen, erklangen die Violinen und tönten die Flöten, um Ihn her war Licht und Musik, Er schwamm in harmonischen Strahlen und strahlenden Harmonien . . .

Doch diese Reise wurde mir zu Ende so mäselnd und weinerlich wiederum, daß ich wenig mehr davon mitnehmen konnte; nur mitunter hörte ich die Worte: Gute mich vor Augen und Maulschellen. — gieb mir mein täglich Brodchen, ich liebe Euch — In Ewigkeit Amen. —

Durch Mittheilung dieses Traumes möchte ich meine Ansicht über die verschiedenen philosophischen Standpunkte von woaus man die Shakespeare'schen Dramen zu beurtheilen pflegt, meine Gedanken verrathen, zugleich entschuldigen, warum ich diese leichten Blätter mit keiner eigentlichen Philosophie der englischen Geschichte befrachte.

Ich will ja überhaupt die dramatischen Gedichte, worin Shakespeare die großen Begebenheiten der englischen Historie verherrlicht hat, nicht kommentiren oder erläutern, sondern nur die Bildnisse der Frauen, die aus jenen Dichtungen hervorblühen, mit einigen Wortarabesken verzieren. Da in diesen englischen Geschichtsdramen die Frauen nichts weniger als die Hauptpersonen spielen, und der Dichter sie nie auftreten läßt, um, wie in andern Stücken, weibliche Gestalten und Charaktere zu schildern, sondern vielmehr, weil die vaterländische Historie ihre Einmischung erforderte: so werde ich auch hier über sie und ihnen reden.

Constanze beginnt den Reihen, und zwar mit schmerzlicher Scham, denn die Mater dolorosa trägt sie ihr Kind auf dem Arme . . .

> Das arme Kind, durch welches alles gekommen,
> Was die Seinigen verschuldet.

Auf der Berliner Bühne sah ich eine sehr talentvolle Künstlerin, . . . trefflich dargestellt von der ehemaligen Madame Koch, Madame . . . die gute Maria Luise, welche zur Zeit des Einzuges der . . . Hoftheater die Königin Constanze spielte. Sonderbar genug, . . . zeigte sich in dieser Rolle eine gewisse Madame Lucchesi, welche . . . einigen Jahren in der Provinz debütirte in der Rolle, . . . fehlte ihr nicht an Talent und Passion, aber sie hatte . . . was einer Schauspielerin immer schaden, aber sie . . . tragiren soll.

Lady Percy.

(Heinrich IV.)

Ich träumte mir ihr Gesicht und überhaupt ihre . . . als sie hier konterfeit ist. Vielleicht aber . . . die schlanke Taille, die man in ihren . . . und welche ihre

geiſtige Phyſionomie offenbaren, deſto intereſſanter mit ihrer wohlgegründeten äußern Bildung. Sie iſt heiter, herzlich und geſund an Leib und Seele. Prinz Heinrich möchte uns gern dieſe liebliche Geſtalt verleiden, und parodirt ſie und ihren Percy:

„Ich bin noch nicht in Percys Stimmung, dem Heißſporn des Nordens, der euch ſechs bis ſieben Dutzend Schotten zum Frühſtück umbringt, ſich die Hände wäſcht und zu ſeiner Frau ſagt: „Pfui, über dieſes ſtille Leben! Ich muß zu thun haben.“ — „O mein Herzens-Heinrich,“ ſagt ſie, „wie viele haſt du heute umgebracht?“ — „Gebt meinem Schecken zu ſaufen,“ und eine Stunde drauf antwortet er: „Ein Stücker vierzehn; Bagatell! Bagatell!“

Wie kurz, ſo entzückend iſt die Scene, wo wir den wirklichen Haushalt des Percy und ſeiner Frau ſehen, wo dieſe den brauſenden Helden mit den keckſten Liebesworten zügelt:

Komm, komm, du Papagei! antworte mir
Gerade zu auf das, was ich dich frage,
Ich breche dir den kleinen Finger, Heinrich,
Willſt du mir nicht die ganze Wahrheit ſagen.

Percy.

Fort! fort!
Du Tändlerin! — Lieben? — ich lieb dich nicht,
Ich frage nicht nach dir. Iſt dies 'ne Welt
Zum Puppenſpielen, und mit Lippen fechten?
Nein, jetzo muß es blut'ge Naſen geben,
Zerbrochne Kronen, die wir doch im Handel
Für voll anbringen. — Alle Welt, mein Pferd!
Was ſagſt du, Käthchen? wollteſt du mir was?

Lady Percy.

Ihr liebt mich nicht? ihr liebt mich wirklich nicht?
Gut, laßt es nur; denn weil ihr mich nicht liebt,
Lieb' ich mich ſelbſt nicht mehr. Ihr liebt mich nicht?
Nein, ſagt mir, ob das Scherz iſt oder Ernſt?

Percy.

Komm, willſt mich reiten ſehen?
Wenn ich zu Pferde bin, ſo will ich ſchwören,
Ich liebe dich unendlich. Doch höre, Käthchen:
Du mußt mich ferner nicht mit Fragen quälen,

Wohin ich geh', noch rathen, was es ſoll.
Wohin ich muß, muß ich: und kurz zu ſein,
Heut' Abend muß ich von dir, liebes Käthchen.
Ich kenne dich als weiſe, doch nicht weiſer,
Als Heinrich Percy's Frau; ſtandhaft biſt du,
Jedoch ein Weib, und an Verſchwiegenheit
Iſt keine beſſer: denn ich glaube ſicher,
Du wirſt nicht ſagen, was du ſelbſt nicht weißt
Und ſo weit, liebes Käthchen, trau ich dir.

Prinzeſſin Catharina.

(Heinrich V.)

Hat Shakeſpeare wirklich die Scene geſchrieben, wo die Prinzeſſin Catharina Unterricht in der engliſchen Sprache nimmt, und ſind überhaupt von ihm alle jene franzöſiſchen Redensarten, womit ſie John Bull ergötzt? Ich zweifle. Unſer Dichter hätte dieſelben komiſchen Effekte mittelſt eines engliſchen Jargons hervorbringen können, um ſo mehr, da die engliſche Sprache die Eigenſchaft beſitzt, daß ſie, ohne von den Regeln der Grammatik abzuweichen, durch bloße Anwendung romaniſcher Worte und Conſtructionen, eine gewiſſe franzöſiſche Geiſtesrichtung hervortreten laſſen kann. In ähnlicher Weiſe könnte ein engliſcher Schauſpieldichter eine gewiſſe germaniſche Sinnesart andeuten, wenn er ſich nur altſächſiſcher Ausdrücke und Wendungen bedienen wollte. Denn die engliſche Sprache beſteht aus zwei heterogenen Elementen, dem romaniſchen und dem germaniſchen Element, die, nur zuſammengedrückt, nicht zu einem organiſchen Ganzen vermiſcht ſind; und die fallen leicht auseinander, und alsdann weiß man doch nicht genau zu beſtimmen, auf welcher Seite ſich das legitime Engliſch befindet. Man vergleiche nur die Sprache des Doctor Johnſon oder Addiſſon's mit der Sprache Byron's oder Cobbet's. Shakeſpeare hätte wahrlich nicht nöthig gehabt, die Prinzeſſin Catharina franzöſiſch ſprechen zu laſſen.

Dieſes führt mich zu einer Bemerkung, die ich ſchon an einem andern Orte ausſprach. Es iſt nemlich ein Mangel in den geſchichtlichen Dramen von Shakeſpeare, daß er den normaniſch franzöſiſchen Geiſt des hohen Adels nicht mit dem ſächſiſch brittiſchen Geiſt des Volks, durch eigenthümlichere Sprachformen contraſtiren läßt. Walter Scott that dieſes in ſeinen Romanen, und erreichte dadurch ſeine farbigſten Effekte. —

Der Künſtler, der uns zu dieſer Gallerie das Conterfei der franzöſiſchen Prinzeſſin geliefert, hat ihr, wahrſcheinlich aus engliſcher Malice, weniger ſchöne als drollige Züge gegeben. Sie hat hier ein wahres Vogelgeſicht, und die Augen ſehen aus wie geborgt. Sind es etwa Papageienfedern, die ſie auf dem Haupte trägt, und ſoll damit ihre nachplappernde Gelehrigkeit angedeutet werden? Sie hat kleine, weiße, neugierige Hände. Eitel Putzliebe und Gefallſucht iſt ihr ganzes Weſen, und ſie weiß mit dem Fächer allerliebſt zu ſpielen. Ich wette, ihre Füßchen kokettiren mit dem Boden worauf ſie wandeln.

Johanna d'Arc.

(Heinrich VI., erſter Theil.)

Heil Dir, großer deutſcher Schiller, der Du das hohe Standbild wieder glorreich geſäubert haſt von dem ſchmutzigen Witze Voltaires, und den ſchwarzen Flecken, die ihm ſogar Shakeſpeare angedichtet . . . Ja, war es brittiſcher Nazionalhaß oder mittelalterlicher Aberglaube, was ſeinen Geiſt umnebelte, unſer Dichter hat das heldenmüthige Mädchen als eine Hexe dargeſtellt, die mit den dunkeln Mächten der Hölle verbündet iſt. Er läßt die Dämonen der Unterwelt von ihr beſchwören, und gerechtfertigt wird durch ſolche Annahme ihre grauſame Hinrichtung. — Ein tiefer Unmuth erfaßt mich jedesmal, wenn ich zu Rouen über den kleinen Marktplatz wandle, wo man die Jungfrau verbrannte und eine ſchlechte Statue dieſe ſchlechte That verewigt. Qualvoll tödten! das war alſo ſchon damals Eure Handlungsweiſe gegen überwundene Feinde! Nächſt dem Felſen von St. Helena, giebt der erwähnte Marktplatz von Rouen, das empörendſte Zeugniß von der Großmuth der Engländer.

Ja, auch Shakeſpeare hat ſich an der Pucelle verſündigt, und wo nicht mit entſchiedener Feindſchaft, behandelt er ſie doch unfreundlich und lieblos, die edle Jungfrau, die ihr Vaterland befreite! Und hätte ſie es auch mit der Hülfe der Hölle gethan, ſie verdiente dennoch Ehrfurcht und Bewunderung!

Oder haben die Kritiker Recht, welche dem Stücke, worin die Pucelle auftritt, wie auch dem zweiten und dritten Theile Heinrichs VI., die Autorſchaft des großen Dichters abſprechen? Sie behaupten, dieſe Trilogie gehöre zu den ältern Dramen, die er nur bearbeitet habe. Ich möchte gern, der Jungfrau von Orleans wegen, einer ſolchen Annahme beipflichten. Aber die vorgebrachten Argumente ſind nicht haltbar. Dieſe beſtrittenen Dramen tragen in manchen Stellen allzu ſehr das Vollgepräge des Shakeſpeare'ſchen Geiſtes.

Margaretha.

(König Heinrich VI., erſter Theil.)

Hier ſehen wir die ſchöne Tochter des Grafen Reignier noch als Mädchen. Suffolk tritt auf und führt ſie vor als Gefangene, doch ehe er ſich deſſen verſieht, hat ſie ihn ſelber gefeſſelt. Er mahnt uns ganz an den Rekruten, der, von einem Wachtpoſten aus, ſeinem Hauptmann entgegenſchrie: „Ich habe einen Gefangenen gemacht.“ — „So bringt ihn zu mir her,“ antwortete der Hauptmann. „Ich kann nicht,“ erwiederte der arme Rekrut, „denn mein Gefangener läßt mich nicht mehr los.“

Suffolk ſpricht:

Sei nicht beleidigt, Wunder der Natur!
Von mir gefangen werden iſt dein Loos.
So ſchützt der Schwan die flaumbedeckten Schwänlein,
Mit ſeinen Flügeln ſie gefangen haltend:
Allein, ſobald dich kränkt die Sklaverei,
So geh', und ſei als Suffolk's Freundin frei.

(Sie wendet ſich weg, als wollte ſie gehn.)

O bleib! Mir fehlt die Kraft ſie zu entlaſſen,
Befrei'n will ſie die Hand, das Herz ſagt Nein.
Wie auf kryſtall'nem Strom die Sonne ſpielt,
Und blinkt mit zweitem nachgeahmten Strahl,
So ſcheint die lichte Schönheit meinen Augen;
Ich würde gern, doch wag' ich nicht zu reden;
Ich fordre Dint' und Feder ihr zu ſchreiben.
Pfui, De la Poole! entherze dich nicht ſelbſt.
Haſt keine Zung'? iſt ſie nicht dort?
Verzagſt du vor dem Anblick eines Weibs?
Ach ja! der Schönheit hohe Majeſtät
Verwirrt die Zung', und macht die Sinne wüſt.

Margaretha.

Sag', Graf von Suffolk (wenn du ſo dich nennſt),
Was gilt's zur Löſung eh' du mich entläſſeſt?
Denn wie ich ſeh', bin ich bei dir Gefangne.

Suffolk (beiſeit).

Wie weißt du, ob ſie deine Bitte weigert,
Eh' du um ihre Liebe dich verſucht?

Margaretha.

Du ſprichſt nicht: was für Löſung muß ich zahlen?

Suffolk (beiſeit).

Ja, ſie iſt ſchön, drum muß man um ſie werben;
Sie iſt ein Weib, drum kann man ſie gewinnen.

Er findet endlich das beſte Mittel die Gefangene zu behalten, indem er ſie ſeinem Könige anvermählt, und zugleich ihr öffentlicher Unterthan und ihr heimlicher Liebhaber wird.

Iſt dieſes Verhältniß zwiſchen Margarethen und Suffolk in der Geſchichte begründet? Ich weiß nicht. Aber Shakeſpeare's divinatoriſches Auge ſieht oft Dinge, wovon die Chronik nichts meldet, und die dennoch wahr ſind. Er kennt ſogar jene flüchtigen Träume der Vergangenheit, die Clio aufzuzeichnen vergaß. Bleiben vielleicht auf dem Schauplatz der Begebenheiten allerlei bunte Abbilder derſelben zurück, die nicht wie gewöhnliche Schatten mit den wirklichen Erſcheinungen verſchwinden, ſondern geſpenſtiſch haften bleiben am Boden, unbemerkt von den gewöhnlichen Werkeltagsmenſchen, die ahnungslos darüber hin ihre Geſchäfte treiben, aber manchmal ganz Farben- und Formenbeſtimmt ſichtbar werdend, für das ſehende Auge jener Sonntagskinder, die wir Dichter nennen?

Königin Margaretha.

(Heinrich VI., zweiter und dritter Theil.)

In dieſem Bildniß ſehen wir dieſelbe Margaretha als Königin, als Gemahlin des ſechſten Heinrichs. Die Knospe hat ſich entfaltet, ſie iſt jetzt eine vollblühende Roſe; aber ein widerlicher Wurm liegt darin verborgen. Sie iſt ein hartes, frevelhaftes Weib geworden. Beiſpiellos grauſam in der wirklichen wie in der gedichteten Welt iſt die Scene, wo ſie dem weinenden York das gräßliche, in dem Blute ſeines Sohnes getauchte Tuch überreicht, und ihn verhöhnt, daß er ſeine Thränen damit trocknen möge. Entſetzlich ſind ihre Worte:

Sieh', York! dieß Tuch befleckt' ich mit dem Blut,
Das mit geſchärftem Stahl der tapfre Clifford
Hervor ließ ſtrömen aus des Knaben Buſen;
Und kann dein Aug' um ſeinen Tod ſich feuchten,
So geb' ich dir's, die Wangen abzutrocknen.
Ach, armer York! haßt' ich nicht tödtlich dich,
So würd' ich deinen Jammerſtand beklagen.

So gräm' dich doch, mich zu beluſt'gen, York!
Wie? dörrte ſo das feur'ge Herz dein Inn'res,
Daß keine Thräne fällt um Rutlands Tod?
Warum geduldig, Mann? Du ſollteſt raſen;
Ich höhne dich, um raſend dich zu machen.
Stampf', tob' und knirſch', damit ich ſing' und tanze!

Hätte der Künſtler, welcher die ſchöne Margaretha für dieſe Gallerie zeichnete, ihr Bildniß mit noch weiter geöffneten Lippen dargeſtellt, ſo würden wir bemerken, daß ſie ſpitzige Zähne hat, wie ein Raubthier.

In einem folgenden Drama, in Richard III., erſcheint ſie auch phyſiſch ſcheußlich, denn die Zeit hat ihr alsdann die ſpitzigen Zähne ausgebrochen, ſie kann nicht mehr beißen, ſondern nur noch fluchen, und als ein geſpenſtiſch altes Weib wandelt ſie durch die Königsgemächer, und das zahnloſe böſe Maul murmelt Unheilreden und Verwünſchungen.

Durch ihre Liebe für Suffolk, den wilden Suffolk, weiß uns Shakeſpeare ſogar für dieſes Unweib einige Rührung abzugewinnen. Wie verbrecheriſch auch dieſe Liebe iſt, ſo dürfen wir derſelben dennoch weder Wahrheit noch Innigkeit abſprechen. Wie entzückend ſchön iſt das Abſchiedsgeſpräch der beiden Liebenden! Welche Zärtlichkeit in den Worten Margarethens:

Ach! rede nicht mit mir! gleich eile fort! —
O, geh noch nicht! So herzen ſich und küſſen
Verdammte Freund', und ſcheiden tauſendmal,
Vor Trennung hundertmal ſo bang als Tod.
Doch nun fahr' wohl! fahr' wohl mit dir mein Leben!

Hierauf antwortet Suffolk:

Mich kümmert nicht das Land, wärſt du von hinnen;
Volkreich genug iſt eine Wüſtenei,
Hat Suffolk deine himmliſche Geſellſchaft:
Denn wo du biſt, da iſt die Welt ja ſelbſt,
Mit all' und jeden Freuden in der Welt;
Und wo du nicht biſt, Oede nur und Trauer.

Wenn ſpäterhin Margaretha, das blutige Haupt des Geliebten in der Hand tragend, ihre wildeſte Verzweiflung ausjammert, mahnt ſie uns an die furchtbare Chrimhilde des Nibelungenlieds. Welche gepanzerte Schmerzen, woran alle Troſtworte ohnmächtig abgleiten!

Ich habe bereits im Eingange angedeutet, daß ich in Beziehung auf Shakeſpeare's Dramen aus der engliſchen Geſchichte mich aller hiſtoriſchen und philoſophiſchen Betrachtungen enthalten werde. Das Thema jener Dramen iſt

noch immer nicht ganz abgehandelt, ſo lange der Kampf der modernen Induſtrie-Bedürfniſſe mit den Reſten des mittelalterlichen Feudalweſens unter allerlei Transformazionen fortdauert. Hier iſt es nicht ſo leicht, wie bei den römiſchen Dramen, ein entſchiedenes Urtheil auszuſprechen, und jede ſtarke Freimüthigkeit könnte einer mißlichen Aufnahme begegnen. Nur eine Bemerkung kann ich hier nicht zurückweiſen.

Es iſt mir nämlich unbegreiflich, wie einige deutſche Commentatoren ganz beſtimmt für die Engländer Parthei nehmen, wenn ſie von jenen franzöſiſchen Kriegen reden, die in den hiſtoriſchen Dramen des Shakeſpeare's dargeſtellt werden. Wahrlich, in jenen Kriegen war weder das Recht, noch die Poeſie auf Seiten der Engländer, die eines Theils unter nichtigen Succeſſionsvorwänden die roheſte Plünderungsluſt verbargen, anderen Theils nur im Solde gemeiner Krämerintereſſe ſich herumſchlugen . . . ganz wie zu unſerer eignen Zeit, nur daß es ſich im neunzehnten Jahrhundert mehr um Caffee und Zucker, hingegen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert mehr um Schafswolle handelte.

Michelet, in ſeiner franzöſiſchen Geſchichte, dem genialen Buche, bemerkt ganz richtig:

„Das Geheimniß der Schlachten von Crecy, von Poitiers u. ſ. w. befindet ſich im Comptoir der Kaufleute von London, von Bourdeaux, von Bruges. — — — — „Wolle und Fleiſch begründeten das urſprüngliche England und die engliſche Raçe. Bevor England für die ganze Welt eine große Baumwollenſpinnerei und Eiſenmanufaktur wurde, war es eine Fleiſchfabrik. Von jeher trieb dieſes Volk vorzugsweiſe Viehzucht und nährte ſich von Fleiſchſpeiſen. Daher dieſe Friſche des Teints, dieſe Kraft, dieſe (kurznaſige und hinterkopfloſe) Schönheit. — Man erlaube mir bei dieſer Gelegenheit eines perſönlichen Eindrucks zu erwähnen:

„Ich hatte London und einen großen Theil Englands und Schottlands geſehen; ich hatte mehr angeſtaunt als begriffen. Erſt auf meiner Rückreiſe, als ich von York nach Mancheſter ging, die Inſel in ihrer Breite durchſchneidend, empfing ich eine wahrhafte Anſchauung Englands. Es war eines Morgens, bei feuchtem Nebel; das Land erſchien mir nicht bloß umgeben, ſondern überſchwemmt vom Ocean. Eine bleiche Sonne färbte kaum die Hälfte der Landſchaft. Die neuen ziegelrothen Häuſer hätten allzu ſchroff gegen die ſaftig grünen Raſen abgeſtochen, wären dieſe ſchreienden Farben nicht von den flatternden Seenebeln gedämpft worden. Fette Weidenplätze, bedeckt mit Schafen, und überragt von den flammenden Schornſteinen der Fabriköfen. Viehzucht, Ackerbau, Induſtrie, alles war in dieſem kleinen Raume zuſammengedrängt, eins über das andre, eins das andre ernährend; das Gras lebte vom Nebel, das Schaf vom Graſe, der Menſch von Blut.

„Der Menſch, in dieſem verzehrenden Klima, wo er immer von Hunger geplagt iſt, kann nur durch Arbeit ſein Leben friſten. Die Natur zwingt ihn dazu. Aber er weiß ſich an ihr zu rächen; er läßt ſie ſelber arbeiten; er unterjocht ſie durch Eiſen und Feuer. Ganz England keucht von dieſem Kampfe. Der Menſch iſt dort wie erzürnt, wie außer ſich. Seht dieſes rothe Geſicht, dieſes irrglänzende Auge . . . Man könnte leicht glauben, er ſei trunken. Aber ſein Kopf und ſeine Hand ſind feſt und ſicher. Er iſt nur trunken von Blut und Kraft. Er behandelt ſich ſelbſt wie eine Dampfmaſchine, welche er bis zum Uebermaß mit Nahrung vollſtopft, um ſo viel Thätigkeit und Schnelligkeit als nur irgend möglich daraus zu gewinnen.

„Im Mittelalter war der Engländer ungefähr was er jetzt iſt: zu ſtark genährt, angetrieben zum Handeln, und kriegeriſch in Ermanglung einer induſtriellen Beſchäftigung.

„England, obgleich Ackerbau und Viehzucht treibend, fabrizirte noch nicht. Die Engländer lieferten den rohen Stoff; Andere wußten ihn zu bearbeiten. Die Wolle war auf der einen Seite des Kanals, der Arbeiter war auf der andern Seite. Während die Fürſten ſtritten und haderten, lebten doch die engliſchen Viehhändler und die flämiſchen Tuchfabrikanten in beſter Einigkeit, im unzerſtörbarſten Bündniß. Die Franzoſen, welche dieſes Bündniß brechen wollten, mußten dieſes Beginnen mit einem hundertjährigen Kriege büßen. Die engliſchen Könige wollten zwar die Eroberung Frankreichs, aber das Volk verlangte nur Freiheit des Handels, freie Einfuhrplätze, freien Markt für die engliſche Wolle. Verſammelt um einen großen Wollſack, hielten die Communen Rath über die Forderungen des Königs, und bewilligten ihm gern hinlängliche Hülfsgelder und Armeen.

„Eine ſolche Miſchung von Induſtrie und Chevallerie verleiht dieſer ganzen Geſchichte ein wunderliches Anſehen. Jener Eduard, welcher auf der Tafelrunde einen ſtolzen Eid geſchworen hat, Frankreich zu erobern, jene gravitätiſch närriſchen Ritter, welche in Folge ihres Gelübdes ein Auge mit rothem Tuch bedeckt tragen, ſie ſind doch keine ſo großen Narren, als daß ſie auf eigne Koſten ins Feld zögen. Die fromme Einfalt der Kreuzfahrten iſt nicht mehr an der Zeit. Dieſe Ritter ſind im Grunde doch nichts anders als käufliche Söldner, als bezahlte Handelsagenten, als bewaffnete Commis-Voyageurs der Londoner und Ganter Kaufleute. Eduard ſelbſt muß ſich ſehr verbürgern, muß allen Stolz ablegen, muß den Beifall der Tuchhändler- und Webergilde erſchmeicheln, muß ſeinem Gevatter, dem Bierbrauer Artevelde, die Hand reichen, muß auf den Schreibtiſch eines Viehhändlers ſteigen, um das Volk anzureden.

„Die engliſchen Tragödien des vierzehnten Jahrhunderts haben ſehr komiſche Parthien. In den nobelſten Rittern ſteckte immer etwas Fallſtaff. In Frank-

reich, in Italien, in Spanien, in den schönen Ländern des Südens, zeigen sich die Engländer eben so gefräßig wie tapfer. Das ist Herkules der Ochsenverschlinger. Sie kommen, im wahren Sinne des Wortes, um das Land aufzufressen. Aber das Land übt Wiedervergeltung, und besiegt sie durch seine Früchte und Weine. Ihre Fürsten und Armeen übernehmen sich in Speiß und Trank, und sterben an Indigestionen und Dissenterie."

Mit diesen gemästeten Fraßhelden vergleiche man die Franzosen, das mäßigste Volk, das weniger durch seine Weine berauscht wird, als vielmehr durch seinen angebornen Enthusiasmus. Letzterer war immer die Ursache ihrer Mißgeschicke, und so sehen wir schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, wie sie im Kampfe mit den Engländern eben durch ihr Uebermaß von Ritterlichkeit unterliegen mußten. Das was bei Crecy, wo die Franzosen schöner erscheinen durch ihre Niederlage, als die Engländer durch ihren Sieg, den sie in unritterlicher Weise, durch Fußvolk erfochten . . . Bisher war der Krieg nur ein großes Turnier von ebenbürtigen Rittern; aber bei Crecy wird diese romantische Cavalerie, diese Poesie, schmählig niedergeschossen von der modernen Infanterie, von der Prosa in strengstilisirter Schlachtordnung, ja, hier kommen sogar die Kanonen zum Vorschein . . . Der greise Böhmenkönig, welcher, blind und alt, als ein Vasall Frankreichs dieser Schlacht beiwohnte, merkte wohl, daß eine neue Zeit beginne, daß es mit dem Ritterthum zu Ende sei, daß künftig der Mann zu Roß von dem Mann zu Fuß überwältigt werde, und er sprach zu seinen Rittern: „Ich bitte euch angelegentlichst, führt mich so weit ins Treffen hinein, daß ich noch einmal mit einem guten Schwertstreich dreinschlagen kann!" Sie gehorchten ihm, banden ihre Pferde an das seinige, jagten mit ihm in das wildeste Getümmel, und des andern Morgens fand man sie alle todt auf den Rücken ihrer todten Pferde, welche noch immer zusammen gebunden waren. Wie dieser Böhmenkönig und seine Ritter, so fielen die Franzosen bei Crecy, bei Poitiers; sie starben, aber zu Pferde. Für England war der Sieg, für Frankreich war der Ruhm. Ja, sogar durch ihre Niederlagen wissen die Franzosen ihre Gegner in den Schatten zu stellen. Die Triumphe der Engländer sind immer eine Schande der Menschheit, seit den Tagen von Crecy und Poitiers, bis auf Waterloo. Clio ist immer ein Weib, trotz ihrer partheilosen Kälte, ist sie empfindlich für Ritterlichkeit und Heldensinn; und ich bin überzeugt, nur mit knirschendem Herzen verzeichnet sie in ihre Denktafeln die Siege der Engländer.

Lady Gray.

(Heinrich VI.)

Sie war eine arme Wittwe, welche zitternd vor König Eduard trat und ihn anflehte, ihren Kindern das Gütchen zurückzugeben, das nach dem Tode ihres Gemahls den Feinden anheim gefallen war. Der wollüſtige König, welcher ihre Keuſchheit nicht zu kirren vermag, wird ſo ſehr von ihren ſchönen Thränen bezaubert, daß er ihr die Krone aufs Haupt ſetzt. Wie viel Kümmerniſſe für beide dadurch entſtanden, meldet die Weltgeſchichte.

Hat Shakeſpeare wirklich den Charakter des erwähnten Königs ganz treu nach der Hiſtorie geſchildert? Ich muß wieder auf die Bemerkung zurückkommen, daß er verſtand, die Lakunen der Hiſtorie zu füllen. Seine Königscharaktere ſind immer ſo wahr gezeichnet, daß man, wie ein engliſcher Schriftſteller bemerkt, manchmal meinen ſollte, er ſei während ſeines ganzen Lebens der Kanzler des Königs geweſen, den er in irgend einem Drama agiren läßt. Für die Wahrheit ſeiner Schilderungen bürgt, nach meinem Bedünken, auch die frappante Aehnlichkeit, welche ſich zwiſchen ſeinen alten Königen und jenen Königen der Jetztzeit kund giebt, die wir als Zeitgenoſſen am beſten zu beurtheilen vermögen.

Was Friedrich Schlegel von dem Geſchichtsſchreiber ſagt, gilt ganz eigentlich von unſerem Dichter: Er iſt ein in die Vergangenheit ſchauender Prophet. Wäre es mir erlaubt, einem der berühmteſten unſerer gekrönten Zeitgenoſſen den Spiegel vorzuhalten, ſo würde jeder einſehen, daß ihm Shakeſpeare ſchon vor zwei Jahrhunderten ſeinen Steckbrief ausgefertigt hat. In der That, beim Anblick dieſes großen, vortrefflichen und gewiß auch glorreichen Monarchen überſchleicht uns ein gewiſſes Schauergefühl, das wir zuweilen empfinden, wenn wir im wachen Tageslichte einer Geſtalt begegnen, die wir ſchon in nächtlichen Träumen erblickt haben. Als wir ihn vor acht Jahren durch die Straßen der Hauptſtadt reiten ſahen, „baarhäuptig und demüthig nach allen Seiten grüßend," dachten wir immer an die Worte, womit York des Bolingbroke's Einzug in London ſchildert. Sein Vetter, der neuere Richard II. kannte ihn ſehr gut, durchſchaute ihn immer und äußerte einſt ganz richtig:

Wir ſelbſt und Buſhy, Bagot hier und Green,
Sahn ſein Bewerben beim geringen Volk,
Wie er ſich wollt' in ihre Herzen tauchen
Mit traulicher, demüth'ger Höflichkeit;
Was für Verehrung er an Knechte wegwarf,
Handwerker mit des Lächelns Kunſt gewinnend,
Und ruhigem Ertragen ſeines Looſes,

Als wollt' er ihre Neigung mit verbannen.
Vor einem Auſterweib zieht er die Mütze,
Ein paar Karrnzieher grüßten; „Gott geleit' euch!"
Und ihnen ward des ſchmeid'gen Knie's Tribut,
Nebſt: „Dank, Landsleute! meine güt'gen Freunde!"

Ja, die Aehnlichkeit iſt erſchreckend. Ganz wie der ältere, entfaltete ſich vor unſern Augen der heutige Bolingbro, der, nach dem Sturze ſeines königlichen Vetters, den Thron beſtieg, ſich allmählig darauf befeſtigte: ein ſchlauer Held, ein kriechender Rieſe, ein Titan der Verſtellung, entſetzlich, ja empörend ruhig, die Tatze in einem ſammtnen Handſchuh, und damit die öffentliche Meinung ſtreichelnd, den Raub ſchon in weiter Ferne erſpähend, und nie darauf losſpringend bis er in ſicherſter Nähe... Möge er immer ſeine ſchnaubenden Feinde beſiegen, und dem Reiche den Frieden erhalten, bis zu ſeiner Todesſtunde, wo er zu ſeinem Sohn jene Worte ſprechen wird, die Shakeſpeare ſchon längſt für ihn aufgeſchrieben:

Komm her, mein Sohn, und ſetz' dich an mein Bett,
Und hör' den letzten Rathſchlag, wie ich glaube,
Den ich je athmen mag. Gott weiß, mein Sohn,
Durch welche Nebenſchlich' und krumme Wege
Ich dieſe Kron' erlangt; ich ſelbſt weiß wohl,
Wie läſtig ſie auf meinem Haupte ſaß.
Dir fällt ſie heim nunmehr mit beſſ'rer Ruh',
Mit beſſ'rer Meinung, beſſerer Beſtät'gung;
Denn jeder Flecken der Erlangung geht
Mit mir in's Grab. An mir erſchien ſie nur
Wie eine Ehr', erhaſcht mit heft'ger Hand;
Und viele lebten noch, mir vorzurücken,
Daß ich durch ihren Beiſtand ſie gewonnen,
Was täglich Zwiſt und Blutvergießen ſchuf,
Dem vorgegeb'nen Frieden Wunden ſchlagend.
All' dieſe dreiſten Schrecken, wie du ſiehſt,
Hab' ich beſtanden mit Gefahr des Lebens:
Denn all' mein Regiment war nur ein Auftritt,
Der dieſen Inhalt ſpielte; nun verändert
Mein Tod die Weiſe; denn was ich erjagt,
Das fällt dir nun mit ſchönerm Anſpruch heim,
Da du durch Erblichkeit die Krone trägſt.
Und, ſtehſt du ſich'rer ſchon als ich es konnte,
Du biſt nicht feſt genug, ſo lang die Klagen

So frisch noch sind; und allen meinen Freunden,
Die du zu deinen Freunden machen mußt,
Sind Zähn' und Stachel kürzlich nun entnommen,
Die durch gewaltsam Thun mich erst befördert,
Und deren Macht wohl Furcht erregen konnte
Vor neuer Absetzung; was zu vermeiden
Ich sie verdarb, und nun des Sinnes war,
Zum heil'gen Lande Viele fortzuführen,
Daß Ruh' und Stilleliegen nicht zu nah'
Mein Reich sie prüfen ließ. Drum, mein Sohn,
Beschäft'ge stets die schwindlichten Gemüther
Mit fremdem Zwist, daß wirken in der Fern
Das Angedenken vor'ger Tage banne.
Mehr wollt' ich, doch die Lung ist so erschöpft,
Daß kräft'ge Rede gänzlich mir versagt ist.
Wie ich zur Krone kam, o Gott vergebe!
Daß sie bei dir in wahrem Frieden lebe!

Lady Anna.

(König Richard III.)

Die Gunst der Frauen, wie das Glück überhaupt, ist ein freies Geschenk, man empfängt es, ohne zu wissen wie, ohne zu wissen warum. Aber es giebt Menschen, die es mit eisernem Willen vom Schicksal zu ertrotzen verstehen, und diese gelangen zum Ziele, entweder durch Schmeichelei, oder indem sie den Weibern Schrecken einflößen, oder indem sie ihr Mitleiden anregen, oder indem sie ihnen Gelegenheit geben, sich aufzuopfern . . . Letzteres, nämlich das Geopfert-sein, ist die Lieblingsrolle der Weiber, und kleidet sie so schön vor den Leuten, und gewährt ihnen auch in der Einsamkeit so viel thränenreiche Wehmuthsgenüsse.

Lady Anna wird durch alles dieses zu gleicher Zeit bezwungen. Wie Honigseim gleiten die Schmeichelworte von den furchtbaren Lippen . . . Richard schmeichelt ihr, derselbe Richard, welcher ihr alle Schrecken der Hölle einflößt, welcher ihren geliebten Gemahl und den väterlichen Freund getödtet, den sie eben zu Grabe bestattet . . . Er befiehlt den Leichenträgern mit herrischer Stimme den Sarg nieder zu setzen, und in diesem Momente richtet er seine Liebeswerbung an die schöne Leidtragende . . . Das Lamm sieht schon mit Entsetzen das Zähnefletschen des Wolfes, aber dieser spitzt plötzlich die Schnautze

zu den ſüßeſten Schmeicheltönen ... Die Schmeichelei des Wolfes wirkt ſo erſchütternd, ſo berauſchend auf das arme Lammgemüth, daß alle Gefühle darin eine plötzliche Umwandlung erleiden ... Und König Richard ſpricht von ſeinem Kummer, von ſeinem Gram, ſo daß Anna ihm ihr Mitleid nicht verſagen kann, um ſo mehr, da dieſer wilde Menſch nicht ſehr klageſüchtig von Natur iſt ... Und dieſer unglückliche Mörder hat Gewiſſensbiſſe, ſpricht von Reue, und eine gute Frau könnte ihn vielleicht auf den beſſeren Weg leiten, wenn ſie ſich für ihn aufopfern wollte ... Und Anna entſchließt ſich Königin von England zu werden.

Königin Catharina.

(Heinrich VIII.)

Ich hege ein unüberwindliches Vorurtheil gegen dieſe Fürſtin, welcher ich dennoch die höchſten Tugenden zugeſtehen muß. Als Ehefrau war ſie ein Muſter häuslicher Treue. Als Königin betrug ſie ſich mit höchſter Würde und Majeſtät. Als Chriſtin war ſie die Frömmigkeit ſelbſt. Aber den Doktor Samuel Johnſon hat ſie zum überſchwenglichſten Lobe begeiſtert, ſie iſt unter allen Shakeſpeare'ſchen Frauen ſein auserleſener Liebling, er ſpricht von ihr mit Zärtlichkeit und Rührung ... Das iſt nicht zu ertragen. Shakeſpeare hat alle Macht ſeines Genius aufgeboten, die gute Frau zu verherrlichen, doch dieſe Bemühung wird vereitelt, wenn man ſieht, daß Dr. Johnſon, der große Porterkrug, bei ihrem Anblicke in ſüßes Entzücken geräth und von Lobeserhebungen überſchäumt. Wär' ſie meine Frau, ich könnte mich von ihr ſcheiden laſſen ob ſolcher Lobeserhebungen. Vielleicht war es nicht der Liebreiz von Anna Boleyn, was den armen König Heinrich von ihr losriß, ſondern der Enthuſiasmus, womit ſich irgend ein damaliger Dr. Johnſon über die treue, würdevolle und fromme Catharina ausſprach. Hat vielleicht Thomas Morus, der bei all ſeiner Vortrefflichkeit etwas pedantiſch und ledern und unverdaulich wie Dr. Johnſon war, zu ſehr die Königin in den Himmel erhoben? Dem wackern Kanzler freilich kam ſein Enthuſiasmus etwas theuer zu ſtehen; der König erhob ihn deshalb ſelbſt in den Himmel.

Ich weiß nicht, was ich am meiſten bewundern ſoll: daß Catharina ihren Gemahl ganze fünfzehn Jahre lang ertrug, oder daß Heinrich ſeine Gattin während ſo langer Zeit ertragen hat? Der König war nicht blos ſehr launenhaft, jähzornig und in beſtändigem Widerſpruch mit allen Neigungen ſeiner Frau — das findet ſich in vielen Ehen, die ſich trotz dem, bis der Tod allem Zank ein Ende macht, aufs Beſte erhalten — aber der König war auch Muſiker und Theolog, und beides in vollendeter Miſerabilität. Ich habe unlängſt

als ergötzliche Kuriosität einen Choral von ihm gehört, der eben so schlecht war wie sein Traktat de septem sacramentis. Er hat gewiß mit seinen musikalischen Compositionen und seiner theologischen Schriftstellerei die arme Frau sehr belästigt. Das Beste an Heinrich war sein Sinn für plastische Kunst, und aus Vorliebe für das Schöne, entstanden vielleicht seine schlimmsten Sympathien und Antipathien. Catharina von Arragonien war nemlich noch hübsch in ihrem vier und zwanzigsten Jahre, als Heinrich achtzehn Jahr alt war und sie heirathete, obgleich sie die Wittwe seines Bruders gewesen. Aber ihre Schönheit hat wahrscheinlich mit den Jahren nicht zugenommen, um so mehr, da sie, aus Frömmigkeit, mit Geißelung, Fasten, Nachtwachen und Betrübungen, ihr Fleisch beständig kasteite. Ueber diese ascetischen Uebungen beklagte sich ihr Gemahl oft genug, und auch uns wären dergleichen an einer Frau sehr fatal gewesen.

Aber es giebt noch einen andern Umstand, der mich in meinem Vorurtheil gegen diese Königin bestärkt: Sie war die Tochter der Isabella von Castilien und die Mutter der blutigen Maria. Was soll ich von dem Baume denken, der solcher bösen Saat entsprossen, und solche böse Frucht gebar?

Wenn sich auch in der Geschichte keine Spuren ihrer Grausamkeit vorfinden, so tritt dennoch der wilde Stolz ihrer Race bei jeder Gelegenheit hervor, wo sie ihren Rang vertreten oder geltend machen will. Trotz ihrer wohleingeübten christlichen Demuth, gerieth sie doch jedesmal in einen fast heidnischen Zorn, wenn man einen Verstoß gegen die herkömmliche Etikette machte oder gar ihr den königlichen Titel verweigerte. Bis in den Tod bewahrte sie diesen unauslöschbaren Hochmuth, und auch bei Shakespeare sind ihre letzten Worte:

Ihr sollt mich balsamiren, dann zur Schau
Ausstellen, zwar entkönigt, doch begrabt mich
Als Königin und eines Königs Tochter.
Ich kann nicht mehr.

Anna Boleyn.

(Heinrich VIII.)

Die gewöhnliche Meinung geht dahin, daß König Heinrichs Gewissensbisse ob seiner Ehe mit Catharinen durch die Reize der schönen Anna entstanden seien. Sogar Shakespeare verräth diese Meinung, und wenn in dem Krönungszug die neue Königin auftritt, legt er einem jungen Edelmann folgende Worte in den Mund:

noch immer nicht ganz abgehandelt, ſo lange der Kampf der modernen Induſtrie-Bedürfniſſe mit den Reſten des mittelalterlichen Feudalweſens unter allerlei Transformazionen fortdauert. Hier iſt es nicht ſo leicht, wie bei den römiſchen Dramen, ein entſchiedenes Urtheil auszuſprechen, und jede ſtarke Freimüthigkeit könnte einer mißlichen Aufnahme begegnen. Nur eine Bemerkung kann ich hier nicht zurückweiſen.

Es iſt mir nämlich unbegreiflich, wie einige deutſche Commentatoren ganz beſtimmt für die Engländer Parthei nehmen, wenn ſie von jenen franzöſiſchen Kriegen reden, die in den hiſtoriſchen Dramen des Shakeſpeare's dargeſtellt werden. Wahrlich, in jenen Kriegen war weder das Recht, noch die Poeſie auf Seiten der Engländer, die eines Theils unter nichtigen Succeſſionsvorwänden die roheſte Plünderungsluſt verbargen, anderen Theils nur im Solde gemeiner Krämerintereſſe ſich herumſchlugen . . . ganz wie zu unſerer eignen Zeit, nur daß es ſich im neunzehnten Jahrhundert mehr um Caffee und Zucker, hingegen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert mehr um Schafswolle handelte.

Michelet, in ſeiner franzöſiſchen Geſchichte, dem genialen Buche, bemerkt ganz richtig:

„Das Geheimniß der Schlachten von Crecy, von Poitiers u. ſ. w. befindet ſich im Comptoir der Kaufleute von London, von Bourdeaux, von Bruges. — — — — „Wolle und Fleiſch begründeten das urſprüngliche England und die engliſche Raçe. Bevor England für die ganze Welt eine große Baumwollſpinnerei und Eiſenmanufaktur wurde, war es eine Fleiſchfabrik. Von jeher trieb dieſes Volk vorzugsweiſe Viehzucht und nährte ſich von Fleiſchſpeiſen. Daher dieſe Friſche des Teints, dieſe Kraft, dieſe (kurznaſige und hinterkopfloſe) Schönheit. — Man erlaube mir bei dieſer Gelegenheit eines perſönlichen Eindrucks zu erwähnen:

„Ich hatte London und einen großen Theil Englands und Schottlands geſehen; ich hatte mehr angeſtaunt als begriffen. Erſt auf meiner Rückreiſe, als ich von York nach Mancheſter ging, die Inſel in ihrer Breite durchſchneidend, empfing ich eine wahrhafte Anſchauung Englands. Es war eines Morgens, bei feuchtem Nebel; das Land erſchien mir nicht bloß umgeben, ſondern überſchwemmt vom Ocean. Eine bleiche Sonne färbte kaum die Hälfte der Landſchaft. Die neuen ziegelrothen Häuſer hätten allzu ſchroff gegen die ſaftig grünen Raſen abgeſtochen, wären dieſe ſchreienden Farben nicht von den flatternden Seenebeln gedämpft worden. Fette Weidenplätze, bedeckt mit Schafen, und überragt von den flammenden Schornſteinen der Fabriköfen. Viehzucht, Ackerbau, Induſtrie, alles war in dieſem kleinen Raume zuſammengedrängt, eins über das andre, eins das andre ernährend; das Gras lebte *vom Nebel*, das Schaf vom Graſe, der Menſch von Blut.

„Der Menſch, in dieſem verzehrenden Klima, wo er immer von Hunger geplagt iſt, kann nur durch Arbeit ſein Leben friſten. Die Natur zwingt ihn dazu. Aber er weiß ſich an ihr zu rächen; er läßt ſie ſelber arbeiten; er unterjocht ſie durch Eiſen und Feuer. Ganz England keucht von dieſem Kampfe. Der Menſch iſt dort wie erzürnt, wie außer ſich. Seht dieſes rothe Geſicht, dieſes irrglänzende Auge . . . Man könnte leicht glauben, er ſei trunken. Aber ſein Kopf und ſeine Hand ſind feſt und ſicher. Er iſt nur trunken von Blut und Kraft. Er behandelt ſich ſelbſt wie eine Dampfmaſchine, welche er bis zum Uebermaß mit Nahrung vollſtopft, um ſo viel Thätigkeit und Schnelligkeit als nur irgend möglich daraus zu gewinnen.

„Im Mittelalter war der Engländer ungefähr was er jetzt iſt: zu ſtark genährt, angetrieben zum Handeln, und kriegeriſch in Ermanglung einer induſtriellen Beſchäftigung.

„England, obgleich Ackerbau und Viehzucht treibend, fabrizirte noch nicht. Die Engländer lieferten den rohen Stoff; Andere wußten ihn zu bearbeiten. Die Wolle war auf der einen Seite des Kanals, der Arbeiter war auf der andern Seite. Während die Fürſten ſtritten und haderten, lebten doch die engliſchen Viehhändler und die flämiſchen Tuchfabrikanten in beſter Einigkeit, im unzerſtörbarſten Bündniß. Die Franzoſen, welche dieſes Bündniß brechen wollten, mußten dieſes Beginnen mit einem hundertjährigen Kriege büßen. Die engliſchen Könige wollten zwar die Eroberung Frankreichs, aber das Volk verlangte nur Freiheit des Handels, freie Einfuhrplätze, freien Markt für die engliſche Wolle. Verſammelt um einen großen Wollſack, hielten die Communen Rath über die Forderungen des Königs, und bewilligten ihm gern hinlängliche Hülfsgelder und Armeen.

„Eine ſolche Miſchung von Induſtrie und Chevallerie verleiht dieſer ganzen Geſchichte ein wunderliches Anſehen. Jener Eduard, welcher auf der Tafelrunde einen ſtolzen Eid geſchworen hat, Frankreich zu erobern, jene gravitätiſch närriſchen Ritter, welche in Folge ihres Gelübdes ein Auge mit rothem Tuch bedeckt tragen, ſie ſind doch keine ſo großen Narren, als daß ſie auf eigne Koſten ins Feld zögen. Die fromme Einfalt der Kreuzfahrten iſt nicht mehr an der Zeit. Dieſe Ritter ſind im Grunde doch nichts anders als käufliche Söldner, als bezahlte Handelsagenten, als bewaffnete Commis-Voyageurs der Londoner und Ganter Kaufleute. Eduard ſelbſt muß ſich ſehr verbürgern, muß allen Stolz ablegen, muß den Beifall der Tuchhändler- und Webergilde erſchmeicheln, muß ſeinem Gevatter, dem Bierbrauer Artevelde, die Hand reichen, muß auf den Schreibtiſch eines Viehhändlers ſteigen, um das Volk anzureden.

„Die engliſchen Tragödien des vierzehnten Jahrhunderts haben ſehr komiſche Parthien. In den nobelſten Rittern ſteckte immer etwas Falſtaff. In Frank-

reich, in Italien, in Spanien, in den ſchönen Ländern des Südens, zeigen ſich die Engländer eben ſo gefräßig wie tapfer. Das iſt Herkules der Ochſenverſchlinger. Sie kommen, im wahren Sinne des Wortes, um das Land aufzufreſſen. Aber das Land übt Wiedervergeltung, und beſiegt ſie durch ſeine Früchte und Weine. Ihre Fürſten und Armeen übernehmen ſich in Speiß und Trank, und ſterben an Indigeſtionen und Dyſſentrie.“

Mit dieſen gebungenen Fraßhelden vergleiche man die Franzoſen, das mäßigſte Volk, das weniger durch ſeine Weine berauſcht wird, als vielmehr durch ſeinen angebornen Enthuſiasmus. Letzterer war immer die Urſache ihrer Mißgeſchicke, und ſo ſehen wir ſchon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, wie ſie im Kampfe mit den Engländern eben durch ihr Uebermaß von Ritterlichkeit unterliegen mußten. Das was bei Crecy, wo die Franzoſen ſchöner erſcheinen durch ihre Niederlage, als die Engländer durch ihren Sieg, den ſie in unritterlicher Weiſe, durch Fußvolk erfochten . . . Bisher war der Krieg nur ein großes Turnier von ebenbürtigen Reitern; aber bei Crecy wird dieſe romantiſche Cavalerie, dieſe Poeſie, ſchmählig niedergeſchoſſen von der modernen Infanterie, von der Proſa in ſtrengſtiliſirter Schlachtordnung, ja, hier kommen ſogar die Kanonen zum Vorſchein . . . Der greiſe Böhmenkönig, welcher, blind und alt, als ein Vaſall Frankreichs dieſer Schlacht beiwohnte, merkte wohl, daß eine neue Zeit beginne, daß es mit dem Ritterthum zu Ende ſei, daß künftig der Mann zu Roß von dem Mann zu Fuß überwältigt werde, und er ſprach zu ſeinen Rittern: „Ich bitte euch angelegentlichſt, führt mich ſo weit ins Treffen hinein, daß ich noch einmal mit einem guten Schwertſtreich dreinſchlagen kann!“ Sie gehorchten ihm, banden ihre Pferde an das ſeinige, jagten mit ihm in das wildeſte Getümmel, und des andern Morgens fand man ſie alle todt auf den Rücken ihrer todten Pferde, welche noch immer zuſammen gebunden waren. Wie dieſer Böhmenkönig und ſeine Ritter, ſo fielen die Franzoſen bei Crecy, bei Poitiers; ſie ſtarben, aber zu Pferde. Für England war der Sieg, für Frankreich war der Ruhm. Ja, ſogar durch ihre Niederlagen wiſſen die Franzoſen ihre Gegner in den Schatten zu ſtellen. Die Triumphe der Engländer ſind immer eine Schande der Menſchheit, ſeit den Tagen von Crecy und Poitiers, bis auf Waterloo. Clio iſt immer ein Weib, trotz ihrer partheiloſen Kälte, iſt ſie empfindlich für Ritterlichkeit und Heldenſinn; und ich bin überzeugt, nur mit knirſchendem Herzen verzeichnet ſie in ihre Denktafeln die Siege der Engländer.

Lady Gray.

(Heinrich VI.)

Sie war eine arme Wittwe, welche zitternd vor König Eduard trat und ihn anflehte, ihren Kindern das Gütchen zurückzugeben, das nach dem Tode ihres Gemahls den Feinden anheim gefallen war. Der wollüſtige König, welcher ihre Keuſchheit nicht zu kirren vermag, wird ſo ſehr von ihren ſchönen Thränen bezaubert, daß er ihr die Krone aufs Haupt ſetzt. Wie viel Kümmerniſſe für beide dadurch entſtanden, meldet die Weltgeſchichte.

Hat Shakeſpeare wirklich den Charakter des erwähnten Königs ganz treu nach der Hiſtorie geſchildert? Ich muß wieder auf die Bemerkung zurückkommen, daß er verſtand, die Lakunen der Hiſtorie zu füllen. Seine Königscharaktere ſind immer ſo wahr gezeichnet, daß man, wie ein engliſcher Schriftſteller bemerkt, manchmal meinen ſollte, er ſei während ſeines ganzen Lebens der Kanzler des Königs geweſen, den er in irgend einem Drama agiren läßt. Für die Wahrheit ſeiner Schilderungen bürgt, nach meinem Bedünken, auch die frappante Aehnlichkeit, welche ſich zwiſchen ſeinen alten Königen und jenen Königen der Jetztzeit kund giebt, die wir als Zeitgenoſſen am beſten zu beurtheilen vermögen.

Was Friedrich Schlegel von dem Geſchichtsſchreiber ſagt, gilt ganz eigentlich von unſerem Dichter: Er iſt ein in die Vergangenheit ſchauender Prophet. Wäre es mir erlaubt, einem der berühmteſten unſerer gekrönten Zeitgenoſſen den Spiegel vorzuhalten, ſo würde jeder einſehen, daß ihm Shakeſpeare ſchon vor zwei Jahrhunderten ſeinen Steckbrief ausgefertigt hat. In der That, beim Anblick dieſes großen, vortrefflichen und gewiß auch glorreichen Monarchen überſchleicht uns ein gewiſſes Schauergefühl, das wir zuweilen empfinden, wenn wir im wachen Tageslichte einer Geſtalt begegnen, die wir ſchon in nächtlichen Träumen erblickt haben. Als wir ihn vor acht Jahren durch die Straßen der Hauptſtadt reiten ſahen, „baarhäuptig und demüthig nach allen Seiten grüßend," dachten wir immer an die Worte, womit York des Bolingbroke's Einzug in London ſchildert. Sein Vetter, der neuere Richard II. kannte ihn ſehr gut, durchſchaute ihn immer und äußerte einſt ganz richtig:

Wir ſelbſt und Buſhy, Bagot hier und Green,
Sahn ſein Bewerben beim geringen Volk,
Wie er ſich wollt' in ihre Herzen tauchen
Mit traulicher, demüth'ger Höflichkeit;
Was für Verehrung er an Knechte wegwarf,
Handwerker mit des Lächelns Kunſt gewinnend,
Und ruhigem Ertragen ſeines Looſes,

Als wollt' er ihre Neigung mit verbannen.
Vor einem Auſterweib zieht er die Mütze,
Ein paar Karrnzieher grüßten; „Gott geleit' euch!"
Und ihnen ward des ſchmeid'gen Knie's Tribut,
Nebſt: „Dank, Landsleute! meine güt'gen Freunde!"

Ja, die Aehnlichkeit iſt erſchreckend. Ganz wie der ältere, entfaltete ſich vor unſern Augen der heutige Bolingbro, der, nach dem Sturze ſeines königlichen Vetters, den Thron beſtieg, ſich allmählig darauf befeſtigte: ein ſchlauer Held, ein kriechender Rieſe, ein Titan der Verſtellung, entſetzlich, ja empörend ruhig, die Tatze in einem ſammtnen Handſchuh, und damit die öffentliche Meinung ſtreichelnd, den Raub ſchon in weiter Ferne erſpähend, und nie darauf losſpringend bis er in ſicherſter Nähe... Möge er immer ſeine ſchnaubenden Feinde beſiegen, und dem Reiche den Frieden erhalten, bis zu ſeiner Todesſtunde, wo er zu ſeinem Sohn jene Worte ſprechen wird, die Shakeſpeare ſchon längſt für ihn aufgeſchrieben:

Komm her, mein Sohn, und ſetz' dich an mein Bett,
Und hör' den letzten Rathſchlag, wie ich glaube,
Den ich je athmen mag. Gott weiß, mein Sohn,
Durch welche Nebenſchlich' und krumme Wege
Ich dieſe Kron' erlangt; ich ſelbſt weiß wohl,
Wie läſtig ſie auf meinem Haupte ſaß.
Dir fällt ſie heim nunmehr mit beſſ'rer Ruh',
Mit beſſ'rer Meinung, beſſerer Beſtät'gung;
Denn jeder Flecken der Erlangung geht
Mit mir in's Grab. An mir erſchien ſie nur
Wie eine Ehr', erhaſcht mit heft'ger Hand;
Und viele lebten noch, mir vorzurücken,
Daß ich durch ihren Beiſtand ſie gewonnen,
Was täglich Zwiſt und Blutvergießen ſchuf,
Dem vorgegeb'nen Frieden Wunden ſchlagend.
All' dieſe dreiſten Schrecken, wie du ſiehſt,
Hab' ich beſtanden mit Gefahr des Lebens:
Denn all' mein Regiment war nur ein Auftritt,
Der dieſen Inhalt ſpielte; nun verändert
Mein Tod die Weiſe; denn was ich erjagt,
Das fällt dir nun mit ſchönerm Anſpruch heim,
Da du durch Erblichkeit die Krone trägſt.
Und, ſtehſt du ſich'rer ſchon als ich es konnte,
Du biſt nicht feſt genug, ſo lang die Klagen

So friſch noch ſind; und allen meinen Freunden,
Die du zu deinen Freunden machen mußt,
Sind Zähn' und Stachel kürzlich nun entnommen,
Die durch gewaltſam Thun mich erſt befördert,
Und deren Macht wohl Furcht erregen konnte
Vor neuer Abſetzung; was zu vermeiden
Ich ſie verdarb, und nun des Sinnes war,
Zum heil'gen Lande Viele fortzuführen,
Daß Ruh' und Stilleliegen nicht zu nah'
Mein Reich ſie prüfen ließ. Drum, mein Sohn,
Beſchäft'ge ſtets die ſchwindlichten Gemüther
Mit fremdem Zwiſt, daß wirken in der Fern
Das Angedenken vor'ger Tage banne.
Mehr wollt' ich, doch die Lung iſt ſo erſchöpft,
Daß kräft'ge Rede gänzlich mir verſagt iſt.
Wie ich zur Krone kam, o Gott vergebe!
Daß ſie bei dir in wahrem Frieden lebe!

Lady Anna.

(König Richard III.)

Die Gunſt der Frauen, wie das Glück überhaupt, iſt ein freies Geſchenk, man empfängt es, ohne zu wiſſen wie, ohne zu wiſſen warum. Aber es giebt Menſchen, die es mit eiſernem Willen vom Schickſal zu ertrotzen verſtehen, und dieſe gelangen zum Ziele, entweder durch Schmeichelei, oder indem ſie den Weibern Schrecken einflößen, oder indem ſie ihr Mitleiden anregen, oder indem ſie ihnen Gelegenheit geben, ſich aufzuopfern ... Letzteres, nämlich das Geopfert-ſein, iſt die Lieblingsrolle der Weiber, und kleidet ſie ſo ſchön vor den Leuten, und gewährt ihnen auch in der Einſamkeit ſo viel thränenreiche Wehmuthsgenüſſe.

Lady Anna wird durch alles dieſes zu gleicher Zeit bezwungen. Wie Honigſeim gleiten die Schmeichelworte von den furchtbaren Lippen ... Richard ſchmeichelt ihr, derſelbe Richard, welcher ihr alle Schrecken der Hölle einflößt, welcher ihren geliebten Gemahl und den väterlichen Freund getödtet, den ſie eben zu Grabe beſtattet ... Er befiehlt den Leichenträgern mit herriſcher Stimme den Sarg nieder zu ſetzen, und in dieſem Momente richtet er ſeine Liebeswerbung an die ſchöne Leidtragende ... Das Lamm ſieht ſchon mit Entſetzen das Zähnefletſchen des Wolfes, aber dieſer ſpitzt plötzlich die Schnautze

zu den ſüßeſten Schmeicheltönen ... Die Schmeichelei des Wolfes wirkt ſo erſchütternd, ſo berauſchend auf das arme Lammgemüth, daß alle Gefühle darin eine plötzliche Umwandlung erleiden ... Und König Richard ſpricht von ſeinem Kummer, von ſeinem Gram, ſo daß Anna ihm ihr Mitleid nicht verſagen kann, um ſo mehr, da dieſer wilde Menſch nicht ſehr klageſüchtig von Natur iſt ... Und dieſer unglückliche Mörder hat Gewiſſensbiſſe, ſpricht von Reue, und eine gute Frau könnte ihn vielleicht auf den beſſeren Weg leiten, wenn ſie ſich für ihn aufopfern wollte ... Und Anna entſchließt ſich Königin von England zu werden.

Königin Catharina.

(Heinrich VIII.)

Ich hege ein unüberwindliches Vorurtheil gegen dieſe Fürſtin, welcher ich dennoch die höchſten Tugenden zugeſtehen muß. Als Ehefrau war ſie ein Muſter häuslicher Treue. Als Königin betrug ſie ſich mit höchſter Würde und Majeſtät. Als Chriſtin war ſie die Frömmigkeit ſelbſt. Aber den Doktor Samuel Johnſon hat ſie zum überſchwenglichſten Lobe begeiſtert, ſie iſt unter allen Shakeſpeare'ſchen Frauen ſein auserleſener Liebling, er ſpricht von ihr mit Zärtlichkeit und Rührung ... Das iſt nicht zu ertragen. Shakeſpeare hat alle Macht ſeines Genius aufgeboten, die gute Frau zu verherrlichen, doch dieſe Bemühung wird vereitelt, wenn man ſieht, daß Dr. Johnſon, der große Porterkrug, bei ihrem Anblicke in ſüßes Entzücken geräth und von Lobeserhebungen überſchäumt. Wär' ſie meine Frau, ich könnte mich von ihr ſcheiden laſſen ob ſolcher Lobeserhebungen. Vielleicht war es nicht der Liebreiz von Anna Boleyn, was den armen König Heinrich von ihr losriß, ſondern der Enthuſiasmus, womit ſich irgend ein damaliger Dr. Johnſon über die treue, würdevolle und fromme Catharina ausſprach. Hat vielleicht Thomas Morus, der bei all ſeiner Vortrefflichkeit etwas pedantiſch und ledern und unverdaulich wie Dr. Johnſon war, zu ſehr die Königin in den Himmel erhoben? Dem wackern Kanzler freilich kam ſein Enthuſiasmus etwas theuer zu ſtehen; der König erhob ihn deshalb ſelbſt in den Himmel.

Ich weiß nicht, was ich am meiſten bewundern ſoll: daß Catharina ihren Gemahl ganze fünfzehn Jahre lang ertrug, oder daß Heinrich ſeine Gattin während ſo langer Zeit ertragen hat? Der König war nicht blos ſehr launenhaft, jähzornig und in beſtändigem Widerſpruch mit allen Neigungen ſeiner Frau — das findet ſich in vielen Ehen, die ſich trotz dem, bis der Tod allem Zank ein Ende macht, aufs Beſte erhalten — aber der König war auch Muſiker und Theolog, und beides in vollendeter Miſerabilität. Ich habe unlängſt

als ergötzliche Kuriosität einen Choral von ihm gehört, der eben so schlecht war wie sein Traktat de septem sacramentis. Er hat gewiß mit seinen musikalischen Compositionen und seiner theologischen Schriftstellerei die arme Frau sehr beläſtigt. Das Beste an Heinrich war sein Sinn für plastische Kunst, und aus Vorliebe für das Schöne, entstanden vielleicht seine schlimmsten Sympathien und Antipathien. Catharina von Arragonien war nemlich noch hübsch in ihrem vier und zwanzigsten Jahre, als Heinrich achtzehn Jahr alt war und sie heirathete, obgleich sie die Wittwe seines Bruders gewesen. Aber ihre Schönheit hat wahrscheinlich mit den Jahren nicht zugenommen, um so mehr, da sie, aus Frömmigkeit, mit Geißelung, Fasten, Nachtwachen und Betrübungen, ihr Fleisch beständig kasteite. Ueber diese ascetischen Uebungen beklagte sich ihr Gemahl oft genug, und auch uns wären dergleichen an einer Frau sehr fatal gewesen.

Aber es giebt noch einen andern Umstand, der mich in meinem Vorurtheil gegen diese Königin bestärkt: Sie war die Tochter der Isabella von Castilien und die Mutter der blutigen Maria. Was soll ich von dem Baume denken, der solcher bösen Saat entsprossen, und solche böse Frucht gebar?

Wenn sich auch in der Geschichte keine Spuren ihrer Grausamkeit vorfinden, so tritt dennoch der wilde Stolz ihrer Race bei jeder Gelegenheit hervor, wo sie ihren Rang vertreten oder geltend machen will. Trotz ihrer wohleingeübten christlichen Demuth, gerieth sie doch jedesmal in einen fast heidnischen Zorn, wenn man einen Verstoß gegen die herkömmliche Etikette machte oder gar ihr den königlichen Titel verweigerte. Bis in den Tod bewahrte sie diesen unauslöschbaren Hochmuth, und auch bei Shakespeare sind ihre letzten Worte:

Ihr sollt mich balsamiren, dann zur Schau
Ausstellen, zwar entkönigt, doch begrabt mich
Als Königin und eines Königs Tochter.
Ich kann nicht mehr.

Anna Boleyn.

(Heinrich VIII.)

Die gewöhnliche Meinung geht dahin, daß König Heinrichs Gewissensbisse ob seiner Ehe mit Catharinen durch die Reize der schönen Anna entstanden seien. Sogar Shakespeare verräth diese Meinung, und wenn in dem Krönungszug die neue Königin auftritt, legt er einem jungen Edelmann folgende Worte in den Mund:

. . . . . Gott ſei mit dir!
Solch ſüß Geſicht, als dein's, erblickt' ich nie!
Bei meinem Leben, Herr, ſie iſt ein Engel,
Der König hält ganz Indien in den Armen,
Und viel, viel mehr, wenn er dies Weib empfängt:
Ich tadle ſein Gewiſſen nicht.

Von der Schönheit der Anna Boleyn giebt uns der Dichter auch in der folgenden Scene einen Begriff, wo er den Enthuſiasmus ſchildert, den ihr Anblick bei der Krönung hervorbrachte.

Wie ſehr Shakeſpeare ſeine Gebieterin, die hohe Eliſabeth, liebte, zeigt ſich vielleicht am ſchönſten in der Umſtändlichkeit, womit er die Krönungsfeier ihrer Mutter darſtellt. Alle dieſe Details ſankzioniren das Thronrecht der Tochter, und ein Dichter wußte die beſtrittene Legitimität ſeiner Königin dem ganzen Publikum zu veranſchaulichen. Aber dieſe Königin verdiente ſolchen Liebeseifer! Sie glaubte ihrer Königswürde nichts zu vergeben, wenn ſie dem Dichter geſtattete, alle ihre Vorfahren, und ſogar ihren eigenen Vater, mit entſetzlicher Unpartheilichkeit auf der Bühne darzuſtellen! Und nicht blos als Königin, ſondern auch als Weib wollte ſie nie die Rechte der Poeſie beeinträchtigen; wie ſie unſerem Dichter in politiſcher Hinſicht die höchſte Redefreiheit gewährte, ſo erlaubte ſie ihm auch die keckſten Worte in geſchlechtlicher Beziehung, ſie nahm keinen Anſtoß an den ausgelaſſenſten Witzen einer geſunden Sinnlichkeit, und ſie, the maiden queen, die königliche Jungfrau, verlangte ſogar, daß Sir Jon Falſtaff ſich einmal als Liebhaber zeige. Ihrem lächelnden Wink verdanken wir die luſtigen Weiber von Windſor.

Shakeſpeare konnte ſeine engliſchen Geſchichtsdramen nicht beſſer ſchließen, als indem er am Ende von Heinrich VIII. die neugeborne Eliſabeth, gleichſam die beſſere Zukunft in Windeln, über die Bühne tragen läßt.

Hat aber Shakeſpeare wirklich den Charakter Heinrichs VIII., des Vaters ſeiner Königin, ganz geſchichtstreu geſchildert? Ja, obgleich er die Wahrheit nicht in ſo grellen Lauten wie in ſeinen übrigen Dramen verkündete, ſo hat er ſie doch jedenfalls ausgeſprochen, und der leiſere Ton macht jeden Vorwurf deſto eindringlicher. Dieſer Heinrich VIII. war der Schlimmſte aller Könige, denn während alle andere böſe Fürſten nur gegen ihre Feinde wütheten, raſte jener gegen ſeine Freunde, und ſeine Liebe war immer weit gefährlicher als ſein Haß. Die Eheſtandsgeſchichten dieſes königlichen Blaubarts ſind entſetzlich. In alle Schreckniſſe derſelben miſchte er obendrein eine gewiſſe blödſinnig grauenhafte Galanterie. Als er Anna Boleyn hinzurichten befahl, ließ er ihr vorher ſagen, daß er für ſie den geſchickteſten Scharfrichter von ganz England *beſtellt habe*. Die Königin dankte ihm gehorſamſt für ſolche zarte Aufmerkſam-

keit, und in ihrer leichtſinnig heitern Weiſe, umſpannte ſie mit beiden weißen Händen ihren Hals und rief: ich bin ſehr leicht zu köpfen, ich hab' nur ein kleines ſchmales Hälschen.

Auch iſt das Beil, womit man ihr das Haupt abſchlug, nicht ſehr groß. Man zeigte es mir in der Rüſtkammer des Towers zu London, und während ich es in Händen hielt, beſchlichen mich ſehr ſonderbare Gedanken.

Wenn ich Königin von England wäre, ich ließe jenes Beil in die Tiefe des Oceans verſenken.

Lady Macbeth.

(Macbeth.)

Von den eigentlich hiſtoriſchen Dramen wende ich mich zu jenen Tragödien, deren Fabel entweder rein erſonnen oder aus alten Sagen und Novellen geſchöpft iſt. Macbeth bildet einen Uebergang zu dieſen Dichtungen, worin der Genius des großen Shakeſpeare am freieſten und keckſten ſeine Flügel entfaltet. Der Stoff iſt einer alten Legende entlehnt, er gehört nicht zur Hiſtorie, und dennoch macht dieſes Stück einige Anſprüche an geſchichtlichen Glauben, da der Ahnherr des königlichen Hauſes von England darin eine Rolle ſpielte. Macbeth ward nämlich unter Jacob I. aufgeführt, welcher bekanntlich von dem ſchottiſchen Banko abſtammen ſollte. In dieſer Beziehung hat der Dichter auch einige Prophezeiungen zur Ehre der regierenden Dynaſtie ſeinem Drama eingewebt.

Macbeth iſt ein Liebling der Kritiker, die hier Gelegenheit finden, ihre Anſichten über die antike Schickſalstragödie, in Vergleichung mit der Auffaſſung des Fatums bei modernen Tragikern, des Breiteſten auseinander zu ſetzen. Ich erlaube mir über dieſen Gegenſtand nur eine flüchtige Bemerkung.

Die Schickſalsidee des Shakeſpeare iſt von der Idee des Schickſals bei den Alten in gleicher Weiſe verſchieden, wie die wahrſagenden Frauen, die kronenverheißend in der alten nordiſchen Legende dem Macbeth begegnen, von jener Hexenſchweſterſchaft verſchieden ſind, die man in der Shakeſpeare'ſchen Tragödie auftreten ſieht. Jene wunderſamen Frauen in der alten nordiſchen Legende ſind offenbar Walkyren, ſchauerliche Luftgöttinnen, die über den Schlachtfeldern einherſchwebend, Sieg oder Niederlage entſcheiden, und als die eigentlichen Lenkerinnen des Menſchenſchickſals zu betrachten ſind, da letzteres im kriegeriſchen Norden zunächſt vom Ausgange der Schwertkämpfe abhängig war. Shakeſpeare verwandelte ſie in unheilſtiftende Hexen, entkleidete ſie aller furchtbaren Grazie des nordiſchen Zauberthums, er machte ſie zu zwitterhaften Mißweibern, die ungeheuerlichen Spuk zu treiben wiſſen, und

Verderben brauen, aus hämiſcher Schadenfreude oder auf Geheiß der Hölle: ſie ſind die Dienerinnen des Böſen, und wer ſich von ihren Sprüchen bethören läßt, geht mit Leib und Seele zu Grunde. Shakeſpeare hat alſo die altheidniſchen Schickſalsgöttinnen und ihren ehrwürdigen Zauberſegen ins Chriſtliche überſetzt, und der Untergang ſeines Helden iſt daher nicht etwas voraus beſtimmt Nothwendiges, etwas ſtarr Unabwendbares wie das alte Fatum, ſondern er iſt nur die Folge jener Lockungen der Hölle, die das Menſchenherz mit den feinſten Netzen zu umſchlingen weiß: Macbeth unterliegt der Macht Satans, dem Urböſen.

Intereſſant iſt es, wenn man die Shakeſpeare'ſchen Hexen mit den Hexen anderer engliſchen Dichter vergleicht. Man bemerkt, daß Shakeſpeare ſich dennoch von der altheidniſchen Anſchauungsweiſe nicht ganz losreißen konnte, und ſeine Zauberſchweſtern ſind daher auffallend grandioſer und reſpectabler als die Hexen von Middleton, die weit mehr eine böſe Bettelnatur bekunden, auch weit kleinlichere Tücken ausüben, nur den Leib beſchädigen, über den Geiſt wenig vermögen, und höchſtens mit Eiferſucht, Mißgunſt, Lüſternheit und ähnlichem Gefühlsausſatz unſere Herzen zu überkruſten wiſſen.

Die Renommee der Lady Macbeth, die man während zwei Jahrhunderten für eine ſehr böſe Perſon hielt, hat ſich vor etwa zwölf Jahren in Deutſchland ſehr zu ihrem Vortheil verbeſſert. Der fromme Franz Horn machte nämlich im Brokhauſiſchen Converſazions-Blatt die Bemerkung, daß die arme Lady bisher ganz verkannt worden, daß ſie ihren Mann ſehr liebte, und überhaupt ein liebevolles Gemüth beſäße. Dieſe Meinung ſuchte bald darauf Herr Ludwig Tieck mit all ſeiner Wiſſenſchaft, Gelahrtheit und philoſophiſchen Tiefe zu unterſtützen, und es dauerte nicht lange, ſo ſahen wir Madame Stich auf der königlichen Hofbühne in der Rolle der Lady Macbeth ſo gefühlvoll girren und turteltäubeln, daß kein Herz in Berlin vor ſolchen Zärtlichkeitstönen ungerührt blieb, und manches ſchöne Auge von Thränen überfloß beim Anblick der juten Macbeth. — Das geſchah, wie geſagt, vor etwa zwölf Jahren, in jener ſanften Reſtaurazionszeit, wo wir ſo viel Liebe im Leibe hatten. Seitdem iſt ein großer Bankrot ausgebrochen, und wenn wir jetzt mancher gekrönten Perſon nicht die überſchwengliche Liebe widmen, die ſie verdient, ſo ſind Leute daran Schuld, die, wie die Königin von Schottland, während der Reſtaurazions-Periode unſre Herzen ganz ausgebeutelt haben.

Ob man in Deutſchland die Liebenswürdigkeit der beſagten Lady noch immer verſicht, weiß ich nicht. Seit der Juliusrevoluzion haben ſich jedoch die Anſichten in vielen Dingen geändert, und man hat vielleicht ſogar in Berlin einſehen lernen, daß die jute Macbeth eine ſehr beſe Beſtie ſint.

Ophelia.

(Hamlet.)

Das iſt die arme Ophelia, die Hamlet der Däne geliebt hat. Es war ein blondes ſchönes Mädchen, und beſonders in ihrer Sprache lag ein Zauber, der mir ſchon damals das Herz rührte, als ich nach Wittenberg reiſen wollte und zu ihrem Vater ging, um ihm Lebewohl zu ſagen. Der alte Herr war ſo gütig mir alle jene guten Lehren, wovon er ſelber ſo wenig Gebrauch machte, auf den Weg mitzugeben, und zuletzt rief er Ophelien, daß ſie uns Wein bringe zum Abſchiedstrunk. Als das liebe Kind, ſittſam und anmuthig, mit dem Kredenzteller zu mir herantrat und das ſtrahlend große Auge gegen mich aufhob, griff ich in der Zerſtreuung zu einem leeren, ſtatt zu einem gefüllten Becher. Sie lächelte über meinen Mißgriff. Ihr Lächeln war ſchon damals ſo wunderſam glänzend, es zog ſich über ihre Lippen ſchon jener berauſchende Schmelz, der wahrſcheinlich von den Kuß-Elfen herrührte, die in den Mundwinkeln lauſchten.

Als ich von Wittenberg heimkehrte und das Lächeln Ophelas mir wieder entgegenleuchtete, vergaß ich darüber alle Spitzfindigkeiten der Scholaſtik, und mein Nachgrübeln betraf nur die holden Fragen: Was bedeutet jenes Lächeln? Was bedeutet jene Stimme, jener geheimnißvoll ſchmachtende Flötenton? Woher empfangen jene Augen ihre ſeligen Strahlen? Iſt es ein Abglanz des Himmels, oder erglänzt der Himmel nur von dem Wiederſchein dieſer Augen? Steht jenes Lächeln im Zuſammenhang mit der ſtummen Muſik des Sphärentanzes, oder iſt es nur die irdiſche Signatur der überſinnlichſten Harmonien? Eines Tages, als wir im Schloßgarten zu Helſingör uns ergingen, zärtlich ſcherzend und koſend, die Herzen in voller Sehnſuchtsblüthe . . . es bleibt mir unvergeßlich, wie bettelhaft der Geſang der Nachtigallen abſtach gegen die himmelhauchende Stimme Ophelias, und wie armſelig blöde die Blumen ausſahen mit ihren bunten Geſichtern ohne Lächeln, wenn ich ſie zufällig verglich mit dem holdſeligen Munde Ophelias! Die ſchlanke Geſtalt, wie wandlende Lieblichkeit ſchwebte ſie neben mir einher.

Ach! das iſt der Fluch ſchwacher Menſchen, daß ſie jedesmal, wenn ihnen eine große Unbill widerfährt, zunächſt an dem Beſten und Liebſten was ſie beſitzen, ihren Unmuth auslaſſen. Und der arme Hamlet zerſtörte zunächſt ſeine Vernunft, das herrliche Kleinod, ſtürzte ſich durch verſtellte Geiſtesverwirrung in den entſetzlichen Abgrund der wirklichen Tollheit, und quälte ſein armes Mädchen, mit höhniſchen Stachelreden . . . Das arme Ding! das fehlte noch, daß der Geliebte ihren Vater für eine Ratte hielt und ihn todtſtach . . . Da mußte ſie ebenfalls von Sinnen kommen! Aber ihr Wahnſinn iſt nicht ſo ſchwarz und brütend düſter wie der Hamletiſche, ſondern er gaukelt,

gleichſam beſänftigend, mit ſüßen Liedern, um ihr krankes Haupt . . . Ihre ſanfte Stimme ſchmilzt ganz in Geſang, und Blumen und wieder Blumen winden ſich durch all ihr Denken. Sie ſingt und flechtet Kränze und ſchmückt damit ihre Stirn, und lächelt mit ihrem ſtrahlenden Lächeln, armes Kind! . . .

Es neigt ein Weidenbaum ſich über'n Bach,
Und zeigt im klaren Strom ſein grünes Laub,
Mit welchem ſie phantaſtiſch Kränze wand
Von Hahnfuß, Neſſeln, Maaslieb, Kukuksblumen.
Dort, als ſie aufklomm, um ihr Laubgewinde
An den geſenkten Aeſten aufzuhängen,
Zerbrach ein falſcher Zweig, und niederfielen
Die rankenden Trophäen und ſie ſelbſt
Ins weinende Gewäſſer. Ihre Kleider
Verbreiteten ſich weit und trugen ſie
Sirenengleich ein Weilchen noch empor,
Indeß ſie Stellen alter Weiſen ſang,
Als ob ſie nicht die eigne Noth begriffe,
Wie ein Geſchöpf, geboren und begabt
Für dieſes Element. Doch lange währt' es nicht
Bis ihre Kleider, die ſich ſchwer getrunken,
Das arme Kind von ihren Melodien
Hinunterzogen in den ſchlamm'gen Tod.

Doch was erzähl ich Euch dieſe kummervolle Geſchichte. Ihr kennt ſie alle von früheſter Jugend, und ihr habt oft genug geweint über die alte Tragödie von Hamlet dem Dänen, welcher die arme Ophelia liebte, weit mehr liebte als tauſend Brüder mit ihrer Geſammtliebe ſie zu lieben vermochten, und welcher verrückt wurde, weil ihm der Geiſt ſeines Vaters erſchien, und weil die Welt aus ihren Angeln geriſſen war und er ſich zu ſchwach fühlte, um ſie wieder einzufügen, und weil er im deutſchen Wittenberg vor lauter Denken das Handeln verlernt hatte, und weil ihm die Wahl ſtand, entweder wahnſinnig zu werden oder eine raſche That zu begehn, und weil er als Menſch überhaupt große Anlagen zur Tollheit in ſich trug.

Wir kennen dieſen Hamlet wie wir unſer eignes Geſicht kennen, das wir ſo oft im Spiegel erblicken, und das uns dennoch weniger bekannt iſt, als man glauben ſollte; denn begegnete uns jemand auf der Straße, der ganz ſo ausſähe wie wir ſelber, ſo würden wir das befremdlich wohlbekannte Antlitz nur inſtinktmäßig und mit geheimem Schreck anglotzen, ohne jedoch zu merken, daß es unſere eigenen Geſichtszüge ſind, die wir eben erblickten.

[illegible]

[illegible]

In diesem [illegible]
englischer [illegible]
rinth, [illegible]
könne, [illegible]
das kritische [illegible]
That, ist es [illegible]
aus dessen [illegible]
und [illegible]
gödie zu [illegible]
schwang.

Ich [illegible]
Exposition, [illegible]
überhaupt [illegible]
ersten [illegible]
gefühlen [illegible]
heuern [illegible]
und [illegible]
gegnung [illegible]
blos das [illegible]
sondern [illegible]
alles [illegible]
Grauen [illegible]
uns der [illegible]
Hamlet, [illegible]
Nachtgefahren [illegible]
bracht, [illegible]
wieder [illegible]

In den ersten [illegible]
hineingezogen [illegible]
digen, [illegible]
spiel, das noch [illegible]
Geisterreiche: [illegible]
nunftdämme durchbricht, [illegible]
Wahnsinns hinaustobt, [illegible]
sten Aufruhr. Aber ich [illegible]
spielende Willkühr, womit [illegible]
hier beherrscht ihn sein [illegible]

in Macbeth und Hamlet, wo er, mit künſtleriſcher Gelaſſenheit, neben den dunkelſten Schatten der Gemüthsnacht, die roſigſten Lichter des Witzes, neben den wildeſten Handlungen, das heiterſte Stillleben, hinmalen konnte. Ja, in der Tragödie Macbeth lächelt uns eine ſanfte befriedete Natur entgegen: an den Fenſterſtieſen des Schloſſes, wo die blutigſte Unthat verübt wird, kleben ſtille Schwalbenneſter; ein freundlicher ſchottiſcher Sommer, nicht zu warm, nicht zu kühl, weht durch das ganze Stück; überall ſchöne Bäume und grünes Laubwerk, und am Ende gar kommt ein ganzer Wald einhermarſchirt, Birnam-Wald kommt nach Dunſinane. Auch in Hamlet kontraſtirt die liebliche Natur mit der Schwüle der Handlung; bleibt es auch Nacht in der Bruſt des Helden, ſo geht doch die Sonne darum nicht minder morgenröthlich auf, und Polonius iſt ein amüſanter Narr, und es wird ruhig Komödie geſpielt, und unter grünen Bäumen ſitzt die arme Ophelia, und mit bunten, blühenden Blumen windet ſie ihre Kränze. Aber in Lear herrſchen keine ſolche Contraſte zwiſchen der Handlung und der Natur, und die entzügelten Elemente heulen und ſtürmen um die Wette mit dem wahnſinnigen König. Wirkt ein ſittliches Ereigniß ganz außerordentlicher Art auch auf die ſogenannte lebloſe Natur? Befindet ſich zwiſchen dieſer und dem Menſchengemüth ein äußerlich ſichtbares Wahlverhältniß? Hat unſer Dichter dergleichen erkannt und darſtellen wollen?

Mit der erſten Scene dieſer Tragödie werden wir, wie geſagt, ſchon in die Mitte der Ereigniſſe geführt, und wie klar auch der Himmel iſt, ein ſcharfes Auge kann das künftige Gewitter ſchon vorausſehen. Da iſt ein Wölkchen im Verſtande Lears, welches ſich ſpäter zur ſchwärzeſten Geiſtesnacht verdichten wird. Wer in dieſer Weiſe alles verſchenkt, der iſt ſchon verrückt. Wie das Gemüth des Helden, ſo lernen wir auch den Charakter der Töchter ſchon in der Expoſizionsſcene kennen, und namentlich rührt uns ſchon gleich die ſchweigſame Zärtlichkeit Cordelias, der modernen Antigone, die an Innigkeit die antike Schweſter noch übertrifft. Ja, ſie iſt ein reiner Geiſt, wie es der König erſt im Wahnſinn einſieht. Ganz rein? Ich glaube, ſie iſt ein bischen eigenſinnig, und dieſes Fleckchen iſt ein Vatermal. Aber wahre Liebe iſt ſehr verſchämt und haßt allen Wortkram; ſie kann nur weinen und verbluten. Die wehmüthige Bitterkeit, womit Cordelia auf die Heuchelei der Schweſtern anſpielt, iſt von der zarteſten Art, und trägt ganz den Charakter jener Ironie, deren ſich der Meiſter aller Liebe, der Held des Evangeliums, zuweilen bediente. Ihre Seele entladet ſich des gerechteſten Unwillens und offenbart zugleich ihren ganzen Adel in den Worten:

> Fürwahr, nie heurath' ich, wie meine Schweſtern, um blos meinen Vater zu lieben.

Julie.

(Romeo und Julie.)

In der That, jedes Shakeſpeare'ſche Stück hat ſein beſonderes Klima, ſeine beſtimmte Jahrszeit und ſeine lokalen Eigenthümlichkeiten. Wie die Perſonen in jedem dieſer Dramen, ſo hat auch der Boden und der Himmel, der darin ſichtbar wird, eine beſondere Phyſionomie. Hier, in Romeo und Julie, ſind wir über die Alpen geſtiegen und befinden uns plötzlich in dem ſchönen Garten, welcher Italien heißt . . .

Kennſt du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn? —

Es iſt das ſonnige Verona, welches Shakeſpeare zum Schauplatze gewählt hat für die Großthaten der Liebe, die er in Romeo und Julie verherrlichen wollte. Ja, nicht das benannte Menſchenpaar, ſondern die Liebe ſelbſt iſt der Held in dieſem Drama. Wir ſehen hier die Liebe jugendlich übermüthig auftreten, allen feindlichen Verhältniſſen Trotz bietend, und Alles beſiegend . . . Denn ſie fürchtet ſich nicht, in dem großen Kampfe zu dem ſchrecklichſten aber ſicherſten Bundesgenoſſen, dem Tode, ihre Zuflucht zu nehmen. Liebe im Bündniſſe mit dem Tode iſt unüberwindlich. Liebe! Sie iſt die höchſte und ſiegreichſte aller Leidenſchaften. Ihre weltbezwingende Stärke beſteht aber in ihrer ſchrankenloſen Großmuth, in ihrer faſt überſinnlichen Uneigennützigkeit, in ihrer aufopferungsſüchtigen Lebensverachtung. Für ſie giebt es kein Geſtern und ſie denkt an kein Morgen . . . Sie begehrt nur des heutigen Tages, aber dieſen verlangt ſie ganz, unverkürzt, unverkümmert . . . Sie will nichts davon aufſparen für die Zukunft und verſchmäht die aufgewärmten Reſte der Vergangenheit . . . „Vor mir Nacht, hinter mir Nacht" . . . Sie iſt eine wandelnde Flamme zwiſchen zwei Finſterniſſen . . . Woher entſteht ſie? . . . Aus unbegreiflich winzigen Fünkchen! . . . Wie endet ſie? . . . Sie erlöſcht ſpurlos, eben ſo unbegreiflich . . . Je wilder ſie brennt, deſto früher erlöſcht ſie . . . Aber das hindert ſie nicht, ſich ihren lodernden Trieben ganz hinzugeben, als dauerte ewig dieſes Feuer . . .

Ach, wenn man zum zweitenmal im Leben von der großen Glut erfaßt wird, ſo fehlt leider dieſer Glaube an ihre Unſterblichkeit, und die ſchmerzlichſte Erinnerung ſagt uns, daß ſie ſich am Ende ſelber aufzehrt . . . Daher die Verſchiedenheit der Melancholie bei der erſten Liebe und bei der zweiten . . . Bei der erſten denken wir, daß unſere Leidenſchaft nur mit tragiſchem Tode endigen müſſe, und in der That, wenn nicht anders die entgegendrohenden Schwierigkeiten zu überwinden ſind, entſchließen wir uns leicht mit der Geliebten ins Grab zu ſteigen . . . Hingegen bei der zweiten Liebe liegt uns der Gedanke

im Sinne, daß unſere wildeſten und herrlichſten Gefühle ſich mit der Zeit in eine zahme Lauheit verwandeln, daß wir die Augen, die Lippen, die Hüften, die uns jetzt ſo ſchauerlich begeiſtern, einſt mit Gleichgültigkeit betrachten werden . . . Ach! dieſer Gedanke iſt melancholiſcher als jede Todesahnung! . . . Das iſt ein troſtloſes Gefühl, wenn wir im heißeſten Rauſche an künftige Nüchternheit und Kühle denken, und aus Erfahrung wiſſen, daß die hochpoetiſchen heroiſchen Leidenſchaften ein ſo kläglich proſaiſches Ende nehmen! . . .

Dieſe hochpoetiſchen heroiſchen Leidenſchaften! Wie die Theaterprinzeſſinnen gebehrden ſie ſich, und ſind hochroth geſchminkt, prachtvoll koſtumirt, mit funkelndem Geſchmeide beladen, und wandeln ſtolz einher und deklamiren in gemeſſenen Jamben . . . Wenn aber der Vorhang fällt, zieht die arme Prinzeſſin ihre Werkeltagskleider wieder an, wiſcht ſich die Schminke von den Wangen, ſie muß den Schmuck dem Garderobemeiſter überliefern, und ſchlotternd hängt ſie ſich an den Arm des erſten beſten Stadtgerichtsreferendarii, ſpricht ſchlechtes Berliner Deutſch, ſteigt mit ihm in eine Manſarde, und gähnt und legt ſich ſchnarchend aufs Ohr, und hört nicht mehr die ſüßen Betheurungen: „Sie ſpielten jettlich, auf Ehre“ . . .

Ich wage es nicht Shakeſpeare im mindeſten zu tadeln, und nur meine Verwunderung möchte ich darüber ausſprechen, daß er den Romeo erſt eine Leidenſchaft für Roſalinde empfinden läßt, ehe er ihn Julien zuführt. Trotz dem, daß er ſich der zweiten Liebe ganz hingiebt, niſtet doch in ſeiner Seele eine gewiſſe Skepſis, die ſich in ironiſchen Redensarten kundgiebt, und nicht ſelten an Hamlet erinnert. Oder iſt die zweite Liebe bei dem Manne die ſtärkere, eben weil ſie alsdann mit klarem Selbſtbewußtſein gepaart iſt? Bei dem Weibe giebt es keine zweite Liebe, ſeine Natur iſt zu zart, als daß ſie zweimal das furchtbarſte Erdbeben des Gemüthes überſtehen könnte. Betrachtet Julie. Wäre ſie im Stande zum zweiten Male die überſchwenglichen Seligkeiten und Schreckniſſe zu ertragen, zum zweiten Male aller Angſt trotzbietend, den ſchauderhaften Kelch zu leeren? Ich glaube, ſie hat genug am erſten Male, dieſe arme Glückliche, dieſes reine Opfer der großen Paſſion.

Julie liebt zum erſten Male, und liebt mit voller Geſundheit des Leibes und der Seele. Sie iſt vierzehn Jahre alt, was in Italien ſo viel gilt, wie ſiebzehn Jahre nordiſcher Währung. Sie iſt eine Roſenknospe, die eben, vor unſeren Augen, von Romeos Lippen aufgeküßt ward, und ſich in jugendlicher Pracht entfaltet. Sie hat weder aus weltlichen noch aus geiſtlichen Büchern gelernt was Liebe iſt; die Sonne hat es ihr geſagt und der Mond hat es ihr wiederholt, und wie ein Echo hat es ihr Herz nachgeſprochen, als ſie ſich nächtlich unbelauſcht glaubte. Aber Romeo ſtand unter dem Balkone und hat ihre *Reden gehört*, und nimmt ſie beim Wort. Der Charakter ihrer Liebe iſt

Wahrheit und Geſundheit. Das Mädchen athmet Geſundheit und Wahrheit, und es iſt rührend anzuhören, wenn ſie ſagt:

Du weißt, die Nacht verſchleiert mein Geſicht,
Sonſt färbte Mädchenröthe meine Wangen
Um das, was du vorhin mich ſagen hörteſt.
Gern hielt' ich ſtreng auf Sitte, möchte gern
Verläugnen, was ich ſprach: doch weg mit Förmlichkeit!
Sag', liebſt du mich? Ich weiß, du wirſt's bejahn,
Und will dem Worte trau'n; doch wenn du ſchwörſt,
So kannſt du treulos werden; wie ſie ſagen,
Lacht Jupiter des Meineids der Verliebten.
O holder Romeo! wenn du mich liebſt:
Sag's ohne Falſch! Doch dächteſt du, ich ſei
Zu ſchnell beſiegt, ſo will ich finſter blicken,
Will widerſpänſtig ſein, und Nein dir ſagen,
So du dann werben willſt: ſonſt nicht um Alles.
Gewiß, mein Montague, ich bin zu herzlich;
Du könnteſt denken, ich ſei leichten Sinns.
Doch glaube, Mann, ich werde treuer ſein
Als ſie, die fremd zu thun geſchickter ſind.
Auch ich, bekenn' ich, hätte fremd gethan,
Wär' ich von dir, eh' ich's gewahrte, nicht
Belauſcht in Liebesklagen. Drum vergieb!
Schilt dieſe Hingebung nicht Flatterliebe,
Die ſo die ſtille Nacht verrathen hat.

Desdemona.

(Othello.)

Ich habe oben beiläufig angedeutet, daß der Charakter des Romeo etwas Hamletiſches enthalte. In der That, ein nordiſcher Ernſt wirft ſeine Streifſchatten über dieſes glühende Gemüth. Vergleicht man Julie mit Desdemona, ſo wird ebenfalls in jener ein nordiſches Element bemerkbar; bei aller Gewalt ihrer Leidenſchaft, bleibt ſie doch immer ihrer ſelbſt-bewußt und im klarſten Selbſtbewußtſein Herrin ihrer That. Julie liebt und denkt und handelt. Desdemona liebt und fühlt und [illegible] Willen, ſondern dem ſtärkern Antrieb. Ihre Vorn [illegible] daß das Schlechte auf ihre edle Natur keine ſolche Zw [illegible] kann wie das Gute. Sie wäre ge[illegible] eben, ein ſchüchternes

im Sinne, daß unſere wildeſten und herrlichſten Gefühle ſich mit der Zeit in eine zahme Lauheit verwandeln, daß wir die Augen, die Lippen, die Hüften, die uns jetzt ſo ſchauerlich begeiſtern, einſt mit Gleichgültigkeit betrachten werden . . . Ach! dieſer Gedanke iſt melancholiſcher als jede Todesahnung! . . . Das iſt ein troſtloſes Gefühl, wenn wir im heißeſten Rauſche an künftige Nüchternheit und Kühle denken, und aus Erfahrung wiſſen, daß die hochpoetiſchen heroiſchen Leidenſchaften ein ſo kläglich proſaiſches Ende nehmen! . . .

Dieſe hochpoetiſchen heroiſchen Leidenſchaften! Wie die Theaterprinzeſſinnen gebehrden ſie ſich, und ſind hochroth geſchminkt, prachtvoll koſtumirt, mit funkelndem Geſchmeide beladen, und wandeln ſtolz einher und deklamiren in gemeſſenen Jamben . . . Wenn aber der Vorhang fällt, zieht die arme Prinzeſſin ihre Werkeltagskleider wieder an, wiſcht ſich die Schminke von den Wangen, ſie muß den Schmuck dem Garderobemeiſter überliefern, und ſchlotternd hängt ſie ſich an den Arm des erſten beſten Stadtgerichtsreferendarii, ſpricht ſchlechtes Berliner Deutſch, ſteigt mit ihm in eine Manſarde, und gähnt und legt ſich ſchnarchend aufs Ohr, und hört nicht mehr die ſüßen Betheurungen: „Sie ſpielten jettlich, auf Ehre“ . . .

Ich wage es nicht Shakeſpeare im mindeſten zu tadeln, und nur meine Verwunderung möchte ich darüber ausſprechen, daß er den Romeo erſt eine Leidenſchaft für Roſalinde empfinden läßt, ehe er ihn Julien zuführt. Trotz dem, daß er ſich der zweiten Liebe ganz hingiebt, niſtet doch in ſeiner Seele eine gewiſſe Skepſis, die ſich in ironiſchen Redensarten kundgiebt, und nicht ſelten an Hamlet erinnert. Oder iſt die zweite Liebe bei dem Manne die ſtärkere, eben weil ſie alsdann mit klarem Selbſtbewußtſein gepaart iſt? Bei dem Weibe giebt es keine zweite Liebe, ſeine Natur iſt zu zart, als daß ſie zweimal das furchtbarſte Erdbeben des Gemüthes überſtehen könnte. Betrachtet Julie. Wäre ſie im Stande zum zweiten Male die überſchwenglichen Seligkeiten und Schreckniſſe zu ertragen, zum zweiten Male aller Angſt trotzbietend, den ſchauderhaften Kelch zu leeren? Ich glaube, ſie hat genug am erſten Male, dieſe arme Glückliche, dieſes reine Opfer der großen Paſſion.

Julie liebt zum erſten Male, und liebt mit voller Geſundheit des Leibes und der Seele. Sie iſt vierzehn Jahre alt, was in Italien ſo viel gilt, wie ſiebzehn Jahre nordiſcher Währung. Sie iſt eine Roſenknospe, die eben, vor unſeren Augen, von Romeos Lippen aufgeküßt ward, und ſich in jugendlicher Pracht entfaltet. Sie hat weder aus weltlichen noch aus geiſtlichen Büchern gelernt was Liebe iſt; die Sonne hat es ihr geſagt und der Mond hat es ihr wiederholt, und wie ein Echo hat es ihr Herz nachgeſprochen, als ſie ſich nächtlich unbelauſcht glaubte. Aber Romeo ſtand unter dem Balkone und hat ihre *Reden gehört*, und nimmt ſie beim Wort. Der Charakter ihrer Liebe iſt

Wahrheit und Geſundheit. Das Mädchen athmet Geſundheit und Wahrheit, und es iſt rührend anzuhören, wenn ſie ſagt:

Du weißt, die Nacht verſchleiert mein Geſicht,
Sonſt färbte Mädchenröthe meine Wangen
Um das, was du vorhin mich ſagen hörteſt.
Gern hielt' ich ſtreng auf Sitte, möchte gern
Verläugnen, was ich ſprach: doch weg mit Förmlichkeit!
Sag', liebſt du mich? Ich weiß, du wirſt's bejahn,
Und will dem Worte trau'n; doch wenn du ſchwörſt,
So kannſt du treulos werden; wie ſie ſagen,
Lacht Jupiter des Meineids der Verliebten.
O holder Romeo! wenn du mich liebſt:
Sag's ohne Falſch! Doch dächteſt du, ich ſei
Zu ſchnell beſiegt, ſo will ich finſter blicken,
Will widerſpänſtig ſein, und Nein dir ſagen,
So du dann werben willſt: ſonſt nicht um Alles.
Gewiß, mein Montague, ich bin zu herzlich;
Du könnteſt denken, ich ſei leichten Sinns.
Doch glaube, Mann, ich werde treuer ſein
Als ſie, die fremd zu thun geſchickter ſind.
Auch ich, bekenn' ich, hätte fremd gethan,
Wär' ich von dir, eh' ich's gewahrte, nicht
Belauſcht in Liebesklagen. Drum vergieb!
Schilt dieſe Hingebung nicht Flatterliebe,
Die ſo die ſtille Nacht verrathen hat.

Desdemona.

(Othello.)

Ich habe oben beiläufig angedeutet, daß der Charakter des Romeo etwas Hamletiſches enthalte. In der That, ein nordiſcher Ernſt wirft ſeine Streifſchatten über dieſes glühende Gemüth. Vergleicht man Julie mit Desdemona, ſo wird ebenfalls in jener ein nordiſches Element bemerkbar; bei aller Gewalt ihrer Leidenſchaft, bleibt ſie doch immer ihrer ſelbſt-bewußt und im klarſten Selbſtbewußtſein Herrin ihrer That. Julie liebt und denkt und handelt. Desdemona liebt und fühlt und gehorcht, nicht dem eignen Willen, ſondern dem ſtärkern Antrieb. Ihre Vortrefflichkeit beſteht darin, daß das Schlechte auf ihre edle Natur keine ſolche Zwangsmacht ausüben kann wie das Gute. Sie wäre gewiß immer im Palazzo ihres Vaters geblieben, ein ſchüchternes

Kind, den häuslichen Geschäften obliegend; aber die Stimme des Mohren drang in ihr Ohr, und obgleich sie die Augen niederschlug, sah sie doch sein Antlitz in seinen Worten, in seinen Erzählungen, oder wie sie sagt: „in seiner Seele" . . . und dieses leidende, großmüthige, schöne, weiße Seelenantlitz übte auf ihr Herz den unwiderstehlich hinreißenden Zauber. Ja, er hat Recht, ihr Vater, Seine Wohlweisheit der Herr Senator Brabanzio, eine mächtige Magie war Schuld daran, daß sich das bange zarte Kind zu dem Mohren hingezogen fühlte und jene häßlich schwarze Larve nicht fürchtete, welche der große Haufe für das wirkliche Gesicht Othellos hielt . . .

Julias Liebe ist thätig, Desdemonas Liebe ist leidend. Sie ist die Sonnenblume, die selber nicht weiß, daß sie immer dem hohen Tagesgestirn ihr Haupt zuwendet. Sie ist die wahre Tochter des Südens, zart, empfindsam, geduldig, wie jene schlanken, großäugigen Frauenlichter, die aus sanskritischen Dichtungen so lieblich, so sanft, so träumerisch hervorstrahlen. Sie mahnt mich immer an die Sakontala des Kalidasa, des indischen Shakespeare's.

Der englische Kupferstecher, dem wir das vorstehende Bildniß der Desdemona verdanken, hat ihren großen Augen vielleicht einen zu starken Ausdruck von Leidenschaft verliehen. Aber, ich glaube bereits angedeutet zu haben, daß der Contrast des Gesichtes und des Charakters immer einen interessanten Reiz ausübt. Jedenfalls aber ist dieses Gesicht sehr schön, und namentlich dem Schreiber dieser Blätter muß es sehr gefallen, da es ihn an jene hohe Schöne erinnert, die Gottlob an seinem eignen Antlitz nie sonderlich gemäkelt hat und dasselbe bis jetzt nur in seiner Seele sah . . .

Ihr Vater liebte mich, lud oft mich ein.
Er fragte die Geschichte meines Lebens
Von Jahr zu Jahr; Belagerungen, Schlachten
Und jedes Schicksal, das ich überstand.
Ich lief sie durch, von meinem Knabenalter
Bis zu dem Augenblick, wo er gebot,
Sie zu erzählen. Sprechen mußt' ich da
Von höchst unglücklichen Ereignissen,
Von rührendem Geschick zu See und Land,
Wie in der Bresche ich gewissem Tod'
Kaum um die Breite eines Haars entwischte;
Wie mich ein trotz'ger Feind gefangen nahm,
Der Sklaverei verkaufte; wie ich mich
Draus gelöst, und die Geschichte dessen,
Wie ich auf meinen Reisen mich benahm.
Von öden Höhlen, unfruchtbaren Wüsten,

Von rauhen Gruben, Felſen, Hügeln, die
Mit ihren Häuptern an den Himmel rühren,
Hat' ich ſodann zu ſprechen Anlaß, auch
Von Cannibalen, die einander freſſen,
Anthropophagen, und dem Volke, dem
Die Köpfe wachſen unter ihren Schultern.
Von ſolchen Dingen zu vernehmen, zeigte
Bei Desdemona ſich ſehr große Neigung;
Doch riefen Hausgeſchäfte ſtets ſie ab,
Die ſie beſeitigte mit ſchnellſter Haſt;
Kam ſie zurück, mit gier'gem Ohr verſchlang ſie
Was ich erzählte. Dieß bemerkend, nahm
Ich eine weiche Stunde wahr, und fand
Gelegne Mittel, ihr aus ernſter Bruſt
Die Bitte zu entwinden: Daß ausführlich
Ich ſchild're ihr die ganze Pilgerſchaft,
Von der ſie ſtückweis' etwas wohl gehört,
Doch nicht zuſammenhängend. Ich gewährt' es,
Und oft hab' ich um Thränen ſie gebracht,
Wenn ich von harten, traur'gen Schlägen ſprach,
Die meine Jugend trafen! Auserzählt,
Lohnt eine Welt voll Seufzer meine Müh'.
Sie ſchwor: In Wahrheit! ſeltſam, mehr als ſeltſam!
Und kläglich ſei es, kläglich wunderſam!
Sie wünſchte, daß ſie nichts davon gehört,
Und wünſchte doch, daß ſie der Himmel auch
Zu ſolchem Mann gemacht. Sie dankte mir,
Und bat, wofern ein Freund von mir ſie liebe,
Ihn nur zu lehren, wie er die Geſchichte
Von meinem Leben müß' erzählen.
Dann werb' er ſie. Ich ſprach auf dieſen Wink:
Sie liebe mich, weil ich Gefahr beſtand,
Und weil ſie mich bedaure, lieb' ich ſie.

Dieſes Trauerſpiel ſoll eine der letzten Arbeiten Shakeſpeare's geweſen ſein, wie Titus Andronikus für ſein Erſtlingswerk erklärt wird. Dort wie hier iſt die Leidenſchaft einer ſchönen Frau zu einem häßlichen Mohren mit Vorliebe behandelt. Der reife Mann kehrte wieder zurück zu einem Problem, das einſt ſeine Jugend beſchäftigte. Hat er jetzt wirklich die Löſung gefunden? Iſt dieſe Löſung eben ſo wahr als ſchön? Eine düſtre Trauer erfaßt mich manch-

mal, wenn ich dem Gedanken Raum gebe, daß vielleicht der ehrliche Jago, mit seinen bösen Gloſſen über die Liebe Desdemonas zu dem Mohren, nicht ganz Unrecht haben mag. Am allerwiderwärtigſten aber berühren mich Othello's Bemerkungen über die feuchten Hände ſeiner Gattin.

Ein eben ſo abentheuerliches und bedeutſames Beiſpiel der Liebe zu einem Mohren, wie wir in Titus Andronikus und Othello ſehen, findet man in Tauſend und eine Nacht, wo eine ſchöne Fürſtin, die zugleich eine Zauberin iſt, ihren Gemahl in einer ſtatuenähnlichen Starrheit gefeſſelt hält, und ihn täglich mit Ruthen ſchlägt, weil er ihren Geliebten, einen häßlichen Neger, getödtet hat. Herzzerreißend ſind die Klagetöne der Fürſtin am Lager der ſchwarzen Leiche, die ſie durch ihre Zauberkunſt in einer Art von Scheinleben zu erhalten weiß, und mit verzweiflungsvollen Küſſen bedeckt, und durch einen noch größeren Zauber, durch die Liebe, aus dem dämmernden Halbtode zu voller Lebenswahrheit erwecken möchte. Schon als Knabe frappirte mich in den arabiſchen Mährchen dieſes Bild leidenſchaftlicher und unbegreiflicher Liebe.

Jeſſika.

(Kaufmann von Venedig.)

Als ich dieſes Stück in Drurilane aufführen ſah, ſtand hinter mir, in der Loge, eine ſchöne blaſſe Brittin, welche am Ende des vierten Aktes heftig weinte und mehrmals ausrief: the poor man is wronged! (dem armen Mann geſchieht Unrecht.) Es war ein Geſicht vom edelſten griechiſchen Schnitt, und die Augen waren groß und ſchwarz. Ich habe ſie nie vergeſſen können, dieſe großen und ſchwarzen Augen, welche um Shylok geweint haben!

Wenn ich aber an jene Thränen denke, ſo muß ich den Kaufmann von Venedig zu den Tragödien rechnen, obgleich der Rahmen des Stückes von den heiterſten Masken, Satyrbildern und Amoretten verziert iſt, und auch der Dichter eigentlich ein Luſtſpiel geben wollte. Shakeſpeare hegte vielleicht die Abſicht, zur Ergötzung des großen Haufens einen gedrillten Währwolf darzuſtellen, ein verhaßtes Fabelgeſchöpf, das nach Blut lechzt, und dabei ſeine Tochter und ſeine Dukaten einbüßt und obendrein verſpottet wird. Aber der Genius des Dichters, der Weltgeiſt, der in ihm waltet, ſteht immer höher als ſein Privatwille, und ſo geſchah es, daß er in Shylok, trotz der grellen Fratzenhaftigkeit, die Juſtifikazion einer unglücklichen Sekte ausſprach, welche von der Vorſehung, aus geheimnißvollen Gründen, mit dem Haß des niedern und vornehmen Pöbels belaſtet worden, und dieſen Haß nicht immer mit Liebe vergelten wollte.

Aber was ſag' ich? der Genius des Shakeſpeare erhebt ſich noch über den Kleinhader zweier Glaubenspartheien, und ſein Drama zeigt uns eigentlich weder Juden noch Chriſten, ſondern Unterdrücker und Unterdrückte, und das wahnſinnig ſchmerzliche Auffauchzen dieſer letztern, wenn ſie ihren übermüthigen Quälern die zugefügten Kränkungen mit Zinſen zurückzahlen können. Von Religionsverſchiedenheit iſt in dieſem Stücke nicht die geringſte Spur, und Shakeſpeare zeigt in Shylok nur einen Menſchen, dem die Natur gebietet, ſeinen Feind zu haſſen, wie er in Antonio und deſſen Freunden keineswegs die Jünger jener göttlichen Lehre ſchildert, die uns befiehlt, unſere Feinde zu lieben. Wenn Shylok dem Manne, der von ihm Geld borgen will, folgende Worte ſagt:

Stets trug ich's mit geduld'gem Achſelzucken,
Signor Antonio, viel und oftermals
Habt ihr auf dem Rialto mich geſchmäht
Um meine Gelder und um meine Zinſen;
Denn dulden iſt das Erbtheil unſers Stamms.
Ihr ſcheltet mich abtrünnig, einen Bluthund,
Und ſpeit auf meinen jüdiſchen Rocklor,
Und alles, weil ich nutz', was mir gehört.
Gut denn, nun zeigt ſich's, ihr braucht meine Hülfe:
Ei freilich ja, ihr kommt zu mir, ihr ſprecht:
„Shylock, wir wünſchten Gelder." So ſprecht Ihr,
Der mir den Auswurf auf den Bart geleert,
Und mich getreten, wie ihr von der Schwelle
Den fremden Hund ſtoßt; Geld iſt eu'r Begehren.
Wie ſollt' ich ſprechen nun? Sollt' ich nicht ſprechen:
„Hat ein Hund Geld? Iſt's möglich, daß ein Spitz
Dreitauſend Dukaten leih'n kann?" Oder ſoll ich
Mich bücken und in eines Schuldners Ton,
Demüthig wiſpern, mit verhaltnem Odem,
So ſprechen: „Schöner Herr, am letzten Mittwoch
Spiet ihr mich an; ihr tratet mich den Tag;
Ein andermal hießt ihr mich einen Hund:
Für dieſe Höflichkeiten will ich euch
Die und Gelder leih'n."

Da antwortete Antonio:

Ich könnte leichtlich wieder dich ſo nennen,
Dich wieder anſpei'n, ja mit Füßen treten. —

Wo steckt da die christliche Liebe! Wahrlich, Shakespeare würde eine Satyre auf das Christenthum gemacht haben, wenn er es von jenen Personen repräsentiren ließe, die dem Shylok feindlich gegenüber stehen, aber dennoch kaum werth sind, denselben die Schuhriemen zu lösen. Der bankrotte Antonio ist ein weichliches Gemüth ohne Energie, ohne Stärke des Hasses und also auch ohne Stärke der Liebe, ein trübes Wurmherz, dessen Fleisch wirklich zu nichts besserem taugt, als „Fische damit zu angeln.“ Die abgeborgten dreitausend Dukaten stattet er übrigens dem gepreßten Juden keineswegs zurück. Auch Bassanio giebt ihm das Geld nicht wieder, und dieser ist ein ächter fortunehunter, nach dem Ausdruck eines englischen Kritikers; er borgt Geld, um sich etwas prächtig herauszustaffiren und eine reiche Heirath, einen fetten Brautschatz zu erbeuten; denn, sagt er zu seinem Freunde:

Euch ist nicht unbekannt, Antonio,
Wie sehr ich meinen Glücksstand hab' erschöpft,
Indem ich glänzender mich eingerichtet,
Als meine schwachen Mittel tragen konnten.
Auch jammer' ich jetzt nicht, daß die große Art
Mir untersagt ist; meine Sorg' ist blos,
Mit Ehren von den Schulden loszukommen,
Worin mein Leben, etwas zu verschwendrisch,
Mich hat verstrickt. — —

Was gar den Lorenzo betrifft, so ist er der Mitschuldige eines der infamsten Hausdiebstahle, und nach dem preußischen Landrecht würde er zu fünfzehn Jahre Zuchthaus verurtheilt und gebrandmarkt und an den Pranger gestellt werden; obgleich er nicht blos für gestohlene Dukaten und Juwelen, sondern auch für Naturschönheiten, Landschaften im Mondlicht und für Musik, sehr empfänglich ist. Was die andern edlen Venezianer betrifft, die wir als Gefährten des Antonio auftreten sehen, so scheinen sie ebenfalls das Geld nicht sehr zu hassen, und für ihren armen Freund, wenn er ins Unglück gerathen, haben sie nichts als Worte, gemünzte Luft. Unser guter Pietist Franz Horn macht hierüber folgende sehr wäßrige, aber ganz richtige Bemerkung: „Hier ist nun billig die Frage aufzuwerfen: wie war es möglich, daß es mit Antonio's Unglück so weit kam? Ganz Venedig kannte und schätzte ihn, seine guten Bekannten wußten genau um die furchtbare Verschreibung, und daß der Jude auch nicht einen Punkt derselben würde auslöschen lassen. Dennoch lassen sie einen Tag nach dem andern verstreichen, bis endlich die drei Monate vorüber sind, und mit denselben jede Hoffnung auf Rettung. Es würde jenen guten Freunden, deren der königliche Kaufmann ja ganze Schaaren um sich zu haben scheint, doch wohl ziemlich leicht geworden sein, die Summe von dreitausend

Dukaten zusammen zu bringen, um ein Menschenleben — und welch' eines — zu retten; aber dergleichen ist denn doch immer ein wenig unbequem, und so thun die lieben guten Freunde, eben weil es nur sogenannte Freunde aber, wenn man will, halbe oder dreiviertel Freunde sind, — nichts und wieder nichts und gar nichts. Sie bedauern den vortrefflichen Kaufmann, der ihnen früher so schöne Feste veranstaltet hat, ungemein, aber mit gehöriger Bequemlichkeit, schelten, was nur das Herz und die Zunge vermag, auf Shylok, was gleichfalls ohne alle Gefahr geschehen kann, und meinen dann vermuthlich alle, ihre Freundschaftspflicht erfüllt zu haben. So sehr wir Shylok hassen müssen, so würden wir doch selbst ihm nicht verdenken können, wenn er diese Leute ein wenig verachtete, was er denn auch wohl thun mag. Ja er scheint zuletzt auch den Grazians, den Abwesenheit entschuldiget, mit jenen zu verwechseln und in Eine Classe zu werfen, wenn er die frühere Thatlosigkeit und jetzige Wortfülle mit der schneidenden Antwort abfertigt:

Bis du von meinem Schein das Siegel wegschiltst,
Thust du mit Schrei'n nur deiner Lunge weh.
Stell deinen Witz her, guter junger Mensch,
Sonst fällt er rettungslos in Trümmern dir.
Ich stehe hier um Recht.

Oder sollte etwa gar Lanzelot Gobbo als Repräsentant des Christenthums gelten? Sonderbar genug, hat sich Shakespeare über letzteres nirgends so bestimmt geäußert wie in einem Gespräche, das dieser Schalk mit seiner Gebieterin führt. Auf Jessikas Aeußerung:

„Ich werde durch meinen Mann selig werden, er hat mich zu einer Christin gemacht"

antwortete Lanzelot Gobbo:

„Wahrhaftig, da ist er sehr zu tadeln. Es gab unter vorher schon Christen genug, grade so viele, als neben einander gut bestehen konnten. Dies Christenmachen wird den Preis der Schweine steigern; wenn wir alle Schweinefleisch-Esser werden, so ist in Kurzem kein Schinkchen Speck in der Pfanne für Geld mehr zu haben."

Wahrlich, mit Ausnahme Por[illegible], ist Shylok die liebenswürdigste Person im ganzen Stück. Er liebt das Ge[illegible] er verschweigt nicht diese Liebe, er schreit sie aus, auf öffentlichem Mark[illegible]. Aber es giebt etwas, was er dennoch höher schätzt als Geld, nämlich die Genugthuung für sein beleidigtes Herz, die gerech[illegible] Verachtung u[illegible] jeglicher Schmähungen; und obgleich man ihm die [illegible] ist, er schlägt sie aus, und die best-

tauſend, die zehnmal dreitauſend Dukaten, gereuen ihn nicht, wenn er ein Pfund Herzfleiſch ſeines Feindes damit erkaufen kann. „Was willſt du mit dieſem Fleiſche?“ fragt ihn Salario. Und er antwortet:

„Fiſch' mit zu angeln. Sättigt es ſonſt niemanden, ſo ſättigt es doch meine Rache. Er hat mich beſchimpft, mir eine halbe Million gehindert, meinen Verluſt belacht, meinen Gewinn beſpottet, mein Volk geſchmäht, meinen Handel gekreuzt, meine Freunde verleitet, meine Feinde gehetzt. Und was hat er für Grund? Ich bin ein Jude. Hat nicht ein Jude Augen? Hat nicht ein Jude Hände, Gliedmaßen, Werkzeuge, Sinne, Neigungen, Leidenſchaften? Mit derſelben Speiſe genährt, mit denſelben Waffen verletzt, denſelben Krankheiten unterworfen, mit denſelben Mitteln geheilt, gewärmt und gekältet von eben dem Winter und Sommer, als ein Chriſt? Wenn ihr uns ſtecht, bluten wir nicht? Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht? Wenn ihr uns vergiftet, ſterben wir nicht? Und wenn ihr uns beleidigt, ſollen wir uns nicht rächen? Sind wir euch in allen Dingen ähnlich, ſo wollen wir's euch auch darin gleich thun. Wenn ein Jude einen Chriſten beleidigt, was iſt ſeine Demuth? Rache. Wenn ein Chriſt einen Juden beleidigt, was muß ſeine Geduld ſein nach chriſtlichem Vorbild? Nu, Rache. Die Bosheit, die ihr mich lehrt, die will ich ausüben, und es muß ſchlimm hergehen, oder ich will es meinen Meiſtern zuvorthun.“

Nein, Shylok liebt zwar das Geld, aber es giebt Dinge, die er noch weit mehr liebt, unter andern auch ſeine Tochter, „Jeſſika, mein Kind.“ Obgleich er in der höchſten Leidenſchaft des Zorns ſie verwünſcht und todt zu ſeinen Füßen liegen ſehen möchte, mit den Juwelen in den Ohren, mit den Dukaten im Sarg: ſo liebt er ſie doch mehr als alle Dukaten und Juwelen. Aus dem öffentlichen Leben, aus der chriſtlichen Societät, zurückgedrängt in die enge Umfriedung häuslichen Glückes, blieben ja dem armen Juden nur die Familiengefühle, und dieſe treten bei ihm hervor mit der rührendſten Innigkeit. Den Turkis, den Ring, den ihm einſt ſeine Gattin, ſeine Lea, geſchenkt, er hätte ihn nicht „für einen Wald von Affen“ hingegeben. Wenn in der Gerichtsſcene Baſſanio folgende Worte zum Antonio ſpricht:

Ich hab' ein Weib zur Ehe, und ſie iſt
So lieb mir als mein Leben ſelbſt, doch gilt
Sie höher als dein Leben nicht bei mir.
Ich gäbe alles hier, ja opfert' alles,
Das Leben ſelbſt, mein Weib und alle Welt,
Dem Teufel da, um dich nur zu befrein.

Wenn Gracian: eventail: einmal:

[illegible]

Dann regt [illegible]
Menschen, welche [illegible]
heurathe: da: [illegible]

[illegible]

Diese Stelle [illegible]
welches wir [illegible]
Vater, der [illegible]
rath! Ein [illegible]
und wenn [illegible]
Jesuite nur [illegible]
Jesuite [illegible]
bar kein Gewissen. [illegible]
streng verschwiegen [illegible]
endlich [illegible]
vor der [illegible]
Staatsgeheimniß [illegible]
nur eine [illegible]
der, auf [illegible]
seinen Ordensbrüdern [illegible]
ihre Sünden. [illegible]
du sie nur [illegible]
in deinem [illegible]
Sacrament [illegible]
verlieren. [illegible]
du sie von [illegible]
schweren [illegible]
und Ehrlosigkeit [illegible]
vermögen, die auf [illegible]
entdeckenmer, [illegible]
heit stehen sie am nächsten der [illegible]
Frauen bei Juden und Germanen [illegible]
aber in ihrer Erscheinung [illegible]

rendſten Eindruck. Rührend bis zum Weinen iſt es, wenn z. B. nach der Niederlage der Cimbern und Teutonen, die Frauen derſelben den Marius anflehen, ſie nicht ſeinen Soldaten, ſondern den Prieſterinnen der Veſta als Sklavinnen zu übergeben.

Es iſt in der That auffallend, welche innige Wahlverwandtſchaft zwiſchen den beiden Völkern der Sittlichkeit, den Juden und Germanen, herrſcht. Dieſe Wahlverwandtſchaft entſtand nicht auf hiſtoriſchem Wege, weil etwa die große Familien-Chronik der Juden, die Bibel, der ganzen germaniſchen Welt als Erziehungsbuch diente, auch nicht weil Juden und Germanen von früh an die unerbittlichſten Feinde der Römer, und alſo natürliche Bundesgenoſſen waren: ſie hat einen tiefern Grund, und beide Völker ſind ſich urſprünglich ſo ähnlich, daß man das ehemalige Paleſtina für ein orientaliſches Deutſchland anſehen könnte, wie man das heutige Deutſchland für die Heimath des heiligen Wortes, für den Mutterboden des Prophetenthums, für die Burg der reinen Geiſtheit halten ſollte.

Aber nicht blos Deutſchland trägt die Phyſiognomie Paleſtina's, ſondern auch das übrige Europa erhebt ſich zu den Juden. Ich ſage erhebt ſich, denn die Juden trugen ſchon im Beginne das moderne Prinzip in ſich, welches ſich heute erſt bei den europäiſchen Völkern ſichtbar entfaltet.

Griechen und Römer hingen begeiſtert an dem Boden, an dem Vaterlande. Die ſpätern nordiſchen Einwanderer in die Römer- und Griechenwelt hingen an die Perſon ihrer Häuplinge, und an die Stelle des antiken Patriotismus trat im Mittelalter die Vaſallentreue, die Anhänglichkeit an die Fürſten. Die Juden aber, von jeher, hingen nur an dem Geſetz, an dem abſtrakten Gedanken, wie unſere neueren kosmopolitiſchen Republikaner, die weder das Geburtsland noch die Perſon der Fürſten, ſondern die Geſetze als das Höchſte achten. Ja, der Kosmopolitismus iſt ganz eigentlich dem Boden Judäas entſproſſen, und Chriſtus, der, trotz dem Mißmuthe des früher erwähnten Hamburger Spezereihändlers, ein wirklicher Jude war, hat ganz eigentlich eine Propaganda des Weltbürgerthums geſtiftet. Was den Republikanismus der Juden betrifft, ſo erinnere ich mich im Joſephus geleſen zu haben, daß es zu Jeruſalem Republikaner gab, die ſich den königlichgeſinnten Herodianern entgegenſetzten, am muthigſten fochten, niemanden den Namen „Herr" gaben, und den römiſchen Abſolutismus aufs ingrimmigſte haßten; Freiheit und Gleichheit war ihre Religion. Welcher Wahn!

Was iſt aber der letzte Grund jenes Haſſes, den wir in Europa zwiſchen den Anhängern der moſaiſchen Geſetze und der Lehre Chriſti bis auf heutigen Tag gewahren, und wovon uns der Dichter, indem er das Allgemeine im Beſondern veranſchaulichte, im Kaufmann von Venedig ein ſchauerliches Bild geliefert hat? Iſt es der urſprüngliche Bruderhaß, den wir ſchon gleich nach

Erſchaffung der Welt, ob der Verſchiedenheit des Gottesdienſtes, zwiſchen Kain und Abel entlodern ſehen? Oder iſt die Religion überhaupt nur Vorwand, und die Menſchen haſſen ſich, um ſich zu haſſen, wie ſie ſich lieben, um ſich zu lieben? Auf welcher Seite iſt die Schuld bei dieſem Groll? Ich kann nicht umhin zur Beantwortung dieſer Frage eine Stelle aus einem Privatbriefe mitzutheilen, die auch die Gegner Shylok's juſtifizirt:

„Ich verdamme nicht den Haß, womit das gemeine Volk die Juden verfolgt; ich verdamme nur die unglückſeligen Irrthümer, die jenen Haß erzeugten. Das Volk hat immer Recht in der Sache, ſeinem Haſſe wie ſeiner Liebe liegt immer ein ganz richtiger Inſtinkt zu Grunde, nur weiß es nicht ſeine Empfindungen richtig zu formuliren, und ſtatt der Sache, trifft ſein Groll gewöhnlich die Perſon, den unſchuldigen Sündenbock zeitlicher oder örtlicher Mißverhältniſſe. Das Volk leidet Mangel, es fehlen ihm die Mittel zum Lebensgenuß, und obgleich ihm die Prieſter der Staatsreligion verſichern, „daß man auf Erden ſei, um zu entbehren und trotz Hunger und Durſt der Obrigkeit zu gehorchen" — ſo hat doch das Volk eine geheime Sehnſucht nach den Mitteln des Genuſſes, und es haßt diejenigen, in deren Kiſten und Kaſten dergleichen aufgeſpeichert liegt; es haßt die Reichen und iſt froh wenn ihm die Religion erlaubt, ſich dieſem Haſſe mit vollem Gemüthe hinzugeben. Das gemeine Volk haßte in den Juden immer nur die Geldbeſitzer, es war immer das aufgehäufte Metall, welches die Blitze ſeines Zornes auf die Juden herabzog. Der jedesweilige Zeitgeiſt lieh nun immer jenem Haſſe ſeine Parole. Im Mittelalter trug dieſe Parole die düſtre Farbe der katholiſchen Kirche, und man ſchlug die Juden todt und plünderte ihre Häuſer: „weil ſie Chriſtus gekreuzigt" — ganz mit derſelben Logik, wie auf St. Domingo einige ſchwarze Chriſten, zur Zeit der Maſſacre, mit einem Bilde des gekreuzigten Heilands herumliefen und fanatiſch ſchrieen: les blancs l'ont tué, tuons tous les blancs.

„Mein Freund, Sie lachen über die armen Neger; ich verſichere Sie, die weſtindiſchen Pflanzer lachten damals nicht, und wurden niedergemetzelt zur Sühne Chriſti, wie einige Jahrhunderte früher die europäiſchen Juden. Aber die ſchwarzen Chriſten auf St. Domingo hatten in der Sache ebenfalls Recht! die Weißen lebten müßig in der Fülle aller Genüſſe, während der Neger im Schweiße ſeines ſchwarzen Angeſichts für ſie arbeiten mußte, und zum Lohne nur ein Bischen Reismehl und ſehr viele Peitſchenhiebe erhielt; die Schwarzen waren das gemeine Volk. —

„Wir leben nicht mehr im Mittelalter, auch das gemeine Volk wird aufgeklärter, ſchlägt die Juden nicht mehr auf einmal todt, und beſchönigt ſeinen Haß nicht mehr mit der Religion; unſere Zeit iſt nicht mehr ſo naiv glaubensheiß, der tradizionelle Groll kleidet ſich in modernen Redensarten, und

der Pöbel in den Bierſtuben wie in den Deputirtenkammern deklamirt wider die Juden mit merkantiliſchen, induſtriellen, wiſſenſchaftlichen oder gar philoſophiſchen Argumenten. Nur abgefeimte Heuchler geben noch heute ihrem Haß eine religiöſe Färbung und verfolgen die Juden um Chriſti Willen; die große Menge geſteht offenherzig, daß hier materielle Intereſſen zu Grunde liegen, und ſie will den Juden durch alle möglichen Mittel die Ausübung ihrer induſtriellen Fähigkeiten erſchweren. Hier in Frankfurt z. B. dürfen jährlich nur vier und zwanzig Bekenner des moſaiſchen Glaubens heurathen, damit ihre Populazion nicht zunimmt und für die chriſtlichen Handelsleute keine allzuſtarke Konkurrenz erzeugt wird. Hier tritt der wirkliche Grund des Judenhaſſes mit ſeinem wahren Geſichte hervor, und dieſes Geſicht trägt keine düſter fanatiſche Mönchsmiene, ſondern die ſchlaffen aufgeklärten Züge eines Krämers, der ſich ängſtigt im Handel und Wandel von dem iſraelitiſchen Geſchäfzsgeiſte überflügelt zu werden.

„Aber iſt es die Schuld der Juden, daß ſich dieſer Geſchäftsgeiſt bei ihnen ſo bedrohlich entwickelt hat? Die Schuld liegt ganz an jenem Wahnſinn, womit man im Mittelalter die Bedeutung der Induſtrie verkannte, den Handel als etwas Unedles und gar die Geldgeſchäfte als etwas Schimpfliches betrachtete, und deshalb den einträglichſten Theil ſolcher Induſtriezweige, namentlich die Geldgeſchäfte, in die Hände der Juden gab; ſo daß dieſe, ausgeſchloſſen von allen anderen Gewerben, nothwendigerweiſe die raffinirteſten Kaufleute und Banquiers werden mußten. Man zwang ſie reich zu werden und haßte ſie dann wegen ihres Reichthums; und obgleich jetzt die Chriſtenheit ihre Vorurtheile gegen die Induſtrie aufgegeben hat, und die Chriſten in Handel und Gewerb eben ſo große Spitzbuben und eben ſo reich wie die Juden geworden ſind: ſo iſt dennoch an dieſen letztern der tradizionelle Volkshaß haften geblieben, das Volk ſieht in ihnen noch immer die Repräſentanten des Geldbeſitzes und haßt ſie. Sehen Sie, in der Weltgeſchichte hat jeder Recht, ſowohl der Hammer als der Ambos.“

Portia.

(Kaufmann von Venedig.)

„Wahrſcheinlich wurden alle Kunſtrichter von Shylok's erſtaunlichem Charakter ſo geblendet und befangen, daß ſie ihrerſeits Portia ihr Recht nicht widerfahren ließen, da doch ausgemacht Shylok's Charakter in ſeiner Art nicht kunſtreicher, noch vollendeter iſt, als Portia's in der ihrigen. Die zwei glänzenden Figuren ſind beide ehrenwerth: werth zuſammen in dem reichen

Bann bezaubernder Dichtung und prachtvoller anmuthiger Formen zu ſtehen. Neben dem ſchrecklichen, unerbittlichen Juden, gegen ſeine gewaltigen Schatten durch ihre Glanzlichter abſtechend, hängt ſie wie ein prächtiger Schönheitathmender Tizian neben einem herrlichen Rembrandt.

„Portia hat ihr gehöriges Theil von den angenehmen Eigenſchaften, die Shakeſpeare über viele ſeiner weiblichen Charaktere ausgegoſſen; neben der Würde aber, der Süßigkeit und Zärtlichkeit, welche ihr Geſchlecht überhaupt auszeichnen, auch noch ganz eigenthümliche, beſondere Gaben: hohe geiſtige Kraft, begeiſterte Stimmung, entſchiedene Feſtigkeit und allem obſchwebende Munterkeit. Dieſe ſind angeboren; ſie hat aber noch andere ausgezeichnete äußerliche Eigenſchaften, die aus ihrer Stellung und ihren Bezügen hervorgehen. So iſt ſie Erbin eines fürſtlichen Namens und unberechenbaren Reichthums; ein Gefolg dienſtwilliger Luſtbarkeiten hat ſie ſtets umgeben; von Kindheit an hat ſie eine mit Wohlgerüchen und Schmeichelbüften durchwürzte Luft geathmet. Daher eine gebieteriſche Anmuth, eine vornehme hehre Zierlichkeit, ein Geiſt der Pracht in allem was ſie thut und ſagt, als die von Geburt an mit dem Glanze vertraute. Sie wandelt einher, wie in Marmorpaläſten, unter goldverzierten Decken, auf Fußböden von Ceder und Moſaiken von Jaspis und Porphyr, in Gärten mit Standbildern, Blumen und Quellen und geiſterartig flüſternder Muſik. Sie iſt voll eindringender Weisheit, unverfälſchter Zärtlichkeit und lebhaften Witzes. Da ſie aber nie Mangel, Gram, Furcht oder Mißerfolg gekannt, ſo hat ihre Weisheit keinen Zug von Düſterheit oder Trübheit; all' ihre Regungen ſind mit Glauben, Hoffnung, Freude verſetzt; und ihr Witz iſt nicht im mindeſten böswillig oder beißend.

Obige Worte entlehne ich einem Werke der Frau Jameſon, welches „Moraliſche, poetiſche und hiſtoriſche Frauen-Charaktere" betitelt. Es iſt in dieſem Buche nur von Shakeſpeare'ſchen Weibern die Rede, und die angeführte Stelle zeugt von dem Geiſte der Verfaſſerin, die wahrſcheinlich von Geburt eine Schottin iſt. Was ſie über Portia im Gegenſatz zu Shylok ſagt, iſt nicht blos ſchön, ſondern auch wahr. Wollen wir letzteren, in üblicher Auffaſſung, als den Repräſentanten des ſtarren, ernſten kunſtfeindlichen Judäas betrachten, ſo erſcheint uns dagegen Portia als die Repräſentantin jener Nachblüthe des griechiſchen Geiſtes, welche von Italien aus, im ſechszehnten Jahrhundert, ihren holden Duft über die Welt verbreitete und welche wir noch heute unter dem Namen „die Renaiſſance" lieben und ſchätzen. Portia iſt zugleich die Repräſentantin des heitern Glückes im Gegenſatze zu dem düſtern Mißgeſchick, welches Shylok repräſentirt. Wie blühend, wie roſig, wie reimklingend iſt all ihr Denken und Sprechen, wie freudewarm ſind ihre Worte, wie ſchön alle ihre Bilder, die meiſtens der Mythologie entlehnt ſind! Wie trübe, muſi-

feud und häßlich sind dagegen die Gedanken und Reden des Shylok, der im Gegentheil nur altteſtamentaliſche Gleichniſſe gebraucht! Sein Witz iſt krampfhaft und ätzend, ſeine Metaphern ſucht er unter den widerwärtigſten Gegenſtänden, und ſogar ſeine Worte ſind zuſammengequetſchte Mißlaute, ſchrill, ziſchend und quirrend. Wie die Perſonen ſo ihre Wohnungen. Wenn wir ſehen, wie der Diener Jehovas, der weder ein Abbild Gottes noch des Menſchen, des erſchaffenen Conterfei Gottes, in ſeinem „ehrbaren Hauſe" duldet, und ſogar die Ohren deſſelben, die Fenſter, verſtopft, damit die Töne des heidniſchen Mummenſchanz nicht hineindringen in ſein „ehrbares Haus" . . . ſo ſehen wir im Gegentheil das koſtbarſte und geſchmackvollſte Villeggiatura-Leben in dem ſchönen Palazzo zu Belmontet, wo lauter Licht und Muſik, wo unter Gemälden, marmornen Statuen und hohen Lorbeerbäumen die geſchmückten Freier luſtwandeln und über Liebesräthſel ſinnen, und inmitten aller Herrlichkeit Signora Portia, gleich einer Göttin hervorglänzt,

Das ſonnige Haar die Schläf' umwallend.

Durch ſolchen Kontraſt werden die beiden Hauptperſonen des Dramas ſo individualiſirt, daß man darauf ſchwören möchte, es ſeien nicht Phantaſiebilder eines Dichters, ſondern wirkliche, weibgeborne Menſchen. Ja, ſie erſcheinen uns noch lebendiger als die gewöhnlichen Naturgeſchöpfe, da weder Zeit noch Tod ihnen etwas anhaben kann, und in ihren Adern das unſterblichſte Blut, die ewige Poeſie, pulſirt. Wenn du nach Venedig kommſt und den Dogenpalaſt durchwandelſt, ſo weißt du ſehr gut, daß du weder im Saal der Senatoren, noch auf der Rieſentreppe dem Marino Faliéri begegnen wirſt; — an den alten Dandalo wirſt du im Arſenale zwar erinnert, aber auf keiner der goldenen Galeren wirſt du den blinden Helden ſuchen; — ſiehſt du an einer Ecke der Straße Santa eine Schlange in Stein gehauen, und an der andern Ecke den geflügelten Löwen, welcher das Haupt der Schlange in der Tatze hält, ſo kömmt dir vielleicht der ſtolze Carmagnole in den Sinn, doch nur auf einen Augenblick: — Aber weit mehr als an alle ſolche hiſtoriſche Perſonen denkſt du zu Venedig an Shakeſpeare's Shylok, der immer noch lebt, während jene im Grabe längſt vermodert ſind, — und wenn du über den Rialto ſteigſt, ſo ſucht ihn dein Auge überall, und du meinſt, er müſſe dort hinter irgend einem Pfeiler zu finden ſein, mit ſeinem jüdiſchen Rokolor, mit ſeinem mißtrauiſch berechnenden Geſicht, und du glaubſt manchmal ſogar ſeine kreiſchende Stimme zu hören: „dreitauſend Dukaten — gut."

Ich wenigſtens, wandelnder Traumjäger, wie ich bin, ich ſah mich auf dem Rialto überall um, ob ich ihn irgend fände, den Shylok. Ich hätte ihm etwas mitzutheilen gehabt, was ihm Vergnügen machen konnte, daß z. B. ſein Vetter, Herr von Shylok zu Paris, der mächtigſte Baron der Chriſtenheit geworden,

und von Ihrer Katholiſchen Majeſtät jenen Iſabellenorden erhalten hat, welcher einſt geſtiftet ward, um die Vertreibung der Juden und Mauren aus Spanien zu verherrlichen. Aber ich bemerkte ihn nirgends auf dem Rialto, und ich entſchloß mich daher, den alten Bekannten in der Synagoge zu ſuchen. Die Juden feierten hier eben ihren heiligen Verſöhnungstag und ſtanden eingewickelt in ihren weißen Schaufäden-Talaren, mit unheimlichen Kopfbewegungen, faſt ausſehend wie eine Verſammlung von Geſpenſtern. Die armen Juden, ſie ſtanden dort, faſtend und betend, von früheſtem Morgen, hatten ſeit dem Vorabend weder Speiſe noch Trank zu ſich genommen, und hatten auch vorher alle ihre Bekannten um Verzeihung gebeten für etwaige Beleidigungen, die ſie ihnen im Laufe des Jahres zugefügt, damit ihnen Gott ebenfalls ihre Sünden verzeihe, — ein ſchöner Gebrauch, welcher ſich ſonderbarerweiſe bei dieſen Leuten findet, denen doch die Lehre Chriſti ganz fremd geblieben iſt!

Indem ich, nach dem alten Shylok umherſpähend, all die blaſſen, leidenden Judengeſichter aufmerkſam muſterte, machte ich eine Entdeckung, die ich leider nicht verſchweigen kann. Ich hatte nemlich denſelben Tag das Irrenhaus San Carlo beſucht, und jetzt, in der Synagoge, fiel es mir auf, daß in dem Blick der Juden derſelbe fatale, halb ſtiere, halb unſtäte, halb pfiffige halb blöde Glanz flimmerte, welchen ich kurz vorher in den Augen der Wahnſinnigen zu San Carlo bemerkt hatte. Dieſer unbeſchreibliche, räthſelhafte Blick zeugte nicht eigentlich von Geiſtesabweſenheit, als vielmehr von der Oberherrſchaft einer fixen Idee. Iſt etwa der Glaube an jenen außerweltlichen Donnergott, den Moſes ausſprach, zur fixen Idee eines ganzen Volks geworden, das, trotz dem, daß man es ſeit zwei Jahrtauſenden in die Zwangsjacke ſteckte und ihm die Duſche gab, dennoch nicht davon ablaſſen will — gleich jenem verrückten Advokaten, den ich in San Carlo ſah, und der ſich ebenfalls nicht ausreden ließ, daß die Sonne ein engliſcher Käſe ſei, daß die Strahlen derſelben aus lauter rothen Würmern beſtünden, und daß ihm ein ſolcher herabgeſchoſſener Wurmſtrahl das Hirn zerfreſſe?

Ich will hiermit keineswegs den Werth jener fixen Idee beſtreiten, ſondern ich will nur ſagen, daß die Träger derſelben zu ſchwach ſind, um ſie zu beherrſchen, und davon niedergedrückt und inkurabel werden. Welches Martyrthum haben ſie ſchon um dieſer Idee Willen erduldet! welches größere Martyrthum ſteht ihnen noch bevor! Ich ſchaudre bei dieſem Gedanken, und ein unendliches Mitleid rieſelt mir durch's Herz. Während des ganzen Mittelalters bis zum heutigen Tag ſtand die herrſchende Weltanſchauung nicht in direktem Widerſpruch mit jener Idee, die Moſes den Juden aufgebürdet, ihnen mit heiligen Riemen angeſchnallt, ihnen ins Fle[illegible]ngeſchnitten hatte; ja, von Chriſten und Mahomedanern unterſchieden [illegible]lich, unterſchieden ſie ſich nicht durch eine entgegengeſetzte S[illegible]urch Auslegung und

Shiboleth. Aber siegt einst Satan, der sündhafte Pantheismus, vor welchem uns sowohl alle Heiligen des alten und des neuen Testaments als auch des Corans bewahren mögen, so zieht sich über die Häupter der armen Juden ein Verfolgungsgewitter, das ihre früheren Erduldungen noch weit überbieten wird . . .

Trotz dem, daß ich in der Synagoge von Venedig nach allen Seiten umherspähete, konnte ich das Antlitz des Shylok's nirgens erblicken. Und doch war es mir, als halte er sich dort verborgen, unter irgend einem jener weißen Talare, inbrünstiger betend als seine übrigen Glaubensgenossen, mit stürmischer Wildheit, ja mit Raserei hinaufbetend zum Throne Jehovas, des harten Gottkönigs! Ich sah ihn nicht. Aber gegen Abend, wo, nach dem Glauben der Juden, die Pforten des Himmels geschlossen werden und kein Gebet mehr Einlaß erhält, hörte ich eine Stimme, worin Thränen rieselten, wie sie nie mit den Augen geweint werden . . . Es war ein Schluchzen, das einen Stein in Mitleid zu rühren vermochte . . . Es waren Schmerzlaute, wie sie nur aus einer Brust kommen konnten, die all das Martyrthum, welches ein ganzes gequältes Volk seit achtzehn Jahrhunderten ertragen hat, in sich verschlossen hielt . . . Es war das Röcheln einer Seele, welche todtmüde niedersinkt vor den Himmelspforten . . . Und diese Stimme schien mir wohlbekannt, und mir war, als hätte ich sie einst gehört, wie sie eben so verzweiflungsvoll jammerte: „Jessika, mein Kind!“

Comödien.

In den einleitenden Blättern dieſes Bilderſaals habe ich berichtet, auf welchen Wegen ſich die Popularität Shakeſpeare's in England und Teutſchland verbreitete, und wie hier und dort ein Verſtändniß ſeiner Werke befördert ward. Leider konnte ich in Bezug auf romaniſche Länder keine ſo erfreuliche Nachrichten mittheilen: in Spanien iſt der Name unſeres Dichters bis auf heutigen Tag ganz unbekannt geblieben; Italien ignorirt ihn vielleicht abſichtlich, um den Ruhm ſeiner großen Poeten vor transalpiniſcher Nebenbuhlerſchaft zu beſchützen; und Frankreich, die Heimath des herkömmlichen Geſchmacks und des gebildeten Tons, glaubte lange Zeit den großen Britten hinlänglich zu ehren, wenn es ihn einen genialen Barbaren nannte, und über ſeine Rohheit ſo wenig als möglich ſpöttelte. Indeſſen die politiſche Revoluzion, welche dieſes Land erlebte, hat auch eine literariſche hervorgebracht, die vielleicht an Terrorismus die erſtere überbietet, und Shakeſpeare ward bei dieſer Gelegenheit aufs Schild gehoben. Freilich, wie in ihren politiſchen Umwälzungsverſuchen, ſind die Franzoſen ſelten ganz ehrlich in ihren literäriſchen Revoluzionen; wie dort, ſo auch hier, preiſen und feiern ſie irgend einen Helden, nicht ob ſeinem wahren inwohnenden Werthe, ſondern wegen des momentanen Vortheils den ihre Sache durch ſolche Anpreiſung und Feier gewinnen kann; und ſo geſchieht es, daß ſie heute emporrühmen, was ſie morgen wieder herabwürdigen müſſen, und umgekehrt. Shakeſpeare iſt ſeit zehn Jahren in Frankreich, für die Parthei welche die literariſche Revoluzion durchkämpft, ein Gegenſtand der blindeſten Anbetung. Aber, ob er bei dieſen Männern der Bewegung eine wirkliche gewiſſenhafte Anerkennung, oder gar ein richtiges Verſtändniß gefunden hat, iſt die große Frage. Die Franzoſen ſind zu ſehr die Kinder ihrer Mütter, ſie haben zu ſehr die geſellſchaftliche Lüge mit der Ammenmilch eingeſogen, als daß ſie von Kindern, der die Wahrheit der Natur in jedem Worte athmet, ſie: zu [illegible] mögen oder gar ihn verſtehen könnten. Es herrſcht [illegible] unter ihren Schriftſtellern ſeit einiger Zeit ein unbändiges Streben nach [illegible] ſie reißen ſich gleichſam verzweiflungsvoll die [illegible] vom Leibe, und [illegible] ſich in der ſchrecklichſten

Nacktheit . . . Aber irgend ein modiſcher Fetzen, welcher ihnen dennoch immer anhängen bleibt, giebt Kunde von der überlieferten Unnatur und entlockt dem deutſchen Zuſchauer ein ironiſches Lächeln. Dieſe Schriftſteller mahnen mich immer an die Kupferſtiche gewiſſer Romane, wo die unſittlichen Liebſchaften des achtzehnten Jahrhunderts abkonterfeit ſind, und, trotz dem paradieſiſchen Naturkoſtüme der Herren und Damen, jene ihre Zopfperücken, dieſe ihre Thurmfriſuren und ihre Schuhe mit hohen Abſätzen beibehalten haben.

Nicht durch direkte Kritik, ſondern indirekt, durch dramatiſche Schöpfungen, die dem Shakeſpeare mehr oder minder nachgebildet ſind, gelangen die Franzoſen zu einigem Verſtändniß des großen Dichters. Als ein Vermittler in dieſer Weiſe, iſt Victor Hugo ganz beſonders zu rühmen. Ich will ihn hiermit keineswegs als bloßen Nachahmer des Britten im gewöhnlichen Sinne betrachtet wiſſen. Victor Hugo iſt ein Genius von erſter Größe und bewunderungswürdig iſt ſein Flug und ſeine Schöpferkraft; er hat das Bild und hat das Wort; er iſt der größte Dichter Frankreichs; aber ſein Pegaſus hegt eine krankhafte Scheu vor den brauſenden Strömen der Gegenwart und geht nicht gern zur Tränke, wo das Tageslicht in den friſchen Fluten ſich abſpiegelt . . . vielmehr unter den Ruinen der Vergangenheit ſucht er, zu ſeiner Erlabung, jene verſchollenen Quellen, wo einſt das hohe Flügelroß des Shakeſpeare ſeinen unſterblichen Durſt gelöſcht hat. Iſt es nun weil jene alten Quellen, halbverſchüttet und übermohrt, keinen reinen Trunk mehr bieten: genug, Victor Hugos dramatiſche Gedichte enthalten mehr den trüben Moder als den belebenden Geiſt der altengliſchen Hippokrene, es fehlt ihnen die heitere Klarheit und die harmoniſche Geſundheit . . . und ich muß geſtehen, zuweilen erfaßt mich der ſchauerliche Gedanke, dieſer Victor Hugo ſei das Geſpenſt eines engliſchen Poeten, aus der Blüthezeit der Eliſabeth, ein todter Dichter der verdrießlich dem Grabe entſtiegen, um in einem anderen Lande und in einer anderen Periode, wo er vor der Conkurrenz des großen Williams geſichert, einige poſthume Werke zu ſchreiben. In der That, Victor Hugo mahnt mich an Leute wie Marlow, Decker, Heiwood u. ſ. w., die in Sprache und Manier ihrem großen Zeitgenoſſen ſo ähnlich waren, und nur ſeinen Tiefblick und Schönheitsſinn, ſeine furchtbare und lächelnde Grazie, ſeine offenbarende Naturſendung, entbehrten . . . Und ach! zu den Mängeln eines Marlows, Deckers und Heiwoods, geſellt ſich bei Victor Hugo noch das ſchlimmſte Entbehrniß: es fehlt ihm das Leben. Jene litten an kochender Ueberfülle, an wildeſter Vollblütigkeit, und ihr poetiſches Schaffen war geſchriebenes Athmen, Jauchzen und Schluchzen; aber Victor Hugo, bei aller Verehrung, die ich ihm zolle, ich muß es geſtehen, hat etwas Verſtorbenes, Unheimliches, Spukhaftes, etwas grabentſtiegen Vampyriſches . . . Er weckt nicht die Begeiſterung in unſern Herzen, ſondern er ſaugt ſie heraus . . . Er verſöhnt nicht unſere

Gefühle durch poetische Verklärung, sondern er erschreckt sie durch widerwärtiges Zerrbild . . . Er leidet an Tod und Häßlichkeit.

Eine junge Dame, die mir sehr nahe steht, äußerte sich jüngst über diese Häßlichkeits-Sucht der Hugo'schen Muse mit sehr treffenden Worten. Sie sagte nämlich: Die Muse des Victor Hugo mahnt mich an das Mährchen von der wunderlichen Prinzessin, die nur den häßlichsten Mann heirathen wollte, und in dieser Ansicht im ganzen Lande das Aufgeboth ergehen ließ, daß sich alle Junggesellen von ausgezeichneter Mißbildung an einem [illegible] Tage vor ihrem Schlosse, als Ehekandidaten, versammeln sollten . . . Da gab's nun freilich eine gute Auswahl von Krüppeln und Fratzen, und man glaubte das Personal eines Hugo'schen Werkes vor sich zu sehen . . . Aber Quasimodo führte die Braut nach Hause.

Nach Victor Hugo muß ich wieder des Alexander Dümas erwähnen: auch dieser hat dem Verständniß des Shakespeare in Frankreich mitteilbar vorgearbeitet. Wenn jener durch Extravaganz im Häßlichen die Franzosen [illegible] gewöhnte, im Drama nicht bloß die schöne Drapirung der [illegible] zu suchen, so bewirkte Dumas, daß seine Landsleute an dem natürlichen [illegible] druck der Leidenschaft großes Gefallen gewannen. Aber ihm galt die Leidenschaft als das Höchste, und in seinen Dichtungen usurpirte sie den Platz der Poesie. Dadurch freilich wirkte er desto mehr auf der Bühne. Er gewannte das Publikum in dieser Sphäre, in der Darstellung der Leidenschaften [illegible] größten Kühnheiten des Shakespeare: und wer einmal an Heinrich III. [illegible] Richard Darlington Gefallen fand, klagte nicht mehr über Geschmack [illegible] im Othello und Richard III. Der Vorwurf des Plagiats, den man ihm [illegible] anheften wollte, war eben so [illegible] Dumas [illegible] seinen leidenschaftlichen Stimmen [illegible] aber unser Schiller [illegible] irgend einem Tage [illegible] lehnte er nicht [illegible] ein sauer[illegible] Beste seiner [illegible] wird bei [illegible] fremden [illegible] schwieg [illegible] noch [illegible] man [illegible] Himmel [illegible]

Geſchick, und dieſes Studium übte auch auf ſeine Originalarbeiten den günſtigſten Einfluß. Bei dem feinhörigen und ſcharfäugigen Kunſtſinn, den man dem Grafen de Vigny zuerkennen muß, darf man annehmen, daß er den Geiſt Shakeſpeare's tiefer behorcht und beobachtet habe, als die meiſten ſeiner Landsleute. Aber das Talent dieſes Mannes, wie auch ſeine Denk- und Gefühlart, iſt auf das Zierliche und Miniaturmäßige gerichtet, und ſeine Werke ſind beſonders koſtbar durch ihre ausgearbeitete Feinheit. Ich kann mir's daher wohl denken, daß er manchmal wie verblüfft ſtehen blieb vor jenen ungeheuren Schönheiten, die Shakeſpeare gleichſam aus den gewaltigſten Granitblöcken der Poeſie ausgehauen hat ... Er betrachtete ſie gewiß mit ängſtlicher Bewunderung, gleich einem Goldſchmied, der in Florenz jene koloſſalen Pforten des Baptisterii anſtarrt, die, einem einzigen Metallguß entſprungen, dennoch zierlich und lieblich, wie ciſelirt, ja wie die feinſte Bijouterie-Arbeit ausſehen.

Wird es den Franzoſen ſchon ſchwer genug, die Tragödien Shakeſpeare's zu verſtehen, ſo iſt ihnen das Verſtändniß ſeiner Comödien faſt ganz verſagt. Die Poeſie der Leidenſchaft iſt ihnen zugänglich: auch die Wahrheit der Charakteriſtik können ſie bis auf einen gewiſſen Grad begreifen: denn ihre Herzen haben brennen gelernt, das Paſſionirte iſt ſo recht ihr Fach, und mit ihrem analitiſchen Verſtande wiſſen ſie jeden gegebenen Charakter in ſeine feinſten Beſtandtheile zu zerlegen, und die Phaſen zu berechnen, worin er jedesmal gerathen wird, wenn er mit beſtimmten Weltrealitäten zuſammenſtößt. Aber im Zaubergarten der Shakeſpeare'ſchen Comödie iſt ihnen all dieſes Erfahrungswiſſen von wenig Hülfe. Schon an der Pforte bleibt ihnen der Verſtand ſtehen, und ihr Herz weiß kein Beſcheid, und es fehlt ihnen die geheimnißvolle Wünſchelruthe, deren bloße Berührung das Schloß ſprengt. Da ſchauen ſie mit verwunderten Augen durch das goldene Gitter, und ſehen wie Ritter und Edelfrauen, Schäfer und Schäferinnen, Narren und Weiſe, unter den hohen Bäumen einherwandeln; wie der Liebende und ſeine Geliebte im kühlen Schatten lagern und zärtliche Reden tauſchen; wie dann und wann ein Fabelthier, etwa ein Hirſch mit ſilbernem Geweih, vorüberjagt, oder gar ein keuſches Einhorn aus dem Buſche ſpringt und der ſchönen Jungfrau ſein Haupt in den Schooß legt ... Und ſie ſehen, wie aus den Bächen die Waſſerfrauen, mit grünem Haar und glänzenden Schleiern, hervortauchen, und wie plötzlich der Mond aufgeht ... Und ſie hören dann wie die Nachtigall ſchlägt ... Und ſie ſchütteln ihre klugen Köpflein über all das unbegreiflich närriſche Zeug! Ja, die Sonne können die Franzoſen allenfalls begreifen, aber nicht den Mond, und am allerwenigſten das ſelige Schluchzen und melancholiſch entzückte Trillern der Nachtigallen ...

Ja, weder ihre empiriſche Bekanntſchaft mit den menſchlichen Paſſionen,

noch ihre poſitive Weltkenntniß, iſt den Franzoſen von einigem Nutzen, wenn ſie die Erſcheinungen und Töne enträthſeln wollen, die ihnen aus dem Zaubergarten der Shakeſpeare'ſchen Comödie entgegen glänzen und klingen . . . Sie glauben manchmal ein Menſchengeſicht zu ſehen, und bei näherem Hinblick iſt es eine Landſchaft, und was ſie für Augebraunen hielten war ein Haſelbuſch, und die Naſe war ein Felſen und der Mund eine kleine Quelle, wie wir dergleichen auf den bekannten Verirbildern ſchauen . . . Und umgekehrt, was die armen Franzoſen für einen bizarrgewachſenen Baum oder wunderlichen Stein anſahen, das präſentirt ſich bei genauerer Betrachtung als ein wirkliches Menſchengeſicht von ungeheuerem Ausdruck. Gelingt es ihnen etwa mit höchſter Anſtrengung des Ohres irgend ein Wechſelgeſpräch der Liebenden, die im Schatten der Bäume lagern, zu belauſchen, ſo gerathen ſie in noch größere Verlegenheit . . . Sie hören bekannte Worte, aber dieſe haben einen ganz anderen Sinn; und ſie behaupten dann dieſe Leute verſtünden nichts von der flammenden Leidenſchaft, von der großen Paſſion, das ſei witziges Eis was ſie einander zur Erfriſchung böten, nicht lodernder Liebestrunk . . . Und ſie merkten nicht, daß dieſe Leute nur verkleidete Vögel ſind, und in einer Coterieſprache konverſiren, die man nur im Traume oder in der früheſten Kindheit erlernen kann . . . Aber am ſchlimmſten geht es den Franzoſen, da drauſſen an den Gitterpforten der Shakeſpeare'ſchen Comödie, wenn manchmal ein heiterer Weſtwind über ein Blumenbeet jenes Zaubergartens dahin ſtreicht, und ihnen die unerhörteſten Wohlgerüche in die Naſe weht . . . „Was iſt das?“

Die Gerechtigkeit verlangt, daß ich hier eines franzöſiſchen Schriftſtellers erwähne, welcher mit einigem Geſchick die Shakeſpeare'ſchen Comödien nachahmte, und ſchon durch die Wahl ſeiner Muſter eine ſeltene Empfänglichkeit für wahre Dichtkunſt beurkundete. Dieſer iſt Herr Alfred de Müſſet. Er hat vor etwa fünf Jahren einige kleine Dramen geſchrieben, die, was den Bau und die Weiſe betrifft, ganz den Comödien des Shakeſpeare nachgebildet ſind. Beſonders hat er ſich die Caprize (nicht den Humor), der in denſelben herrſcht, mit franzöſiſcher Leichtigkeit zu eigen gemacht. Auch an einiger, zwar ſehr dünndrähtiger, aber doch probehaltiger Poeſie fehlte es nicht in dieſen hübſchen Kleinigkeiten. Nur war zu bedauern, daß der damals jugendliche Verfaſſer außer der franzöſiſchen Ueberſetzung des Shakeſpeare, auch die des Byron geleſen hatte, und dadurch verleitet ward, im Koſtüme des ſpleenigen Lords, jene Ueberſättigung und Lebensſattheit zu affektiren, die in jener Periode unter den jungen Leuten zu Paris Mode war. Die roſigſten Knäbchen, die geſundeſten Gelbſchnäbel, behaupteten damals ihre Genußfähigkeit ſei erſchöpft, ſie erheuchelten eine greiſenhafte Erkältung des Gemüthes, und gaben ſich ein zerſtörtes und gähnendes Ausſehen.

Seitdem freilich ist unser armer Monsieur Müsset von seinem Irrthume zurückgekommen, und er spielt nicht mehr den Blasé in seinen Dichtungen, — aber ach! seine Dichtungen enthalten jetzt, statt der simulirten Zerstörniß, die weit trostloseren Spuren eines wirklichen Verfalls seiner Leibes- und Seelenkräfte ... Ach! dieser Schriftsteller erinnert mich an jene künstlichen Ruinen, die man in den Schloßgärten des achtzehnten Jahrhunderts zu erbauen pflegte, an jene Spielereien einer kindischen Laune, die aber im Laufe der Zeit unser wehmüthigstes Mitleid in Anspruch nehmen, wenn sie in allem Ernste verwittern und vermodern und in wahrhafte Ruinen sich verwandeln.

Die Franzosen sind, wie gesagt, wenig geeignet, den Geist der Shakespeareschen Comödien aufzufassen, und unter ihren Kritikern habe ich, mit Ausnahme eines einzigen, niemand gefunden, der auch nur eine Ahnung von diesem seltsamen Geiste besäße. Wer ist das? Wer ist jene Ausnahme? Gutzkow sagt, der Elephant sei der Doktrinär unter den Thieren. Und ein solcher verständiger und sehr schwerfälliger Elephant, hat das Wesen der Shakespeare'schen Comödie am scharfsinnigsten aufgefaßt. Ja, man sollte es kaum glauben, es ist Herr Guizot, welcher über jene graziösen und muthwilligsten Luftgebilde der modernen Muse das Beste geschrieben hat, und zu Verwunderung und Belehrung des Lesers, übersetze ich hier eine Stelle aus einer Schrift, die im Jahre 1822 bei Ladvokat in Paris erschienen, und "De Shakespeare et de la Poésie dramatique, par F. Guizot" betitelt ist.

„Jene Shakespeare'schen Comödien gleichen weder der Comödie des Molière noch des Aristophanes oder der Römer. Bei den Griechen, und in der neueren Zeit bei den Franzosen, entstand die Comödie durch eine zwar freie aber aufmerksame Beobachtung des wirklichen Weltlebens, und die Darstellung desselben auf der Bühne war ihre Aufgabe. Die Unterscheidung einer komischen und einer tragischen Gattung findet man schon im Beginn der Kunst, und mit der Ausbildung derselben hat sich die Trennung beider Gattungen immer bestimmter ausgesprochen. Sie trägt ihren Grund in den Dingen selbst. Die Bestimmung wie die Natur des Menschen, seine Leidenschaften und seine Geschäfte, der Charakter und die Ereignisse, alles in uns und um uns, hat sowohl seine ernsthafte wie spaßhafte Seite, und kann sowohl unter dem einen wie dem andern Gesichtspunkte betrachtet und dargestellt werden. Diese Zweiseitigkeit des Menschen und der Welt, hat der dramatischen Poesie zwei natürlichermaßen verschiedene Bahnen angewiesen; aber während sie die eine oder die andere zu ihrem Tummelplatz erwählte, hat die Kunst sich dennoch nie von der Beobachtung und Darstellung der Wirklichkeit abgewendet. Mag Aristophanes mit unumschränkter Phantasie-Freiheit die Laster und Thorheiten der Athener geißeln; mag Molière die Gebrechen der Leichtgläubigkeit, des Geizes, der Eifersucht, der Pedanterei, der adligen Hoffart, der bürgerlichen Eitel-

keit und der Tugend ſelbſt durchhecheln; — was liegt daran, daß beide Dichter ganz verſchiedene Gegenſtände behandeln; — daß der eine das ganze Leben und das ganze Volk, der andere hingegen die Vorfälle des Privatlebens, das Innere der Familien, und die Lächerlichkeiten des Individuums auf die Bühne gebracht hat: dieſe Verſchiedenheit der komiſchen Stoffe iſt eine Folge der Verſchiedenheit der Zeit, des Ortes und der Civiliſazion ... Aber dem Ariſtophanes wie dem Molière dient die Realität, die wirkliche Welt, immer als Boden ihrer Darſtellungen. Es ſind die Sitten und die Ideen ihres Jahrhunderts, die Laſter und Thorheiten ihrer Mitbürger, überhaupt es iſt die Natur und das Leben der Menſchen, was ihre poetiſche Laune entzündet und erhält. Die Comödie entſpringt daher aus der Welt, welche den Poeten umgiebt, und ſie ſchmiegt ſich, noch viel enger als die Tragödie, an die äußeren Thatſachen der Wirklichkeit ....

„Nicht ſo bei Shakeſpeare. Zu ſeiner Zeit hatte in England der Stoff der dramatiſchen Kunſt, Natur und Menſchengeſchick, noch nicht von den Händen der Kunſt jene Unterſcheidung und Claſſifikazion empfangen. Wenn der Dichter dieſen Stoff für die Bühne bearbeiten wollte, ſo nahm er ihn in ſeiner Ganzheit, mit allen ſeinen Beimiſchungen, mit allen Contraſten die ſich darin begegneten, und der Geſchmack des Publikums gerieth keineswegs in Verſuchung ſich über ſolches Verfahren zu beklagen. Das Komiſche, dieſer Theil der menſchlichen Wirklichkeit, durfte ſich überall hinſtellen, wo die Wahrheit ſeine Gegenwart verlangte oder duldete; und es war ganz im Charakter jener engliſchen Civiliſazion, daß die Tragödie, indem man ihr ſolchermaßen das Komiſche beigeſellte, keineswegs ihre Wahrheitswürde einbüßte. Bei ſolchem Zuſtand der Bühne und ſolcher Neigung des Publikums, was konnte ſich da als die eigentliche Comödie darbieten? Wie konnte letztere als beſondere Gattung gelten und ihren beſtimmten Namen Comödie führen? Es gelang ihr, indem ſie ſich von jenen Realitäten losſagte, wo ja doch die Grenzen ihres natürlichen Gebietes weder geſchützt noch anerkannt wurden. Dieſe Comödie beſchränkte ſich nicht mehr auf die Darſtellung beſtimmter Sitten und durchgeführter Charaktere; ſie ſuchte nicht mehr die Dinge und die Menſchen unter einer zwar lächerlichen aber wahren Geſtalt zu ſchildern: ſondern ſie ward ein phantaſtiſches und romantiſches Geiſteswerk, ein Zufluchtsort für alle jene ergötzlichen Unwahrſcheinlichkeiten, welche die Phantaſie, aus Trägheit oder Laune, nur an einem dünnen Faden zuſammenreiht, um daraus allerlei bunte Verknüpfungen zu bilden, die uns erheitern und intereſſiren, ohne eben dem Urtheil der Vernunft Stand zu halten. Anmuthige Gemälde, Ueberraſchungen, heitere Intriguen, gereizte Neugier, getäuſchte Erwartungen, Verwechslungen, witzige Aufgaben welche Verkleidungen herbeiführen, das ward der Stoff jener harmloſen, leicht zuſammengewürfelten Spiele. Die Contextur

der ſpaniſchen Stücke, woran man in England Geſchmack zu finden begann, lieferte dieſen Spielen allerlei verſchiedene Rahmen und Muſter, die ſich auch ſehr gut anpaſſen ließen auf jene Chroniken und Balladen, auf jene franzöſiſchen und italieniſchen Novellen, welche, nebſt den Ritterromanen, eine Lieblingslektüre des Publikums waren. Es iſt begreiflich, wie dieſe reiche Fundgrube und dieſe leichte Gattung die Aufmerkſamkeit Shakeſpeare's ſchon frühe auf ſich zog! Man darf ſich nicht wundern, daß ſeine junge und glänzende Einbildungskraft ſich gern in jenen Stoffen wiegte, wo ſie des ſtrengen Vernunftjoches baar, auf Koſten der Wahrſcheinlichkeit alle mögliche ernſte und ſtarke Effekte bereiten konnte! Dieſer Dichter, deſſen Geiſt und Hand mit gleicher Raſtloſigkeit ſich bewegten, deſſen Manuſkripte faſt keine Spur von Verbeſſerungen enthielten, er mußte ſich gewiß mit beſonderer Luſt jenen ungezügelten und abentheuerlichen Spielen hingeben, worin er ohne Anſtrengung alle ſeine verſchiedenartigen Fähigkeiten entfalten durfte. Er konnte alles in ſeine Comödien hineinſchütten, und in der That! er goß alles hinein, ausgenommen was mit einem ſolchen Syſteme ganz unverträglich war, nämlich jene logiſche Verknüpfung, welche jeden Theil des Stückes dem Zwecke des Ganzen unterordnet, und in jeder Einzelheit die Tiefe, Größe und Einheit des Werks bekundet. In den Tragödien des Shakeſpeare findet man ſchwerlich irgend eine Conzepzion, eine Situazion, einen Akt der Leidenſchaft, einen Grad des Laſters oder der Tugend, welchen man nicht ebenfalls in einer ſeiner Comödien wiederfände; aber was ſich dort in die abgründlichſte Tiefe erſtreckt, was ſich fruchtbar an erſchütternden Folgerungen erweiſt, was ſich ſtreng in eine Reihe von Urſachen und Wirkungen einfügt: das iſt hier kaum angedeutet, nur für einen Augenblick hingeworfen, um einen flüchtigen Effekt zu erzielen und ſich eben ſo ſchnell in einer neuen Verknüpfung zu verlieren."

In der That, der Elephant hat Recht: Das Weſen der Shakeſpeare'ſchen Comödie beſteht in der bunten Schmetterlingslaune, womit ſie von Blume zu Blume dahingaukelt, ſelten den Boden der Wirklichkeit berührend. Nur im Gegenſatz zu der realiſtiſchen Comödie der Alten und der Franzoſen läßt ſich von der Shakeſpeare'ſchen Comödie etwas Beſtimmtes ausſagen.

Ich habe vorige Nacht lange darüber nachgegrübelt, ob ich nicht dennoch von dieſer unendlichen und unbegrenzten Gattung von der Comödie des Shakeſpeare, eine poſitive Erklärung geben könnte. Nach langem Hin- und Herſinnen ſchlief ich endlich ein, und mir träumte: es ſei ſternhelle Nacht und ich ſchwämme in einem kleinen Kahn, auf einem weiten, weiten See, wo allerlei Barken, angefüllt mit Masken, Muſikanten und Fackeln, tönend und glänzend, manchmal nah, manchmal ferne, an mir vorbeifuhren. Das waren Koſtume aus allen Zeiten und Landen: altgriechiſche Tuniken, mittelalterliche Rittermäntel, orientaliſche Turbane, Schäferhüte mit flatternden Bän-

dern, wilde und zahme Thierlarven . . . Zuweilen nickte mir eine wohlbekannte Geſtalt . . . Zuweilen grüßten vertraute Weiſen . . . Aber das zog immer ſchnell vorüber, und lauſchte ich eben den Tönen der freudigen Melodie, die mir aus einer dahin gleitenden Barke entgegenjubelten, ſo verhallten ſie bald, und anſtatt der luſtigen Fideln erſeufzten neben mir die melancholiſchen Waldhörner einer anderen Barke . . . Manchmal trug der Nachtwind beides zu gleicher Zeit an mein Ohr, und da bildeten dieſe gemiſchten Töne eine ſelige Harmonie . . . Die Waſſer erklangen von unerhörtem Wohllaut, und brannten im magiſchen Widerſchein der Fackeln, und die buntbewimpelten Luſtſchiffe, mit ihrer abentheuerlichen Maskenwelt, ſchwammen in Licht und Muſik . . . Eine anmuthige Frauengeſtalt, die am Steuer einer jeden Barke ſtand, rief mir im Vorbeifahren: Nicht wahr, mein Freund, du hätteſt gern eine Definizion von der Shakeſpeare'ſchen Comödie? Ich weiß nicht, ob ich es bejahte, aber das ſchöne Weib hatte zu gleicher Zeit ihre Hand ins Waſſer getaucht und mir die klingenden Funken in's Geſicht geſpritzt, ſo daß ein allgemeines Gelächter erſcholl und ich davon erwachte.

Wer war jene anmuthige Frauengeſtalt, die mich ſolchermaßen im Traume neckte? Auf ihrem idealiſch ſchönen Haupte ſaß eine buntſcheckige gehörnte Schellenkappe, ein weißes Atlaskleid mit flatternden Bändern umſchloß die faſt allzu ſchlanken Glieder, und vor der Bruſt trug ſie eine rothblühende Diſtel. Es war vielleicht die Göttin der Caprize, jene ſonderbare Muſe, die bei der Geburt Roſalindens, Beatrizes, Titanias, Violas, und wie ſie ſonſt heißen, die lieblichen Kinder der Shakeſpeare'ſchen Comödie, zugegen war und ihnen die Stirne küßte. Sie hat wohl alle ihre Launen und Grillen und Schrullen in die jungen Köpfchen hineingeküßt, und das wirkte auch auf die Herzen. Wie bei den Männern, ſo auch bei den Weibern in der Shakeſpeare'ſchen Comödie, iſt die Leidenſchaft ganz ohne jenen furchtbaren Ernſt, ganz ohne jene fataliſtiſche Nothwendigkeit, womit ſie ſich in den Tragödien offenbart. Amor trägt dort zwar ebenfalls eine Binde und einen Köcher mit Pfeilen. Aber dieſe Pfeile ſind dort weniger tödtlich zugeſpitzt als buntbefiedert, und der kleine Gott ſchielt manchmal ſchalkhaft über die Binde hinweg. Auch die Flammen brennen dort weniger als ſie leuchten, aber Flammen ſind es immer, und wie in den Tragödien des Shakeſpeare, ſo auch in ſeinen Comödien trägt die Liebe ganz den Charakter der Wahrheit. Ja, Wahrheit iſt immer das Kennzeichen Shakeſpeare'ſcher Liebe, gleichviel in welcher Geſtalt ſie erſcheint, ſie mag ſich Miranda nennen oder Julia oder gar Cleopatra.

Indem ich dieſe Namen eher zufällig als abſichtlich zuſammen erwähne, bietet ſich mir die Bemerkung, daß ſie auch die drei bedeutungsvollſten Typen der Liebe bezeichnen. Miranda iſt die Repräſentantin einer Liebe, welche, ohne hiſtoriſche Einflüſſe, als Blume eines unbefleckten Bodens, den nur Gei-

Shiboleth. Aber siegt einst Satan, der sündhafte Pantheismus, vor welchem uns sowohl alle Heiligen des alten und des neuen Testaments als auch des Corans bewahren mögen, so zieht sich über die Häupter der armen Juden ein Verfolgungsgewitter, das ihre früheren Erduldungen noch weit überbieten wird . . .

Trotz dem, daß ich in der Synagoge von Venedig nach allen Seiten umherspähete, konnte ich das Antlitz des Shylok's nirgens erblicken. Und doch war es mir, als halte er sich dort verborgen, unter irgend einem jener weißen Talare, inbrünstiger betend als seine übrigen Glaubensgenossen, mit stürmischer Wildheit, ja mit Raserei hinaufbetend zum Throne Jehovas, des harten Gottkönigs! Ich sah ihn nicht. Aber gegen Abend, wo, nach dem Glauben der Juden, die Pforten des Himmels geschlossen werden und kein Gebet mehr Einlaß erhält, hörte ich eine Stimme, worin Thränen rieselten, wie sie nie mit den Augen geweint werden . . . Es war ein Schluchzen, das einen Stein in Mitleid zu rühren vermochte . . . Es waren Schmerzlaute, wie sie nur aus einer Brust kommen konnten, die all das Martyrthum, welches ein ganzes gequältes Volk seit achtzehn Jhrhunderten ertragen hat, in sich verschlossen hielt . . . Es war das Röcheln einer Seele, welche todtmüde niedersinkt vor den Himmelspforten . . . Und diese Stimme schien mir wohlbekannt, und mir war, als hätte ich sie einst gehört, wie sie eben so verzweiflungsvoll jammerte: „Jessika, mein Kind!“

Comödien.

In den einleitenden Blättern dieſes Bilderſaals habe ich berichtet, auf welchen Wegen ſich die Popularität Shakeſpeare's in England und Deutſchland verbreitete, und wie hier und dort ein Verſtändniß ſeiner Werke befördert ward. Leider konnte ich in Bezug auf romaniſche Länder keine ſo erfreuliche Nachrichten mittheilen: in Spanien iſt der Name unſeres Dichters bis auf heutigen Tag ganz unbekannt geblieben; Italien ignorirt ihn vielleicht abſichtlich, um den Ruhm ſeiner großen Poeten vor transalpiniſcher Nebenbuhlerſchaft zu beſchützen; und Frankreich, die Heimath des herkömmlichen Geſchmacks und des gebildeten Tons, glaubte lange Zeit den großen Britten hinlänglich zu ehren, wenn es ihn einen genialen Barbaren nannte, und über ſeine Rohheit ſo wenig als möglich ſpöttelte. Indeſſen die politiſche Revoluzion, welche dieſes Land erlebte, hat auch eine literariſche hervorgebracht, die vielleicht an Terrorismus die erſtere überbietet, und Shakeſpeare ward bei dieſer Gelegenheit aufs Schild gehoben. Freilich, wie in ihren politiſchen Umwälzungsverſuchen, ſind die Franzoſen ſelten ganz ehrlich in ihren literäriſchen Revoluzionen; wie dort, ſo auch hier, preiſen und feiern ſie irgend einen Helden, nicht ob ſeinem wahren inwohnenden Werthe, ſondern wegen des momentanen Vortheils den ihre Sache durch ſolche Anpreiſung und Feier gewinnen kann; und ſo geſchieht es, daß ſie heute emporrühmen, was ſie morgen wieder herabwürdigen müſſen, und umgekehrt. Shakeſpeare iſt ſeit zehn Jahren in Frankreich, für die Parthei welche die literariſche Revoluzion durchkämpft, ein Gegenſtand der blindeſten Anbetung. Aber, ob er bei dieſen Männern der Bewegung eine wirkliche gewiſſenhafte Anerkennung, oder gar ein richtiges Verſtändniß gefunden hat, iſt die große Frage. Die Franzoſen ſind zu ſehr die Kinder ihrer Mütter, ſie haben zu ſehr die geſellſchaftliche Lüge mit der Ammenmilch eingeſogen, als daß ſie dem Dichter, der die Wahrheit der Natur in jedem Worte athmet, ſehr viel Geſchmack abgewinnen oder gar ihn verſtehen könnten. Es herrſcht freilich bei ihren Schriftſtellern ſeit einiger Zeit ein unbändiges Streben nach ſolcher Natürlichkeit; ſie reißen ſich gleichſam verzweiflungsvoll die konvenzionellen Gewänder vom Leibe, und zeigen ſich in der ſchrecklichſten

Nacktheit . . . Aber irgend ein modiſcher Fetzen, welcher ihnen dennoch immer anhängen bleibt, giebt Kunde von der überlieferten Unnatur und entlockt dem deutſchen Zuſchauer ein ironiſches Lächeln. Dieſe Schriftſteller mahnen mich immer an die Kupferſtiche gewiſſer Romane, wo die unſittlichen Liebſchaften des achtzehnten Jahrhunderts abkonterfeit ſind, und, trotz dem paradieſiſchen Naturkoſtüme der Herren und Damen, jene ihre Zopfperücken, dieſe ihre Thurmfriſuren und ihre Schuhe mit hohen Abſätzen beibehalten haben.

Nicht durch direkte Kritik, ſondern indirekt, durch dramatiſche Schöpfungen, die dem Shakeſpeare mehr oder minder nachgebildet ſind, gelangen die Franzoſen zu einigem Verſtändniß des großen Dichters. Als ein Vermittler in dieſer Weiſe, iſt Victor Hugo ganz beſonders zu rühmen. Ich will ihn hiermit keineswegs als bloßen Nachahmer des Britten im gewöhnlichen Sinne betrachtet wiſſen. Victor Hugo iſt ein Genius von erſter Größe und bewunderungswürdig iſt ſein Flug und ſeine Schöpferkraft; er hat das Bild und hat das Wort; er iſt der größte Dichter Frankreichs; aber ſein Pegaſus hegt eine krankhafte Scheu vor den brauſenden Strömen der Gegenwart und geht nicht gern zur Tränke, wo das Tageslicht in den friſchen Fluten ſich abſpiegelt . . . vielmehr unter den Ruinen der Vergangenheit ſucht er, zu ſeiner Erlabung, jene verſchollenen Quellen, wo einſt das hohe Flügelroß des Shakeſpeare ſeinen unſterblichen Durſt gelöſcht hat. Iſt es nun weil jene alten Quellen, halbverſchüttet und übermohrt, keinen reinen Trunk mehr bieten: genug, Victor Hugos dramatiſche Gedichte enthalten mehr den trüben Moder als den belebenden Geiſt der altengliſchen Hippokrene, es fehlt ihnen die heitere Klarheit und die harmoniſche Geſundheit . . . und ich muß geſtehen, zuweilen erfaßt mich der ſchauerliche Gedanke, dieſer Victor Hugo ſei das Geſpenſt eines engliſchen Poeten, aus der Blüthezeit der Eliſabeth, ein todter Dichter der verdrießlich dem Grabe entſtiegen, um in einem anderen Lande und in einer anderen Periode, wo er vor der Konkurrenz des großen Williams geſichert, einige poſthume Werke zu ſchreiben. In der That, Victor Hugo mahnt mich an Leute wie Marlow, Decker, Heiwood u. ſ. w., die in Sprache und Manier ihrem großen Zeitgenoſſen ſo ähnlich waren, und nur ſeinen Tiefblick und Schönheitsſinn, ſeine furchtbare und lächelnde Grazie, ſeine offenbarende Naturſendung, entbehrten . . . Und ach! zu den Mängeln eines Marlows, Deckers und Heiwoods, geſellt ſich bei Victor Hugo noch das ſchlimmſte Entbehrniß: es fehlt ihm das Leben. Jene litten an kochender Ueberfülle, an wildeſter Vollblütigkeit, und ihr poetiſches Schaffen war geſchriebenes Athmen, Jauchzen und Schluchzen; aber Victor Hugo, bei aller Verehrung, die ich ihm zolle, ich muß es geſtehen, hat etwas Verſtorbenes, Unheimliches, Spukhaftes, etwas grabentſtiegen Vampyriſches . . . Er weckt nicht die Begeiſterung in unſern Herzen, ſondern er ſaugt ſie heraus . . . Er verſöhnt nicht unſere

Gefühle durch poetiſche Verklärung, ſondern er erſchreckt ſie durch widerwärtiges Zerrbild . . . Er leidet an Tod und Häßlichkeit.

Eine junge Dame, die mir ſehr nahe ſteht, äußerte ſich jüngſt über dieſe Häßlichkeits-Sucht der Hugo'ſchen Muſe mit ſehr treffenden Worten. Sie ſagte nämlich: Die Muſe des Victor Hugo mahnt mich an das Mährchen von der wunderlichen Prinzeſſin, die nur den häßlichſten Mann heirathen wollte, und in dieſer Anſicht im ganzen Lande das Aufgeboth ergehen ließ, daß ſich alle Junggeſellen von ausgezeichneter Mißbildung an einem gewiſſen Tage vor ihrem Schloſſe, als Ehekandidaten, verſammeln ſollten . . . Da gab's nun freilich eine gute Auswahl von Krüppeln und Fratzen, und man glaubte das Perſonal eines Hugo'ſchen Werkes vor ſich zu ſehen . . . Aber Quaſimodo führte die Braut nach Hauſe.

Nach Victor Hugo muß ich wieder des Alexander Dümas erwähnen; auch dieſer hat dem Verſtändniß des Shakeſpeare in Frankreich mittelbar vorgearbeitet. Wenn jener durch Extravaganz im Häßlichen die Franzoſen daran gewöhnte, im Drama nicht bloß die ſchöne Drappirung der Leidenſchaft zu ſuchen, ſo bewirkte Dümas, daß ſeine Landsleute an dem natürlichen Ausdruck der Leidenſchaft großes Gefallen gewannen. Aber ihm galt die Leidenſchaft als das Höchſte, und in ſeinen Dichtungen uſurpirte ſie den Platz der Poeſie. Dadurch freilich wirkte er deſto mehr auf der Bühne. Er gewöhnte das Publikum in dieſer Sphäre, in der Darſtellung der Leidenſchaften, an die größten Kühnheiten des Shakeſpeare; und wer einmal an Heinrich III. und Richard Darlington Gefallen fand, klagte nicht mehr über Geſchmackloſigkeit im Othello und Richard III. Der Vorwurf des Plagiats, den man ihm einſt anheften wollte, war eben ſo thöricht wie ungerecht. Dümas hat freilich in ſeinen leidenſchaftlichen Scenen hie und da etwas dem Shakeſpeare entlehnt, aber unſer Schiller that dieſes mit noch weit kühnerem Zugriff, ohne dadurch irgend einem Tadel zu verfallen. Und gar Shakeſpeare ſelber, wie viel entlehnte er nicht ſeinen Vorgängern! Auch dieſem Dichter begegnete es, daß ein ſauertöpfiger Pamphletiſt mit der Behauptung gegen ihn auftrat: „Das Beſte ſeiner Dramen ſei den ältern Schriftſtellern entwendet.“ Shakeſpeare wird bei dieſer lächerlichen Gelegenheit ein Rabe genannt, welcher ſich mit dem fremden Gefieder des Pfauen geſchmückt habe. Der Schwan von Avon ſchwieg und dachte vielleicht in ſeinem göttlichen Sinn: „ich bin weder Rabe noch Pfau!“ und wiegte ſich ſorglos auf den blauen Fluthen der Poeſie, manchmal hinauflächelnd zu den Sternen, den goldenen Gedanken des Himmels.

Des Grafen Alfred de Vigny muß hier ebenfalls Erwähnung geſchehen. Dieſer Schriftſteller, des engliſchen Idioms kundig, beſchäftigte ſich am gründlichſten mit den Werken des Shakeſpeare, überſetzte einige derſelben mit großem

Geſchick, und dieſes Studium übte auch auf ſeine Originalarbeiten den günſtigſten Einfluß. Bei dem feinhörigen und ſcharfäugigen Kunſtſinn, den man dem Grafen de Vigny zuerkennen muß, darf man annehmen, daß er den Geiſt Shakeſpeare's tiefer behorcht und beobachtet habe, als die meiſten ſeiner Landsleute. Aber das Talent dieſes Mannes, wie auch ſeine Denk- und Gefühlart, iſt auf das Zierliche und Miniaturmäßige gerichtet, und ſeine Werke ſind beſonders koſtbar durch ihre ausgearbeitete Feinheit. Ich kann mir's daher wohl denken, daß er manchmal wie verblüfft ſtehen blieb vor jenen ungeheuren Schönheiten, die Shakeſpeare gleichſam aus den gewaltigſten Granitblöcken der Poeſie ausgehauen hat ... Er betrachtete ſie gewiß mit ängſtlicher Bewunderung, gleich einem Goldſchmied, der in Florenz jene koloſſalen Pforten des Baptisterii anſtarrt, die, einem einzigen Metallguß entſprungen, dennoch zierlich und lieblich, wie ciſelirt, ja wie die feinſte Bijouterie-Arbeit ausſehen.

Wird es den Franzoſen ſchon ſchwer genug, die Tragödien Shakeſpeare's zu verſtehen, ſo iſt ihnen das Verſtändniß ſeiner Comödien faſt ganz verſagt. Die Poeſie der Leidenſchaft iſt ihnen zugänglich: auch die Wahrheit der Charakteriſtik können ſie bis auf einen gewiſſen Grad begreifen: denn ihre Herzen haben brennen gelernt, das Paſſionirte iſt ſo recht ihr Fach, und mit ihrem analitiſchen Verſtande wiſſen ſie jeden gegebenen Charakter in ſeine feinſten Beſtandtheile zu zerlegen, und die Phaſen zu berechnen, worin er jedesmal gerathen wird, wenn er mit beſtimmten Weltrealitäten zuſammenſtößt. Aber im Zaubergarten der Shakeſpeare'ſchen Comödie iſt ihnen all dieſes Erfahrungswiſſen von wenig Hülfe. Schon an der Pforte bleibt ihnen der Verſtand ſtehen, und ihr Herz weiß kein Beſcheid, und es fehlt ihnen die geheimnißvolle Wünſchelruthe, deren bloße Berührung das Schloß ſprengt. Da ſchauen ſie mit verwunderten Augen durch das goldene Gitter, und ſehen wie Ritter und Edelfrauen, Schäfer und Schäferinnen, Narren und Weiſe, unter den hohen Bäumen einherwandeln; wie der Liebende und ſeine Geliebte im kühlen Schatten lagern und zärtliche Reden tauſchen; wie dann und wann ein Fabelthier, etwa ein Hirſch mit ſilbernem Geweih, vorüberjagt, oder gar ein keuſches Einhorn aus dem Buſche ſpringt und der ſchönen Jungfrau ſein Haupt in den Schooß legt ... Und ſie ſehen, wie aus den Bächen die Waſſerfrauen, mit grünem Haar und glänzenden Schleiern, hervortauchen, und wie plötzlich der Mond aufgeht ... Und ſie hören dann wie die Nachtigall ſchlägt ... Und ſie ſchütteln ihre klugen Köpflein über all das unbegreiflich närriſche Zeug! Ja, die Sonne können die Franzoſen allenfalls begreifen, aber nicht den Mond, und am allerwenigſten das ſelige Schluchzen und melancholiſch entzückte Trillern der Nachtigallen ...

Ja, weder ihre empiriſche Bekanntſchaft mit den menſchlichen Paſſionen,

noch ihre poſitive Weltkenntniß, iſt den Franzoſen von einigem Nutzen, wenn ſie die Erſcheinungen und Töne enträthſeln wollen, die ihnen aus dem Zaubergarten der Shakeſpeare'ſchen Comödie entgegen glänzen und klingen . . . Sie glauben manchmal ein Menſchengeſicht zu ſehen, und bei näherem Hinblick iſt es eine Landſchaft, und was ſie für Augebraunen hielten war ein Haſelbuſch, und die Naſe war ein Felſen und der Mund eine kleine Quelle, wie wir dergleichen auf den bekannten Vexirbildern ſchauen . . . Und umgekehrt, was die armen Franzoſen für einen bizarrgewachſenen Baum oder wunderlichen Stein anſahen, das präſentirt ſich bei genauerer Betrachtung als ein wirkliches Menſchengeſicht von ungeheuerem Ausdruck. Gelingt es ihnen etwa mit höchſter Anſtrengung des Ohres irgend ein Wechſelgeſpräch der Liebenden, die im Schatten der Bäume lagern, zu belauſchen, ſo gerathen ſie in noch größere Verlegenheit . . . Sie hören bekannte Worte, aber dieſe haben einen ganz anderen Sinn; und ſie behaupten dann dieſe Leute verſtünden nichts von der flammenden Leidenſchaft, von der großen Paſſion, das ſei witziges Eis was ſie einander zur Erfriſchung böten, nicht lodernder Liebestrunk . . . Und ſie merkten nicht, daß dieſe Leute nur verkleidete Vögel ſind, und in einer Coterieſprache konverſiren, die man nur im Traume oder in der früheſten Kindheit erlernen kann . . . Aber am ſchlimmſten geht es den Franzoſen, da drauſſen an den Gitterpforten der Shakeſpeare'ſchen Comödie, wenn manchmal ein heiterer Weſtwind über ein Blumenbeet jenes Zaubergartens dahin ſtreicht, und ihnen die unerhörteſten Wohlgerüche in die Naſe weht . . . „Was iſt das?"

Die Gerechtigkeit verlangt, daß ich hier eines franzöſiſchen Schriftſtellers erwähne, welcher mit einigem Geſchick die Shakeſpeare'ſchen Comödien nachahmte, und ſchon durch die Wahl ſeiner Muſter eine ſeltene Empfänglichkeit für wahre Dichtkunſt beurkundete. Dieſer iſt Herr Alfred de Müſſet. Er hat vor etwa fünf Jahren einige kleine Dramen geſchrieben, die, was den Bau und die Weiſe betrifft, ganz den Comödien des Shakeſpeare nachgebildet ſind. Beſonders hat er ſich die Caprize (nicht den Humor), der in denſelben herrſcht, mit franzöſiſcher Leichtigkeit zu eigen gemacht. Auch an einiger, zwar ſehr dünndrähtiger, aber doch probehaltiger Poeſie fehlte es nicht in dieſen hübſchen Kleinigkeiten. Nur war zu bedauern, daß der damals jugendliche Verfaſſer außer der franzöſiſchen Ueberſetzung des Shakeſpeare, auch die des Byron geleſen hatte, und dadurch verleitet ward, im Koſtüme des ſpleenigen Lords, jene Ueberſättigung und Lebensſattheit zu affektiren, die in jener Periode unter den jungen Leuten zu Paris Mode war. Die roſigſten Knäbchen, die geſundeſten Gelbſchnäbel, behaupteten damals ihre Genußfähigkeit ſei erſchöpft, ſie erheuchelten eine greiſenhafte Erkältung des Gemüthes, und gaben ſich ein zerſtörtes und gähnendes Ausſehen.

Seitdem freilich ist unser armer Monsieur Müsset von seinem Irrthume zurückgekommen, und er spielt nicht mehr den Blasé in seinen Dichtungen, — aber ach! seine Dichtungen enthalten jetzt, statt der simulirten Zerstörniß, die weit trostloseren Spuren eines wirklichen Verfalls seiner Leibes- und Seelenkräfte ... Ach! dieser Schriftsteller erinnert mich an jene künstlichen Ruinen, die man in den Schloßgärten des achtzehnten Jahrhunderts zu erbauen pflegte, an jene Spielereien einer kindischen Laune, die aber im Laufe der Zeit unser wehmüthigstes Mitleid in Anspruch nehmen, wenn sie in allem Ernste verwittern und vermodern und in wahrhafte Ruinen sich verwandeln.

Die Franzosen sind, wie gesagt, wenig geeignet, den Geist der Shakespeareschen Comödien aufzufassen, und unter ihren Kritikern habe ich, mit Ausnahme eines einzigen, niemand gefunden, der auch nur eine Ahnung von diesem seltsamen Geiste besäße. Wer ist das? Wer ist jene Ausnahme? Gutzkow sagt, der Elephant sei der Doktrinär unter den Thieren. Und ein solcher verständiger und sehr schwerfälliger Elephant, hat das Wesen der Shakespeare'schen Comödie am scharfsinnigsten aufgefaßt. Ja, man sollte es kaum glauben, es ist Herr Guizot, welcher über jene graziösen und muthwilligsten Luftgebilde der modernen Muse das Beste geschrieben hat, und zu Verwunderung und Belehrung des Lesers, übersetze ich hier eine Stelle aus einer Schrift, die im Jahre 1822 bei Ladvokat in Paris erschienen, und "De Shakespeare et de la Poésie dramatique, par F. Guizot" betitelt ist.

„Jene Shakespeare'schen Comödien gleichen weder der Comödie des Molière noch des Aristophanes oder der Römer. Bei den Griechen, und in der neueren Zeit bei den Franzosen, entstand die Comödie durch eine zwar freie aber aufmerksame Beobachtung des wirklichen Weltlebens, und die Darstellung desselben auf der Bühne war ihre Aufgabe. Die Unterscheidung einer komischen und einer tragischen Gattung findet man schon im Beginn der Kunst, und mit der Ausbildung derselben hat sich die Trennung beider Gattungen immer bestimmter ausgesprochen. Sie trägt ihren Grund in den Dingen selbst. Die Bestimmung wie die Natur des Menschen, seine Leidenschaften und seine Geschäfte, der Charakter und die Ereignisse, alles in uns und um uns, hat sowohl seine ernsthafte wie spaßhafte Seite, und kann sowohl unter dem einen wie dem andern Gesichtspunkte betrachtet und dargestellt werden. Diese Zweiseitigkeit des Menschen und der Welt, hat der dramatischen Poesie zwei natürlichermaßen verschiedene Bahnen angewiesen; aber während sie die eine oder die andere zu ihrem Tummelplatz erwählte, hat die Kunst sich dennoch nie von der Beobachtung und Darstellung der Wirklichkeit abgewendet. Mag Aristophanes mit unumschränkter Phantasie-Freiheit die Laster und Thorheiten der Athener geißeln; mag Molière die Gebrechen der Leichtgläubigkeit, des Geizes, der Eifersucht, der Pedanterei, der adligen Hoffart, der bürgerlichen Eitel-

keit und der Tugend ſelbſt durchhecheln; — was liegt daran, daß beide Dichter ganz verſchiedene Gegenſtände behandeln; — daß der eine das ganze Leben und das ganze Volk, der andere hingegen die Vorfälle des Privatlebens, das Innere der Familien, und die Lächerlichkeiten des Individuums auf die Bühne gebracht hat: dieſe Verſchiedenheit der komiſchen Stoffe iſt eine Folge der Verſchiedenheit der Zeit, des Ortes und der Civiliſazion ... Aber dem Ariſtophanes wie dem Molière dient die Realität, die wirkliche Welt, immer als Boden ihrer Darſtellungen. Es ſind die Sitten und die Ideen ihres Jahrhunderts, die Laſter und Thorheiten ihrer Mitbürger, überhaupt es iſt die Natur und das Leben der Menſchen, was ihre poetiſche Laune entzündet und erhält. Die Comödie entſpringt daher aus der Welt, welche den Poeten umgiebt, und ſie ſchmiegt ſich, noch viel enger als die Tragödie, an die äußeren Thatſachen der Wirklichkeit ....

„Nicht ſo bei Shakeſpeare. Zu ſeiner Zeit hatte in England der Stoff der dramatiſchen Kunſt, Natur und Menſchengeſchick, noch nicht von den Händen der Kunſt jene Unterſcheidung und Claſſifikazion empfangen. Wenn der Dichter dieſen Stoff für die Bühne bearbeiten wollte, ſo nahm er ihn in ſeiner Ganzheit, mit allen ſeinen Beimiſchungen, mit allen Contraſten die ſich darin begegneten, und der Geſchmack des Publikums gerieth keineswegs in Verſuchung ſich über ſolches Verfahren zu beklagen. Das Komiſche, dieſer Theil der menſchlichen Wirklichkeit, durfte ſich überall hinſtellen, wo die Wahrheit ſeine Gegenwart verlangte oder duldete; und es war ganz im Charakter jener engliſchen Civiliſazion, daß die Tragödie, indem man ihr ſolchermaßen das Komiſche beigeſellte, keineswegs ihre Wahrheitswürde einbüßte. Bei ſolchem Zuſtand der Bühne und ſolcher Neigung des Publikums, was konnte ſich da als die eigentliche Comödie darbieten? Wie konnte letztere als beſondere Gattung gelten und ihren beſtimmten Namen Comödie führen? Es gelang ihr, indem ſie ſich von jenen Realitäten losſagte, wo ja doch die Grenzen ihres natürlichen Gebietes weder geſchützt noch anerkannt wurden. Dieſe Comödie beſchränkte ſich nicht mehr auf die Darſtellung beſtimmter Sitten und durchgeführter Charaktere; ſie ſuchte nicht mehr die Dinge und die Menſchen unter einer zwar lächerlichen aber wahren Geſtalt zu ſchildern: ſondern ſie ward ein phantaſtiſches und romantiſches Geiſteswerk, ein Zufluchtsort für alle jene ergötzlichen Unwahrſcheinlichkeiten, welche die Phantaſie, aus Trägheit oder Laune, nur an einem dünnen Faden zuſammenreiht, um daraus allerlei bunte Verknüpfungen zu bilden, die uns erheitern und intereſſiren, ohne eben dem Urtheil der Vernunft Stand zu halten. Anmuthige Gemälde, Ueberraſchungen, heitere Intriguen, gereizte Neugier, getäuſchte Erwartungen, Verwechslungen, witzige Aufgaben welche Verkleidungen herbeiführen, das ward der Stoff jener harmloſen, leicht zuſammengewürfelten Spiele. Die Contextur

der ſpaniſchen Stücke, woran man in England Geſchmack zu finden begann, lieferte dieſen Spielen allerlei verſchiedene Rahmen und Muſter, die ſich auch ſehr gut anpaſſen ließen auf jene Chroniken und Balladen, auf jene franzöſiſchen und italieniſchen Novellen, welche, nebſt den Ritterromanen, eine Lieblingslektüre des Publikums waren. Es iſt begreiflich, wie dieſe reiche Fundgrube und dieſe leichte Gattung die Aufmerkſamkeit Shakeſpeare's ſchon frühe auf ſich zog! Man darf ſich nicht wundern, daß ſeine junge und glänzende Einbildungskraft ſich gern in jenen Stoffen wiegte, wo ſie des ſtrengen Vernunftjoches baar, auf Koſten der Wahrſcheinlichkeit alle mögliche ernſte und ſtarke Effekte bereiten konnte! Dieſer Dichter, deſſen Geiſt und Hand mit gleicher Raſtloſigkeit ſich bewegten, deſſen Manuſkripte faſt keine Spur von Verbeſſerungen enthielten, er mußte ſich gewiß mit beſonderer Luſt jenen ungezügelten und abentheuerlichen Spielen hingeben, worin er ohne Anſtrengung alle ſeine verſchiedenartigen Fähigkeiten entfalten durfte. Er konnte alles in ſeine Comödien hineinſchütten, und in der That! er goß alles hinein, ausgenommen was mit einem ſolchen Syſteme ganz unverträglich war, nämlich jene logiſche Verknüpfung, welche jeden Theil des Stückes dem Zwecke des Ganzen unterordnet, und in jeder Einzelheit die Tiefe, Größe und Einheit des Werks bekundet. In den Tragödien des Shakeſpeare findet man ſchwerlich irgend eine Conzepzion, eine Situazion, einen Akt der Leidenſchaft, einen Grad des Laſters oder der Tugend, welchen man nicht ebenfalls in einer ſeiner Comödien wiederfände; aber was ſich dort in die abgründlichſte Tiefe erſtreckt, was ſich fruchtbar an erſchütternden Folgerungen erweiſt, was ſich ſtreng in eine Reihe von Urſachen und Wirkungen einfügt: das iſt hier kaum angedeutet, nur für einen Augenblick hingeworfen, um einen flüchtigen Effekt zu erzielen und ſich eben ſo ſchnell in einer neuen Verknüpfung zu verlieren."

In der That, der Elephant hat Recht: Das Weſen der Shakeſpeare'ſchen Comödie beſteht in der bunten Schmetterlingslaune, womit ſie von Blume zu Blume dahingaukelt, ſelten den Boden der Wirklichkeit berührend. Nur im Gegenſatz zu der realiſtiſchen Comödie der Alten und der Franzoſen läßt ſich von der Shakeſpeare'ſchen Comödie etwas Beſtimmtes ausſagen.

Ich habe vorige Nacht lange darüber nachgegrübelt, ob ich nicht dennoch von dieſer unendlichen und unbegrenzten Gattung von der Comödie des Shakeſpeare, eine poſitive Erklärung geben könnte. Nach langem Hin- und Herſinnen ſchlief ich endlich ein, und mir träumte: es ſei ſternhelle Nacht und ich ſchwämme in einem kleinen Kahn, auf einem weiten, weiten See, wo allerlei Barken, angefüllt mit Masken, Muſikanten und Fackeln, tönend und glänzend, manchmal nah, manchmal ferne, an mir vorbeifuhren. Das waren Koſtume aus allen Zeiten und Landen: altgriechiſche Tuniken, mittelalterliche Rittermäntel, orientaliſche Turbane, Schäferhüte mit flatternden Bän-

dern, wilde und zahme Thierlarven . . . Zuweilen nickte mir eine wohlbekannte Geſtalt . . . Zuweilen grüßten vertraute Weiſen . . . Aber das zog immer ſchnell vorüber, und lauſchte ich eben den Tönen der freudigen Melodie, die mir aus einer dahin gleitenden Barke entgegenjubelten, ſo verhallten ſie bald, und anſtatt der luſtigen Fideln erſeufzten neben mir die melancholiſchen Waldhörner einer anderen Barke . . . Manchmal trug der Nachtwind beides zu gleicher Zeit an mein Ohr, und da bildeten dieſe gemiſchten Töne eine ſelige Harmonie . . . Die Waſſer erklangen von unerhörtem Wohllaut, und brannten im magiſchen Widerſchein der Fackeln, und die buntbewimpelten Luſtſchiffe, mit ihrer abentheuerlichen Maskenwelt, ſchwammen in Licht und Muſik . . . Eine anmuthige Frauengeſtalt, die am Steuer einer jeden Barke ſtand, rief mir im Vorbeifahren: Nicht wahr, mein Freund, du hätteſt gern eine Definizion von der Shakeſpeare'ſchen Comödie? Ich weiß nicht, ob ich es bejahte, aber das ſchöne Weib hatte zu gleicher Zeit ihre Hand ins Waſſer getaucht und mir die klingenden Funken in's Geſicht geſpritzt, ſo daß ein allgemeines Gelächter erſcholl und ich davon erwachte.

Wer war jene anmuthige Frauengeſtalt, die mich ſolchermaßen im Traume neckte? Auf ihrem idealiſch ſchönen Haupte ſaß eine buntſcheckige gehörnte Schellenkappe, ein weißes Atlaskleid mit flatternden Bändern umſchloß die faſt allzu ſchlanken Glieder, und vor der Bruſt trug ſie eine rothblühende Diſtel. Es war vielleicht die Göttin der Caprize, jene ſonderbare Muſe, die bei der Geburt Roſalindens, Beatrizes, Titanias, Violas, und wie ſie ſonſt heißen, die lieblichen Kinder der Shakeſpeare'ſchen Comödie, zugegen war und ihnen die Stirne küßte. Sie hat wohl alle ihre Launen und Grillen und Schrullen in die jungen Köpfchen hineingeküßt, und das wirkte auch auf die Herzen. Wie bei den Männern, ſo auch bei den Weibern in der Shakeſpeare'ſchen Comödie, iſt die Leidenſchaft ganz ohne jenen furchtbaren Ernſt, ganz ohne jene fataliſtiſche Nothwendigkeit, womit ſie ſich in den Tragödien offenbart. Amor trägt dort zwar ebenfalls eine Binde und einen Köcher mit Pfeilen. Aber dieſe Pfeile ſind dort weniger tödtlich zugeſpitzt als buntbefiedert, und der kleine Gott ſchielt manchmal ſchalkhaft über die Binde hinweg. Auch die Flammen brennen dort weniger als ſie leuchten, aber Flammen ſind es immer, und wie in den Tragödien des Shakeſpeare, ſo auch in ſeinen Comödien trägt die Liebe ganz den Charakter der Wahrheit. Ja, Wahrheit iſt immer das Kennzeichen Shakeſpeare'ſcher Liebe, gleichviel in welcher Geſtalt ſie erſcheint, ſie mag ſich Miranda nennen oder Julia oder gar Cleopatra.

Indem ich dieſe Namen eher zufällig als abſichtlich zuſammen erwähne, bietet ſich mir die Bemerkung, daß ſie auch die drei bedeutungsvollſten Typen der Liebe bezeichnen. Miranda iſt die Repräſentantin einer Liebe, welche, ohne hiſtoriſche Einflüſſe, als Blume eines unbefleckten Bodens, den nur Gei-

ſterfüße betreten durften, ihre höchſte Idealität entfalten konnte. Ariels Melodien haben ihr Herz gebildet, und die Sinnlichkeit erſchien ihr nie anders als in der abſchreckend häßlichen Geſtalt eines Kaliban. Die Liebe welche Ferdinand in ihr erregt, iſt daher nicht eigentlich naiv, ſondern von ſeliger Treuherzigkeit, von urweltlicher, faſt ſchauerlicher Reinheit. Julias Liebe trägt, wie ihre Zeit und Umgebung, einen mehr romantiſch mittelalterlichen, ſchon der Renaiſſançe entgegenblühenden Charakter; ſie iſt farbenglänzend wie der Hof der Scalière, und zugleich ſtark wie jene edlen Geſchlechter der Lombardei, die mit germaniſchem Blute verjüngt worden, und eben ſo kräftig liebten, wie ſie haßten. Julia repräſentirt die Liebe einer jugendlichen, noch etwas rohen aber unverdorbenen, geſunden Periode. Sie iſt ganz durchdrungen von der Sinnenglut und von der Glaubensſtärke einer ſolchen Zeit, und ſelbſt der kalte Moder der Todtengruft kann weder ihr Vertrauen erſchüttern, noch ihre Flamme dämpfen. Unſere Kleopatra, ach! ſie repräſentirt die Liebe einer ſchon erkrankten Civiliſazion, einer Zeit, deren Schönheit ſchon abwelkt, deren Locken zwar mit allen Künſten gekräuſelt, mit allen Wohlbüften geſalbt, aber auch mit manchem grauen Haar durchflochten ſind, einer Zeit, die den Kelch der zur Neige geht, um ſo haſtiger leeren will. Dieſe Liebe iſt ohne Glaube und ohne Treue, aber darum nicht minder wild und glühend. Im ärgerlichen Bewußtſein, daß dieſe Glut nicht zu dämpfen iſt, gießt das ungeduldige Weib noch Oel hinein, und ſtürzt ſich bachantiſch in die lodernden Flammen. Sie iſt feige und dennoch getrieben von eigner Zerſtörungsluſt. Die Liebe iſt immer eine Art Wahnſinn, mehr oder minder ſchön; aber bei dieſer ägyptiſchen Königin ſteigert ſie ſich zur gräulichſten Tollheit . . . Dieſe Liebe iſt ein raſender Comet, der mit ſeinem Flammenſchweif, in den unerhörteſten Kreisläufen, am Himmel dahinſtürmt, alle Sterne auf ſeinem Wege erſchreckt, wo nicht gar beſchädigt, und endlich, kläglich zuſammenkrachend, wie eine Rakete, in tauſend Funken zerſtiebt.

Ja, du gliche ſt einem furchtbaren Comete, ſchöne Cleopatra, und du glühteſt nicht blos zu deinem eignen Verderben, ſondern du bedeuteteſt auch Unglück für deine Zeitgenoſſen . . . Mit Antonius nimmt auch das alte heroiſche Römerthum ein jämmerliches Ende.

Womit ſoll ich aber euch vergleichen, Julia und Miranda? Ich ſchaue wieder nach dem Himmel und ſuche dort euer Ebenbild. Es befindet ſich vielleicht hinter den Sternen, wo mein Blick nicht hindringt. Vielleicht, wenn die glühende Sonne auch die Milde des Mondes beſäße, ich könnte dich mit ihr vergleichen, Julia! Wäre der milde Mond zugleich begabt mit der Glut der Sonne, ich würde dich damit vergleichen, Miranda!

Briefe aus Berlin.

(1822.)

Sollſtam! — Wenn ich der Dey von Tunis wäre,
Schlüg' ich, bei ſo zweideut'gem Vorfall, Lärm.

Kleiſt's „Prinz v. Homburg."

1.

Berlin, den 1. März 1822.

Haben Sie noch nicht Maria von Weber's „Freiſchütz" gehört? Nein! Unglücklicher Mann! Aber haben Sie nicht wenigſtens aus dieſer Oper „das Lied der Brautjungfern" oder „den Jungfernkranz" gehört? Nein! Glücklicher Mann!

Wenn Sie vom Halliſchen- nach dem Oranienburger-Thore, und vom Brandenburger- nach dem Königs-Thore, ja ſelbſt, wenn ſie vom Unterbaum nach dem Köpniker-Thore gehen, hören ſie jetzt immer und ewig dieſelbe Melodie, das Lied aller Lieder — „den Jungfernkranz."

Wie man in den Goethe'ſchen Elegien den armen Britten von dem "Marlborough s'en va-t-en guerre" durch alle Länder verfolgt ſieht, ſo werde auch ich von Morgens früh bis ſpät in die Nacht verfolgt durch das Lied:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide;
Wir führen dich zu Spiel und Tanz,
Zur Luſt und Hochzeitfreude.

Chor:

Schöner, ſchöner, ſchöner, grüner Jungfernkranz,
Mit veilchenblauer Seide, mit veilchenblauer Seide!

Lavendel, Myrth' und Thymian,
Das wächſt in meinem Garten;
Wie lange bleibt der Freiersmann,
Ich kann ihn kaum erwarten!

Chor:

Schöner, ſchöner, ſchöner, u. ſ. w.

Bin ich mit noch ſo guter Laune des Morgens aufgeſtanden, ſo wird doch gleich alle meine Heiterkeit fortgeärgert, wenn ſchon früh die Schuljugend, den „Jungfernkranz" zwitſchernd, meinem Fenſter vorbeizieht. Es dauert keine Stunde, und die Tochter meiner Wirthin ſteht auf mit ihrem „Jungfernkranz." Ich höre meinen Barbier „den Jungfernkranz" die Treppe heraufſingen. Die kleine Wäſcherin kommt „mit Lavendel, Myrth' und Thymian."

So geht's fort. Mein Kopf dröhnt. Ich kann's nicht aushalten, eile aus dem Hauſe und werfe mich mit meinem Aerger in eine Droſchke. Gut, daß ich durch das Rädergeraſſel nicht ſingen höre. Bei ***li ſteig' ich ab. Iſt's Fräulein zu ſprechen? Der Diener läuft. Ja. Die Thüre fliegt auf. Die Holde ſitzt am Pianoforte, und empfängt mich mit einem ſüßen:

„Wo bleibt der ſchmucke Freiersmann,
Ich kann ihn kaum erwarten." —

Sie ſingen wie ein Engel! rief ich mit krampfhafter Freundlichkeit. „Ich will noch einmal von vorne anfangen," lispelte die Gütige, und ſie windet wieder ihren Jungfernkranz, und windet, und windet, bis ich ſelbſt vor unſäglichen Qualen wie ein Wurm mich winde, bis ich vor Seelenangſt ausrufe: „Hilf Samiel!"

Sie müſſen wiſſen, ſo heißt der böſe Feind im Freiſchützen; der Jäger Kaſpar, der ſich ihm ergeben hat, ruft in jeder Noth: „Hilf Samiel;" es wurde hier Mode, in komiſcher Bedrängniß dieſen Ausruf zu gebrauchen, und Bouchér, der ſich den Sokrates der Violiniſten nennt, hat einſt ſogar im Concerte, als ihm eine Violinſaite ſprang, laut ausgerufen: Hilf Samiel!

Und Samiel hilft. Die beſtürzte Donna hält plötzlich ein mit dem räbernden Geſange, und lispelte: Was fehlt Ihnen? „Es iſt pures Entzücken," ächze ich mit forcirtem Lächeln. Sie ſind krank, lispelte ſie, gehen Sie nach dem Thiergarten, genießen Sie das ſchene Wetter und beſchauen Sie die ſchene Welt. Ich greife nach Hut und Stock, küſſe der Gnädigen die gnädige Hand, werfe ihr noch einen ſchmachtenden Paſſionsblick zu, ſtürze zur Thür hinaus, ſteige wieder in die erſte beſte Droſchke, und rolle nach dem Brandenburger Thore. Ich ſteige aus und laufe hinein in den Thiergarten.

Ich rathe Ihnen, wenn Sie hierher kommen, ſo verſäumen Sie nicht, an ſolchen ſchönen Vorfrühlingstagen, um dieſe Zeit, um halb eins, in den Thiergarten zu gehen. Gehen Sie links hinein, und eilen Sie nach der Gegend, wo unſerer ſeligen Louiſe von den Einwohnerinnen des Thiergartens ein kleines, einfaches Monument geſetzt iſt. Dort pflegt unſer König oft ſpazieren zu gehen. Es iſt eine ſchöne, edle, ehrfurchtgebietende Geſtalt, die allen äußeren Prunk verſchmäht. Er trägt faſt immer einen ſcheinlos grauen Mantel, und einem Tölpel habe ich weiß gemacht: der König müſſe ſich oft mit dieſer Kleidung etwas behelfen, weil ſein Garderobemeiſter außer Landes wohnt und nur ſelten nach Berlin kömmt. Die ſchönen Königskinder ſieht man ebenfalls zu dieſer Zeit im Thiergarten, ſo wie auch den ganzen Hof und die allernobelſte Nobleſſe. Die fremdartigen Geſichter ſind Familien auswärtiger Geſandten. Ein oder zwei Livreebediente folgen den edeln Damen in einiger Entfernung. Officiere auf den ſchönſten Pferden galoppiren vorbei. Ich habe ſelten ſchö-

nere Pferde geſehen, als hier in Berlin. Ich weide meine Augen an dem Anblick der herrlichen Reutergeſtalten. Die Prinzen unſeres Hauſes ſind darunter. Welch ein ſchönes, kräftiges Fürſtengeſchlecht! An dieſem Stamme iſt kein mißgeſtalteter, verwahrloſ'ter Aſt. In freudiger Lebensfülle, Muth und Hoheit auf den edeln Geſichtern, reiten dort die zwei ältern Königsſöhne vorbei. Jene ſchöne, jugendliche Geſtalt, mit frommen Geſichtszügen und liebeklaren Augen, iſt der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl. Aber jenes leuchtende majeſtätiſche Frauenbild, das, mit einem buntglänzenden Gefolge, auf hohem Roſſe vorbeifliegt, das iſt unſere — Alexandrine. Im braunen, feſtanliegenden Reitkleide, ein runder Hut mit Federn auf dem Haupte, und eine Gerte in der Hand, gleicht ſie jenen ritterlichen Frauengeſtalten, die uns aus dem Zauberſpiegel alter Mährchen ſo lieblich entgegenleuchten, und wovon wir nicht entſcheiden können, ob ſie Heiligenbilder ſind oder Amazonen. Ich glaube, der Anblick dieſer reinen Züge hat mich beſſer gemacht; andächtige Gefühle durchſchauern mich, ich höre Engelſtimmen, unſichtbare Friedenspalmen fächeln, in meine Seele ſteigt ein großer Hymnus — da erklirren plötzlich ſchnarrende Harfenſaiten, und eine Alteweiberſtimme quäkt: „Wir winden dir den Jungfernkranz u. ſ. w.“

Und nun den ganzen Tag verläßt mich nicht das vermaledeite Lied. Die ſchönſten Momente verbittert es mir. Sogar wenn ich bei Tiſch ſitze, wird es mir vom Sänger Heinſius als Deſſert vorgedudelt. Den ganzen Nachmittag werde ich mit „veilchenblauer Seide“ gewürgt. Dort wird der Jungfernkranz von einem Lahmen abgeorgelt, hier wird er von einem Blinden heruntergefidelt. Am Abend geht der Spuk erſt recht los. Das iſt ein Flöten und ein Gröhlen, und ein Fiſtuliren, und ein Gurgeln, und immer die alte Melodie. Das Kasparlied und der Jägerchor wird wohl dann und wann von einem illuminirten Studenten oder Fähndrich, zur Abwechſelung, in das Geſumme hineingebrüllt, aber der Jungfernkranz iſt permanent; wenn der Eine ihn beendigt hat, fängt ihn der Andere wieder von vorn an; aus allen Häuſern klingt er mir entgegen; Jeder pfeift ihn mit eigenen Variationen; ja, ich glaube faſt, die Hunde auf der Straße bellen ihn.

Wie ein zu Tode gehetzter Rehbock lege ich Abends mein Haupt auf den Schooß der ſchönſten Boruſſin; ſie ſtreichelt mir zärtlich das borſtige Haar, liſpelt mir ins Ohr: „Ich liebe dir, und deine Lawiſe wird dich ohch immer juht ſint,“ und ſie ſtreichelt und hätſchelt ſo lange, bis ſie glaubt, daß ich am Einſchlummern ſei, und ſie ergreift leiſe „die Katharre“ und ſpielt und ſingt „die Kravatte“ aus Tankred: „Nach ſo viel Leiden,“ und ich ruhe aus nach ſo vielen Leiden, und liebe Bilder und Töne umgaukeln mich, — da weckt's mich wieder gewaltſam aus meinen Träumen, und die Unglückſelige ſingt: „Wir winden dir den Jungfernkranz“ —

In wahnsinniger Verzweiflung reiße ich mich los aus der lieblichsten Umarmung, eile die enge Treppe hinunter, fliege wie der Sturmwind nach Hause, werfe mich knirschend ins Bett, höre noch die alte Köchin mit ihrem Jungfernkranze herumtrippeln, und hülle mich tiefer in die Decke.

2.

Berlin, den 16. März 1822.

Wie man diesen Winter hier lebte, läßt sich von selbst errathen. Das bedarf keiner besondern Schilderung, da Winterunterhaltungen in jeder Residenz dieselben sind. Oper, Theater, Concerte, Assembleen, Bälle, Thees (sowohl dansant als medisant), kleine Maskeraden, Liebhaberei-Komödien, große Redouten u. s. w., das sind wohl unsere vorzüglichsten Abendunterhaltungen im Winter. Es ist hier ungemein viel geselliges Leben, aber es ist in lauter Fetzen zerrissen. Es ist ein Nebeneinander vieler kleinen Kreise, die sich immer mehr zusammen zu ziehen als auszubreiten suchen. Man betrachte nur die verschiedenen Bälle hier: man sollte glauben, Berlin bestände aus lauter Innungen. Der Hof und die Minister, das diplomatische Corps, die Civilbeamten, die Kaufleute, die Officiere ꝛc. ꝛc., alle geben sie eigene Bälle, worauf nur ein zu ihrem Kreise gehöriges Personal erscheint. Bei einigen Ministern und Gesandten sind die Assembleen eigentlich große Thees, die an bestimmten Tagen in der Woche gegeben werden, und woraus sich, durch einen mehr oder minder großen Zusammenfluß von Gästen, ein wirklicher Ball entwickelt. Alle Bälle der vornehmen Classe streben, mit mehr oder minderm Glücke, den Hofbällen oder fürstlichen Bällen ähnlich zu sein. Auf letztern herrscht jetzt fast im ganzen gebildeten Europa, derselbe Ton, oder vielmehr sie sind den Pariser Bällen nachgebildet. Folglich haben unsere hiesigen Bälle nichts charakteristisches; wie verwunderlich es auch oft aussehen mag, wenn vielleicht ein von seiner Gage lebender Secondelieutenant, und ein, mit Läppchen und Geflitter, mosaikartig aufgeputztes Kommisbrod-Fräulein, sich auf solchen Bällen in entsetzlich vornehmen Formen bewegen, und die rührend-kümmerlichen Gesichter puppenspielmäßig kontrastiren mit dem angeschnallten, steifen Hofkothurn.

Wenig Schnee, und folglich auch fast gar kein Schlittengeklingel und Peitschengeknall hatten wir dieses Jahr. Wie in allen protestantischen Städten spielt hier Weihnachten die Hauptrolle in der großen Winterkomödie. Schon eine Woche vorher ist alles beschäftigt mit Einkauf von Weihnachtsgeschenken. Alle Modemagazine und Bijouterie- und Quinkailleriehandlungen haben ihre

ſchönſten Artikel — wie unſere Stutzer ihre gelehrten Kenntniſſe — leuchtend ausgeſtellt; auf dem Schloßplatze ſtehen eine Menge hölzerner Buden mit Putz-, Haushaltung- und Spielſachen; und die beweglichen Berlinerinnen flattern, wie Schmetterlinge, von Laden zu Laden, und kaufen, und ſchwatzen, und äugeln, und zeigen ihren Geſchmack, und zeigen ſich ſelber den lauſchenden Anbetern. Aber des Abends geht der Spaß erſt recht los; dann ſieht man unſere Holden oft mit der ganzen reſpectiven Familie, mit Vater, Mutter, Tante, Schweſterchen und Brüderchen, von einem Conditorladen nach dem andern wallfahrten, als wären es Paſſionsſtationen. Dort zahlen die lieben Leutchen ihre zwei Courantgroſchen Entree und beſehen ſich oon amore die „Ausſtellung," eine Menge Zucker- oder Dragéepuppen, die, harmoniſch neben einander aufgeſtellt, rings beleuchtet, und von vier perſpectiviſch bemalten Wänden eingepfercht, ein hübſches Gemälde bilden. Der Hauptwitz iſt nun, daß dieſe Zuckerpüppchen zuweilen wirkliche, allgemein bekannte Perſonen vorſtellen.

Die Redouten im Opernhauſe ſind ſehr ſchön und großartig. Wenn dergleichen gegeben werden, iſt das ganze Parterre mit der Bühne vereinigt, und das giebt einen ungeheuern Saal, der oben durch eine Menge ovaler Lampenleuchter erhellt wird. Dieſe brennenden Kreiſe ſehen faſt aus wie Sonnenſyſteme, die man in aſtronomiſchen Compendien abgebildet findet, ſie überraſchen und verwirren das Auge des Hinaufſchauenden, und gießen ihren blendenden Schimmer auf die buntſcheckige, funkelnde Menſchenmenge, die, faſt die Muſik überlärmend, tänzelnd und hüpfend und drängend im Saale hin und her wogt. Jeder muß hier in einem Maskenanzuge erſcheinen und Niemanden iſt es erlaubt, unten im großen Tanzſaale die Maske vom Geſicht zu nehmen. Nur in den Gängen und in den Logen des erſten und zweiten Ranges darf man die Larven ablegen. Die niedre Volksklaſſe bezahlt ein kleines Entree, und kann, von der Gallerie aus, auf all dieſe Herrlichkeit herabſchauen. In der großen königl. Loge ſieht man den Hof, größtentheils unmaskirt; dann und wann ſteigen Glieder deſſelben in den Saal hinunter und miſchen ſich in die rauſchende Maskenmenge. Faſt alle Männer tragen hier nur einfache, ſeidene Dominos und lange Klapphüte. Dieſes läßt ſich leicht aus dem großſtädtiſchen Egoismus erklären. Jeder will ſich hier amüſiren und nicht als Charaktermaske andern zum Amüſement dienen. Die Damen ſind aus demſelben Grunde ganz einfach maskirt, meiſtens als Fledermäuſe. Eine Menge femmes entretenues und Prieſterinnen der ordinairen Venus ſieht man in dieſer Geſtalt herumflirren und Erwerbsintriguen anknüpfen. „Ich kenne dir," flüſtert dort eine ſolche Vorbeiflirrende. „Ich kenne dir auch," iſt die Antwort. "Je te connais, beau masque," ruft hier eine Chauve-souris einem jungen Wüſtlinge entgegen. "Si tu

me connais, ma belle, tu n'ès pas grand chose," entgegnet der Böſewicht ganz laut, und die blamirte Donna verſchwindet wie ein Wind.

Aber was iſt daran gelegen, wer unter der Maske ſteckt? Man will ſich freuen, und zur Freude bedarf man nur Menſchen. Und Menſch iſt man erſt recht auf dem Maskenballe, wo die wächſerne Larve unſere gewöhnliche Fleiſchlarve bedeckt, wo das ſchlichte Du die urgeſellſchaftliche Vertraulichkeit herſtellt, wo ein alle Anſprüche verhüllender Domino die ſchönſte Gleichheit hervorbringt, und wo die ſchönſte Freiheit herrſcht — Maskenfreiheit. Für mich hat eine Redoute immer etwas höchſt Ergötzliches. Wenn die Pauken donnern und die Trompeten erſchmettern, und liebliche Flöten und Geigenſtimmen lockend dazwiſchen tönen: dann ſtürze ich mich, wie ein toller Schwimmer, in die toſende, buntbeleuchtete Menſchenfluth, und tanze, und renne, und ſcherze, und necke Jeden, und lache, und ſchwatze, was mir in den Kopf kömmt. Auf der letzten Redoute war ich beſonders freudig, ich hätte auf dem Kopfe gehen mögen, ein bacchantiſcher Geiſt hatte mein ganzes Weſen ergriffen, und wär' mein Todfeind mir in den Weg gekommen, ich hätte ihm geſagt: Morgen wollen wir uns ſchießen, aber heute will ich dich recht herzlich abküſſen. Die reinſte Luſtigkeit iſt die Liebe, Gott iſt die Liebe, Gott iſt die reinſte Luſtigkeit! "Tu ès beau! tu ès charmant! tu ès l'objet de ma flamme! je t'adore, ma belle!" das waren die Worte, die meine Lippen hundertmal unwillkührlich wiederholten. Und allen Leuten drückte ich die Hand, und zog vor allen hübſch den Hut ab; und alle waren auch ſo höflich gegen mich. Nur ein deutſcher Jüngling wurde grob, und ſchimpfte über mein Nachäffen des welſchen Babelthums, und donnerte im urteutoniſchen Bierbaß: „Auf einer teutſchen Mummerei ſoll der Teutſche teutſch ſprechen!" O deutſcher Jüngling, wie finde ich dich und deine Worte ſündlich und läppiſch in ſolchen Momenten, wo meine Seele die ganze Welt mit Liebe umfaßt, wo ich Ruſſen und Türken jauchzend umarmen würde, und wo ich weinend hinſinken möchte an die Bruderbruſt des gefeſſelten Afrikaners! Ich liebe Deutſchland und die Deutſchen; aber ich liebe nicht minder die Bewohner des übrigen Theils der Erde, deren Zahl vierzig mal größer iſt, als die der Deutſchen. Die Liebe giebt dem Menſchen ſeinen Werth. Gott lob! ich bin alſo vierzig mal mehr werth als Jene, die ſich nicht aus dem Sumpfe der Nationalſelbſtſucht hervorwinden können, und die nur Deutſchland und Deutſche lieben.

3.

Berlin, den 8. Mai 1822.

Ich habe eben meinen Gallarock, ſchwarzſeidene Hoſen und dito Strümpfe angezogen, und melde Ihnen allerfeierlichſt:

die hohe Vermählung Ihrer königl. Hoheit der Prinzeſſin Alexandrine mit Sr. königl. Hoheit dem Erb-Groß-Herzoge von Mecklenburg-Schwerin.

Man trug ſich damit herum, dieſe Feier ſolle noch etwas länger aufgeſchoben werden, und wahrhaftig, vorigen Freitag wollte ich ſelbſt nicht recht glauben, daß ſchon am andern Tage die Trauung ſtatt finden werde. Es ging manchem ſo. Sonnabendmorgen war es nicht ſehr lebhaft auf der Straße. Aber auf den Geſichtern lag Eilfertigkeit und geheimnißvolle Erwartung. Herumlaufende Bedienten, Friſeure, Schachteln, Putzmacherinnen u. ſ. w. Ein ſchöner Tag, nicht ſehr ſchwül; aber die Menſchen ſchwitzten. Gegen ſechs Uhr begann das Wagengeraſſel.

Ich bin kein Adeliger, kein hoher Staatsbeamte und kein Officier: folglich bin ich nicht kurfähig und konnte den Vermählungsfeierlichkeiten auf dem Schloſſe ſelbſt nicht beiwohnen. Dennoch ging ich nach dem Schloßhof, um mir wenigſtens das ganze kurfähige Perſonal zu beſchauen. Ich habe nie ſo viel prächtige Equipagen beiſammen geſehen. Die Bedienten hatten ihre beſten Livreen an, und in ihren ſchreiend hellfarbigen Röcken und kurzen Hoſen mit weißen Strümpfen ſahen ſie aus wie holländiſche Tulpen. Mancher von ihnen trug mehr Gold und Silber am Leibe als das ganze Hausperſonal des Bürgermeiſters von Nordamerika. Aber dem Kutſcher des Herzogs von Cumberland gebührt der Preis. Wahrlich, dieſe Blume der Kutſcher auf ihrem Bocke paradiren zu ſehen, iſt ſchon allein werth, daß man deshalb nach Berlin reiſ't. Was iſt Salomo in ſeiner Königspracht, was iſt Harun-al-Raſchid in ſeinem Kalifenſchmuck, ja was iſt der Triumph-Elephant in der Olympia gegen die Herrlichkeit dieſes Herrlichen? An minder feſtlichen Tagen imponirt er ſchon hinlänglich durch ſeine ächt chineſiſche Porcellanhaftigkeit, durch die pendulartigen Bewegungen ſeines gepuderten, ſchwerbezopften, mit einem dreieckigen Wünſchelhütchen bedeckten Kopfes, und durch die wunderliche Beweglichkeit ſeiner Arme beim Pferdelenken. Aber heute trug er ein karmoiſinrothes Kleid, das halb Frack, halb Ueberrock war, Hoſen von derſelben Farbe, alles mit breiten goldnen Treſſen beſetzt. Sein edles Haupt, kreideweiß gepudert, und mit einem unmenſchlich großen ſchwarzen Haarbeutel geziert, war von einem ſchwarzen Sammtkäppchen mit langem Schirm bedeckt. Ganz auf gleiche Weiſe waren die vier Bedienten gekleidet, die hinten

auf dem Wagen ſtanden, ſich mit brüderlicher Umſchlingung einer an dem andern feſthielten, und dem gaffenden Publikum vier wackelnde Haarbeutel zeigten. Aber Er trug die gewöhnliche Herrſcherwürde im Antlitz, Er dirigirte die ſechsſpännige Staatskaroſſe, zerrend zog er die Zügel,

„und raſch hinflogen die Roſſe.“

Es war ein furchtbares Menſchengewühl auf dem Schloßhofe. Das muß man ſagen, die Berlinerinnen ſind nicht neugierig. Die zarteſten Mägdlein gaben mir Stöße in die Seiten, die ich noch heute fühle. Es war ein Glück, daß ich keine ſchwangere Frau bin. Ich quetſchte mich aber ehrlich durch, und gelangte glücklich in's Portal des Schloſſes. Der zurückdrängende Polizeibeamte ließ mich durch, weil ich einen ſchwarzen Rock trug, und weil er es mir wohl anſah, daß die Fenſter meines Logis mit rothſeidenen Gardinen behangen ſind. Ich konnte jetzt ganz gut die hohen Herren und Damen ausſteigen ſehen, und mich amüſirten recht ſehr die vornehmen Hofkleider und Hofgeſichter. Erſtere kann ich nicht beſchreiben, weil ich zu wenig Schneidergenie bin, und letztere will ich nicht beſchreiben, aus ſtadtvogteilichen Gründen. Zwei hübſche Berlinerinnen, die neben mir ſtanden, bewunderten mit Enthuſiasmus die ſchönen Diamanten, und Goldſtickereien, und Blumen, und Gaze, und Atlaſſe, und lange Schleppen, und Friſuren. Ich hingegen bewunderte noch mehr die ſchönen Augen dieſer ſchönen Bewunderinnen, und wurde etwas ärgerlich, als mir von hinten Jemand freundſchaftlich auf die Achſel ſchlug, und mir das rothbäckige Geſichtlein des Kammermuſici entgegenleuchtete. Er war in ganz beſonderer Bewegung, und hüpfte wie ein Laubfroſch. „Cariſſime,“ quäkte er, „ſehen Sie dort die ſchöne Compteſſe? Zypreſſenwuchs, Hyazintenlocken, der Mund iſt Roſ' und Nachtigall zu gleicher Zeit, die ganze Frau iſt eine Blume, und wie eine arme Blume, die zwiſchen zwei Blättern Löſchpapier gepreßt wird, ſteht ſie da zwiſchen ihren grauen Tanten. Der Herr Gemahl, der ſolche Blumen ſtatt Diſteln verzehrt, um uns glauben zu machen, er ſei kein Eſel, mußte heute zu Hauſe bleiben, hat den Schnupfen, liegt auf dem Sopha, ich habe ihn unterhalten müſſen, wir ſchwatzten zwei Stunden lang von der neuen Liturgie, und die Zunge iſt mir ordentlich dünner geworden durch das viele Schwatzen und die Lippen thun mir weh vor lauter Lächeln —“ Bei dieſen Worten zog ſich um die Mundwinkel des Kammermuſici ein ſauerhöfliches Lächeln, das er mit dem feinen Zünglein wieder fortleckte, und plötzlich rief er: „die Liturgie! die Liturgie! ſie wird auf den Flügeln des rothen Adlers dritter Claſſe von Kirchthurm zu Kirchthurm fliegen, jusqu'à la tour de notre Dame! Doch laßt uns etwas Vernünftiges ſprechen — betrachten Sie die beiden geputzten Herren, die eben vorgefahren — ein zerquetſchtes, eingemachtes Geſichtchen, ein feines Köpfchen mit

weichen, baumwollenen Gedanken, buntgeſtickte Weſte, Galanteriedegen, weißſeidene, lächelnde Beinchen, und er parlirt franzöſiſch, und wenn man es ins Deutſche überſetzt, iſt es eine Dummheit — Dagegen der Andre, der Große mit dem Schnurrbart, der Titane, der alle Betthimmel ſtürmen will! ich wette, er hat ſo viel Verſtand wie der Apoll von Belvedere —" Um den Raiſonneur auf andre Gedanken zu bringen, zeigte ich ihm meinen Barbier, der uns gegenüber ſtand und ſeinen neuen altdeutſchen Rock angezogen hatte. Kirſchbraun wurde jetzt das Geſicht des Kammermuſici und er fletſchte mit den Zähnen: „O Sanct Marat! ſo ein Lump will den Freiheitshelden ſpielen! O Danton, Callot d'Herbois, Robespierre —" Vergebens trällerte ich das Liedchen:

Eine feſte Burg, O lieber Gott,
Iſt Spandau, u. ſ. w.

Vergebens, ich hatte das Ding noch verſchlimmert, der Menſch gerieth jetzt in ſeine alten Revolutionsgeſchichten, und ſchwatzte von nichts als Guillotinen, Laternen, Septembriſiren, bis mir, zu meinem Glück, ſeine lächerliche Pulverfurcht in den Sinn kam, und ich ſagte ihm: Wiſſen Sie auch, daß gleich im Luſtgarten zwölf Kanonen losgeſchoſſen werden? Kaum hatte ich dieſe Worte ausgeſprochen, und verſchwunden war der Kammermuſikus.

Ich wiſchte mir den Angſtſchweiß aus dem Geſicht, als ich den Kerl vom Halſe hatte, ſah noch die letzten Ausſteigenden, machte meinen ſchönen Nachbarinnen eine mit einem holden Lächeln accompagnirte Verbeugung, und begab mich nach dem Luſtgarten. Da ſtanden wirklich zwölf Kanonen aufgepflanzt, die dreimal losgeſchoſſen werden ſollten, in dem Augenblick, wo das fürſtliche Brautpaar die Ringe wechſeln würde. An einem Fenſter des Schloſſes ſtand ein Offizier, der den Kanonieren im Luſtgarten das Zeichen zum Abfeuern geben ſollte. Hier hatte ſich eine Menge Menſchen verſammelt. Auf ihren Geſichtern waren ganz eigne, faſt ſich widerſprechende Gedanken zu leſen.

Es iſt einer der ſchönſten Züge im Charakter der Berliner, daß ſie den König und das königliche Haus ganz unbeſchreiblich lieben. Die Prinzen und Prinzeſſinnen ſind hier ein Hauptgegenſtand der Unterhaltung in den geringſten Bürgerhäuſern. Ein ächter Berliner wird auch nie anders ſprechen, als „unſre" Charlotte, „unſre" Alexandrine, „unſer" Prinz Carl u. ſ. w. Sie können ſich alſo vorſtellen, wie ſehr hier die ſchöne, leuchtende Alexandrine vom Volke geliebt ſein muß; und aus dieſer Liebe können Sie ſich auch den Widerſpruch erklären, der auf den Geſichtern der Berliner lag, als ſie erwartungsvoll nach den hohen Schloßfenſtern ſahen, wo unſre Alexandrine vermählt wurde. Verdruß durften ſie nicht zeigen; denn es war der Ehrentag der geliebten Prinzeſſin. Recht freuen konnten ſie ſich auch nicht; denn ſie

verloren dieſelbe. Neben mir ſtand ein Mütterchen, auf deſſen Geſicht zu leſen war: Jetzt habe ich ſie zwar verheirathet, aber ſie verläßt mich jetzt. Auf dem Geſichte meines jugendlichen Nachbars ſtand: Als Herzogin von Mecklenburg iſt ſie doch nicht ſo viel, wie ſie als Königin aller Herzen war. Auf den rothen Lippen einer hübſchen Brünette las ich: Ach, wär' ich ſchon ſo weit! — Da donnerten plötzlich die Kanonen, die Damen zuckten zuſammen, die Glocken läuteten, Staub- und Dampfwolken erhoben ſich, die Jungen ſchrieen, die Leute trabten nach Hauſe, und die Sonne ging blutroth unter hinter Monbijou.

Einleitung

zur

Prachtausgabe des Don Quixote.

Leben und Thaten des scharfsinnigen Junkers Don Quixote von der Mancha, beschrieben von Miguel Cervantes de Saavedra, war das erste Buch, das ich gelesen habe, nachdem ich schon in ein verständiges Kindesalter getreten und des Buchstabenwesens einigermaßen kundig war. Ich erinnere mich noch ganz genau jener kleinen Zeit, wo ich mich eines frühen Morgens von Hause wegstahl und nach dem Hofgarten eilte, um dort ungestört den Don Quixote zu lesen. Es war ein schöner Maitag, lauschend im stillen Morgenlichte lag der blühende Frühling und ließ sich loben von der Nachtigall, seiner süßen Schmeichlerin, und diese sang ihr Loblied so caressirend weich, so schmelzend enthusiastisch, daß die verschämtesten Knospen aufsprangen und die lüsternen Gräser und die duftigen Sonnenstrahlen sich hastiger küßten, und Bäume und Blumen schauerten vor eitel Entzücken. Ich aber setzte mich auf eine alte moosige Steinbank in der sogenannten Seufzerallee, unfern des Wasserfalls, und ergötzte mein kleines Herz an den großen Abenteuern des kühnen Ritters. In meiner kindischen Ehrlichkeit nahm ich Alles für baaren Ernst; so lächerlich auch dem armen Helden von dem Geschicke mitgespielt wurde, so meinte ich doch, das müsse so sein, das gehöre nun 'mal zum Heldenthum, das Ausgelachtwerden eben so gut wie die Wunden des Leibes, und jenes verdroß mich eben so sehr, wie ich diese in meiner Seele mitfühlte. — Ich war ein Kind und kannte nicht die Ironie, die Gott in die Welt hineingeschaffen, und die der große Dichter in seiner gedruckten Kleinwelt nachgeahmt hatte, und ich konnte die bittersten Thränen vergießen, wenn der edle Ritter für allen seinen Edelmuth nur Undank und Prügel genoß. Da ich, noch ungeübt im Lesen, jedes Wort laut aussprach, so konnten Vögel und Bäume, Bach und Blume Alles mit anhören, und da solche unschuldige Naturwesen, eben so wie die Kinder, von der Weltironie nichts wissen, so hielten sie gleichfalls Alles für baaren Ernst und weinten mit mir über die Leiden des armen Ritters; sogar eine alte ausgediente Eiche schluchzte, und der Wasserfall schüttelte heftiger seinen weißen Bart und schien zu schelten auf die Schlechtigkeit der Welt. Wir fühlten, daß der Heldensinn des Ritters darum nicht mindere Bewunderung verdient, wenn ihm der Löwe ohne Kampflust den Rücken kehrte, und daß seine Thaten um so preisenswerther, je schwächer und ausgedörrter sein Leib, je morscher die Rüstung, die ihn schützte, und je arm-

ſeliger der Klepper, der ihn trug. Wir verachteten den niedrigen Pöbel, der, geſchmückt mit buntſeidenen Mänteln, vornehmen Redensarten und Herzogstiteln, einen Mann verhöhnte, der ihm an Geiſteskraft und Edelſinn ſo weit überlegen war. Dulcinea's Ritter ſtieg immer höher in meiner Achtung und gewann immer mehr meine Liebe, je länger ich in dem wunderſamen Buche las, was in demſelben Garten täglich geſchah, ſo daß ich ſchon im Herbſte das Ende der Geſchichte erreichte, — und nie werde ich den Tag vergeſſen, wo ich von dem kummervollen Zweikampfe las, worin der Ritter ſo ſchmählich unterliegen mußte!

Es war ein trüber Tag, häßliche Nebelwolken zogen den grauen Himmel entlang, die gelben Blätter fielen ſchmerzlich von den Bäumen, ſchwere Thränentropfen hingen an den letzten Blumen, die gar traurig welk die ſterbenden Köpfchen ſenkten, die Nachtigallen waren längſt verſchollen, von allen Seiten ſtarrte mich an das Bild der Vergänglichkeit, — und mein Herz wollte ſchier brechen, als ich las, wie der edle Ritter betäubt und zermalmt am Boden lag und, ohne das Viſir zu heben, als wenn er aus dem Grabe geſprochen hätte, mit ſchwacher, kranker Stimme zu dem Sieger hinaufrief: Dulcinea iſt das ſchönſte Weib der Welt, und ich der unglücklichſte Ritter auf Erden, aber es ziemt ſich nicht, daß meine Schwäche dieſe Wahrheit verleugne, — ſtoßt zu mit der Lanze, Ritter!

Ach, dieſer leuchtende Ritter vom ſilbernen Monde, der den muthigſten und edelſten Mann der Welt beſiegte, war ein verkappter Barbier!

Es ſind nun acht Jahre, daß ich, für den vierten Theil der Reiſebilder, dieſe Zeilen geſchrieben, worin ich den Eindruck ſchilderte, den die Lecture des Don Quixote vor weit längerer Zeit in meinem Geiſte hervorbrachte. Lieber Himmel, wie doch die Jahre ſchnell dahinſchwinden! Es iſt mir, als habe ich erſt geſtern in der Seufzerallee des Düſſeldorfer Hofgartens das Buch zu Ende geleſen, und mein Herz ſei noch erſchüttert von Bewunderung für die Thaten und Leiden des großen Ritters. Iſt mein Herz die ganze Zeit über ſtabil geblieben, oder iſt es, nach einem wunderbaren Kreislauf, zu den Gefühlen der Kindheit zurückgekehrt? Das Letztere mag wohl der Fall ſein: denn ich erinnere mich, daß ich in jedem Luſtrum meines Lebens den Don Quixote mit abwechſelnd verſchiedenartigen Empfindungen geleſen habe. Als ich in's Jünglingsalter emporblühete und mit unerfahrenen Händen in die Roſenbüſche des Lebens hineingriff und auf die höchſten Felſen klomm, um der Sonne näher zu ſein, und des Nachts von nichts träumte als von Adlern und reinen Jungfrauen: da war mir der Don Quixote ein ſehr unerquickliches Buch, und lag es in meinem Wege, ſo ſchob ich es unwillig zur Seite. Späterhin, als ich zum Manne heranreifte, verſöhnte ich mich ſchon einigermaßen mit Dulcinea's unglücklichem Kämpen, und ich fing ſchon an über

ihn zu lachen. Der Kerl iſt ein Narr, ſagte ich. Doch, ſonderbarer Weiſe, auf allen meinen Lebensfahrten verfolgten mich die Schattenbilder des dürren Ritters und ſeines fetten Knappen, namentlich wenn ich an einen bedenklichen Scheideweg gelangte. So erinnere ich mich, als ich nach Frankreich reiſte und eines Morgens im Wagen aus einem fieberhaften Halbſchlummer erwachte, ſah ich im Frühnebel zwei wohlbekannte Geſtalten neben mir einher reiten, und die eine, an meiner rechten Seite, war Don Quixote von der Mancha auf ſeinem abſtracten Rozinante, und die andere, zu meiner Linken, war Sancho Panſa auf ſeinem poſitiven Grauchen. Wir hatten eben die franzöſiſche Grenze erreicht. Der alte Manchaner beugte ehrfurchtsvoll das Haupt vor der dreifarbigen Fahne, die uns vom hohen Grenzpfahl entgegen flatterte, der gute Sancho grüßte mit etwas kühlerem Kopfnicken die erſten franzöſiſchen Gensdarmen, die unſern zum Vorſchein kamen; endlich aber jagten beide Freunde mir voran, ich verlor ſie aus dem Geſichte, und nur noch zuweilen hörte ich Rozinante's begeiſtertes Gewieher und die bejahenden Töne des Eſels.

Ich war damals der Meinung, die Lächerlichkeit des Donquixotismus beſtehe darin, daß der edle Ritter eine längſt abgelebte Vergangenheit in's Leben zurückrufen wollte, und ſeine armen Glieder, namentlich ſein Rücken, mit den Thatſachen der Gegenwart in ſchmerzliche Reibungen geriethen. Ach, ich habe ſeitdem erfahren, daß es eine eben ſo undankbare Tollheit iſt, wenn man die Zukunft allzu frühzeitig in die Gegenwart einführen will und bei ſolchem Ankampf gegen die ſchweren Intereſſen des Tages nur einen ſehr mageren Klepper, eine ſehr morſche Rüſtung und einen eben ſo gebrechlichen Körper beſitzt! Wie über jenen, ſo auch über dieſen Donquixotismus ſchüttelt der Weiſe ſein vernünftiges Haupt. — Aber Dulcinea von Toboſa iſt dennoch das ſchönſte Weib der Welt; obgleich ich elend zu Boden liege, nehme ich dennoch dieſe Behauptung nimmermehr zurück, ich kann nicht anders, — ſtoßt zu mit Euren Lanzen, Ihr ſilberne Mondritter, Ihr verkappte Barbiergeſellen!

Welcher Grundgedanke leitete den großen Cervantes, als er ſein großes Buch ſchrieb? Beabſichtigte er nur den Ruin der Ritterromane, deren Lecture zu ſeiner Zeit in Spanien ſo ſtark graſſirte, daß geiſtliche und weltliche Verordnungen dagegen ohnmächtig waren? oder wollte er alle Erſcheinungen der menſchlichen Begeiſterung überhaupt und zunächſt das Heldenthum der Schwertführer in's Lächerliche ziehen? Offenbar bezweckte er nur eine Satire gegen die erwähnten Romane, die er, durch Beleuchtung ihrer Abſurditäten, dem allgemeinen Geſpötte und alſo dem Untergange überliefern wollte. Dieſes gelang ihm auch auf's glänzendſte: denn was weder die Ermahnungen der Kanzel, noch die Drohungen der Kanzelei bewerkſtelligen konnten, das erwirkte

ein armer Schriftſteller mit ſeiner Feder: er richtete die Ritterromane ſo gründlich zu Grunde, daß bald nach dem Erſcheinen des Don Quixote der Geſchmack für jene Bücher in ganz Spanien erloſch, und auch keins derſelben mehr gedruckt ward. Aber die Feder des Genius iſt immer größer als er ſelber, ſie reicht immer weit hinaus über ſeine zeitlichen Abſichten, und ohne daß er ſich deſſen klar bewußt wurde, ſchrieb Cervantes die größte Satire gegen die menſchliche Begeiſterung. Nimmermehr ahnte er dieſes, er ſelber, der Held, welcher den größten Theil ſeines Lebens in ritterlichen Kämpfen zugebracht hatte und im ſpäten Alter ſich noch oft darüber freute, daß er in der Schlacht bei Lepanto mitgefochten, obgleich er dieſen Ruhm mit dem Verluſte ſeiner linken Hand bezahlt hatte.

Ueber Perſon und Lebensverhältniſſe des Dichters, der den Don Quixote geſchrieben, weiß der Biograph nur Weniges zu melden. Wir verlieren nicht viel durch ſolchen Mangel an Notizen, die gewöhnlich bei den Frau Baſen der Nachbarſchaft aufgegabelt werden. Dieſe ſehen ja nur die Hülle; wir aber ſehen den Mann ſelbſt, ſeine wahre, treue, unverleumdete Geſtalt.

Er war ein ſchöner, kräftiger Mann, Don Miguel Cervantes de Saavedra. Seine Stirn war hoch und ſein Herz war weit. Wunderſam war die Zauberkraft ſeines Auges. Wie es Leute giebt, welche durch die Erde ſchauen und die darin begrabenen Schätze oder Leichen ſehen können, ſo drang das Auge des großen Dichters durch die Bruſt der Menſchen, und er ſah deutlich, was dort vergraben. Den Guten war ſein Blick ein Sonnenſtrahl, der ihr Inneres freudig erhellte; den Böſen war ſein Blick ein Schwert, das ihre Gefühle grauſam zerſchnitt. Sein Blick drang forſchend in die Seele eines Menſchen und ſprach mit ihr, und wenn ſie nicht antworten wollte, folterte er ſie, und die Seele lag blutend auf der Folter, während vielleicht ihre leibliche Hülle ſich herablaſſend vornehm geberdete. Was Wunder, daß ihm dadurch ſehr viele Leute abhold wurden, und ihn auf ſeiner irdiſchen Laufbahn nur ſaumſelig beförderten! Auch gelangte er niemals zu Rang und Wohlſtand, und von all ſeinen mühſeligen Pilgerfahrten brachte er keine Perlen, ſondern nur leere Muſcheln nach Hauſe. Man ſagt, er habe den Werth des Geldes nicht zu ſchätzen gewußt; aber ich verſichere euch, er wußte den Werth des Geldes ſehr zu ſchätzen, ſobald er keins mehr hatte. Nie aber ſchätzte er es ſo hoch, wie ſeine Ehre. Er hatte Schulden, und in einer von ihm verfaßten Charte, die Apollo den Dichtern octroyirt, beſtimmt der erſte Paragraph, wenn ein Dichter verſichert, kein Geld zu haben, ſo ſolle man ihm auf's Wort glauben und keinen Eid von ihm verlangen. Er liebte Muſik, Blumen und Weiber. Doch auch in der Liebe für Letztere ging es ihm manchmal herzlich ſchlecht, namentlich als er noch jung war. Konnte das Bewußtſein künftiger Größe ihn genugſam tröſten in ſeiner Jugend, wenn ſchnippiſche Roſen ihn

mit ihren Dornen verletzten? — Einſt an einem hellen Sommernachmittag ging er, ein junger Fant, am Taſo ſpazieren mit einer ſechzehnjährigen Schönen, die ſich beſtändig über ſeine Zärtlichkeit moquirte. Die Sonne war noch nicht untergegangen, ſie glühte noch in ihrer goldigſten Pracht; aber oben am Himmel ſtand ſchon der Mond, winzig und blaß, wie ein weißes Wölkchen. „Siehſt du," ſprach der junge Dichter zu ſeiner Geliebten, „ſiehſt du dort oben jene kleine bleiche Scheibe? der Fluß hier neben uns, worin ſie ſich abſpiegelt, ſcheint nur aus Mitleiden ihr ärmliches Abbild auf ſeinen ſtolzen Fluten zu tragen, und die gekräuſelten Wellen werfen es zuweilen ſpottend an's Ufer. Aber laß nur den alten Tag verdämmern! Sobald die Dunkelheit anbricht, erglüht droben jene blaſſe Scheibe immer herrlicher und herrlicher, der ganze Fluß wird überſtrahlt von ihrem Lichte, und die Wellen, die vorhin ſo wegwerfend übermüthig, erſchauern jetzt bei dem Anblick dieſes glänzenden Geſtirns und ſchwellen ihm entgegen mit Wolluſt."

In den Werken der Dichter muß man ihre Geſchichte ſuchen, und hier findet man ihre geheimſten Bekenntniſſe. Ueberall, mehr noch in ſeinen Dramen als im Don Quixote, ſehen wir, was ich bereits erwähnt habe, daß Cervantes lange Zeit Soldat war. In der That, das römiſche Wort: Leben heißt Krieg führen! findet auf ihn ſeine doppelte Anwendung. Als gemeiner Soldat kämpfte er in den meiſten jener wilden Waffenſpiele, die König Philipp II. zur Ehre Gottes und ſeiner eigenen Luſt in allen Landen aufführte. Dieſer Umſtand, daß Cervantes dem größten Kämpen des Katholicismus ſeine ganze Jugend gewidmet, daß er für die katholiſchen Intereſſen perſönlich gekämpft, läßt vermuthen, daß dieſe Intereſſen ihm auch theuer am Herzen lagen, und widerlegt wird dadurch jene vielverbreitete Meinung, daß nur die Furcht vor der Inquiſition ihn abgehalten habe, die proteſtantiſchen Zeitgedanken im Don Quixote zu beſprechen. Nein, Cervantes war ein getreuer Sohn der römiſchen Kirche, und nicht blos blutete ſein Leib im ritterlichen Kampfe für ihre gebenedeite Fahne, ſondern er litt für ſie auch mit ſeiner ganzen Seele das peinlichſte Martyrthum während ſeiner langjährigen Gefangenſchaft unter den Ungläubigen.

Dem Zufall verdanken wir mehr Details über das Treiben des Cervantes zu Algier, und hier erkennen wir in dem großen Dichter einen eben ſo großen Helden. Die Gefangenſchaftsgeſchichte widerſpricht auf's glänzendſte der melodiſchen Lüge jenes glatten Lebemannes, der dem Auguſtus und allen deutſchen Schulfüchſen weiß gemacht hat, er ſei ein Dichter und Dichter ſeien feige. Nein, der wahre Dichter iſt auch ein wahrer Held, und in ſeiner Bruſt wohnt die Geduld, die, wie der Spanier ſagt, ein zweiter Muth iſt. Es giebt kein erhabeneres Schauſpiel, als den Anblick jenes edeln Caſtillianers, der dem Dey zu Algier als Sklave dient, beſtändig auf Befreiung ſinnt, ſeine küh-

nen Plane unermüdlich vorbereitet, allen Gefahren ruhig entgegen blickt und, wenn das Unternehmen scheitert, lieber Tod und Folter ertrüge, als daß er nur mit einer Sylbe die Mitschuldigen verriethe. Der blutgierige Herr seines Leibes wird entwaffnet von so viel Großmuth und Tugend, der Tiger schont den gefesselten Löwen und zittert vor dem schrecklichen Einarm, den er doch mit einem Wort in den Tod schicken könnte. Unter dem Namen „der Einarm" ist Cervantes in ganz Algier bekannt, und der Dey gesteht, daß er ruhig schlafen könne und der Ruhe seiner Stadt, seiner Armee und seiner Sklaven versichert sei, wenn er nur den einhändigen Spanier in festem Gewahrsam wisse.

Ich habe erwähnt, daß Cervantes beständig ein gemeiner Soldat war; aber da er sogar in so untergeordneter Stellung sich auszeichnen und namentlich seinem großen Feldherrn, Don Juan d'Austria, bemerkbar machen konnte, so erhielt er, als er aus Italien nach Spanien zurückkehren wollte, die rühmlichsten Zeugnißbriefe für den König, dem seine Beförderung darin nachdrücklich empfohlen ward. Als nun die algierischen Corsaren, die ihn auf dem mittelländischen Meere gefangen nahmen, diese Briefe sahen, hielten sie ihn für eine Person von äußerst bedeutendem Stande und forderten deßhalb ein so erhöhetes Lösegeld, daß seine Familie, trotz aller Mühen und Opfer, ihn nicht loszukaufen vermochte, und der arme Dichter desto länger und qualsamer in der Gefangenschaft gehalten wurde. So ward sogar die Anerkennung seiner Vortrefflichkeit für ihn nur eine neue Quelle des Unglücks, und so, bis an's Ende seiner Tage, spottete seiner jenes grausame Weib, die Göttin Fortuna, die es dem Genius nie verzeiht, daß er auch ohne ihre Gönnerschaft zu Ruhm und Ehre gelangen kann.

Aber ist das Unglück des Genius immer nur das Werk eines blinden Zufalls, oder entspringt es als Nothwendigkeit aus seiner innern Natur und der Natur seiner Umgebung? - Tritt seine Seele in Kampf mit der Wirklichkeit, oder beginnt die rohe Wirklichkeit einen ungleichen Kampf mit seiner edeln Seele?

Die Gesellschaft ist eine Republik. Wenn der Einzelne empor strebt, drängt ihn die Gesammtheit zurück durch Ridicule und Verlästerung. Keiner soll tugendhafter und geistreicher sein, als die Uebrigen. Wer aber durch die unbeugsame Gewalt des Genius hinausragt über das banale Gemeindemaß, diesen trifft der Ostracismus der Gesellschaft, sie verfolgt ihn mit so gnadenloser Verspottung und Verläumdung, daß er sich endlich zurückziehen muß in die Einsamkeit seiner Gedanken.

Ja, die Gesellschaft ist ihrem Wesen nach republikanisch. Jede Fürstlichkeit ist ihr verhaßt, die geistige eben so sehr wie die materielle. Letztere stützt nicht selten auch die Erstere mehr als man gewöhnlich ahnt. Gelangten wir doch

ſelber zu dieſer Einſicht bald nach der Julusrevolution, als der Geiſt des Republikanismus in allen geſellſchaftlichen Verhältniſſen ſich kund gab. Der Lorbeer eines großen Dichters war unſern Republikanern eben ſo verhaßt, wie der Purpur eines großen Königs. Auch die geiſtigen Unterſchiede der Menſchen wollten ſie vertilgen, und indem ſie alle Gedanken, die auf dem Territorium des Staates entſproſſen, als bürgerliches Gemeingut betrachteten, blieb ihnen nichts mehr übrig, als auch die Gleichheit des Styls zu decretiren. Und in der That, ein guter Styl wurde als etwas Ariſtokratiſches verſchrien, und vielfach hörten wir die Behauptung: Der echte Demokrat ſchreibt, wie das Volk, herzlich ſchlicht und ſchlecht. Den meiſten Männern der Bewegung gelang dieſes ſehr leicht; aber nicht Jedem iſt es gegeben, ſchlecht zu ſchreiben, zumal wenn man ſich zuvor das Schönſchreiben angewöhnt hatte, und da hieß es gleich: Das iſt ein Ariſtokrat, ein Liebhaber der Form, ein Freund der Kunſt, ein Feind des Volks. Sie meinten es gewiß ehrlich, wie der heilige Hieronymus, der ſeinen guten Styl für eine Sünde hielt und ſich weidlich dafür geißelte.

Eben ſo wenig wie antikatholiſche, finden wir auch antiabſolutiſtiſche Klänge im Don Quixote. Kritiker, welche dergleichen darin wittern, ſind offenbar im Irrthum. Cervantes war der Sohn einer Schule, welche den unbedingten Gehorſam für den Oberherrn ſogar poetiſch idealiſirt hatte. Und dieſer Oberherr war König von Spanien zu einer Zeit, wo die Majeſtät deſſelben die ganze Welt überſtrahlte. Der gemeine Soldat fühlte ſich im Lichtſtrahl jener Majeſtät und opferte gern ſeine individuelle Freiheit für ſolche Befriedigung des caſtilianiſchen Nationalſtolzes.

Die politiſche Größe Spaniens zu jener Zeit mochte nicht wenig das Gemüth ſeiner Schriftſteller erhöhen und erweitern. Auch im Geiſte eines ſpaniſchen Dichters ging die Sonne nicht unter, wie im Reiche Karls V. Die wilden Kämpfe mit den Moriſken waren beendigt, und wie nach einem Gewitter die Blumen am ſtärkſten duften, ſo erblüht die Poeſie immer am herrlichſten nach einem Bürgerkrieg. Dieſelbe Erſcheinung ſehen wir in England zur Zeit der Eliſabeth, und gleichzeitig mit Spanien entſprang dort eine Dichterſchule, die zu merkwürdigen Vergleichungen auffordert. Dort ſehen wir Shakeſpeare, hier Cervantes als die Blüthe der Schule.

Wie die ſpaniſchen Dichter unter den drei Philippen, ſo haben auch die engliſchen unter der Eliſabeth eine gewiſſe Familienähnlichkeit, und weder Shakeſpeare noch Cervantes können auf Originalität in unſerem Sinne Anſpruch machen. Sie unterſcheiden ſich von ihren Zeitgenoſſen keineswegs durch beſonderes Fühlen und Denken oder beſondere Darſtellungsart, ſondern nur durch bedeutendere Tiefe, Innigkeit, Zärte und Kraft; ihre Dichtungen ſind mehr durchdrungen und umfloſſen vom Aether der Poeſie.

Aber beide Dichter ſind nicht bloß die Blüthe ihrer Zeit, ſondern ſie waren auch die Wurzel der Zukunft. Wie Shakeſpeare durch den Einfluß ſeiner Werke, namentlich auf Deutſchland und das heutige Frankreich, als der Stifter der ſpäteren dramatiſchen Kunſt zu betrachten iſt, ſo müſſen wir im Cervantes den Stifter des modernen Romans verehren. Hierüber erlaube ich mir einige flüchtige Bemerkungen.

Der ältere Roman, der ſogenannte Ritterroman, entſprang aus der Poeſie des Mittelalters; er war zuerſt eine proſaiſche Bearbeitung jener epiſchen Gedichte, deren Helden zum Sagenkreiſe Karls des Großen und des heiligen Graals gehörten; immer beſtand der Stoff aus ritterlichen Abenteuern. Es war der Roman des Adels, und die Perſonen, die darin agirten, waren entweder fabelhafte Phantaſiegebilde, oder Reiter mit goldenen Sporen; nirgends eine Spur von Volk. Dieſe Ritterromane, die in der abſurdeſten Weiſe ausarteten, ſtürzte Cervantes durch ſeinen Don Quixote. Aber, indem er eine Satire ſchrieb, die den älteren Roman zu Grunde richtete, lieferte er ſelber wieder das Vorbild zu einer neuen Dichtungsart, die wir den modernen Roman nennen. So pflegen immer große Poeten zu verfahren: ſie begründen zugleich etwas Neues, indem ſie das Alte zerſtören; ſie negiren nie, ohne etwas zu bejahen. Cervantes ſtiftete den modernen Roman, indem er in den Ritter-Roman die getreue Schilderung der niederen Klaſſen einführte, indem er ihm das Volksleben beimiſchte. Die Neigung, das Treiben des gemeinſten Pöbels, des verworfenſten Lumpenpacks zu beſchreiben, gehört nicht bloß dem Cervantes, ſondern der ganzen literariſchen Zeitgenoſſenſchaft, und ſie findet ſich wie bei den Poeten ſo auch bei den Malern des damaligen Spanien; ein Murillo, der dem Himmel die heiligſten Farben ſtahl, womit er ſeine ſchönen Madonnen malte, conterfeite mit derſelben Liebe auch die ſchmutzigſten Erſcheinungen dieſer Erde. Es war vielleicht die Begeiſterung für die Kunſt ſelber, wenn dieſe edeln Spanier manchmal an der treuen Abbildung eines Betteljungen, der ſich laust, daſſelbe Vergnügen empfanden, wie an der Darſtellung der hochgebenedeiten Jungfrau. Oder es war der Reiz des Contraſtes, welcher eben die vornehmſten Edelleute, einen geſchniegelten Hofmann wie Quevedo oder einen mächtigen Miniſter wie Mendoza, antrieb, ihre zerlumpten Bettler- und Gauner-Romane zu ſchreiben; ſie wollten ſich vielleicht aus der Eintönigkeit ihrer Standesumgebung durch die Phantaſie in eine entgegengeſetzte Lebensſphäre verſetzen, wie wir daſſelbe Bedürfniß bei manchen deutſchen Schriftſtellern finden, die ihre Romane nur mit Schilderungen der vornehmen Welt füllen und ihre Helden immer zu Grafen und Baronen machen. Bei Cervantes finden wir noch nicht dieſe einſeitige Richtung, das Unedle ganz abgeſondert darzuſtellen; er vermiſcht nur das Ideale mit dem Gemeinen, das Eine dient dem Andern zur Abſchattung oder

zur Beleuchtung, und das adelthümliche Element ist darin noch eben so mächtig wie das volksthümliche. Dieses adelthümliche, chevalereske, aristokratische Element verschwindet aber ganz in dem Roman der Engländer, die den Cervantes zuerst nachgeahmt und ihn bis auf den heutigen Tag immer als Vorbild vor Augen haben. Es sind prosaische Naturen, diese englischen Romandichter seit Richardsons Regierung, der prude Geist ihrer Zeit widerstrebt sogar aller kernigen Schilderung des gemeinen Volkslebens, und wir sehen jenseits des Canals jene bürgerlichen Romane entstehen, worin das nüchterne Kleinleben der Bourgeoisie sich abspiegelt. Diese klägliche Lecture überwässerte das englische Publicum bis auf die letzte Zeit, wo der große Schotte auftrat, der im Roman eine Revolution oder eigentlich eine Restauration bewirkte. Wie nämlich Cervantes das demokratische Element in den Roman hineinbrachte, als darin nur das einseitig ritterthümliche herrschend war: so brachte Walter Scott in den Roman wieder das aristokratische Element zurück, als dieses gänzlich darin erloschen war, und nur prosaische Spießbürgerlichkeit dort ihr Wesen trieb. Durch ein entgegengesetztes Verfahren hat Walter Scott dem Roman jenes schöne Ebenmaß wieder gegeben, welches wir im Don Quixote des Cervantes bewundern.

Ich glaube, in dieser Beziehung ist das Verdienst des zweiten großen Dichters Englands noch nie anerkannt worden. Seine tory'schen Neigungen, seine Vorliebe für die Vergangenheit waren heilsam für die Literatur, für jene Meisterwerke seines Genius, die überall sowohl Anklang als Nachahmung fanden und die aschgrauen Schemen des bürgerlichen Romans in die dunkleren Winkel der Leihbibliotheken verdrängten. Es ist ein Irrthum, wenn man Walter Scott nicht als den wahren Begründer des sogenannten historischen Romans ansehen will und Letztern von deutschen Anregungen herleitet. Man verkennt, daß das Charakteristische der historischen Romane eben in der Harmonie des aristokratischen und demokratischen Elements besteht; daß Walter Scott diese Harmonie, welche während der Alleinherrschaft des demokratischen Elements gestört war, durch die Wiedereinsetzung des aristokratischen Elements auf's schönste herstellte, statt daß unsere deutschen Romantiker das demokratische Element in ihren Romanen gänzlich verleugneten und wieder in das aberwitzige Gleise des Ritterromans, der vor Cervantes blühte, zurückkehrten. Unser de la Motte Fouqué ist nichts als ein Nachzügler jener Dichter, die den Amadis von Gallien und ähnliche Abenteuerlichkeiten zur Welt gebracht, und ich bewundere nicht bloß das Talent, sondern auch den Muth, womit der edle Freiherr zweihundert Jahre nach dem Erscheinen des Don Quixote seine Ritterbücher geschrieben hat. Es war eine sonderbare Periode in Deutschland, als letztere erschienen, und das Publicum daran Gefallen fand. Was bedeutete in der Literatur diese Vorliebe für das

Kinderthum und die Bilder der alten Herrlichkeit? Ich glaube, das deutsche Volk wollte nie wieder Knechte nennen und den Mitmenschen, aber geadelt, wie wir es sind im, nimmer zu Knechten und einem Herrn. Der deutschen ganz eigene Natur wehrt Euren auf die alten Herrlichkeiten. Manches von uns Deutsch gebornen sich wohl höchst närrisch. Ludwig Tieck, der Meister der Schule, gerät in seinen Novellen aus dem Grunde heraus, schwärmt über Berg, als wär es ein Berg, und wir altvernünftig Erwachsenen sollen sprechen: Schlaf', Herzenskindchen, schlafe!

Ich habe Walter Scott den großen Dichter Englands und seine Romane Meisterwerke genannt. Aber nur seinen Genius wollte ich das höchste Lob ertheilen. Seine Romane stehen tief in dem großen Roman des Cervantes keineswegs gleichstellen. Dieser übertrifft ihn an ernstem Geist. Cervantes war, wie ich schon erwähnt habe, ein sarkastischer Dichter, und dieser Eigenschaft verdankt er vielleicht jene große ernste Seelenruhe, die, wie ein Krystallhimmel, seine bunten Dichtungen überwölbt: nirgends eine Spalte des Zweifels. Dazu kommt noch die Ruhe des spanischen National-Charakters. Walter Scott aber gehört einer Kirche, welche selbst die göttlichen Dinge einer scharfen Discussion unterwirft; als Advokat und Schotte ist er gewöhnt an Handlung und Discussion, und, wie in seinem Geiste und Leben so ist auch in seinen Romanen das Dramatische vorherrschend. Seine Werke können daher nimmermehr als reine Muster jener Dichtungsart, die wir Roman nennen, betrachtet werden. Den Spaniern gebührt der Ruhm, den besten Roman hervorgebracht zu haben, wie man den Engländern den Ruhm zusprechen muß, daß sie im Drama das Höchste geleistet.

Und den Deutschen, welche Palme bleibt ihnen übrig? Nun, wir sind die besten Liederdichter dieser Erde. Kein Volk besitzt so schöne Lieder, wie die Deutschen. Jetzt haben die Völker allzuviele politische Geschäfte; wenn aber diese einmal abgethan sind, wollen wir Deutsche, Britten, Spanier, Franzosen, Italiener, wir wollen Alle hinausgehen in den grünen Wald und singen, und die Nachtigall soll Schiedsrichterin sein. Ich bin überzeugt, bei diesem Wettgesange wird das Lied von Wolfgang Goethe den Preis gewinnen.

Cervantes, Shakespeare und Goethe bilden das Dichter-Triumvirat, das in den drei Gattungen poetischer Darstellung, im Epischen, Dramatischen und Lyrischen, das Höchste hervorgebracht. Vielleicht ist der Schreiber dieser Blätter besonders befugt, unsern großen Landsmann als den vollendetsten Liederdichter zu preisen. Goethe steht in der Mitte zwischen den beiden Ausartungen des Liedes, jenen zwei Schulen, wovon die eine leider mit meinem eigenen Namen, die andere mit dem Namen Schwabens bezeichnet wird. Beide freilich haben ihre Verdienste: sie förderten indirecter Weise

das Gedeihen der deutschen Poesie. Die erstere bewirkte eine heilsame Reaction gegen den einseitigen Idealismus im deutschen Liede, sie führte den Geist zurück zur starken Realität und entwurzelte jenen sentimentalen Petrarchismus, der uns immer als eine lyrische Donquixoterie erschienen ist. Die schwäbische Schule wirkte ebenfalls indirect zum Heile der deutschen Poesie. Wenn in Norddeutschland kräftig gesunde Dichtungen zum Vorschein kommen konnten, so verdankt man dieses vielleicht der schwäbischen Schule, die alle kränkliche, bleichsüchtige, fromm gemüthliche Feuchtigkeiten der deutschen Muse an sich zog. Stuttgart war gleichsam die Fontanelle der deutschen Muse.

Indem ich die höchsten Leistungen im Drama, im Roman und im Liede dem erwähnten großen Triumvirate zuschreibe, bin ich weit davon entfernt, an dem poetischen Werthe anderer großen Dichter zu mäkeln. Nichts ist thörichter, als die Frage: welcher Dichter größer sei, als der andere? Flamme ist Flamme, und ihr Gewicht läßt sich nicht bestimmen nach Pfund und Unze. Nur platter Krämersinn kommt mit seiner schäbigen Käsewage und will den Genius wiegen. Nicht blos die Alten, sondern auch manche Neuere haben Dichtungen geliefert, worin die Flamme der Poesie eben so prachtvoll lodert, wie in den Meisterwerken von Shakespeare, Cervantes und Goethe. Jedoch diese Namen halten zusammen, wie durch ein geheimes Band. Es strahlt ein verwandter Geist aus ihren Schöpfungen; es weht darin eine ewige Milde, wie der Athem Gottes; es blüht darin die Bescheidenheit der Natur. Wie an Shakespeare, erinnert Goethe auch beständig an Cervantes, und diesem ähnelt er bis in die Einzelnheiten des Styls, in jener behaglichen Prosa, die von der süßesten und harmlosesten Ironie gefärbt ist. Cervantes und Goethe gleichen sich sogar in ihren Untugenden: in der Weitschweifigkeit der Rede, in jenen langen Perioden, die wir zuweilen bei ihnen finden, und die einem Aufzug königlicher Equipagen vergleichbar. Nicht selten sitzt nur ein einziger Gedanke in so einer breitausgedehnten Periode, die wie eine große vergoldete Hofkutsche mit sechs panaschirten Pferden gravitätisch dahinfährt. Aber dieser einzige Gedanke ist immer etwas Hohes, wo nicht gar der Souverain.

Ueber den Geist des Cervantes und den Einfluß seines Buches habe ich nur mit wenigen Andeutungen reden können. Ueber den eigentlichen Kunstwerth seines Romans kann ich mich hier noch weniger verbreiten, indem Erörterungen zur Sprache kämen, die allzuweit in's Gebiet der Aesthetik hinabführen würden. Ich darf hier auf die Form seines Romans und die zwei Figuren, die den Mittelpunkt desselben bilden, nur im Allgemeinen aufmerksam machen. Die Form ist nämlich die der Reisebeschreibung, wie solches von jeher die natürlichste Form für diese Dichtungsart. Ich erinnere hier nur an den goldenen Esel des Apulejus, den ersten Roman des Alterthums. Der

Einförmigkeit dieſer Form haben die ſpäteren Dichter durch das, was wir heute die Fabel des Romans nennen, abzuhelfen geſucht. Aber wegen Armuth an Erfindung haben jetzt die meiſten Romanſchreiber ihre Fabeln von einander geborgt, wenigſtens haben die einen mit wenig Modificationen immer die Fabeln der andern benutzt, und durch die dadurch entſtehende Wiederkehr derſelben Charaktere, Situationen und Verwicklungen ward dem Publikum am Ende die Romanlecture einigermaßen verleidet. Um ſich vor der Langweiligkeit abgedroſchener Romanfabeln zu retten, flüchtete man ſich für einige Zeit in die uralte, urſprüngliche Form der Reiſebeſchreibung. Dieſe wird aber wieder ganz verdrängt, ſobald ein Originaldichter mit neuen, friſchen Romanfabeln auftritt. In der Literatur, wie in der Politik, bewegt ſich Alles nach dem Geſetz der Action und Reaction.

Was nun jene zwei Geſtalten betrifft, die ſich Don Quixote und Sancho Panſa nennen, ſich beſtändig parodiren und doch ſo wunderbar ergänzen, daß ſie den eigentlichen Helden des Romans bilden, ſo zeugen ſie im gleichen Maße von dem Kunſtſinn, wie von der Geiſtestiefe des Dichters. Wenn andere Schriftſteller, in deren Roman der Held nur als einzelne Perſon durch die Welt zieht, zu Monologen, Briefen oder Tagebüchern ihre Zuflucht nehmen müſſen, um die Gedanken und Empfindungen des Helden kund zu geben, ſo kann Cervantes überall einen natürlichen Dialog hervortreten laſſen; und indem die eine Figur immer die Rede der andern parodirt, tritt die Intention des Dichters um ſo ſichtbarer hervor. Vielfach nachgeahmt ward ſeitdem die Doppelfigur, die dem Roman des Cervantes eine ſo kunſtvolle Natürlichkeit verleiht, und aus deren Charakter, wie aus einem einzigen Kern, der ganze Roman mit all ſeinem wilden Laubwerk, ſeinen duftigen Blüthen, ſtrahlenden Früchten und Affen und Wundervögeln, die ſich auf den Zweigen wiegen, gleich einem indiſchen Rieſenbaum ſich entfaltet.

Aber es wäre ungerecht, hier Alles auf Rechnung ſklaviſcher Nachahmung zu ſetzen; ſie lag ſo nahe, die Einführung ſolcher zwei Figuren, wie Don Quixote und Sancho Panſa, wovon die eine, die poetiſche, auf Abenteuer zieht, und die andere, halb aus Anhänglichkeit, halb aus Eigennutz hinterdrein läuft durch Sonnenſchein und Regen, wie wir ſelber ſie oft im Leben begegnet haben. Um dieſes Paar, unter den verſchiedenartigſten Vermummungen, überall wieder zu erkennen, in der Kunſt wie im Leben, muß man freilich nur das Weſentliche, die geiſtige Signatur, nicht das Zufällige ihrer äußern Erſcheinung in's Auge faſſen. Der Beiſpiele könnte ich unzählige anführen. Finden wir Don Quixote und Sancho Panſa nicht eben ſo gut in den Geſtalten Don Juan's und Leporello's, wie etwa in der Perſon Lord Byron's und ſeines Bedienten Fletſcher? Erkennen wir dieſelben zwei Typen und ihr Wechſelverhältniß nicht in der

Geſtalt des Ritters von Waldſee und ſeines Kaspar Larifari eben ſo gut, wie in der Geſtalt von ſo manchem Schriftſteller und ſeinem Buchhändler, welcher Letztere die Narrheiten ſeines Autors wohl einſieht, aber dennoch, um reellen Vortheil daraus zu ziehen, ihn getreuſam auf allen ſeinen idealen Irrfahrten begleitet. Und der Herr Verleger Sancho, wenn er auch manchmal nur Püffe bei dieſem Geſchäfte gewinnt, bleibt doch immer fett, während der edle Ritter täglich immer mehr und mehr abmagert.

Aber nicht blos unter Männern, ſondern auch unter Frauenzimmern habe ich öfters die Typen Don Quixote's und ſeines Schildknappen wiedergefunden. Namentlich erinnere ich mich einer ſchönen Engländerin, einer ſchwärmeriſchen Blondine, die mit ihrer Freundin aus einer Londoner Mädchenpenſion entſprungen war und die ganze Welt durchziehen wollte, um ein ſo edles Männerherz zu ſuchen, wie ſie es in ſanften Mondſcheinnächten geträumt hatte. Die Freundin, eine unterſetzte Brünette, hoffte bei dieſer Gelegenheit, wenn auch nicht etwas ganz apartes Ideale, doch wenigſtens einen Mann von gutem Ausſehen zu erbeuten. Ich ſehe ſie noch, mit ihren liebeſüchtigen blauen Augen, die ſchlanke Geſtalt, wie ſie am Strande von Brighton, weit über das flutende Meer, nach der franzöſiſchen Küſte hinüber ſchmachtete ... Ihre Freundin knackte unterdeſſen Haſelnüſſe, freute ſich des ſüßen Kerns und warf die Schalen in's Waſſer.

Jedoch weder in den Meiſterwerken anderer Künſtler, noch in der Natur ſelber finden wir die erwähnten beiden Typen in ihrem Wechſelverhältniſſe ſo genau ausgeführt, wie bei Cervantes. Jeder Zug im Charakter und der Erſcheinung des Einen entſpricht hier einem entgegengeſetzten und doch verwandten Zuge bei dem Andern. Hier hat jede Einzelnheit eine parodiſtiſche Bedeutung. Ja ſogar zwiſchen Rozinanten und Sancho's Grauchen herrſcht derſelbe ironiſche Parallelismus, wie zwiſchen dem Knappen und ſeinem Ritter, und auch die beiden Thiere ſind gewiſſermaßen die ſymboliſchen Träger derſelben Ideen. Wie in ihrer Denkungsart, ſo offenbaren Herr und Diener auch in ihrer Sprache die merkwürdigſten Gegenſätze, und hier kann ich nicht umhin, der Schwierigkeiten zu erwähnen, welche der Ueberſetzer zu überwinden hatte, der die hausbackene, knorrige, niedrige Sprechart des guten Sancho in's Deutſche übertrug. Durch ſeine gehackte, nicht ſelten unſaubere Sprichwörtlichkeit mahnt der gute Sancho ganz an den Narren des Königs Salomon, an Marculf, er ebenfalls einem pathetiſchen Idealismus gegenüber das Erfahrungswiſſen des gemeinen Volks in kurzen Sprüchen vorträgt. Don Quixote hingegen redet die Sprache der Bildung, des höheren Standes, und auch in der Grandezza des wohlgegründeten Periodenbaues repräſentirt er den vornehmen Hidalgo. Zuweilen iſt dieſer Periodenbau allzuweit ausgeſponnen, und die Sprache des Ritters

gleicht einer ſtolzen Hofdame in aufgebauſchtem Seidenkleid, mit langer rauſchender Schleppe. Aber die Grazien, als Pagen verkleidet, tragen lächelnd einen Zipfel dieſer Schleppe: die langen Perioden ſchließen mit den anmuthigſten Wendungen.

Den Charakter der Sprache Don Quixote's und Sancho Panſa's reſumiren wir in den Worten: der Erſtere, wenn er redet, ſcheint immer auf einem hohen Pferde zu ſitzen, der Andere ſpricht, als ſäße er auf ſeinem niedrigen Eſel.

Mir bliebe noch übrig, von den Illuſtrationen zu ſprechen, womit die Verlagshandlung dieſe neue Ueberſetzung des Don Quixote, die ich hier bevorworte, ausgeſchmückt hat. Dieſe Ausgabe iſt das erſte der ſchönern Literatur angehörige Buch, das in Deutſchland auf dieſe Weiſe verziert an's Licht tritt. In England und namentlich in Frankreich ſind dergleichen Illuſtrationen an der Tagesordnung und finden einen faſt enthuſiaſtiſchen Beifall. Deutſche Gewiſſenhaftigkeit und Gründlichkeit wird aber gewiß die Frage aufwerfen: Sind den Intereſſen wahrer Kunſt dergleichen Illuſtrationen förderlich? Ich glaube nicht. Zwar zeigen ſie, wie die geiſtreich und leicht ſchaffende Hand eines Malers die Geſtalten des Dichters auffaßt und wiedergiebt; ſie bieten auch für die etwaige Ermüdung durch die Lecture eine angenehme Unterbrechung; aber ſie ſind ein Zeichen mehr, wie die Kunſt, herabgezerrt von dem Piedeſtale ihrer Selbſtſtändigkeit, zur Dienerin des Luxus entwürdigt wird. Und dann iſt hier für den Künſtler nicht blos die Gelegenheit und Verführung, ſondern ſogar die Verpflichtung, ſeinen Gegenſtand nur flüchtig zu berühren, ihn bei Leibe nicht zu erſchöpfen. Die Holzſchnitte in alten Büchern dienten anderen Zwecken und können mit dieſen Illuſtrationen nicht verglichen werden.

Die Illuſtrationen der vorliegenden Ausgabe ſind, nach Zeichnungen von Tony Johannot, von den erſten Holzſchneidern Englands und Frankreichs geſchnitten. Sie ſind, wie es ſchon Tony Johannots Name verbürgt, eben ſo elegant als charakteriſtiſch aufgefaßt und gezeichnet; trotz der Flüchtigkeit der Behandlung ſieht man, wie der Künſtler in den Geiſt des Dichters eingedrungen iſt. Sehr geiſtreich und phantaſtiſch ſind die Initialen und Culs-de-Lampe erfunden, und gewiß mit tiefſinnig poetiſcher Intention hat der Künſtler zu den Verzierungen meiſtens moreske Deſſins gewählt. Sehen wir ja doch die Erinnerung an die heitere Maurenzeit wie einen ſchönen fernen Hintergrund überall im Don Quixote hervorſchimmern. — Tony Johannot, einer der vortrefflichſten und bedeutendſten Künſtler in Paris, iſt ein Deutſcher von Geburt.

Auffallend iſt es, daß ein Buch, welches ſo reich an pittoreskem Stoff, wie der Don Quixote, noch keinen Maler gefunden hat, der daraus Sujets

zu einer Reihe selbstständiger Kunstwerke entnommen hätte. Ist der Geist des Buches etwa zu leicht und phantastisch, als daß nicht unter der Hand des Künstlers der bunte Farbenstaub entflöhe? Ich glaube nicht. Denn der Don Quixote, so leicht und phantastisch er ist, fußt auf derber irdischer Wirklichkeit, wie das ja sein mußte, um ihn zu einem Volksbuche zu machen. Ist es etwa, weil hinter den Gestalten, die uns der Dichter vorführt, tiefere Ideen liegen, die der bildende Künstler nicht wiedergeben kann, so daß er nur die äußere Erscheinung, wie saillant sie auch vielleicht sei, nicht aber den tieferen Sinn festhalten und reproduciren könnte? Das ist wahrscheinlich der Grund. — Versucht haben sich übrigens viele Künstler an Zeichnungen zum Don Quixote. Was ich von englischen, spanischen und früheren französischen Arbeiten dieser Art gesehen habe, war abscheulich. Was deutsche Künstler betrifft, so muß ich hier an unseren großen Daniel Chodowiecki erinnern. Er hat eine Reihe Darstellungen zum Don Quixote gezeichnet, die, von Berger in Chodowiecki's Sinn radirt, die Bertuch'sche Uebersetzung begleiteten. Es sind vortreffliche Sachen darunter. Der falsche theatralisch-conventionelle Begriff, den der Künstler, wie seine übrigen Zeitgenossen, vom spanischen Costume hatte, hat ihm sehr geschadet. Man sieht aber überall, daß Chodowiecki den Don Quixote vollkommen verstanden hat. Das hat mich grade bei diesem Künstler gefreut und war mir um seinetwillen wie des Cervantes wegen lieb. Denn es ist mir immer angenehm, wenn zwei meiner Freunde sich lieben, wie es mich auch stets freut, wenn zwei meiner Feinde auf einander losschlagen. Chodowiecki's Zeit, als Periode einer sich erst bildenden Literatur, die der Begeisterung noch bedurfte und Satire ablehnen mußte, war dem Verständniß des Don Quixote eben nicht günstig, und da zeugt es denn für Cervantes, daß seine Gestalten damals dennoch verstanden wurden und Anklang fanden, wie es für Chodowiecki zeugt, daß er Gestalten wie Don Quixote und Sancho Pansa begriff, er, welcher mehr als vielleicht je ein anderer Künstler das Kind seiner Zeit war, in ihr wurzelte, nur ihr angehörte, von ihr getragen, verstanden und anerkannt wurde.

Von neuesten Darstellungen zum Don Quixote erwähne ich mit Vergnügen einige Skizzen von Decamps, dem originellsten aller lebenden französischen Maler. — Aber nur ein Deutscher kann den Don Quixote ganz verstehen, und das fühlte ich dieser Tage in erfreutester Seele, als ich an den Fenstern eines Bilderladens auf dem Boulevard Montmartre ein Blatt sah, welches den edeln Manchaner in seinem Studierzimmer darstellt und nach Adolf Schröter, einem großen Meister, gezeichnet ist.

Geschrieben zu Paris im Carneval 1837.

Heinrich Heine.

nen Plane unermüdlich vorbereitet, allen Gefahren ruhig entgegen blickt und, wenn das Unternehmen scheitert, lieber Tod und Folter ertrüge, als daß er nur mit einer Sylbe die Mitschuldigen verriethe. Der blutgierige Herr seines Leibes wird entwaffnet von so viel Großmuth und Tugend, der Tiger schont den gefesselten Löwen und zittert vor dem schrecklichen Einarm, den er doch mit einem Wort in den Tod schicken könnte. Unter dem Namen „der Einarm" ist Cervantes in ganz Algier bekannt, und der Dey gesteht, daß er ruhig schlafen könne und der Ruhe seiner Stadt, seiner Armee und seiner Sklaven versichert sei, wenn er nur den einhändigen Spanier in festem Gewahrsam wisse.

Ich habe erwähnt, daß Cervantes beständig ein gemeiner Soldat war; aber da er sogar in so untergeordneter Stellung sich auszeichnen und namentlich seinem großen Feldherrn, Don Juan d'Austria, bemerkbar machen konnte, so erhielt er, als er aus Italien nach Spanien zurückkehren wollte, die rühmlichsten Zeugnißbriefe für den König, dem seine Beförderung darin nachdrücklich empfohlen ward. Als nun die algierischen Corsaren, die ihn auf dem mittelländischen Meere gefangen nahmen, diese Briefe sahen, hielten sie ihn für eine Person von äußerst bedeutendem Stande und forderten deßhalb ein so erhöhetes Lösegeld, daß seine Familie, trotz aller Mühen und Opfer, ihn nicht loszukaufen vermochte, und der arme Dichter desto länger und qualsamer in der Gefangenschaft gehalten wurde. So ward sogar die Anerkennung seiner Vortrefflichkeit für ihn nur eine neue Quelle des Unglücks, und so, bis an's Ende seiner Tage, spottete seiner jenes grausame Weib, die Göttin Fortuna, die es dem Genius nie verzeiht, daß er auch ohne ihre Gönnerschaft zu Ruhm und Ehre gelangen kann.

Aber ist das Unglück des Genius immer nur das Werk eines blinden Zufalls, oder entspringt es als Nothwendigkeit aus seiner innern Natur und der Natur seiner Umgebung? - Tritt seine Seele in Kampf mit der Wirklichkeit, oder beginnt die rohe Wirklichkeit einen ungleichen Kampf mit seiner edeln Seele?

Die Gesellschaft ist eine Republik. Wenn der Einzelne empor strebt, drängt ihn die Gesammtheit zurück durch Ridicule und Verlästerung. Keiner soll tugendhafter und geistreicher sein, als die Uebrigen. Wer aber durch die unbeugsame Gewalt des Genius hinausragt über das banale Gemeindemaß, diesen trifft der Ostracismus der Gesellschaft, sie verfolgt ihn mit so gnadenloser Verspottung und Verläumdung, daß er sich endlich zurückziehen muß in die Einsamkeit seiner Gedanken.

Ja, die Gesellschaft ist ihrem Wesen nach republikanisch. Jede Fürstlichkeit *ist ihr verhaßt*, die geistige eben so sehr wie die materielle. Letztere stützt nicht *selten auch die* Erstere mehr als man gewöhnlich ahnt. Gelangten wir doch

ſelber zu dieſer Einſicht bald nach der Juliusrevolution, als der Geiſt des Republikanismus in allen geſellſchaftlichen Verhältniſſen ſich kund gab. Der Lorbeer eines großen Dichters war unſern Republikanern eben ſo verhaßt, wie der Purpur eines großen Königs. Auch die geiſtigen Unterſchiede der Menſchen wollten ſie vertilgen, und indem ſie alle Gedanken, die auf dem Territorium des Staates entſproſſen, als bürgerliches Gemeingut betrachteten, blieb ihnen nichts mehr übrig, als auch die Gleichheit des Styls zu decretiren. Und in der That, ein guter Styl wurde als etwas Ariſtokratiſches verſchrien, und vielfach hörten wir die Behauptung: Der echte Demokrat ſchreibt, wie das Volk, herzlich ſchlicht und ſchlecht. Den meiſten Männern der Bewegung gelang dieſes ſehr leicht; aber nicht Jedem iſt es gegeben, ſchlecht zu ſchreiben, zumal wenn man ſich zuvor das Schönſchreiben angewöhnt hatte, und da hieß es gleich: Das iſt ein Ariſtokrat, ein Liebhaber der Form, ein Freund der Kunſt, ein Feind des Volks. Sie meinten es gewiß ehrlich, wie der heilige Hieronymus, der ſeinen guten Styl für eine Sünde hielt und ſich weidlich dafür geißelte.

Eben ſo wenig wie antikatholiſche, finden wir auch antiabſolutiſtiſche Klänge im Don Quixote. Kritiker, welche dergleichen darin wittern, ſind offenbar im Irrthum. Cervantes war der Sohn einer Schule, welche den unbedingten Gehorſam für den Oberherrn ſogar poetiſch idealiſirt hatte. Und dieſer Oberherr war König von Spanien zu einer Zeit, wo die Majeſtät deſſelben die ganze Welt überſtrahlte. Der gemeine Soldat fühlte ſich im Lichtſtrahl jener Majeſtät und opferte gern ſeine individuelle Freiheit für ſolche Befriedigung des caſtilianiſchen Nationalſtolzes.

Die politiſche Größe Spaniens zu jener Zeit mochte nicht wenig das Gemüth ſeiner Schriftſteller erhöhen und erweitern. Auch im Geiſte eines ſpaniſchen Dichters ging die Sonne nicht unter, wie im Reiche Karls V. Die wilden Kämpfe mit den Moriſken waren beendigt, und wie nach einem Gewitter die Blumen am ſtärkſten duften, ſo erblüht die Poeſie immer am herrlichſten nach einem Bürgerkrieg. Dieſelbe Erſcheinung ſehen wir in England zur Zeit der Eliſabeth, und gleichzeitig mit Spanien entſprang dort eine Dichterſchule, die zu merkwürdigen Vergleichungen auffordert. Dort ſehen wir Shakeſpeare, hier Cervantes als die Blüthe der Schule.

Wie die ſpaniſchen Dichter unter den drei Philippen, ſo haben auch die engliſchen unter der Eliſabeth eine gewiſſe Familienähnlichkeit, und weder Shakeſpeare noch Cervantes können auf Originalität in unſerem Sinne Anſpruch machen. Sie unterſcheiden ſich von ihren Zeitgenoſſen keineswegs durch beſonderes Fühlen und Denken oder beſondere Darſtellungsart, ſondern nur durch bedeutendere Tiefe, Innigkeit, Zärte und Kraft; ihre Dichtungen ſind mehr durchdrungen und umfloſſen vom Aether der Poeſie.

Aber beide Dichter ſind nicht bloß die Blüthe ihrer Zeit, ſondern ſie waren auch die Wurzel der Zukunft. Wie Shakeſpeare durch den Einfluß ſeiner Werke, namentlich auf Deutſchland und das heutige Frankreich, als der Stifter der ſpäteren dramatiſchen Kunſt zu betrachten iſt, ſo müſſen wir im Cervantes den Stifter des modernen Romans verehren. Hierüber erlaube ich mir einige flüchtige Bemerkungen.

Der ältere Roman, der ſogenannte Ritterroman, entſprang aus der Poeſie des Mittelalters; er war zuerſt eine proſaiſche Bearbeitung jener epiſchen Gedichte, deren Helden zum Sagenkreiſe Karls des Großen und des heiligen Graals gehörten; immer beſtand der Stoff aus ritterlichen Abenteuern. Es war der Roman des Adels, und die Perſonen, die darin agirten, waren entweder fabelhafte Phantaſiegebilde, oder Reiter mit goldenen Sporen; nirgends eine Spur von Volk. Dieſe Ritterromane, die in der abſurdeſten Weiſe ausarteten, ſtürzte Cervantes durch ſeinen Don Quixote. Aber, indem er eine Satire ſchrieb, die den älteren Roman zu Grunde richtete, lieferte er ſelber wieder das Vorbild zu einer neuen Dichtungsart, die wir den modernen Roman nennen. So pflegen immer große Poeten zu verfahren: ſie begründen zugleich etwas Neues, indem ſie das Alte zerſtören; ſie negiren nie, ohne etwas zu bejahen. Cervantes ſtiftete den modernen Roman, indem er in den Ritter-Roman die getreue Schilderung der niederen Klaſſen einführte, indem er ihm das Volksleben beimiſchte. Die Neigung, das Treiben des gemeinſten Pöbels, des verworfenſten Lumpenpacks zu beſchreiben, gehört nicht bloß dem Cervantes, ſondern der ganzen literariſchen Zeitgenoſſenſchaft, und ſie findet ſich wie bei den Poeten ſo auch bei den Malern des damaligen Spanien; ein Murillo, der dem Himmel die heiligſten Farben ſtahl, womit er ſeine ſchönen Madonnen malte, conterfeite mit derſelben Liebe auch die ſchmutzigſten Erſcheinungen dieſer Erde. Es war vielleicht die Begeiſterung für die Kunſt ſelber, wenn dieſe edeln Spanier manchmal an der treuen Abbildung eines Betteljungen, der ſich laust, daſſelbe Vergnügen empfanden, wie an der Darſtellung der hochgebenedeiten Jungfrau. Oder es war der Reiz des Contraſtes, welcher eben die vornehmſten Edelleute, einen geſchniegelten Hofmann wie Quevedo oder einen mächtigen Miniſter wie Mendoza, antrieb, ihre zerlumpten Bettler- und Gauner-Romane zu ſchreiben; ſie wollten ſich vielleicht aus der Eintönigkeit ihrer Standesumgebung durch die Phantaſie in eine entgegengeſetzte Lebensſphäre verſetzen, wie wir daſſelbe Bedürfniß bei manchen deutſchen Schriftſtellern finden, die ihre Romane nur mit Schilderungen der vornehmen Welt füllen und ihre Helden immer zu Grafen und Baronen machen. Bei Cervantes finden wir noch nicht dieſe einſeitige Richtung, das Unedle ganz abgeſondert darzuſtellen; er vermiſcht nur das Ideale mit dem Gemeinen, das Eine dient dem Andern zur Abſchattung oder

zur Beleuchtung, und das adelthümliche Element ist darin noch eben so mächtig wie das volksthümliche. Dieses adelthümliche, chevalereske, aristokratische Element verschwindet aber ganz in dem Roman der Engländer, die den Cervantes zuerst nachgeahmt und ihn bis auf den heutigen Tag immer als Vorbild vor Augen haben. Es sind prosaische Naturen, diese englischen Romandichter seit Richardsons Regierung, der prude Geist ihrer Zeit widerstrebt sogar aller kernigen Schilderung des gemeinen Volkslebens, und wir sehen jenseits des Canals jene bürgerlichen Romane entstehen, worin das nüchterne Kleinleben der Bourgeoisie sich abspiegelt. Diese klägliche Lecture überwässerte das englische Publicum bis auf die letzte Zeit, wo der große Schotte auftrat, der im Roman eine Revolution oder eigentlich eine Restauration bewirkte. Wie nämlich Cervantes das demokratische Element in den Roman hineinbrachte, als darin nur das einseitig ritterthümliche herrschend war: so brachte Walter Scott in den Roman wieder das aristokratische Element zurück, als dieses gänzlich darin erloschen war, und nur prosaische Spießbürgerlichkeit dort ihr Wesen trieb. Durch ein entgegengesetztes Verfahren hat Walter Scott dem Roman jenes schöne Ebenmaß wieder gegeben, welches wir im Don Quixote des Cervantes bewundern.

Ich glaube, in dieser Beziehung ist das Verdienst des zweiten großen Dichters Englands noch nie anerkannt worden. Seine tory'schen Neigungen, seine Vorliebe für die Vergangenheit waren heilsam für die Literatur, für jene Meisterwerke seines Genius, die überall sowohl Anklang als Nachahmung fanden und die aschgrauen Schemen des bürgerlichen Romans in die dunkleren Winkel der Leihbibliotheken verdrängten. Es ist ein Irrthum, wenn man Walter Scott nicht als den wahren Begründer des sogenannten historischen Romans ansehen will und Letztern von deutschen Anregungen herleitet. Man verkennt, daß das Charakteristische der historischen Romane eben in der Harmonie des aristokratischen und demokratischen Elements besteht; daß Walter Scott diese Harmonie, welche während der Alleinherrschaft des demokratischen Elements gestört war, durch die Wiedereinsetzung des aristokratischen Elements auf's schönste herstellte, statt daß unsere deutschen Romantiker das demokratische Element in ihren Romanen gänzlich verleugneten und wieder in das aberwitzige Gleise des Ritterromans, der vor Cervantes blühte, zurückkehrten. Unser de la Motte Fouqué ist nichts als ein Nachzügler jener Dichter, die den Amadis von Gallien und ähnliche Abenteuerlichkeiten zur Welt gebracht, und ich bewundere nicht bloß das Talent, sondern auch den Muth, womit der edle Freiherr zweihundert Jahre nach dem Erscheinen des Don Quixote seine Ritterbücher geschrieben hat. Es war eine sonderbare Periode in Deutschland, als letztere erschienen, und das Publicum daran Gefallen fand. Was bedeutete in der Literatur diese Vorliebe für das

Aber beide Dichter ſind nicht bloß die Blüthe ihrer Zeit, ſondern ſie waren auch die Wurzel der Zukunft. Wie Shakeſpeare durch den Einfluß ſeiner Werke, namentlich auf Deutſchland und das heutige Frankreich, als der Stifter der ſpäteren dramatiſchen Kunſt zu betrachten iſt, ſo müſſen wir im Cervantes den Stifter des modernen Romans verehren. Hierüber erlaube ich mir einige flüchtige Bemerkungen.

Der ältere Roman, der ſogenannte Ritterroman, entſprang aus der Poeſie des Mittelalters; er war zuerſt eine proſaiſche Bearbeitung jener epiſchen Gedichte, deren Helden zum Sagenkreiſe Karls des Großen und des heiligen Graals gehörten; immer beſtand der Stoff aus ritterlichen Abenteuern. Es war der Roman des Adels, und die Perſonen, die darin agirten, waren entweder fabelhafte Phantaſiegebilde, oder Reiter mit goldenen Sporen; nirgends eine Spur von Volk. Dieſe Ritterromane, die in der abſurdeſten Weiſe ausarteten, ſtürzte Cervantes durch ſeinen Don Quixote. Aber, indem er eine Satire ſchrieb, die den älteren Roman zu Grunde richtete, lieferte er ſelber wieder das Vorbild zu einer neuen Dichtungsart, die wir den modernen Roman nennen. So pflegen immer große Poeten zu verfahren: ſie begründen zugleich etwas Neues, indem ſie das Alte zerſtören; ſie negiren nie, ohne etwas zu bejahen. Cervantes ſtiftete den modernen Roman, indem er in den Ritter-Roman die getreue Schilderung der niederen Klaſſen einführte, indem er ihm das Volksleben beimiſchte. Die Neigung, das Treiben des gemeinſten Pöbels, des verworfenſten Lumpenpacks zu beſchreiben, gehört nicht bloß dem Cervantes, ſondern der ganzen literariſchen Zeitgenoſſenſchaft, und ſie findet ſich wie bei den Poeten ſo auch bei den Malern des damaligen Spanien; ein Murillo, der dem Himmel die heiligſten Farben ſtahl, womit er ſeine ſchönen Madonnen malte, conterfeite mit derſelben Liebe auch die ſchmutzigſten Erſcheinungen dieſer Erde. Es war vielleicht die Begeiſterung für die Kunſt ſelber, wenn dieſe edeln Spanier manchmal an der treuen Abbildung eines Betteljungen, der ſich laust, daſſelbe Vergnügen empfanden, wie an der Darſtellung der hochgebenedeiten Jungfrau. Oder es war der Reiz des Contraſtes, welcher eben die vornehmſten Edelleute, einen geſchniegelten Hofmann wie Quevedo oder einen mächtigen Miniſter wie Mendoza, antrieb, ihre zerlumpten Bettler- und Gauner-Romane zu ſchreiben; ſie wollten ſich vielleicht aus der Eintönigkeit ihrer Standesumgebung durch die Phantaſie in eine entgegengeſetzte Lebensſphäre verſetzen, wie wir daſſelbe Bedürfniß bei manchen deutſchen Schriftſtellern finden, die ihre Romane nur mit Schilderungen der vornehmen Welt füllen und ihre Helden immer zu Grafen und Baronen machen. Bei Cervantes finden wir noch nicht dieſe einſeitige Richtung, das Unedle ganz abgeſondert darzuſtellen; er vermiſcht nur das Ideale mit dem Gemeinen, das Eine dient dem Andern zur Abſchattung oder

zur Beleuchtung, und das adelthümliche Element ist darin noch eben so mächtig wie das volksthümliche. Dieses adelthümliche, chevalereske, aristokratische Element verschwindet aber ganz in dem Roman der Engländer, die den Cervantes zuerst nachgeahmt und ihn bis auf den heutigen Tag immer als Vorbild vor Augen haben. Es sind prosaische Naturen, diese englischen Romandichter seit Richardsons Regierung, der prude Geist ihrer Zeit widerstrebt sogar aller kernigen Schilderung des gemeinen Volkslebens, und wir sehen jenseits des Canals jene bürgerlichen Romane entstehen, worin das nüchterne Kleinleben der Bourgeoisie sich abspiegelt. Diese klägliche Lecture überwässerte das englische Publicum bis auf die letzte Zeit, wo der große Schotte auftrat, der im Roman eine Revolution oder eigentlich eine Restauration bewirkte. Wie nämlich Cervantes das demokratische Element in den Roman hineinbrachte, als darin nur das einseitig ritterthümliche herrschend war: so brachte Walter Scott in den Roman wieder das aristokratische Element zurück, als dieses gänzlich darin erloschen war, und nur prosaische Spießbürgerlichkeit dort ihr Wesen trieb. Durch ein entgegengesetztes Verfahren hat Walter Scott dem Roman jenes schöne Ebenmaß wieder gegeben, welches wir im Don Quixote des Cervantes bewundern.

Ich glaube, in dieser Beziehung ist das Verdienst des zweiten großen Dichters Englands noch nie anerkannt worden. Seine tory'schen Neigungen, seine Vorliebe für die Vergangenheit waren heilsam für die Literatur, für jene Meisterwerke seines Genius, die überall sowohl Anklang als Nachahmung fanden und die aschgrauen Schemen des bürgerlichen Romans in die dunkleren Winkel der Leihbibliotheken verdrängten. Es ist ein Irrthum, wenn man Walter Scott nicht als den wahren Begründer des sogenannten historischen Romans ansehen will und Letztern von deutschen Anregungen herleitet. Man verkennt, daß das Charakteristische der historischen Romane eben in der Harmonie des aristokratischen und demokratischen Elements besteht; daß Walter Scott diese Harmonie, welche während der Alleinherrschaft des demokratischen Elements gestört war, durch die Wiedereinsetzung des aristokratischen Elements auf's schönste herstellte, statt daß unsere deutschen Romantiker das demokratische Element in ihren Romanen gänzlich verleugneten und wieder in das aberwitzige Gleise des Ritterromans, der vor Cervantes blühte, zurückkehrten. Unser de la Motte Fouqué ist nichts als ein Nachzügler jener Dichter, die den Amadis von Gallien und ähnliche Abenteuerlichkeiten zur Welt gebracht, und ich bewundere nicht bloß das Talent, sondern auch den Muth, womit der edle Freiherr zweihundert Jahre nach dem Erscheinen des Don Quixote seine Ritterbücher geschrieben hat. Es war eine sonderbare Periode in Deutschland, als letztere erschienen, und das Publicum daran Gefallen fand. Was bedeutete in der Literatur diese Vorliebe für das

Ritterthum und die Bilder der alten Feudalzeit? Ich glaube, das deutsche Volk wollte auf immer Abschied nehmen von dem Mittelalter; aber gerührt, wie wir es leicht sind, nahmen wir Abschied mit einem Kusse. Wir drückten zum letzten Male unsere Lippen auf die alten Leichensteine. Mancher von uns freilich geberdete sich dabei höchst närrisch. Ludwig Tieck, der kleine Junge der Schule, grub die todten Voreltern aus dem Grabe heraus, schaukelte ihren Sarg, als wär' es eine Wiege, und mit aberwitzig kindischem Lallen sang er dabei: Schlaf', Großväterchen, schlafe!

Ich habe Walter Scott den zweiten großen Dichter Englands und seine Romane Meisterwerke genannt. Aber nur seinem Genius wollte ich das höchste Lob ertheilen. Seine Romane selbst kann ich dem großen Roman des Cervantes keineswegs gleichstellen. Dieser übertrifft ihn an epischem Geist. Cervantes war, wie ich schon erwähnt habe, ein katholischer Dichter, und dieser Eigenschaft verdankt er vielleicht jene große epische Seelenruhe, die, wie ein Krystallhimmel, seine bunten Dichtungen überwölbt: nirgends eine Spalte des Zweifels. Dazu kömmt noch die Ruhe des spanischen National-Charakters. Walter Scott aber gehört einer Kirche, welche selbst die göttlichen Dinge einer scharfen Discussion unterwirft; als Advokat und Schotte ist er gewöhnt an Handlung und Discussion, und, wie in seinem Geiste und Leben so ist auch in seinen Romanen das Dramatische vorherrschend. Seine Werke können daher nimmermehr als reine Muster jener Dichtungsart, die wir Roman nennen, betrachtet werden. Den Spaniern gebührt der Ruhm, den besten Roman hervorgebracht zu haben, wie man den Engländern den Ruhm zusprechen muß, daß sie im Drama das Höchste geleistet.

Und den Deutschen, welche Palme bleibt ihnen übrig? Nun, wir sind die besten Liederdichter dieser Erde. Kein Volk besitzt so schöne Lieder, wie die Deutschen. Jetzt haben die Völker allzuviele politische Geschäfte; wenn aber diese einmal abgethan sind, wollen wir Deutsche, Britten, Spanier, Franzosen, Italiener, wir wollen Alle hinausgehen in den grünen Wald und singen, und die Nachtigall soll Schiedsrichterin sein. Ich bin überzeugt, bei diesem Wettgesange wird das Lied von Wolfgang Goethe den Preis gewinnen.

Cervantes, Shakespeare und Goethe bilden das Dichter-Triumvirat, das in den drei Gattungen poetischer Darstellung, im Epischen, Dramatischen und Lyrischen, das Höchste hervorgebracht. Vielleicht ist der Schreiber dieser Blätter besonders befugt, unsern großen Landsmann als den vollendetsten Liederdichter zu preisen. Goethe steht in der Mitte zwischen den beiden Ausartungen des Liedes, jenen zwei Schulen, wovon die eine leider mit meinem eigenen Namen, die andere mit dem Namen Schwabens bezeichnet wird. Beide freilich haben ihre Verdienste: sie förderten indirecter Weise

das Gedeihen der deutschen Poesie. Die erstere bewirkte eine heilsame Reaction gegen den einseitigen Idealismus im deutschen Liede, sie führte den Geist zurück zur starken Realität und entwurzelte jenen sentimentalen Petrarchismus, der uns immer als eine lyrische Donquixoterie erschienen ist. Die schwäbische Schule wirkte ebenfalls indirect zum Heile der deutschen Poesie. Wenn in Norddeutschland kräftig gesunde Dichtungen zum Vorschein kommen konnten, so verdankt man dieses vielleicht der schwäbischen Schule, die alle kränkliche, bleichsüchtige, fromm gemüthliche Feuchtigkeiten der deutschen Muse an sich zog. Stuttgart war gleichsam die Fontanelle der deutschen Muse.

Indem ich die höchsten Leistungen im Drama, im Roman und im Liede dem erwähnten großen Triumvirate zuschreibe, bin ich weit davon entfernt, an dem poetischen Werthe anderer großen Dichter zu mäkeln. Nichts ist thörichter, als die Frage: welcher Dichter größer sei, als der andere? Flamme ist Flamme, und ihr Gewicht läßt sich nicht bestimmen nach Pfund und Unze. Nur platter Krämersinn kommt mit seiner schäbigen Käsewage und will den Genius wiegen. Nicht blos die Alten, sondern auch manche Neuere haben Dichtungen geliefert, worin die Flamme der Poesie eben so prachtvoll lodert, wie in den Meisterwerken von Shakespeare, Cervantes und Goethe. Jedoch diese Namen halten zusammen, wie durch ein geheimes Band. Es strahlt ein verwandter Geist aus ihren Schöpfungen; es weht darin eine ewige Milde, wie der Athem Gottes; es blüht darin die Bescheidenheit der Natur. Wie an Shakespeare, erinnert Goethe auch beständig an Cervantes, und diesem ähnelt er bis in die Einzelnheiten des Styls, in jener behaglichen Prosa, die von der süßesten und harmlosesten Ironie gefärbt ist. Cervantes und Goethe gleichen sich sogar in ihren Untugenden: in der Weitschweifigkeit der Rede, in jenen langen Perioden, die wir zuweilen bei ihnen finden, und die einem Aufzug königlicher Equipagen vergleichbar. Nicht selten sitzt nur ein einziger Gedanke in so einer breitausgedehnten Periode, die wie eine große vergoldete Hofkutsche mit sechs panaschirten Pferden gravitätisch dahinfährt. Aber dieser einzige Gedanke ist immer etwas Hohes, wo nicht gar der Souverain.

Ueber den Geist des Cervantes und den Einfluß seines Buches habe ich nur mit wenigen Andeutungen reden können. Ueber den eigentlichen Kunstwerth seines Romans kann ich mich hier noch weniger verbreiten, indem Erörterungen zur Sprache kämen, die allzuweit in's Gebiet der Aesthetik hinabführen würden. Ich darf hier auf die Form seines Romans und die zwei Figuren, die den Mittelpunkt desselben bilden, nur im Allgemeinen aufmerksam machen. Die Form ist nämlich die der Reisebeschreibung, wie solches von jeher die natürlichste Form für diese Dichtungsart. Ich erinnere hier nur an den goldenen Esel des Apulejus, den ersten Roman des Alterthums. Der

Einförmigkeit dieſer Form haben die ſpäteren Dichter durch das, was wir heute die Fabel des Romans nennen, abzuhelfen geſucht. Aber wegen Armuth an Erfindung haben jetzt die meiſten Romanſchreiber ihre Fabeln von einander geborgt, wenigſtens haben die einen mit wenig Modificationen immer die Fabeln der andern benutzt, und durch die dadurch entſtehende Wiederkehr derſelben Charaktere, Situationen und Verwicklungen ward dem Publikum am Ende die Romanlecture einigermaßen verleidet. Um ſich vor der Langweiligkeit abgedroſchener Romanfabeln zu retten, flüchtete man ſich für einige Zeit in die uralte, urſprüngliche Form der Reiſebeſchreibung. Dieſe wird aber wieder ganz verdrängt, ſobald ein Originaldichter mit neuen, friſchen Romanfabeln auftritt. In der Literatur, wie in der Politik, bewegt ſich Alles nach dem Geſetz der Action und Reaction.

Was nun jene zwei Geſtalten betrifft, die ſich Don Quixote und Sancho Panſa nennen, ſich beſtändig parodiren und doch ſo wunderbar ergänzen, daß ſie den eigentlichen Helden des Romans bilden, ſo zeugen ſie im gleichen Maße von dem Kunſtſinn, wie von der Geiſtestiefe des Dichters. Wenn andere Schriftſteller, in deren Roman der Held nur als einzelne Perſon durch die Welt zieht, zu Monologen, Briefen oder Tagebüchern ihre Zuflucht nehmen müſſen, um die Gedanken und Empfindungen des Helden kund zu geben, ſo kann Cervantes überall einen natürlichen Dialog hervortreten laſſen; und indem die eine Figur immer die Rede der andern parodirt, tritt die Intention des Dichters um ſo ſichtbarer hervor. Vielfach nachgeahmt ward ſeitdem die Doppelfigur, die dem Roman des Cervantes eine ſo kunſtvolle Natürlichkeit verleiht, und aus deren Charakter, wie aus einem einzigen Kern, der ganze Roman mit all ſeinem wilden Laubwerk, ſeinen duftigen Blüthen, ſtrahlenden Früchten und Affen und Wundervögeln, die ſich auf den Zweigen wiegen, gleich einem indiſchen Rieſenbaum ſich entfaltet.

Aber es wäre ungerecht, hier Alles auf Rechnung ſklaviſcher Nachahmung zu ſetzen; ſie lag ſo nahe, die Einführung ſolcher zwei Figuren, wie Don Quixote und Sancho Panſa, wovon die eine, die poetiſche, auf Abenteuer zieht, und die andere, halb aus Anhänglichkeit, halb aus Eigennutz hinterdrein läuft durch Sonnenſchein und Regen, wie wir ſelber ſie oft im Leben begegnet haben. Um dieſes Paar, unter den verſchiedenartigſten Vermummungen, überall wieder zu erkennen, in der Kunſt wie im Leben, muß man freilich nur das Weſentliche, die geiſtige Signatur, nicht das Zufällige ihrer äußern Erſcheinung in's Auge faſſen. Der Beiſpiele könnte ich unzählige anführen. Finden wir Don Quixote und Sancho Panſa nicht eben ſo gut in den Geſtalten Don Juan's und Leporello's, wie etwa in der Perſon Lord Byron's und ſeines Bedienten Fletſcher? Erkennen wir dieſelben zwei Typen und ihr Wechſelverhältniß nicht in der

Gestalt des Ritters von Waldsee und seines Kaspar Larifari eben so gut, wie in der Gestalt von so manchem Schriftsteller und seinem Buchhändler, welcher Letztere die Narrheiten seines Autors wohl einsieht, aber dennoch, um reellen Vortheil daraus zu ziehen, ihn getreusam auf allen seinen idealen Irrfahrten begleitet. Und der Herr Verleger Sancho, wenn er auch manchmal nur Püffe bei diesem Geschäfte gewinnt, bleibt doch immer fett, während der edle Ritter täglich immer mehr und mehr abmagert.

Aber nicht blos unter Männern, sondern auch unter Frauenzimmern habe ich öfters die Typen Don Quixote's und seines Schildknappen wiedergefunden. Namentlich erinnere ich mich einer schönen Engländerin, einer schwärmerischen Blondine, die mit ihrer Freundin aus einer Londoner Mädchenpension entsprungen war und die ganze Welt durchziehen wollte, um ein so edles Männerherz zu suchen, wie sie es in sanften Mondscheinnächten geträumt hatte. Die Freundin, eine untersetzte Brünette, hoffte bei dieser Gelegenheit, wenn auch nicht etwas ganz apartes Ideale, doch wenigstens einen Mann von gutem Aussehen zu erbeuten. Ich sehe sie noch, mit ihren liebesüchtigen blauen Augen, die schlanke Gestalt, wie sie am Strande von Brighton, weit über das flutende Meer, nach der französischen Küste hinüber schmachtete ... Ihre Freundin knackte unterdessen Haselnüsse, freute sich des süßen Kerns und warf die Schalen in's Wasser.

Jedoch weder in den Meisterwerken anderer Künstler, noch in der Natur selber finden wir die erwähnten beiden Typen in ihrem Wechselverhältnisse so genau ausgeführt, wie bei Cervantes. Jeder Zug im Charakter und der Erscheinung des Einen entspricht hier einem entgegengesetzten und doch verwandten Zuge bei dem Andern. Hier hat jede Einzelnheit eine parodistische Bedeutung. Ja sogar zwischen Rozinanten und Sancho's Grauchen herrscht derselbe ironische Parallelismus, wie zwischen dem Knappen und seinem Ritter, und auch die beiden Thiere sind gewissermaßen die symbolischen Träger derselben Ideen. Wie in ihrer Denkungsart, so offenbaren Herr und Diener auch in ihrer Sprache die merkwürdigsten Gegensätze, und hier kann ich nicht umhin, der Schwierigkeiten zu erwähnen, welche der Uebersetzer zu überwinden hatte, der die hausbackene, knorrige, niedrige Sprechart des guten Sancho in's Deutsche übertrug. Durch seine gehackte, nicht selten unsaubere Sprichwörtlichkeit mahnt der gute Sancho ganz an den Narren des Königs Salomon, an Marculf, er ebenfalls einem pathetischen Idealismus gegenüber das Erfahrungswissen des gemeinen Volks in kurzen Sprüchen vorträgt. Don Quixote hingegen redet die Sprache der Bildung, des höheren Standes, und auch in der Grandezza des wohlgerundeten Periodenbaues repräsentirt er den vornehmen Hidalgo. Zuweilen ist dieser Periodenbau allzuweit ausgesponnen, und die Sprache des Ritters

gleicht einer stolzen Hofdame in aufgebauschtem Seidenkleid, mit langer rauschender Schleppe. Aber die Grazien, als Pagen verkleidet, tragen lächelnd einen Zipfel dieser Schleppe: die langen Perioden schließen mit den anmuthigsten Wendungen.

Den Charakter der Sprache Don Quixote's und Sancho Pansa's resumiren wir in den Worten: der Erstere, wenn er redet, scheint immer auf einem hohen Pferde zu sitzen, der Andere spricht, als säße er auf seinem niedrigen Esel.

Mir bliebe noch übrig, von den Illustrationen zu sprechen, womit die Verlagshandlung diese neue Uebersetzung des Don Quixote, die ich hier bevorworte, ausgeschmückt hat. Diese Ausgabe ist das erste der schönen Literatur angehörige Buch, das in Deutschland auf diese Weise verziert an's Licht tritt. In England und namentlich in Frankreich sind dergleichen Illustrationen an der Tagesordnung und finden einen fast enthusiastischen Beifall. Deutsche Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit wird aber gewiß die Frage aufwerfen: Sind den Interessen wahrer Kunst dergleichen Illustrationen förderlich? Ich glaube nicht. Zwar zeigen sie, wie die geistreich und leicht schaffende Hand eines Malers die Gestalten des Dichters auffaßt und wiedergiebt; sie bieten auch für die etwaige Ermüdung durch die Lecture eine angenehme Unterbrechung; aber sie sind ein Zeichen mehr, wie die Kunst, herabgezerrt von dem Piedestale ihrer Selbstständigkeit, zur Dienerin des Luxus entwürdigt wird. Und dann ist hier für den Künstler nicht blos die Gelegenheit und Verführung, sondern sogar die Verpflichtung, seinen Gegenstand nur flüchtig zu berühren, ihn bei Leibe nicht zu erschöpfen. Die Holzschnitte in alten Büchern dienten anderen Zwecken und können mit diesen Illustrationen nicht verglichen werden.

Die Illustrationen der vorliegenden Ausgabe sind, nach Zeichnungen von Tony Johannot, von den ersten Holzschneidern Englands und Frankreichs geschnitten. Sie sind, wie es schon Tony Johannots Name verbürgt, eben so elegant als charakteristisch aufgefaßt und gezeichnet; trotz der Flüchtigkeit der Behandlung sieht man, wie der Künstler in den Geist des Dichters eingedrungen ist. Sehr geistreich und phantastisch sind die Initialen und Culs-de-Lampe erfunden, und gewiß mit tiefsinnig poetischer Intention hat der Künstler zu den Verzierungen meistens moreske Dessins gewählt. Sehen wir ja doch die Erinnerung an die heitere Maurenzeit wie einen schönen fernen Hintergrund überall im Don Quixote hervorschimmern. — Tony Johannot, einer der vortrefflichsten und bedeutendsten Künstler in Paris, ist ein Deutscher von Geburt.

Auffallend ist es, daß ein Buch, welches so reich an pittoreskem Stoff, wie der Don Quixote, noch keinen Maler gefunden hat, der daraus Sujets

zu einer Reihe selbstständiger Kunstwerke entnommen hätte. Ist der Geist des Buches etwa zu leicht und phantastisch, als daß nicht unter der Hand des Künstlers der bunte Farbenstaub entflöhe? Ich glaube nicht. Denn der Don Quixote, so leicht und phantastisch er ist, fußt auf derber irdischer Wirklichkeit, wie das ja sein mußte, um ihn zu einem Volksbuche zu machen. Ist es etwa, weil hinter den Gestalten, die uns der Dichter vorführt, tiefere Ideen liegen, die der bildende Künstler nicht wiedergeben kann, so daß er nur die äußere Erscheinung, wie saillant sie auch vielleicht sei, nicht aber den tieferen Sinn festhalten und reproduciren könnte? Das ist wahrscheinlich der Grund. — Versucht haben sich übrigens viele Künstler an Zeichnungen zum Don Quixote. Was ich von englischen, spanischen und früheren französischen Arbeiten dieser Art gesehen habe, war abscheulich. Was deutsche Künstler betrifft, so muß ich hier an unseren großen Daniel Chodowiecki erinnern. Er hat eine Reihe Darstellungen zum Don Quixote gezeichnet, die, von Berger in Chodowiecki's Sinn radirt, die Bertuch'sche Uebersetzung begleiteten. Es sind vortreffliche Sachen darunter. Der falsche theatralisch-conventionelle Begriff, den der Künstler, wie seine übrigen Zeitgenossen, vom spanischen Costume hatte, hat ihm sehr geschadet. Man sieht aber überall, daß Chodowiecki den Don Quixote vollkommen verstanden hat. Das hat mich grade bei diesem Künstler gefreut und war mir um seinetwillen wie des Cervantes wegen lieb. Denn es ist mir immer angenehm, wenn zwei meiner Freunde sich lieben, wie es mich auch stets freut, wenn zwei meiner Feinde auf einander losschlagen. Chodowiecki's Zeit, als Periode einer sich erst bildenden Literatur, die der Begeisterung noch bedurfte und Satire ablehnen mußte, war dem Verständniß des Don Quixote eben nicht günstig, und da zeugt es denn für Cervantes, daß seine Gestalten damals dennoch verstanden wurden und Anklang fanden, wie es für Chodowiecki zeugt, daß er Gestalten wie Don Quixote und Sancho Pansa begriff, er, welcher mehr als vielleicht je ein anderer Künstler das Kind seiner Zeit war, in ihr wurzelte, nur ihr angehörte, von ihr getragen, verstanden und anerkannt wurde.

Von neuesten Darstellungen zum Don Quixote erwähne ich mit Vergnügen einige Skizzen von Decamps, dem originellsten aller lebenden französischen Maler. — Aber nur ein Deutscher kann den Don Quixote ganz verstehen, und das fühlte ich dieser Tage in erfreutester Seele, als ich an den Fenstern eines Bilderladens auf dem Boulevard Montmartre ein Blatt sah, welches den edeln Manchaner in seinem Studierzimmer darstellt und nach Adolf Schröter, einem großen Meister, gezeichnet ist.

Geschrieben zu Paris im Carneval 1837.

Heinrich Heine.

Ueber Polen.

Geſchrieben im Herbſt 1822.

Notiz.

Vorliegenden, äußerst selten mehr aufzutreibenden Aufsatz Heine's „über Polen," konnte ich mir nur mit vieler Mühe verschaffen. Leider wurde derselbe unter dem Drucke deutscher Zensur und zwar nur einmal im Berliner „Gesellschafter" gedruckt, so daß es nicht möglich war, eine vollständige Ausgabe zu finden. Der Leser möge daher in den mehrfach wiederholten Reihen von Gedankenstrichen die Werke einer deutschen Zensorscheere erblicken.

Philadelphia, im August 1855.

Der Verleger.

Seit einigen Monaten habe ich den preußischen Theil Polens die Kreuz und die Quer durchstreift; in dem russischen Theil bin ich nicht weit gekommen; nach dem österreichischen gar nicht. Von den Menschen hab' ich sehr viele, und aus allen Theilen Polens, kennen gelernt. Diese waren freilich meistens nur Edelleute, und zwar die vornehmsten. Aber wenn auch mein Leib sich blos in den Kreisen der höheren Gesellschaft, in dem Schloßbann der polnischen Großen, bewegte, so schweifte der Geist doch oft auch in den Hütten des niedern Volks. Hier haben Sie den Standpunkt für die Würdigung meines Urtheils über Polen.

Vom Aeußeren des Landes wüßte ich Ihnen nicht viel Reizendes mitzutheilen. Hier sind nirgends pikante Felsengruppen, romantische Wasserfälle, Nachtigallen-Gehölze u. s. w.; hier giebt es nur weite Flächen von Ackerland, das meistens gut ist, und dicke, mürrische Fichtenwälder. Polen lebt nur von Ackerbau und Viehzucht; von Fabriken und Industrie giebt es hier fast keine Spur. Den traurigsten Anblick geben die polnischen Dörfer: niedere Ställe von Lehm, mit dünnen Latten oder Binsen bedeckt. In diesen lebt der polnische Bauer mit seinem Vieh und seiner übrigen Familie, erfreut sich seines Daseins und denkt an nichts weniger, als an die — ästhetischen Pustkuchen. Leugnen läßt es sich indessen nicht, daß der polnische Bauer oft mehr Verstand und Gefühl hat, als der deutsche Bauer in manchen Ländern. Nicht selten fand ich bei dem geringsten Polen jenen originellen Witz (nicht Gemüthswitz, Humor), der bei jedem Anlaß mit wunderlichem Farbenspiel hervorsprudelt, und jenen schwärmerisch-sentimentalen Zug, jenes brillante Aufleuchten eines Ossianschen Naturgefühls, dessen plötzliches Hervorbrechen bei leidenschaftlichen Anlässen eben so unwillkührlich ist, wie das Insgesichtsteigen des Blutes. Der polnische Bauer trägt noch seine Nationaltracht: eine Jacke ohne Aermel, die bis zur Mitte der Schenkel reicht; darüber einen Oberrock mit hellen Schnüren besetzt. Letzterer, gewöhnlich von hellblauer oder grüner Farbe, ist das grobe Original jener feinen Polen-Röcke unserer Elegants. Den Kopf bedeckt ein kleines rundes Hütchen, weißgerändert, oben wie ein abgekappter Kegel spitz zulaufend, und vorn mit bunten Bandschleifen oder mit einigen Pfauenfedern geschmückt. In diesem Costüm sieht man den polnischen Bauer des Sonntags nach der Stadt wandern, um dort ein dreifaches Geschäft zu verrichten: erstens, sich rasiren zu lassen; zweitens, die Messe zu hören,

und drittens, ſich voll zu ſaufen. Den, durch das dritte Geſchäft gewiß Seliggewordenen ſieht man des Sonntags, alle Viere ausgeſtreckt, in einer Straßengoſſe liegen, ſinneberaubt und umgeben von einem Haufen Freunde, die, in wehmüthiger Gruppirung, die Betrachtung zu machen ſcheinen: daß der Menſch hienieden ſo wenig vertragen kann! Was iſt der Menſch, wenn — drei Kannen Schnaps ihn zu Boden werfen! Aber die Polen haben es doch im Trinken übermenſchlich weit gebracht.—Der Bauer iſt von gutem Körperbau, ſtarkſtämmig, ſoldatiſchen Anſehens, und hat gewöhnlich blondes Haar; die Meiſten laſſen daſſelbe lang herunter wallen. Dadurch haben ſo viele Bauern die Plica polonica (Weichſelzopf), eine ſehr anmuthige Krankheit, womit auch wir hoffentlich einſt geſegnet werden, wenn das Lange-Haarthum in den deutſchen Gauen allgemeiner wird. Die Unterwürfigkeit des polniſchen Bauers gegen den Edelmann iſt empörend. Er beugt ſich mit dem Kopf faſt bis zu den Füßen des gnädigen Herrn, und ſpricht die Formel: Ich küſſe die Füße. Wer den Gehorſam perſonifizirt haben will, ſehe einen polniſchen Bauer vor ſeinem Edelmann ſtehen; es fehlt nur der wedelnde Hundeſchweif. Bei einem ſolchen Anblick denke ich unwillkührlich: Und Gott erſchuf den Menſchen nach ſeinem Ebenbilde! — und es ergreift mich ein unendlicher Schmerz, wenn ich einen Menſchen vor einem andern ſo tief erniedrigt ſehe. Nur vor dem Könige ſoll man ſich beugen; bis auf dieſes letztere Glaubensgeſetz bekenne ich mich ganz zum nordamerikaniſchen Katechismus. Ich leugne es nicht, daß ich die Bäume der Flur mehr liebe als Stammbäume, daß ich das Menſchenrecht mehr achte als das canoniſche Recht, und daß ich die Gebote der Vernunft höher ſchätze als die Abſtraktionen kurzſichtiger Hiſtoriker; wenn ſie mich aber fragen: ob der polniſche Bauer wirklich unglücklich iſt, und ob ſeine Lage beſſer wird, wenn jetzt aus den gedrückten Hörigen lauter freie Eigenthümer gemacht werden? ſo müßte ich lügen, ſollte ich dieſe Frage unbedingt bejahen. Wenn man den Begriff von Glücklichſein in ſeiner Relativität auffaßt, und ſich wohl merkt, daß es kein Unglück iſt, wenn man von Jugend auf gewöhnt iſt, den ganzen Tag zu arbeiten und Lebensbequemlichkeiten zu entbehren, die man gar nicht kennt, ſo muß man geſtehen, daß der polniſche Bauer im eigentlichen Sinne nicht unglücklich iſt: um ſo mehr, da er gar nichts hat, und folglich in der großen Sorgloſigkeit, die ja von Vielen als das höchſte Glück geſchildert wird, ſein Leben dahin lebt. Aber es iſt keine Ironie, wenn ich ſage, daß, im Fall man jetzt die polniſchen Bauern plötzlich zu ſelbſtſtändigen Eigenthümern machte, ſie ſich gewiß bald in der unbehaglichſten Lage von der Welt befinden und Manche gewiß dadurch in größeres Elend gerathen würden. Bei ſeiner jetzt zur zweiten Natur gewordenen Sorgloſigkeit würde der Bauer ſein Eigenthum ſchlecht verwalten, und träfe ihn ein Unglück, wär' er ganz und gar verloren. Wenn jetzt ein Mißwachs iſt, ſo muß der Edelmann dem Bauer von

ſeinem eigenen Getreide ſchicken; es wäre ja auch ſein eigener Verluſt, wenn der Bauer verhungerte oder nicht ſäen könnte. Er muß ihm aus demſelben Grunde ein neues Stück Vieh ſchicken, wenn der Ochs oder die Kuh des Bauers krepirt iſt. Er giebt ihm Holz im Winter, er ſchickt ihm Aerzte, Arzneien, wenn er oder Einer von der Familie krank iſt; kurz, der Edelmann iſt der beſtändige Vormund deſſelben. Ich habe mich überzeugt, daß dieſe Vormundſchaft von den meiſten Edelleuten ſehr gewiſſenhaft und liebreich ausgeübt wird und überhaupt gefunden, daß die Edelleute ihre Bauern milde und gütig behandeln; wenigſtens ſind die Reſte der alten Strenge ſelten. Viele Edelleute wünſchen ſogar die Selbſtſtändigkeit der Bauern — der größte Menſch, den Polen hervorgebracht hat, und deſſen Andenken noch in allen Herzen lebt, Thadäus Kosziusko, war eifriger Beförderer der Bauern-Emancipation und die Grundſätze eines Lieblings dringen unbemerkt in alle Gemüther. Außerdem iſt der Einfluß franzöſiſcher Lehren, die in Polen leichter als irgendwo Eingang finden, von unberechenbarer Wirkung für den Zuſtand der Bauern. Sie ſehen, daß es mit Letzteren nicht mehr ſo ſchlimm ſteht, und daß ein allmähliches Selbſtſtändigwerden derſelben wohl zu hoffen iſt. Auch die preußiſche Regierung ſcheint dies durch zweckmäßige Einrichtungen nach und nach zu erzielen. Möge dieſe begütigende Allmählichkeit gedeihen; ſie iſt gewiſſer, zeitlich nützlicher, als die zerſtörungsſüchtige Plötzlichkeit. Aber auch das Plötzliche iſt zuweilen gut, wie ſehr man dagegen eifere. —

Zwiſchen dem Bauer und dem Edelmann ſtehen in Polen die Juden. Dieſe betragen faſt mehr als den vierten Theil der Bevölkerung, treiben alle Gewerbe, und können füglich der dritte Stand Polens genannt werden. Unſere Statiſtik-Compendienmacher, die an alles den deutſchen, wenigſtens den franzöſiſchen Maaßſtab legen, ſchreiben alſo mit Unrecht: daß Polen keinen tiers état habe, weil dort dieſer Stand von den übrigen ſchroffer abgeſondert iſt, weil ſeine Glieder am Mißverſtändniſſe des alten Teſtaments — Gefallen finden — — — — und weil dieſelben vom Ideal gemüthlicher Bürgerlichkeit, wie daſſelbe in einem Nürnberger Frauen-Taſchenbuche, unter dem Bilde reichsſtädtiſcher Philiſtröſität, ſo niedlich und ſonntäglich ſchmuck dargeſtellt wird, äußerlich noch ſehr entfernt ſind. Sie ſehen alſo, daß die Juden in Polen durch Zahl und Stellung von größerer ſtaatswirthſchaftlicher Wichtigkeit ſind, als bei uns in Deutſchland, und daß um Gediegenes über dieſelben zu ſagen, etwas mehr dazu gehört, als die großartige Leihhaus-Anſchauung gefühlvoller Romanſchreiber des Nordens, oder der naturphiloſophiſche Tiefſinn geiſtreicher Ladendiener des Südens. Man ſagte mir, daß [illegible]uden des Großherzogthums auf einer niedrigeren Humanitätsſtufe ſt[illegible]en Glaubens-

genossen; ich will daher nichts Bestimmtes von polnischen Juden überhaupt sprechen, und verweise sie lieber auf David Friesländer's: „Ueber die Verbesserung der Israeliten (Juden) im Königretch Polen; Berlin 1819." Seit dem Erscheinen dieses Buches, das, bis auf eine zu ungerechte Verkennung der Verdienste und der sittlichen Bedeutung der Rabbinen, mit einer seltenen Wahrheits- und Menschenliebe geschrieben ist, hat sich der Zustand der polnischen Juden wahrscheinlich nicht gar besonders verändert. Im Großherzogthum sollen sie einst, wie noch im übrigen Polen, alle Handwerke ausschließlich getrieben haben; jetzt aber sieht man viele christliche Handwerker aus Deutschland einwandern, und auch die polnischen Bauern scheinen an Handwerken und andern Gewerben mehr Geschmack zu finden. Seltsam aber ist es, daß der gemeine Pole gewöhnlich Schuster oder Bierbrauer und Branteweinbrenner wird. In der Walischey, einer Vorstadt Posens, fand ich das zweite Haus immer mit einem Schuhmacher-Schilde verziert, und ich dachte an die Stadt Bradfort in Shakespeare's „Flurschütz von Wakefield." Im preußischen Polen erlangen die Juden kein Staatsamt, die sich nicht taufen lassen; im russischen Polen werden auch die Juden zu allen Staats-Aemtern zugelassen, weil man es dort für zweckmäßig hält. Uebrigens ist der Arsenik in den dortigen Bergwerken auch noch nicht zu einer überfrommen Philosophie sublimirt, und die Wölfe in den altpolnischen Wäldern sind noch nicht darauf abgerichtet, mit historischen Citaten zu heulen.

Es wäre zu wünschen, daß unsere Regierung, durch zweckmäßige Mittel, den Juden des Großherzogthums mehr Liebe zum Ackerbau einzuflößen suchte; denn jüdische Ackerbauer soll es hier nur sehr wenige geben. Im russischen Polen sind sie häufig. Die Abneigung gegen den Pflug soll bei den polnischen Juden daher entstanden sein, weil sie ehemals den leibeigenen Bauer in einem äußerlich so sehr traurigen Zustande sahen. Hebt sich jetzt der Bauernstand aus seiner Erniedrigung, so werden auch die Juden zum Pflug greifen.— Bis auf wenige Ausnahmen sind alle Wirthshäuser Polens in den Händen der Juden und ihre vielen Branntwein-Brennereien werden dem Lande sehr schädlich, indem die Bauern dadurch zur Völlerei angereizt werden. Aber ich habe ja schon oben gezeigt, wie das Branntweintrinken zur Seligmachung der Bauern gehört. — Jeder Edelmann hat einen Juden im Dorf oder in der Stadt, den er Faktor nennt, und der alle seine Commissionen, Ein- und Verkäufe, Erkundigungen u. s. w. ausführt. Eine originelle Einrichtung, welche ganz die Bequemlichkeitsliebe der polnischen Edelleute zeigt. Das Aeußere des polnischen Juden ist schrecklich. Mich überläuft ein Schauder, wenn ich daran denke, wie ich hinter Meseritz zuerst ein polnisches Dorf sah, meistens von Juden bewohnt. Das W—cksche Wochenblatt, auch zu physischem Brei gekocht, hätte mich nicht so brechpulverisch anwidern können, als der Anblick

jener zerlumpten Schmutzgeſtalten; und die hochherzige Rede eines für Turnplatz und Vaterland begeiſterten Terzianers hätte nicht ſo zerreißend meine Ohren martern können, als der polniſche Juden-Jargon. Dennoch wurde der Ekel bald verdrängt von Mitleid, nachdem ich den Zuſtand dieſer Menſchen näher betrachtete, und die ſchweineſtallartigen Löcher ſah, worin ſie wohnen, mauſcheln, beten, ſchachern und — elend ſind. Ihre Sprache iſt ein mit Hebräiſch durchwirktes, und mit Polniſch faconnirtes Deutſch. Sie ſind in ſehr frühen Zeiten wegen Religions-Verfolgung aus Deutſchland nach Polen eingewandert; denn die Polen haben ſich in ſolchen Fällen immer durch Toleranz ausgezeichnet. Als Frömmlinge einem polniſchen Könige riethen, die polniſchen Proteſtanten zum Katholizismus zurück zu zwingen, antwortete derſelbe: "Sum rex populorum sed non conscientiarum!" — Die Juden brachten zuerſt Gewerbe und Handel nach Polen und wurden unter Caſimir dem Großen mit bedeutenden Privilegien begünſtigt. Sie ſcheinen dem Adel weit näher geſtanden zu haben als den Bauern; denn nach einem alten Geſetze wurde der Jude durch ſeinen Uebertritt zum Chriſtenthum eo ipso in den Adelſtand erhoben. Ich weiß nicht, ob und warum dieſes Geſetz untergegangen und was etwa mit Beſtimmtheit im Werthe geſunken iſt. — In jenen frühern Zeiten ſtanden indeſſen die Juden in Cultur und Geiſtesausbildung gewiß weit über dem Edelmann, der nur das rauhe Kriegshandwerk trieb, und noch den franzöſiſchen Firniß entbehrte. Jene aber beſchäftigten ſich wenigſtens immer mit ihren hebräiſchen Wiſſenſchaft- und Religions-Büchern, um derentwillen eben ſie Vaterland und Lebens-Behaglichkeit verlaſſen. Aber ſie ſind offenbar mit der europäiſchen Cultur nicht fortgeſchritten und ihre Geiſteswelt verſumpfte zu einem unerquicklichen Aberglauben, den eine ſpitzfindige Scholaſtik in tauſenderlei wunderliche Formen hinein quetſcht. Dennoch, trotz der barbariſchen Pelzmütze, die ſeinen Kopf bedeckt, und der noch barbariſcheren Ideen, die denſelben füllen, ſchätze ich den polniſchen Juden weit höher als ſo manchen deutſchen Juden, der ſeinen Bolivar auf dem Kopf, und ſeinen Jean Paul im Kopfe trägt. In der ſchroffen Abgeſchloſſenheit wurde der Charakter des polniſchen Juden ein Ganzes; durch das Einathmen toleranter Luft bekam dieſer Charakter den Stempel der Freiheit. Der innere Menſch wurde kein quodlibetartiges Compoſitum heterogener Gefühle und verkümmerte nicht durch die Einzwängung Frankfurter Judengaßmauern, hochweiſer Stadt-Verordnungen und liebreicher Geſetz-Beſchränkungen. Der polniſche Jude mit ſeinem ſchmutzigen Pelze, mit ſeinem bevölkerten Barte und Knoblauchgeruch und Gemauſchel, iſt mir noch immer lieber als Mancher in all ſeiner ſtaatspapiernen Herrlichkeit.

Wie ich bereits oben bemerkt, dürfen Sie in dieſem Briefe keine Schilderungen reizender Naturſcenen, herrlicher Kunſtwerke u.ſ. w. erwarten; nur

die Menschen, und zwar besonders die nobelste Sorte, die Edelleute, verdienen hier in Polen die Aufmerksamkeit des Reisenden. Und wahrlich, ich sollte denken, wenn man einen kräftigen, ächten polnischen Edelmann, oder eine schöne edle Polin in ihrem wahren Glanze sieht, so könnte dieses die Seele eben so erfreuen, wie etwa der Anblick einer romantischen Felsenburg, oder einer marmornen Medizäerin. Ich lieferte Ihnen sehr gerne eine Charakterschilderung der polnischen Edelleute, und das gäbe eine sehr kostbare Mosaik-Arbeit von den Adjektiven: gastfrei, stolz, muthig, geschmeidig, falsch (dieses gelbe Steinchen darf nicht fehlen), reizbar, enthusiastisch, spielsüchtig, lebenslustig, edelmüthig und übermüthig. Aber ich selbst habe zu oft geeifert gegen unsre Broschürenscribler, die, wenn sie einen Pariser Tanzmeister hüpfen sehen, aus dem Stegreif die Charakteristik eines Volkes schreiben, — — — — — — — und die, wenn sie einen dicken Liverpooler Baumwollenhändler jähnen sahen, auf der Stelle eine Beurtheilung jenes Volkes liefern, — — — — — — — Diese allgemeinen Charakteristiken sind die Quelle aller Uebel. Es gehört mehr als ein Menschenalter dazu, um den Charakter eines einzigen Menschen zu begreifen: und aus Millionen einzelnen Menschen besteht eine Nation. Nur wenn wir die Geschichte eines Menschen, die Geschichte seiner Erziehung und seines Lebens, betrachten, wird es uns möglich, einzelne Hauptzüge seines Charakters aufzufassen. — Bei Menschenklassen, deren einzelne Glieder durch Erziehung und Leben eine gleiche Richtung gewinnen, müssen sich indessen einige hervortretende Charakterzüge bemerken lassen; dies ist bei den polnischen Edelleuten der Fall, und nur von diesem Standpunkte aus läßt sich etwas Allgemeines über ihren Charakter ausmitteln. Die Erziehung selbst wird überall und immer bedingt durch das Lokale, und durch das Temporale, durch den Boden und durch die politische Geschichte. In Polen ist ersteres weit mehr der Fall als irgendwo. Polen liegt zwischen Rußland und — Frankreich. Das noch vor Frankreich liegende Deutschland will ich nicht rechnen, da ein großer Theil der Polen es ungerechter Weise wie einen breiten Sumpf ansah, den man schnell überspringen müsse, um nach dem gebenedeiten Lande zu gelangen, wo die Sitten und die Pomaden am feinsten fabrizirt werden. Den heterogensten Einflüssen war Polen dadurch ausgesetzt. Eindringende Barbarei von Osten, durch die feindlichen Berührungen mit Rußland; eindringende Uebercultur von Westen, durch die freundschaftlichen Berührungen mit Frankreich: daher jene seltsamen Mischungen von Cultur und Barbarei im Charakter und im häuslichen Leben der Polen. Ich sage just nicht, daß alle Barbarei von Osten eingedrungen, ein sehr beträchtlicher Theil mag im Lande selbst vorräthig gewesen sein; aber in der neuern Zeit war dieses Eindringen sehr sichtbar. Einen Haupteinfluß übt das Landleben auf den Charakter der polnischen

Edelleute. Nur wenige derſelben werden in den Städten erzogen; die meiſten Knaben bleiben auf den Landgütern ihrer Angehörigen, bis ſie erwachſen ſind, und durch die nicht gar zu großen Bemühungen eines Hofmeiſters, oder durch einen nicht gar zu langen Schulbeſuch, oder durch das bloße Walten der lieben Natur, in den Stand geſetzt ſind, Kriegsdienſte zu nehmen, oder eine Univerſität zu beziehen, oder von der bärenleckenden Lutetia die Weihe der höchſten Ausbildung zu empfangen. Da nicht Allen hierzu dieſelben Mittel zu Gebot ſtehen, ſo iſt es einleuchtend, daß man einen Unterſchied machen muß zwiſchen armen Edelleuten, reichen Edelleuten und Magnaten. Erſtere leben oft höchſt jämmerlich, faſt wie der Bauer, und machen keine beſonderen Anſprüche an Cultur. Bei den reichen Edelleuten und den Magnaten iſt die Unterſcheidung nicht ſchroff, dem Fremden iſt ſie ſogar ſehr wenig bemerkbar. An und für ſich ſelbſt iſt die Würde eines polniſchen Edelmanns (civis polonus) bei dem ärmſten wie bei dem reichſten von demſelben Umfange und demſelben innern Werthe. Aber an die Namen gewiſſer Familien, die ſich immer durch großen Güterbeſitz und durch Verdienſte um den Staat ausgezeichnet, hat ſich die Idee einer höhern Würde geknüpft, und man bezeichnet ſie gemeiniglich mit dem Namen Magnaten. Die Chartoriskis, die Radzivils, die Samoyskis, die Sapiehas, die Poniatowkis, die Potockis u. ſ. w. werden zwar eben ſo gut als bloße polniſche Edelleute betrachtet, wie mancher arme Edelmann, der vielleicht hinterm Pflug geht; dennoch ſind ſie der höhere Adel de facto, wenn auch nicht de nomine. Ihr Anſehen iſt ſogar feſter begründet als das von unſerm hohen Adel, weil ſie ſelbſt ſich ihre Würde gegeben, und weil nicht blos manches geſchnürte alte Fräulein, ſondern das ganze Volk ihren Stammbaum im Kopfe trägt. Die Benennung Staroſt findet man jetzt ſelten, und ſie iſt ein bloßer Titel geworden. Der Name Graf iſt ebenfalls bei den Polen ein bloßer Titel, und es ſind nur von Preußen und Oeſterreich einige derſelben vertheilt. Von Adelſtolz gegen Bürgerliche wiſſen die Polen nichts und er kann ſich nur in Ländern bilden, wo ein mächtiger, und mit Anſprüchen hervortretender Burgerſtand ſich erhebt. Erſt dann, wenn der polniſche Bauer Güter kaufen wird, und der polniſche Jude ſich nicht mehr dem Edelmann zuvorkommend erzeigt, möchte ſich bei dieſem der Adelſtolz regen, der alſo das Emporkommen des Landes beweiſen würde. Weil hier die Juden höher als die Bauern geſtellt ſind, müſſen ſie zuerſt mit dieſem Adelſtolze collidiren; aber die Sache wird gewiß alsdann einen religiöſeren Namen annehmen.

Dieſes hier nur flüchtig angedeutete Weſen des polniſchen Adels hat, wie man ſich denken kann, am meiſten beigetragen zu der höchſt wunderlichen Geſtaltung von Polens politiſcher Geſchichte, und die Einflüſſe dieſer letztern auf die Erziehung der Polen, und alſo auf ihren Nationalcharakter, waren faſt noch wichtiger als die oben erwähnten Einflüſſe des Bodens. Durch die Idee

der Gleichheit entwickelte ſich bei den polniſchen Edelleuten jener Nationalſtolz, der uns oft ſo ſehr überraſcht durch ſeine Herrlichkeit, der uns oft auch ſo ſehr ärgert durch ſeine Geringſchätzung des Deutſchen, und der ſo ſehr contraſtirt mit eingeknuteter Beſcheidenheit. Durch eben jene Gleichheit entwickelte ſich der bekannte großartige Ehrgeiz, der den Geringſten wie den höchſten beſeelte, und der oft nach dem Gipfel der Macht ſtrebte: da Polen meiſtens ein Wahlreich war. Herrſchen hieß die ſüße Frucht, nach der es jedem Polen gelüſtete. Nicht durch Geiſtes-Waffen wollte der Pole ſie erbeuten, dieſe führen nur langſam zum Ziele; ein kühner Schwerthieb ſollte die ſüße Frucht zum raſchen Genuß herunterhauen. Daher aber bei den Polen die Vorliebe für den Militärſtand, wozu ihr heftiger und ſtreitluſtiger Charakter ſie hinzog; daher bei den Polen gute Soldaten und Generale, aber gar wenige ſeidene Staatsmänner, noch viel weniger zu Anſehen geſtiegene Gelehrte. Die Vaterlandsliebe iſt bei den Polen das große Gefühl, worin alle anderen Gefühle, wie der Strom in das Weltmeer zuſammen fließen; und dennoch trägt dieſes Vaterland kein ſonderlich reitzendes Aeußere. Ein Franzoſe, der dieſe Liebe nicht begreifen konnte, betrachtete eine trübſelige polniſche Sumpfgegend, ſtampfte ein Stück aus dem Boden, und ſprach pfiffig und kopfſchüttelnd: „Und das nennen die Kerls ein Vaterland!“ Aber nicht aus dem Boden ſelbſt, nur aus dem Kampfe um Selbſtſtändigkeit, aus hiſtoriſchen Erinnerungen und aus dem Unglück iſt bei den Polen dieſe Vaterlandsliebe entſproſſen. Sie flammt jetzt noch immer ſo glühend wie in den Tagen Kosziusko's: vielleicht noch glühender. Faſt bis zur Lächerlichkeit ehren jetzt die Polen Alles, was vaterländiſch iſt. Wie ein Sterbender, der ſich in krampfhafter Angſt gegen den Tod ſträubt, ſo empört und ſträubt ſich ihr Gemüth gegen die Idee der Vernichtung ihrer Nationalität. Dieſes Todeszucken des polniſchen Volkskörpers iſt ein entſetzlicher Anblick! Aber alle Völker Europas und der ganzen Erde werden dieſen Todeskampf überſtehen müſſen, damit aus dem Tode das Leben, aus der heidniſchen Nationalität die chriſtliche Fraternität hervorgehe. Ich meine hier nicht alles Aufgeben ſchöner Beſonderheiten, worin ſich die Liebe am liebſten abſpiegelt, ſondern jene von uns Deutſchen am meiſten erſtrebte und von unſern edelſten Volksſprechern, Leſſing, Herder, Schiller u. ſ. w. am ſchönſten ausgeſprochene allgemeine Menſchenverbrüderung, das Urchriſtenthum. Von dieſem ſind die polniſchen Edelleute, eben ſo gut wie wir, noch ſehr entfernt. Ein großer Theil lebt noch in den Formen des Katholizismus, ohne leider den großen Geiſt dieſer Formen und ihren jetzigen Uebergang zum Weltgeſchichtlichen zu ahnen; ein größerer Theil bekennt ſich zur franzöſiſchen Philoſophie. Ich will hier dieſe gewiß nicht verunglimpfen: es giebt Stunden wo ich ſie verehre, und ſehr verehre; ich ſelbſt bin gewiſſermaßen ein Kind derſelben. Aber ich glaube doch, es fehlt ihr die Hauptſache — die Liebe.

Wo dieſer Stern nicht leuchtet, da iſt es Nacht, und wenn auch alle Lichter der Encyklopädie ihr Brillantfeuer umherſprühen. — Wenn Vaterland das erſte Wort des Polen iſt, ſo iſt Freiheit das zweite. Ein ſchönes Wort! Nächſt der Liebe gewiß das ſchönſte. Aber es iſt auch nächſt der Liebe das Wort, das am meiſten mißverſtanden wird, und ganz entgegen geſetzten Dingen zur Bezeichnung dienen muß. Hier iſt das der Fall. Die Freiheit der meiſten Polen iſt nicht die göttliche, die waſhingtonſche; nur ein geringer Theil, nur Männer wie Kosziusko haben letztere begriffen und zu verbreiten geſucht. Viele zwar ſprechen enthuſiaſtiſch von dieſer Freiheit, aber ſie machen keine Anſtalt ihre Bauern zu emanzipiren. Das Wort Freiheit, das ſo ſchön und volltönend in der polniſchen Geſchichte durchklingt, war nur der Wahlſpruch des Adels, der dem Könige ſo viel Rechte als möglich abzuzwängen ſuchte, um ſeine eigne Macht zu vergrößern, und auf ſolche Weiſe die Anarchie hervorzurufen. C'etoit tout comme chez nous, wo ebenfalls deutſche Freiheit einſt nichts anders hieß, als den Kaiſer zum Bettler machen, damit der Adel deſto reichlicher ſchlemmen und deſto willkührlicher herrſchen konnte; und ein Reich mußte untergehen, deſſen Voigt auf ſeinem Stuhle feſtgebunden war, und endlich nur ein Holzſchwerdt in der Hand trug. In der That, die polniſche Geſchichte iſt die Miniaturgeſchichte Deutſchlands; nur daß in Polen die Großen ſich vom Reichs-Oberhaupte nicht ſo ganz losgeriſſen und ſelbſtſtändig gemacht hatten, wie bei uns, und daß durch die deutſche Bedächtigkeit doch immer einige Ordnung in die Anarchie hineingelangſamt wurde. Hätte Luther, der Mann Gottes und Katharinas, vor einem Krakauer Reichstage geſtanden, ſo hätte man ihn ſicher nicht ſo ruhig, wie in Augsburg, ausſprechen laſſen. Jener Grundſatz von der ſtürmiſchen Freiheit, die beſſer ſein mag, als ruhige Knechtſchaft, hat dennoch, trotz ſeiner Herrlichkeit, die Polen ins Verderben geſtürzt. Aber es iſt auch erſtaunlich, wenn man ſieht, welche Macht ſchon das bloße Wort Freiheit auf ihre Gemüther ausübt; ſie glühen und flammen, wenn ſie hören, daß irgend für die Freiheit geſtritten wird; ihre Augen ſchauen leuchtend nach Griechenland und Südamerika. In Polen ſelbſt aber wird, wie ich ſchon oben geſagt, unter Niederdrückung der Freiheit bloß die Beſchränkung der Adelsrechte verſtanden, oder gar die allmählige Ausgleichung der Stände. Wir wiſſen das beſſer; die Freiheiten müſſen untergehen, wo die allgemeine geſetzliche Freiheit gedeihen ſoll.

Jetzt aber knien Sie nieder, oder wenigſtens ziehen Sie den Hut ab — ich ſpreche von Polens Weibern. Mein Geiſt ſchweift an den Ufern des Ganges, und ſucht die zarteſten und lieblichſten Blumen, um ſie damit zu vergleichen. Aber was ſind gegen dieſe Holden alle Reize der Mallika, der Kuwalaya, der Oſchabdi, der Nagakeſarblüthen, der heiligen Lotosblumen, und wie ſie alle heißen mögen—Kamalata, Pedma, Kamala, Tamala, Siriſcha, u. ſ. w.

Hätte ich den Pinsel Raphaels, die Melodien Mozarts und die Sprache Calderons, so gelänge es mir vielleicht, Ihnen ein Gefühl in die Brust zu zaubern, das Sie empfinden würden, wenn eine wahre Polin, eine Weichsel-Aphrodite, vor Ihren hochbegnadigten Augen leibhaftig erschiene. Aber was sind raphaelsche Farbenklekse gegen diese Altarbilder der Schönheit, die der lebendige Gott in seinen heitersten Stunden fröhlich hingezeichnet! Was sind mozartsche Klimpereien gegen die Worte, die gefüllten Bonbons für die Seele, die aus den Rosenlippen dieser Süßen hervorquellen! Was sind alle calderonischen Sterne der Erde und Blumen des Himmels gegen diese Holden, die ich ebenfalls auf gut calderonisch, Engel der Erde benamse, weil ich die Engel selbst Polinnen des Himmels nenne! Ja, mein Lieber, wer in ihre Gazellen-Augen blickt, glaubt an den Himmel, und wenn er der eifrigste Anhänger des Baron Holbach war; — Wenn ich über den Charakter der Polinnen sprechen soll, so bemerke ich blos: sie sind Weiber. Wer will sich anheischig machen, den Charakter dieser letztern zu zeichnen!

Ein sehr werther Weltweiser, der zehn Oktavbände „weibliche Charaktere" geschrieben, hat endlich seine eigne Frau in militärischen Umarmungen gefunden. Ich will hier nicht sagen, die Weiber hätten gar keinen Charakter. Bei Leibe nicht! Sie haben vielmehr jeden Tag einen andern. Diesen immerwährenden Wechsel des Charakters will ich ebenfalls durchaus nicht tadeln. Es ist sogar ein Vorzug. Ein Charakter entsteht durch ein System stereotyper Grundsätze. Sind letztere irrig, so wird das ganze Leben desjenigen Menschen, der sie systematisch in in seinem Geiste aufgestellt, nur ein großer, langer Irrthum sein. Wir loben das, und nennen es „Charakter haben" wenn ein Mensch nach festen Grundsätzen handelt, und bedenken nicht, daß in einem solchen Menschen die Willensfreiheit untergegangen, daß sein Geist nicht fortschreitet, und daß er selbst ein blinder Knecht seiner verjährten Gedanken ist. Wir nennen das auch Consequenz, wenn Jemand dabei bleibt, was er ein für allemal in sich aufgestellt und ausgesprochen hat, und wir sind oft tolerant genug, Narren zu bewundern und Bösewichter zu entschuldigen, wenn sich nur von ihnen sagen läßt: daß sie consequent gehandelt. Diese moralische Selbstunterjochung findet sich aber fast nur bei Männern; im Geiste der Frauen bleibt immer lebendig und in lebendiger Bewegung das Element der Freiheit. Jeden Tag wechseln sie ihre Weltansichten, meistens ohne sich dessen bewußt zu sein. Sie stehen des Morgens auf wie unbefangene Kinder, bauen des Mittags ein Gedankensystem, das, wie ein Kartenhaus, des Abends wieder zusammen fällt. Haben sie heute schlechte Grundsätze, so wette ich darauf, haben sie morgen die allerbesten. Sie wechseln ihre Meinungen so oft wie

ihre Kleider. Wenn in ihrem Geiſte juſt kein herrſchender Gedanke ſteht, ſo zeigt ſich das Allererfreulichſte, das Interregnum des Gemüths. Und dieſes iſt bei den Frauen am reinſten und am ſtärkſten, und führt ſie ſicherer als die Verſtandes-Abſtraktions-Laternen, die uns Männer ſo oft irre leiten. Glauben Sie nicht etwa, ich wollte hier den Advocatus diaboli ſpielen, und die Weiber noch obendrein preiſen wegen jenes Charakter-Mangels, den unſere Gelbſchnäbel und Grauſchnäbel — die Einen durch Amor, die Andern durch Hymen maltraitirt — mit ſo vielen Stoßſeufzern beklagen. Auch müſſen Sie bemerken, daß, bei dieſem allgemeinen Ausſpruch über die Weiber, die Polinnen hauptſächlich gemeint ſind, und die deutſchen Frauen ſo halb und halb ausgenommen werden. Das ganze deutſche Volk hat, durch ſeinen angeborenen Tiefſinn, ganz beſondere Anlage zu einem feſten Charakter, und auch den Frauen hat ſich ein Anflug davon mitgetheilt, der durch die Zeit ſich immer mehr und mehr verdichtet, ſo daß man bei ältlichen deutſchen Damen, ſogar bei den Frauen aus dem Mittelalter, d. h. bei Vierzigerinnen, eine ziemlich dicke, ſchuppige Charakterhornhaut vorfindet. Unendlich verſchieden ſind die Polinnen von den deutſchen Frauen. Das ſlaviſche Weſen überhaupt, und die polniſche Sitte insbeſondere, mag dieſes hervorgebracht haben. In Hinſicht der Liebenswürdigkeit will ich die Polin nicht über die Deutſche erheben: ſie ſind nicht zu vergleichen. Wer will eine Venus von Titian über eine Maria von Correggio ſetzen? In einem ſonnenhellen Blumenthale würde ich mir eine Polin zur Begleiterin wählen; in einem mondbeleuchteten Lindengarten wählte ich eine Deutſche. Zu einer Reiſe durch Spanien, Frankreich und Italien wünſchte ich eine Polin zur Begleiterin; zu einer Reiſe durch das Leben wünſchte ich eine Deutſche. Muſter von Häuslichkeit, Kinder-Erziehung, frommer Demuth und allen jenen ſtillen Tugenden der deutſchen Frauen wird man wenige unter den Polinnen finden. Jene Haus-Tugenden finden ſich aber auch bei uns meiſtens nur im Bürgerſtande, und einem Theile des Adels, der ſich in Sitten und Anſprüchen dem Bürgerſtande angeſchloſſen. Bei dem übrigen Theile des deutſchen Adels werden oft jene Haus-Tugenden in höherem Grade und auf eine weit empfindlichere Weiſe vermißt, als bei den Frauen des polniſchen Adels. Ja, bei dieſen iſt es doch nie der Fall, daß auf dieſen Mangel ſogar ein Werth gelegt wird, daß man ſich etwas darauf einbildet; wie von ſo manchen deutſchen adlichen Damen geſchieht, die nicht Geld- oder Geiſteskraft genug beſitzen, um ſich über den Bürgerſtand zu erheben, und die ſich wenigſtens durch Verachtung bürgerlicher Tugenden und Beibehaltung nichtskoſtender altadlicher Gebrechen auszuzeichnen ſuchen. Auch die Frauen der Polen ſind nicht ahnenſtolz, und es fällt keinem polniſchen Fräulein ein, ſich etwas darauf einzubilden, daß vor einigen hundert Jahren ihr wegelagernder Ahnherr, der Raubritter, der verdienten Strafe — entgan-

gen ist. — Das religiöse Gefühl ist bei den deutschen Frauen tiefer als bei den Polinnen. Diese leben mehr nach außen als nach innen; sie sind heitere Kinder, die sich vor Heiligenbildern bekreuzen, durch das Leben wie durch einen schönen Redouten-Saal gaukeln, und lachen und tanzen, und liebenswürdig sind. Ich möchte wahrlich nicht Leichtfertigkeit, und nicht einmal Leichtsinn nennen jenen leichten Sinn der Polinnen, der so sehr begünstigt wird durch die leichten polnischen Sitten überhaupt, durch den leichten französischen Ton, der sich mit diesen vermischt, durch die leichte französische Sprache, die in Polen mit Vorliebe, und fast wie eine Muttersprache, gesprochen wird, und durch die leichte französische Literatur, deren Desert, die Romane, von den Polinnen verschlungen werden; und was die Sittenreinheit betrifft, so bin ich überzeugt, daß die Polinnen hierin den deutschen Frauen nicht nachzustehen brauchen. Die Ausschweifungen einiger polnischen Magnaten-Weiber haben, wegen ihrer Großartigkeit, zu verschiedenen Zeiten viele Augen auf sich gezogen, und unser Pöbel, wie ich schon oben bemerkt, beurtheilt eine ganze Nation nach den Paar schmutzigen Exemplaren, die ihm davon zu Gesicht gekommen. Außerdem muß man bedenken, daß die Polinnen schön sind, und daß schöne Frauen, aus bekannten Gründen, dem bösen Leumund am meisten ausgesetzt sind, und demselben nie entgehen, wenn sie, wie die Polinnen, freudig dahin leben in leichter, anmuthiger Unbefangenheit. Glauben Sie mir, man ist in Warschau um nichts weniger tugendhaft, wie in Berlin, nur daß die Wogen der Weichsel etwas wilder brausen als die stillen Wasser der seichten Spree.

Von den Weibern gehe ich über zu dem politischen Gemüths-Zustande der Polen, und muß bekennen, daß ich bei diesem exaltirten Volke es immerwährend bemerkte, wie schmerzlich es die Brust des polnischen Edelmanns bewegt, wenn er die Begebenheiten der letzten Zeit überschaut. Auch die Brust des Nicht-Polen wird von Mitgefühl durchdrungen, wenn man sich die politischen Leiden aufzählt, die in einer kleinen Zahl von Jahren die Polen betroffen. Viele unserer Journalisten schaffen sich dieses Gefühl gemächlich vom Halse, indem sie leichthin aussprechen: die Polen haben sich durch ihre Uneinigkeit ihr Schicksal selbst zugezogen, und sind also nicht zu bedauern. Das ist eine thörichte Beschwichtigung. Kein Volk, als ein Ganzes gedacht, verschuldet etwas; sein Treiben entspringt aus einer inneren Nothwendigkeit, und seine Schicksale sind stets Resultate derselben. Dem Forscher offenbart sich der erhabenere Gedanke: daß die Geschichte (Natur, Gott, Vorsehung u. s. w.), wie mit einzelnen Menschen, auch mit ganzen Völkern eigene große Zwecke beabsichtigt, und daß manche Völker leiden müssen, damit das Ganze erhalten werde und blühender fortschreite. Die Polen, ein slavisches Grenzvolk an der Pforte der germanischen Welt, scheinen durch ihre Lage schon ganz besonders dazu bestimmt, gewisse Zwecke in den Weltbegebenheiten zu erfüllen. Ihr moralischer

Kampf gegen den Untergang ihrer Nationalität der neue Erscheinungen hervor, die dem ganzen Volke einen anderen Charakter aufprägen, und auch auf den Charakter der Londoner-Polen einwirken müssen. — Der Charakter des Polen war bisher militärisch, wie es der alte Adel bewerkstelligte, jeder wohlhabende Edelmann war Soldat und hatte eine große Kriegsmacht. Jetzt aber ist dies nicht mehr der Fall, es herrscht der Geist der Civilisation. Die Jugend Polens verlangt jetzo Beschäftigung, und sie haben die Mittel zu anderen Feld erwählt als zum Kriegsdienst, nämlich — die Wissenschaften. Dadurch zeigen sich die Polen jetzt einer Gemüthsumwandlung, durch die sich auch das Lokal vielleicht begreifen wird, wo sie in einiger Beziehung, wie schon angedeutet ist, dem ganzen Volkscharakter eine neue Gestalt verleihen. Auch neulichst haben sie in Berlin einen freundigen Zusammenfluß junger Polen gehabt, die mit edler Begeisterung zum wissenschaftlichen Fache als Theile der Wissenschaften eindrangen, bewundert die Privatdocenten an der Quelle, in Hinsicht Gegenstände, schöpften, und jetzt einer vermuthlich durch einige unsichtige Ereignisse, sich von Berlin entfernen. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die Polen ihre Neigung Vorliebe für die französische Literatur allmälig ablegen, die wenige Achtsamkeit tiefere deutsche Literatur wichtiger lernen, und, wie schon erwähnt ist, sich dem tiefsinnigen deutschen Philosophen Geschmack abgewinnen können. Letzteres zeigt, daß sie den Geist unserer Zeit begriffen haben, denn Sammel und Evidenz die Wissenschaft ist. Viele Polen lernen jetzt Deutsch, und eine Menge guter deutscher Bücher wird in's Polnische übersetzt. Der Patriotismus hat ebenfalls Theil an diesen Erscheinungen. Die Polen suchen den gänzlichen Untergang ihrer Nationalität; sie merken jetzt, wie viel zur Erhaltung derselben durch eine National-Literatur bewirkt wird, und (wie drollig es auch klingt, so ist es doch wahr, was mir viele Polen ernsthaft sagten) in Warschau wird an einer — polnischen Literatur gearbeitet. Es ist nun freilich ein großes Mißverständniß, wenn man glaubt, eine Literatur, die ein aus dem ganzen Volke organisch Hervorgegangenes sein muß, könne im literarischen Treibhause der Hauptstadt von einer Gelehrten-Gesellschaft zusammen geschrieben werden; aber durch diesen guten Willen ist doch schon ein Anfang gemacht, und Herrliches muß in einer Literatur hervorblühen, wenn sie als eine Vaterlandssache betrachtet wird. Dieser patriotische Sinn muß freilich auf eigene Irrthümer führen, meistens in der Poesie und in der Geschichte. Die Poesie wird das Erhebungs-Kolorit tragen, hoffentlich aber den französischen Zuschnitt verlieren und sich dem Geiste der deutschen Romantik nähern. — Ein geliebter polnischer Freund sagte mir, um mich besonders zu necken: wir haben eben so gut romantische Dichter als Ihr, aber sie sitzen bei uns noch — im Tollhause! — In der Geschichte kann der politische Schmerz die Polen nicht immer zur Unparteilichkeit führen, und die Geschichte Polens wird sich zu einseitig und zu

unverhältnißmäßig aus der Universalgeschichte hervorheben; aber desto mehr wird man auch für Erhaltung Alles desjenigen Sorge tragen, was für die polnische Geschichte wichtig ist, und dieses um so ängstlicher, da man, wegen der heillosen Weise, wie man mit den Büchern der Warschauer Bibliothek im letzten Kriege verfahren, in Sorge ist, alle polnischen National-Denkmale und Urkunden möchten untergehen; deßhalb, scheint es, hat kürzlich ein Samoyski eine Bibliothek für die polnische Geschichte im fernen — Edinburg gegründet. Ich mache Sie aufmerksam auf die vielen neuen Werke, welche nächstens die Pressen Warschau's verlassen, und was die schon vorhandene polnische Literatur betrifft, so verweise ich Sie deßhalb auf das sehr geistreiche Werk von Kaulfus. — Ich hege die größten Erwartungen von dieser geistigen Umwälzung Polens, und das ganze Volk kommt mir vor, wie ein alter Soldat, der sein erprobtes Schwert mit dem Lorbeer an den Nagel hängt, zu den milderen Künsten des Friedens sich wendet, den Geschichten der Vergangenheit nachsinnt, die Kräfte der Natur erforscht und die Sterne mißt, oder gar die Kürze und Länge der Sylben, wie wir es bei Carnot sehen. Der Pole wird die Feder eben so gut führen wie die Lanze, und wird sich eben so tapfer zeigen auf dem Gebiete des Wissens, als auf den bekannten Schlachtfeldern. Eben weil die Geister so lange brach lagen, wird die Saat in ihnen desto mannigfaltigere und üppigere Früchte tragen. Bei vielen Völkern Europa's ist der Geist, eben durch seine vielen Reibungen, schon ziemlich abgestumpft, und durch den Triumph seines Bestrebens, durch sein Sichselbsterkennen, hat er sich sogar hie und da selbst zerstören müssen. Außerdem werden die Polen von den vielhundertjährigen Geistes-Anstrengungen des übrigen Europa die reinen Resultate in Empfang nehmen, und während diejenigen Völker, welche bisher an dem babyloniſchen Thurmbau europäischer Cultur mühsam arbeiteten, erschöpft sind, werden unsere neuen Ankömmlinge, mit ihrer slavischen Behendigkeit und noch unerschlafften Rüstigkeit, das Werk weiter fördern. Hierzu kommt noch, daß die wenigsten dieser neuen Arbeiter für Tagelohn handlangern, wie der Fall ist bei uns in Deutschland, wo die Wissenschaften ein Gewerbe und zünftig sind, und wo selbst die Muse eine Milchkuh ist, die so lange für Honorar abgemelkt wird, bis sie reines Wasser giebt. Die Polen, welche sich jetzt auf Wissenschaften und Künste werfen, sind Edelleute, und haben meistens Privat-Vermögen genug, um nicht zu ihrem Lebensunterhalt auf den Ertrag ihrer Kenntnisse und wissenschaftlichen Leistungen angewiesen zu sein. Unberechenbar ist dieser Vorzug. Herrliches zwar hat schon der Hunger hervorgebracht, aber noch viel Herrlicheres die Liebe. Auch das Lokal begünstigt die geistigen Fortschritte der Polen: nämlich ihre Erziehung auf dem Lande. Das polnische Landleben ist nicht so geräuschlos und einsamlich, wie das unsrige, da die polnischen Edelleute sich auf zehn Stunden weit besuchen, oft Wochen

lang mit der ſämmtlichen Familie beiſammen bleiben, mit wohleingepackten Betten nomadiſch herum reiſen; ſo daß es mir vorkam, als ſei das ganze Großherzogthum Poſen eine große Stadt, wo nur die Häuſer etwas meilenweit von einander entfernt ſtehen, und in mancher Hinſicht ſogar eine kleine Stadt, weil die Polen ſich Alle kennen, Jeder mit den Familien-Verhältniſſen und Angelegenheiten des Andern genau bekannt iſt, und dieſe gar oft, auf kleinſtädtiſche Weiſe, Gegenſtände der Unterhaltung werden. Dennoch iſt dieſes rauſchende Treiben, welches dann und wann auf den polniſchen Landgütern herrſcht, der Erziehung der Jugend nicht ſo ſchädlich, wie das Geräuſch der Städte, das ſich jeden Augenblick in ſeinen Tonarten verändert, den Geiſt der Jugend von der Naturanſchauung abwendet, durch Mannigfaltigkeit zerſplittert und durch Ueberreiz abſtumpft. Ja, jene zuweilige Störung im ländlichen Stillleben iſt der Jugend ſogar heilſam, da ſie wieder anregt und aufwühlt, wenn der Geiſt durch die immerwährende äußere Ruhe verſumpfen, oder, wie man es nennt, verſauern möchte: eine Gefahr, die bei uns ſo oft vorhanden. Das friſche, freie Landleben in der Jugend hat gewiß am meiſten dazu beigetragen, den Polen jenen großen ſtarken Charakter zu verleihen, den ſie im Kriege und im Unglück zeigen. Sie bekommen dadurch einen geſunden Geiſt in einem geſunden Körper; dieſes bedarf der Gelehrte eben ſo gut wie der Soldat. Die Geſchichte zeigt uns, wie die meiſten Menſchen, die etwas Großes gethan, ihre Jugend im Stillleben verbrachten. — Ich habe in der letzten Zeit die Erziehung der Mönche im Mittelalter ſo ſehr lobpreiſen gehört; man rühmte die Methode in den Kloſterſchulen und nannte die daraus hervor gegegangenen großen Männer, deren Geiſt ſogar in unſerer abſonderlich geiſtreichen Zeit etwas gelten würde; aber man vergaß, daß es nicht die Mönche, ſondern die mönchiſche Eingezogenheit, nicht die Kloſter-Schulmethode, ſondern die ſtille Klöſterlichkeit ſelbſt war, die jene Geiſter nährte und ſtärkte. Wenn man unſere Erziehungs-Inſtitute mit einer Mauer umgäbe, ſo würde dieſes mehr wirken, als alle unſere pädagogiſchen Syſteme, ſowohl idealiſch-humaniſtiſche, als praktiſch-Baſedowſche. Geſchähe daſſelbe bei unſern Mädchen-Penſionen, die jetzt ſo hübſch frei daſtehen zwiſchen dem Schauſpielhauſe und dem Tanzhauſe, und der Wachtparade gegenüber, ſo verlören unſere Penſionärrinnen ihre kaleydoskopartige Phantaſterei und neudramatiſche Waſſerſuppen-Sentimentalität.

Von den Bewohnern der preußiſch polniſchen Städte will ich Ihnen nicht viel ſchreiben; es iſt ein Miſchvolk von preußiſchen Beamten, ausgewanderten Deutſchen, Waſſerpolen, Polen, Juden, Militair u. ſ. w. Die preußiſchen deutſchen Beamten fühlen ſich von den polniſchen Edelleuten nicht eben zuvorkommend behandelt. Viele deutſche Beamten werden oft, ohne ihren Willen, nach Polen verſetzt, ſuchen aber ſobald als möglich wieder heraus zu kommen;

Andere ſind von häuslichen Verhältniſſen in Polen feſtgehalten. Unter ihnen finden ſich auch ſolche, die ſich darin gefallen, daß ſie von Deutſchland iſolirt ſind; die ſich beſtreben, das bischen Wiſſenſchaftlichkeit, das ſich ein Beamter, zum Behuf des Examens, erworben haben mußte, ſo ſchnell als möglich wieder auszugähnen; die ihre Lebensphiloſophie auf eine gute Mahlzeit baſirt haben, und die, bei ihrer Kanne ſchlechten Bieres, geifern gegen die polniſchen Edelleute, die alle Tage ungariſchen Wein trinken und keine Aktenſtöße durchzuarbeiten brauchen. Von dem preußiſchen Militair, das in dieſer Gegend liegt, brauche ich nicht viel zu ſagen; dieſes iſt, wie überall, brav, wacker, höflich, treuherzig und ehrlich. Es wird von dem Polen geachtet, weil dieſer ſelbſt ſoldatiſchen Sinn hat und der Brave alles Brave ſchätzt; aber von einem näheren Gefühle iſt noch nicht die Rede.

Poſen, die Hauptſtadt des Großherzogthums, hat ein trübſinniges unerfreuliches Anſehen. Das einzige Anziehende iſt, daß ſie eine große Menge katholiſcher Kirchen hat. Aber keine einzige iſt ſchön. Vergebens wallfahrte ich alle Morgen von einer Kirche zur andern, um ſchöne alte Bilder aufzuſuchen. Die alten Gemälde finde ich hier nicht ſchön, und die einigermaßen ſchönen ſind nicht alt. Die Polen haben die fatale Gewohnheit, ihre Kirchen zu renoviren. Im uralten Dom zu Gneſen, der ehemaligen Hauptſtadt Polens, fand ich lauter neue Bilder und neue Verzierungen. Dort intereſſirte mich nur die figurenreiche, aus Eiſen gegoſſene Kirchenthür, die einſt das Thor von Kiew war, welches der ſiegreiche Boguslaw erbeutete, und worin noch ſein Schwerthieb zu ſehen iſt. Der Kaiſer Napoleon hat ſich, als er in Gneſen war, ein Stückchen aus dieſer Thür herausſchneiden laſſen, und dieſe hat, durch ſolche hohe Aufmerkſamkeit, noch mehr an Werth gewonnen. In dem Gneſener Dom hörte ich auch, nach der erſten Meſſe, einen vierſtimmigen Geſang, den der heilige Adalbert, der dort begraben liegt, ſelbſt componirt haben ſoll und der alle Sonntage geſungen wird. Der Dom hier in Poſen iſt neu, hat wenigſtens ein neues Anſehen; und folglich gefiel er mir nicht. Neben demſelben liegt der Palaſt des Erzbiſchofs, der auch zugleich Erzbiſchof von Gneſen, und folglich zugleich römiſcher Cardinal iſt, und folglich rothe Strümpfe trägt. Er iſt ein ſehr gebildeter, franzöſiſch-urbaner Mann, weißhaarig und klein. Der hohe Clerus in Polen gehört immer zu den vornehmſten adlichen Familien; der niedere Clerus gehört zum Plebs, iſt roh, unwiſſend und rauſchliebend. — Ideen-Aſſoziation führt mich direkt auf das Theater. Ein ſchönes Gebäude haben die hieſigen Einwohner den Muſen zur Wohnung angewieſen; aber die göttlichen Damen ſind nicht eingezogen, und ſchickten nach Poſen blos ihre Kammerjungfern, die ſich mit der Garderobe ihrer Herrſchaft putzen und auf den geduldigen Brettern ihr Weſen treiben. Die Eine ſpreizt ſich wie eine Pfau, die Andere flattert wie eine Schnepfe, die Dritte kollert wie ein Trut-

hahn und die Vierte hüpft auf einem Beine wie ein Storch. Das entzückte Publikum aber ſperrt ellenweit den Mund auf, der Epaulet-Menſch ruft: Auf Ehre, Melpomene! Thalia! Polyhymnia! Terpſichore! — Auch einen Theater-Recenſenten giebt es hier. Als wenn die unglückliche Stadt nicht genug hätte an dem bloßen Theater! Die trefflichen Recenſionen dieſes trefflichen Recenſenten ſtehen bis jetzt nur in der Poſener Stadt-Zeitung, werden aber bald als eine Fortſetzung der Leſſing'ſchen Dramaturgie geſammelt erſcheinen!! Doch mag ſein, daß mir dieſes Provinzial-Theater ſo ſchlecht erſcheint, weil ich juſt von Berlin komme, und noch zuletzt die Schröck und die Stich ſah. Nein, ich will nicht das ganze Poſenſche Theater verdammen; ich bekenne ſogar, daß es ein ganz ausgezeichnetes Talent, zwei gute Subjekte und einige nicht ganz ſchlechte beſitzt. Das ausgezeichnete Talent, wovon ich hier ſpreche, iſt Demoiſ. Paien. Ihre gewöhnliche Rolle iſt die erſte Liebhaberin. Da iſt nicht das weinerliche Lamento und das zierliche Geträtſche jener Gefühlvollen, die ſich für die Bühne berufen glauben, weil ſie vielleicht im Leben die ſentimentale oder kokette Rolle mit einigem Succes geſpielt, und die man von den Brettern fortpfeifen möchte, eben weil man ſie im einſamen Cloſet herzlich applaudiren würde. Demoiſ. Paien ſpielt mit gleichem Glücke auch die heterogenſten Rollen, eine „Eliſabeth" ſo gut wie eine „Maria." Am beſten gefiel ſie mir jedoch im Luſtſpiel, in Converſations-Stücken, und da beſonders in jovialen, neckenden Rollen. Sie ergötzte mich königlich als „Pauline" in „Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorge." Bei Demoiſ. Paien fand ich ein freies Spielen von innen heraus, eine wohlthuende Sicherheit, eine fortreißende Kühnheit, ja faſt Verwegenheit des Spiels, wie wir es nur bei einem ächten, großen Talente gewahren. Ich ſah ſie ebenfalls mit Entzücken in einigen Männer-Rollen, z. B. in der „Liebeserklärung" und in Wolff's „Cäſario;" nur hätte ich hier eine etwas eckige Bewegung der Arme zu rügen, welchen Fehler ich aber auf Rechnung der Männer ſetze, die ihr zum Muſter dienen. Demoiſ. Paien iſt zu gleicher Zeit Sängerin und Tänzerin, hat ein günſtiges Aeußere, und es wäre Schade, wenn dieſes kunſtbegabte Mädchen in den Sümpfen herum ziehender Truppen untergehen müßte.

Ein brauchbares Subjekt der Poſener Bühne iſt Herr Carlſen, er verdirbt keine Rolle; auch muß man Madam Paien eine gute Schauſpielerin nennen. Sie glänzt in den Rollen lächerlicher Alten. Als Geliebte „Schieberle's" gefiel ſie mir beſonders. Sie ſpielt ebenfalls keck und frei, und hat nicht den gewöhnlichen Fehler derjenigen Schauſpielerinnen, die zwar mit vieler Kunſt ſolche Alte-Weiberrollen darſtellen, uns aber doch gern merken laſſen möchten, daß in der alten Schachtel noch immer eine aimable Frau ſtecke. Herr Oldenburg, ein ſchöner Mann, iſt als Liebhaber im Luſtſpiel unerquicklich und ein Muſter von Steifheit und Unbeholfenheit; als Held-Liebhaber im Trauer-

ſpiel iſt er ziemlich erträglich. Es iſt nicht zu verkennen, daß er Anlage zum Tragiſchen hat; aber ſeinen langen Armen, die bei dem Knieen perpendikelartig hin und her fliegen, muß ich alles Schauſpieler-Talent durchaus abſprechen. Als „Richard" in „Roſamunde" gefiel er mir aber, und ich überſah manchmal den falſchen Pathos, weil ſolcher im Stücke ſelbſt liegt. In dieſem Trauerſpiel gefiel mir ſogar Herr Munſch, als König, am Ende des zweiten Akts in der unübertrefflichen Knall-Effektſcene. Herr Munſch pflegt gewöhnlich, wenn er in Leidenſchaft geräth, einem Gebell ähnliche Töne auszuſtoßen. Demoiſ. Franz, ebenfalls erſte Liebhaberin, ſpielt ſchlecht aus Beſcheidenheit; ſie hat etwas Sprechendes im Geſicht, nämlich einen Mund. Madam Fabrizius iſt ein niedliches Figürchen, und gewiß enchantirend außer dem Theater. Ihr Mann, Herr Fabrizius, hat in dem Luſtſpiel: „des Herzogs Befehl," den großen Fritz ſo meiſterhaft parodirt, daß ſich die Polizei hätte d'rein miſchen ſollen. (?) Madam Carlſen iſt die Frau von Herrn Carlſen. Aber Herr Vogt iſt der Komiker: er ſagt es ja ſelbſt, denn er macht den Comödien-Zettel. Er iſt der Liebling der Gallerie, hat den Grundſatz, daß man eine Rolle wie die andere ſpielen müſſe, und ich ſah mit Bewunderung, daß er demſelben getreu blieb als „Fels von Felſenburg," als dummer „Baron" im „Alpenröschen," als „Spießbürger-Anführer" im „Vogelſchießen" u. ſ. w. Es war immer ein und derſelbe Herr Ernſt Boat mit ſeiner Fiſtel-Komik. Einen andern Komiker hat Poſen kürzlich gewonnen in Herrn Ackermann, von welchem ich den „Staberle" und die „falſche Catalani" mit vielem Vergnügen geſehen. Madam Lentner iſt die Direktrice der Poſener Bühne, und findet nichts weniger als ihre Rechnung dabei. Vor ihr ſpielte hier die Köhlerſche Truppe, die jetzt in Gneſen iſt, und zwar im allerdeſolateſten Zuſtande. Der Anblick dieſer armen Waiſenkinder der deutſchen Kunſt, die, ohne Brod und ohne aufmunternde Liebe, in dem fremden, kalten Polen herum irren, erfüllte meine Seele mit Wehmuth. Ich habe ſie bei Gneſen, auf einem freien, mit hohen Eichen romantiſch umzäunten Platze, genannt der Waldkrug, ſpielen ſehen; ſie führten ein Schauſpiel auf, betitelt: „Bianka von Toredo, oder die Beſtürmung von Caſtellnero," ein großes Ritter-Schauſpiel in fünf Aufzügen von Winkler; es wurde viel darin geſchoſſen, und gefochten und geritten, und innig rührten mich die armen, geängſtigten Prinzeſſinnen, deren wirkliche Betrübniß merklich ſchimmerte durch ihre betrübte Deklamation, deren häusliche Dürftigkeit ſichtbar hervor guckte aus ihrem fürſtlichen Goldflitter-Staate, und auf deren Wangen das Elend nicht ganz von der Schminke bedeckt war. — Vor Kurzem ſpielte hier auch eine polniſche Geſellſchaft aus Krakau. Für zweihundert Thaler Abſtandsgeld überließ ihr Madam Lentner die Benutzung des Schauſpielhauſes auf vierzehn Darſtellungen. Die Polen gaben meiſtens Opern. An Parallelen

zwiſchen ihnen und der deutſchen Truppe konnte es nicht fehlen. Die Poſener von deutſcher Zunge geſtanden zwar, daß die polniſchen Schauſpieler ſchöner ſpielten, als die deutſchen, und ſchöner ſangen, und eine ſchönere Garderobe führten u. ſ. w.; aber ſie bemerkten doch: die Polen hätten keinen Anſtand. Und das iſt wahr; es fehlte ihnen jene traditionelle Theater-Etikette und pompöſe, präziöſe und graziöſe Gravität deutſcher Comödianten. Die Polen ſpielen im Luſtſpiel, im bürgerlichen Schauſpiel und in der Oper nach leichten, franzöſiſchen Muſtern; aber doch mit der original-polniſchen Unbefangenheit. Ich habe leider keine Tragödie von ihnen geſehen. Ich glaube, ihre Hauptforce iſt das Sentimentale. Dieſes bemerkte ich in einer Vorſtellung des „Taſchenbuchs" von Kotzebue, das man hier gab unter dem Titel: „Jan Grudczynski, Staroſt von Rawa," Schauſpiel in drei Akten, nach dem Deutſchen von L. A. Dmuszewski. Ich wurde ergriffen von dem hinreißend ſchmelzenden Klagen-Erguß der Madam Szymkaylowa, welche die „Jadwiga," Tochter des in Anklagezuſtand geſetzten Staroſts ſpielte. Die Sprache des Herrn Wlodek, Liebhaber „Jadwiga's," trug daſſelbe ſentimentale Colorit. An die Stelle der tabackſchnupfenden Alten war ein ſchnupfender Haushofmeiſter, „Tadeusz Telempski," ſubſtituirt, den Herr Zebrowski ziemlich unbedeutend gab. Eine unvergleichliche Anmuth zeigten die polniſchen Sängerinnen, und das ſonſt ſo rohe Polniſche klang mir wie Italieniſch, als ich es ſingen hörte. Madam Skibinska beſeligte meine Seele als „Prinzeſſin von Navarra," als „Zetulba" im „Caliphen von Bagdad" und als „Aline." Eine ſolche „Aline" habe ich noch nie gehört. In der Scene, da ſie ihren Geliebten in den Schlaf ſingt und die bedrängenden Botſchaften erhält, zeigte ſie auch ein Spiel, wie es ſelten bei einer Sängerin gefunden wird. Sie und ihr heiteres Golkonda werden mir noch lange vor den Augen ſchweben und in den Ohren klingen. Madam Zawadzka iſt eine liebliche „Lorezza," ein freundlich ſchönes Mädchenbild. Auch Madam Wlodkowa ſingt trefflich. Herr Zawadzki ſingt den „Olivier," ganz vorzüglich, ſpielt ihn aber ſchlecht. Herr Romanowski giebt einen guten „Johann." Herr Szymkaylo iſt ein gar köſtlicher Bouffon. Aber die Polen haben keinen Anſtand! Viel mag der Reiz der Neuheit dazu beigetragen haben, daß mich die polniſchen Schauſpieler ſo ſehr ergötzt. Bei jeder Vorſtellung, die ſie gaben, war das Haus gedrängt voll. Alle Polen, die in Poſen ſind, beſuchten aus Patriotismus das Theater. Die meiſten polniſchen Edelleute, deren Güter nicht gar zu weit von hier entfernt liegen, reiſten nach Poſen, um polniſch ſpielen zu ſehen. Der erſte Rang war gewöhnlich garnirt von polniſchen Schönen, die, Blume an Blume gedrängt, heiter beiſammen ſaßen, und vom Parterre aus den herrlichſten Anblick gewährten.

Von Antiquitäten der Stadt Poſen und des Großherzogthums überhaupt

will ich Ihnen nichts schreiben, da sich jetzt ein weit erfahrenerer Alterthumsforscher, als ich bin, damit beschäftigt, und gewiß bald dem Publikum viel Interessantes darüber mittheilen wird. Dieser ist der hiesige Professor Maximilian Schottky, der sechs Jahre, in Auftrag unserer Regierung, in Wien zubrachte, um dort deutsche Geschichts- und Sprach-Urkunden zu sammeln. Angetrieben von einem jugendlichen Enthusiasmus für diese Gegenstände, und dabei unterstützt von den gründlichsten gelehrten Kenntnissen, hat Professor Schottky eine literarische Ausbeute mitgebracht, die der deutsche Alterthumsforscher als unschätzbar betrachten kann. Mit einem beispiellosen Fleiße und einer rastlosen Thätigkeit muß derselbe in Wien gearbeitet haben, da er nicht weniger als sechs und dreißig dicke, und zwar sehr dicke, und fast sämmtlich schön geschriebene Quartbände Manuskript von dort mitgebracht hat. Außer ganzen Abschriften altdeutscher Gedichte, die gut gewählt und für die Berliner und Breslauer Bibliothek bestimmt sind, enthalten diese Bände auch viele zur Herausgabe schon fertige, große, meistens historische Gedichte und Dichterblüthen des 13. Jahrhunderts, alle durch Sach- und Sprach-Erklärungen und Handschriften-Vergleichungen gründlich bearbeitet; hiernächst enthalten diese Bände prosaische Auflösungen von einigen Gedichten, die größtentheils dem Sagenkreise des König Arthus angehören, und auch die größere Lesewelt ansprechen können; ferner viele mit Scharfsinn und Umsicht entworfene Zusammenstellungen aus gedruckten und ungedruckten Denkmalen, deren Ueberschriften den meisten und wichtigsten Lebensverhältnissen im ganzen Mittelalter zur Bezeichnung dienen; dann enthalten diese Bände rein geschichtliche Urkunden, worunter eine in den Haupttheilen vollständige Abschrift der Gedenkbücher des Kaisers Maximilian I. von 1494—1508, drei starke Quartbände füllend, und eine Sammlung alter Urkunden, aus späterer Zeit, am wichtigsten sind, weil erstere das Leben des großen Kaisers und den Geist seiner Zeit so treu beleuchten, und letztere, die mit der alten Orthographie genau abgeschrieben sind, über viele Familienverhältnisse des östreichischen Hauses Licht verbreiten, und nicht jedem zugänglich sind, dem nicht, wie dem Professor Schottky, aus besonderer Gunst die Archive geöffnet werden. Endlich enthalten diese Bände über anderthalbtausend Lieder, aus alten, verschollenen Sammlungen, aus seltenen fliegenden Blättern, und aus dem Munde des Volkes niedergeschrieben: Materialien zur Geschichte der östreichischen Dichtkunst, dahin einschlagende Lieder und größere Gedichte, Auszüge seltener Werke, interessante mündliche Sagen, Volkssprüche, durchgezeichnete Schriftzüge der östreichischen Fürsten, eine Menge Hexenprozesse in Original-Akten, Nachrichten über Kinderleben, Sitten, Feste und Gebräuche in Oestreich, und eine Menge anderer sehr wichtiger und manchmal wunderlicher Notizen. Zwar von tiefer Kenntniß des Mittelalters und inniger Vertrautheit mit dem

Geiſte deſſelben zeugen die oben erwähnten ſinnreichen Zuſammenſtellungen unter verſchiedene Rubriken; aber dieſes Verfahren entſtammt doch eigentlich den Fehlgriffen der Breslauer Schule, welcher Profeſſor Schottky angehört. Nach meiner Anſicht geht die Erkenntniß des ganzen geiſtigen Lebens im Mittelalter verloren, wenn man ſeine einzelne Momente in ein beſtimmtes Fachwerk einregiſtrirt; — wie ſehr ſchön und bequem es auch für das größere Publikum ſein mag, wenn man, wie in Schottkys Zuſammenſtellungen meiſtens der Fall iſt, z. B. unter der Rubrik Ritterthum gleich Alles beiſammen findet, was auf Erziehung, Leben, Waffen, Feſtſpiele und andere Angelegenheiten der Ritter Bezug hat; wenn man unter der Frauen-Rubrik alle möglichen Dichter-Fragmente und Notizen beiſammen findet, die ſich auf das Leben der Frauen im Mittelalter beziehen; wenn dieſes ebenſo der Fall iſt bei Jagd, Liebe, Glaube u. ſ. w. Ueber den Glauben im Mittelalter giebt Profeſſor Schottky (bei Marx in Breslau) nächſtens ein Werk heraus, betitelt: „Gott, Chriſtus und Maria.“ In der „Zeitſchrift für Vergangenheit und Gegenwart“ welche Profeſſor Schottky nächſtes Jahr (bei Munk in Poſen) herausgiebt, werden wir von ihm gewiß viele der ſchätzbarſten Aufſätze über das Mittelalter und herrliche Reſultate ſeiner Forſchungen erhalten, obſchon dieſe Zeitſchrift auch einen großen Theil der allergegenwärtigſten Gegenwart umfaſſen, und zunächſt eine literariſche Verbindung Oſtdeutſchlands mit Süd- und Weſtdeutſchland bezwecken ſoll. Es iſt dennoch ſehr zu bedauern, daß dieſer Gelehrte auf einem Platze lebt, wo ihm die Hülfsmittel fehlen zur Bearbeitung und Herausgabe ſeiner reichen Materialien-Sammlung. In Poſen iſt keine Bibliothek; wenigſtens keine, die dieſen Namen verdiente. Auf der Allee hier, die Berliner Linden in Miniatur, wird jetzt eine Bibliothek gebaut, und, wenn ſie fertig iſt, mit Büchern allmählig verſehen werden, und es wäre ſchlimm, wenn die Schottky'ſchen Sammlungen ſo lange unbearbeitet und dem größern Publikum unzugänglich bleiben müßten. Außerdem muß man im wirklichen Deutſchland leben, wenn man mit einer Arbeit beſchäftigt iſt, die ein gänzliches Verſenken in deutſchen Geiſt und deutſches Weſen nothwendig erfordert. Den deutſchen Alterthumsforſcher müſſen deutſche Eichen umrauſchen. Es iſt zu befürchten, daß der heiße Enthuſiasmus für das Deutſche ſich in der ſarmatiſchen Luft abkühle oder verflüchtige. Möge der wackere Schottky jene äußern Anregungen nie entbehren, ohne welche keine ungewöhnliche Arbeit gedeihen kann. Es betrifft dieſe eine unſerer heiligſten und wichtigſten Angelegenheiten, unſere Geſchichte. Das Intereſſe für dieſelbe iſt zwar jetzt nicht ſonderlich rege im Volke. Es iſt ſogar der Fall, daß gegenwärtig das Studium altdeutſcher Kunſt und Geſchichts-Denkmale im Allgemeinen übel accreditirt iſt; eben weil es vor mehreren Jahren als Mode getrieben wurde, weil der Schneider-Patriotismus ſich damit breit machte, und

weil unberufene Freunde ihm mehr geſchadet, als die bitterſten Feinde. Möge bald die Zeit kommen, wo man auch dem Mittelalter ſein Recht widerfahren läßt, wo kein alberner Apoſtel ſeichter Aufklärung ein Inventarium der Schatten-Partien des großen Gemäldes verfertigt, um ſeiner lieben Lichtzeit dadurch ein Compliment zu machen; wo kein gelehrter Schulknabe Parallelen zieht zwiſchen dem Cölner Dom und dem Pantheon, zwiſchen dem „Nibelungen-Lied“ und der „Odyſſee,“ wo man die Mittelalter-Herrlichkeiten aus ihrem organiſchen Zuſammenhange erkennt, und nur mit ſich ſelbſt vergleicht, und das Nibelungen-Lied einen verſifizirten Dom und den Cölner Dom ein ſteinernes Nibelungen-Lied nennt.

Vorwort

zu

A. Weill's Sittengemälden

aus dem

elsässischen Volksleben.

Herr A. Weill, der Verfasser der elsässischen Idyllen, denen wir einige Geleitzeilen widmen, behauptet, daß er der erste gewesen, der dieses Genre auf den deutschen Büchermarkt gebracht. Es hat mit dieser Behauptung vollkommen seine Richtigkeit, wie uns Freunde versichern, die sich zugleich dahin aussprechen, als habe der erwähnte Autor nicht blos die ersten, sondern auch die besten Dorfnovellen geschrieben. Unbekanntschaft mit den Meisterwerken der Tagesschriftstellerei jenseits des Vater Rheins, hindert uns, hierüber ein selbstständig eignes Urtheil zu fällen.

Dem Genre selbst, der Dorfnovellistik, möchten wir übrigens keine bedeutende Stellung in der Literatur anweisen, und was die Priorität der Hervorbringung betrifft, so überschätzen wir ebenfalls nicht dieses Verdienst. Die Hauptsache ist und bleibt, daß die Arbeit, die uns vorliegt, in ihrer Art gut und gelungen ist, und in dieser Beziehung zollen wir ihr das ehrlichste Lob und die freundlichste Anerkennung.

Herr Weill ist freilich keiner jener Dichter, die mit angeborener Begabniß für plastische Gestaltung ihre stillsinnig harmonischen Kunstgebilde schaffen, aber er besitzt dagegen in übersprudelnder Fülle eine seltene Ursprünglichkeit des Fühlens und Denkens, ein leicht erregbares, enthusiastisches Gemüth und eine Lebhaftigkeit des Geistes, die ihm im Erzählen und Schildern ganz wunderbar zu statten kommt, und seinen literarischen Erzeugnissen den Charakter eines Naturprodukts verleiht. Er ergreift das Leben in jeder momentanen Aeußerung, er ertappt es auf der That, und er selbst ist so zu sagen ein passionirtes Daguerreotyp, das die Erscheinungswelt mehr oder minder glücklich und manchmal, nach den Launen des Zufalls, poetisch abspiegelt. Dieses merk-

würdige Talent, oder beſſer geſagt, dieſes Naturell, bekundet ſich auch in den übrigen Schriften des Herrn Weill, namentlich in ſeinem jüngſten Geſchichtsbuche über den Bauernkrieg und in ſeinen ſehr intereſſanten, ſehr pikanten und ſehr tumultuariſchen Aufſätzen, wo er für die große Sache unſerer Gegenwart auf's löblich Tollſte Partei ergreift. Hier zeigt ſich unſer Autor mit allen ſeinen ſozialen Tugenden und äſthetiſchen Gebrechen; hier ſehen wir ihn in ſeiner vollen agitatoriſchen Pracht und Lückenhaftigkeit. Hier iſt er ganz der zerriſſene, europamüde Sohn der Bewegung, der die Unbehagniſſe und Ekelthämer unſerer heutigen Weltordnung nicht mehr zu ertragen weiß, und hinausgaloppirt in die Zukunft, auf dem Rücken einer Idee ....

Ja, ſolche Menſchen ſind nicht allein die Träger einer Idee, ſondern ſie werden ſelbſt davon getragen, und zwar als gezwungene Reiter ohne Sattel und Zaum: ſie ſind gleichſam mit ihrem nackten Leibe feſtgebunden an die Idee wie Mazeppa an ſeinem wilden Roſſe auf den bekannten Bildern des Horaz Vernet — ſie werden davon fortgeſchleift, durch alle fürchterliche Conſequenzen, durch alle Steppen und Einöden, über Stock und Stein—das Dornengeſtrüpp zerfleiſcht ihre Glieder — die Waldesbeſtien ſchnappen nach ihnen im Vorüberjagen — ihre Wunden bluten — Wo werden ſie zuletzt anlangen? Unter doniſchen Koſacken, wie auf dem Vernet'ſchen Bilde? Oder an dem Goldgitter der glückſeligen Gärten, wo da wandeln jene Götter ....

Wer ſind jene Götter?

Ich weiß nicht, wie ſie heißen, jedoch die großen Dichter und Weiſen aller Jahrhunderte haben ſie längſt verkündigt. Sie ſind jetzt noch geheimnißvoll verhüllt; aber in ahnenden Träumen wage ich es zuweilen, ihren Schleier zu lüften, und dann erblicke ich ... Ich kann es nicht ausſprechen, denn bei dieſem Anblick durchzuckt mich immer ein ſtolzer Schreck und er lähmt meine Zunge. Ach! ich bin ja noch ein Kind der Vergangenheit, ich bin noch nicht geheilt von jener knechtiſchen Demuth, jener knirſchenden Selbſtverachtung, woran das Menſchengeſchlecht ſeit anderthalb Jahrtauſenden ſiechte, und die wir mit der abergläubiſchen Muttermilch eingeſogen .... Ich darf nicht ausſagen, was ich geſchaut ... Aber unſere geſünderen Nachkommen werden in freudigſter Ruhe ihre Göttlichkeit betrachten, bekennen und behaupten. Sie werden die Krankheit ihrer Väter kaum begreifen können. Es wird ihnen wie ein Mährchen klingen, wenn ſie hören, daß weiland die Menſchen ſich alle Genüſſe dieſer Erde verſagten, ihren Leib kaſteiten und ihren Geiſt verdumpften, Mädchenblüthen und Jünglingsſtolz abſchlachteten, beſtändig logen und greinten, das abgeſchmackteſte Elend duldeten ... ich brauche wohl nicht zu ſagen Wem zu Gefallen!

In der That, unſere Enkel werden ein Ammenmährchen zu vernehmen meinen, wenn man ihnen erzählt, was wir geglaubt und gelitten! Und ſie

werden uns ſehr bemitleiden! Wenn ſie einſt eine freudige Götterverſammlung, in ihren Tempelpaläſten ſitzen, um den Altar, den ſie ſich ſelber geweiht haben, und ſich von alten Menſchheitsgeſchichten unterhalten, die ſchönen Enkel, dann erzählt vielleicht einer der Greiſe, daß es ein Zeitalter gab, in welchem ein Todter als Gott angebetet und durch ein ſchauerliches Leichenmahl gefeiert ward, wo man ſich einbildete, das Brod, welches man eſſe, ſei ſein Fleiſch, und der Wein, den man trinke, ſei ſein Blut. Bei dieſer Erzählung werden die Wangen der Frauen erbleichen und die Blumenkränze ſichtbar erbeben auf ihren ſchönlockigten Häuptern. Die Männer aber werden neuen Weihrauch auf den Herd-Altar ſtreuen, um durch Wohlduft die düſteren, unheimlichen Erinnerungen zu verſcheuchen.

Geſchrieben zu Paris am Charfreitag 1847.

Heinrich Heine.

Nachtrag zu den Gedichten.

Notiz.

Die folgenden zwei Gedichte hat Heine im Schad'ſchen deutſchen Muſenalmanach vom Jahre 1854 mitgetheilt. Da wir erſt jetzt in den Beſitz des letzteren kamen, ſo konnten die beiden Poeſieen nicht unter die „neueſten Gedichte" im vierten Bande eingereiht werden.

Der Verleger.

Das Hohelied.

Des Weibes Leib iſt ein Gedicht,
Das Gott der Herr geſchrieben
In's große Stammbuch der Natur,
Als ihn der Geiſt getrieben.

Ja, günſtig war die Stunde ihm,
Der Gott war hochbegeiſtert;
Er hat den ſpröden, rebelliſchen Stoff
Ganz künſtleriſch bemeiſtert.

Fürwahr, der Leib des Weibes iſt
Das Hohelied der Lieder;
Gar wunderbare Strophen ſind
Die ſchlanken, weißen Glieder.

O, welche göttliche Idee
Iſt dieſer Hals, der blanke,
Worauf ſich wiegt der kleine Kopf,
Der lockige Hauptgedanke!

Der Brüſtchen Roſenknospen ſind
Epigrammmatiſch gefeilet;
Unſäglich entzückend iſt die Cäſur,
Die ſtreng den Buſen theilet.

Den plaſtiſchen Schöpfer offenbart
Der Hüften Parallele;
Der Zwiſchenſatz mit dem Feigenblatt
Iſt auch eine ſchöne Stelle.

Das iſt kein abſtraktes Begriffspoem!
Das Lied hat Fleiſch und Rippen,
Hat Hand und Fuß; es lacht und küßt
Mit ſchöngereimten Lippen.

Hier athmet wahre Poeſie!
Anmuth in jeder Wendung!
Und auf der Stirne trägt das Lied
Den Stempel der Vollendung.

Lobſingen will ich dir, o Herr,
Und dich im Staub' anbeten!
Wir ſind nur Stümper gegen dich,
Den himmliſchen Poeten.

Verſenken will ich mich, o Herr,
In deines Liedes Prächten;
Ich widme ſeinem Studium
Den Tag mitſammt den Nächten.

Ja, Tag und Nacht ſtudier' ich dran,
Will keine Zeit verlieren;
Die Beine werden mir ſo dünn —
Das kommt vom vielen Studieren.

Lied der Marketenderin.

(Aus dem dreißigjährigen Krieg.)

Und die Huſaren lieb ich ſehr,
Ich liebe ſehr dieſelben;
Ich liebe ſie ohne Unterſchied,
Die blauen und die gelben.

Und die Musketiere lieb ich ſehr,
Ich liebe die Musketiere,
Sowohl Rekrut als Veteran,
Gemeine und Offiziere.

Die Cavalerie und die Infanterie,
Ich liebe sie alle, die Braven;
Auch hab' ich bei der Artillerie
Gar manche Nacht geschlafen.

Ich liebe den Deutschen, ich lieb' den Franzos,
Die Welschen und Niederländschen,
Ich liebe den Schwed, den Böhm und Spanjol,
Ich lieb' in ihnen den Menschen.

Gleichviel von welcher Heimat, gleichviel
Von welchem Glaubensbund ist
Der Mensch, er ist mir lieb und werth,
Wenn nur der Mensch gesund ist.

Das Vaterland und die Religion
Das sind nur Kleidungsstücke —
Fort mit der Hülle! daß ich an's Herz
Den nackten Menschen drücke.

Ich bin ein Mensch und der Menschlichkeit
Geb' ich mich hin mit Freude;
Und wer nicht gleich bezahlen kann,
Für den hab' ich die Kreide.

Der grüne Kranz vor meinem Zelt,
Der lacht im Licht der Sonne;
Und heute schenk' ich Malvasir
Aus einer frischen Tonne.

Inhalt.

Seite

Der Doktor Faust. Ein Tanzpoem, nebst kuriosen Berichten über Teufel, Hexen und Dichtkunst 9
Die Götter im Exil 43
Die Göttin Diana. (Nachtrag zu den Göttern im Exil) 65
Geständnisse. Geschrieben im Winter 1854 75
Ludwig Marcus. Denkworte 121
Die romantische Schule 135
Der Schwabenspiegel 247
Shakespeare's Mädchen und Frauen 259
Briefe aus Berlin 347
Einleitung zur Prachtausgabe des Don Quixote 359
Ueber Polen 377
Vorwort zu A. Weill's Sittengemälde aus dem elsässischen Volksleben 401
Nachtrag zu den Gedichten:
1) Das Hohelied 404
2) Das Lied der Marketenderin 405